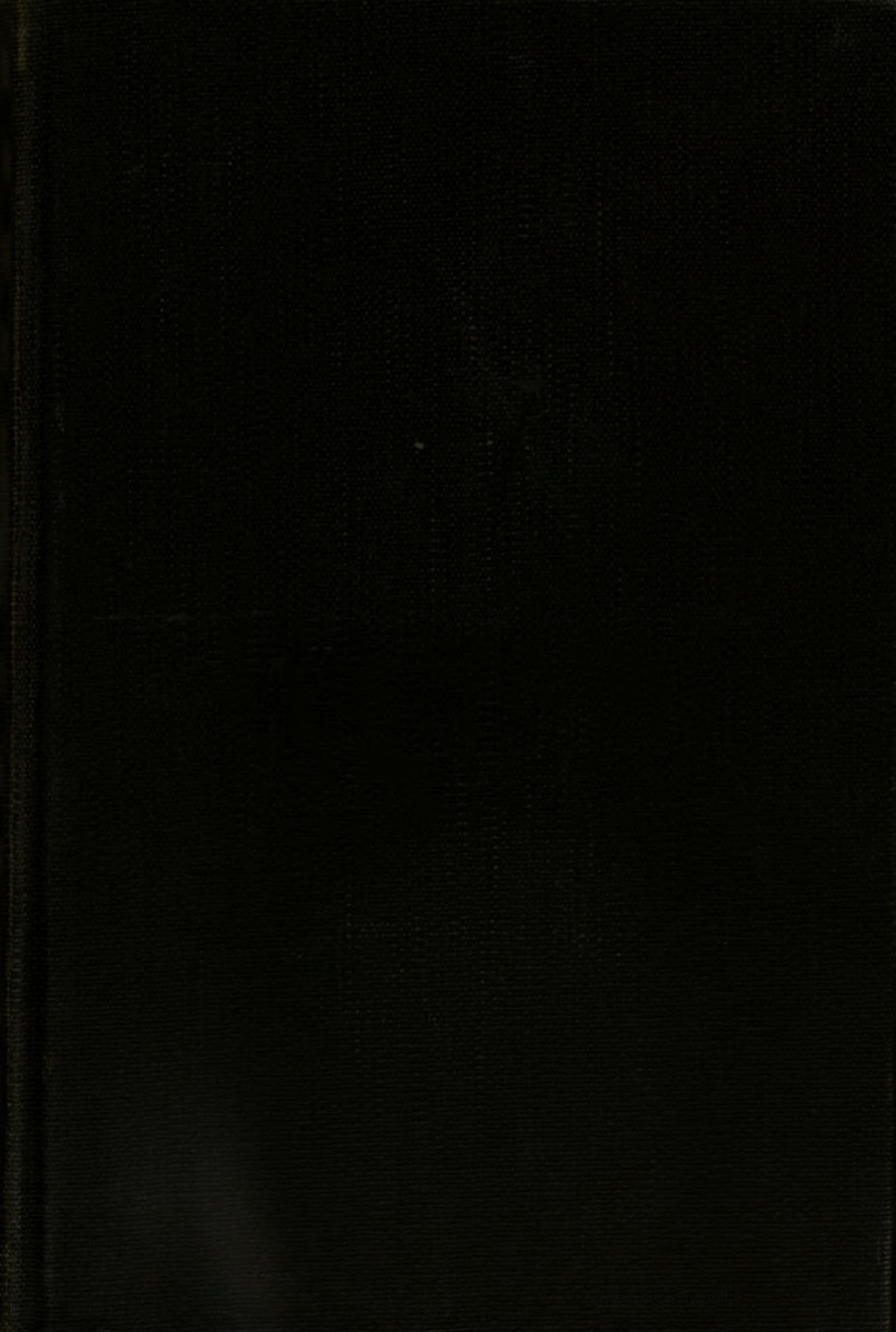



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

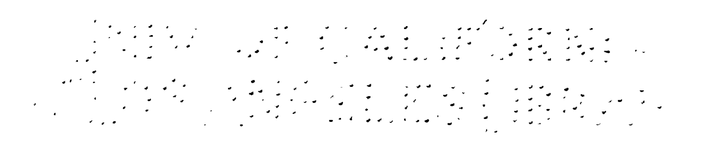


ABHANDLUNGEN

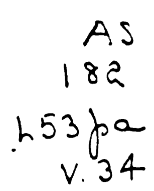
DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE DER SÄCHSISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

VIERUNDDREISSIGSTER BAND

MIT 3 TAFELN UND 8 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND 6 KARTEN AUF 2 TAFELN



LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER
1921



INHALT.

BRIEFE AUS DEM NACHLASS WILHELM WACKERNAGELS

HERAUSGEGEBEN UND ERLÄUTERT VON

ALBERT LEITZMANN

DES XXXIV. BANDES
DER ABHANDLUNGEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

N° I

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER
1916

Vorgetragen für die Abhandlungen am 6. Mai 1916.
Das Manuskript eingeliefert am 6. Mai 1916.
Der letzte Bogen druckfertig erklärt am 31. August 1916.

Vorwort.

Die vorliegende Veröffentlichung von Briefen hervorragender germanistischer Fachgenossen an Wilhelm Wackernagel wird dem freundlichen Entgegenkommen der Söhne Wackernagels, Herrn Geheimrats Professor JAKOB WACKERNAGEL und Herrn Staatsarchivars Dr. RUDOLF WACKERNAGEL in Basel, verdankt. Als ich mich mit der Bitte an sie wandte, die Briefe Lachmanns für eine geplante Gesamtausgabe seiner Briefe benutzen zu dürfen, stellten sie mir den gesamten germanistischen Briefnachlaß ihres Vaters zur Verfügung, aus dem ich ausgewählt habe, was mir für die nähere Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der germanischen Philologie wertvoll erschien. Das von den Altmeistern unsrer Wissenschaft erhaltene Briefmaterial ist vollständig in die ersten acht Abteilungen aufgenommen, die letzten vier bringen dagegen nur kurze Auszüge bemerkenswerter Stellen. Friedrich Diezens Briefe an Wackernagel hat bereits STENGEL (Erinnerungsgabe an Friedrich Diez S. 76) veröffentlicht. Wackernagels Antworten wurden, soweit sie im Nachlaß vorhanden sind, für die Anmerkungen benutzt.

Die biographischen Arbeiten über Wackernagel, die Darstellung seiner Jugendjahre bis zum Eintritt in Basel durch seinen Sohn Rudolf (Basel 1885) und den Nekrolog VÖGELINS (Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 329, wiederholt in den Kleineren Schriften 3, 434), setze ich als bekannt voraus.

Jena, 29. April 1916.

Albert Leitzmann.

Inhalt.

BRIEFE AUS DEM NACHLASS WILHELM WACKERNAGELS

HERAUSGEGEBEN UND ERLÄUTERT VON

ALBERT LEITZMANN

I. Briefe von Jakob Grimm.

1.

Wohlgeborner herr,

für das mir bereits vorigen monat zugekommne diplom, welches mich ganz unverdienter weise zum ehrenmitglied des Breslauer künstlervereins ernennt hat[1]), erstatte ich hiermit meinen schuldigen dank.

Durch die privatbeilage[2]) von Ihnen selbst haben Sie mich, so wie durch die vorausgegangnen frühern zusendungen sehr erfreut. Ich wünsche aufrichtig, daß Sie Ihren damit beurkundeten beruf zur bearbeitung der altdeutschen poesie bald an einem größeren beispiel zeigen mögen. Reizt Sie etwa nicht der Lanzilet zur herausgabe oder der Erek?[3]) dieser ist seit Primissers tod[4]) in niemandes händen, so viel ich weiß, und die beschaffenheit der handschrift wird oft zur conjecturalcritik nöthigen, der Sie, denke ich, nicht abgeneigt sind. Ferner wäre an Veldecks Eneit große ehre einzulegen und eine zurückführung auf den niederdeutschen dialect darf wohl versucht werden, ohne daß allzuviel gewagt würde.[5])

Meinen collegen Hoffmann[6]) bitte ich zu grüßen. hoffentlich

1) Wackernagel als Sekretär des genannten Vereins hatte das Diplom mit einem Begleitbriefe vom 26. Januar übersandt.

2) Es können wohl nur die „Gedichte eines fahrenden Schülers" (Berlin 1828) gemeint sein: vgl. darüber Jugendjahre S. 65.

3) Ulrich von Zazikhovens Lanzelet ist erst 1845 durch Hahn, Hartmann von Aues Erec 1839 durch Haupt zum ersten Male herausgegeben worden.

4) Alois Primisser (1796—1827), Kustos der Ambraser Sammlung in Wien, die auch die einzige Handschrift des Erec enthält, war am 25. Juli 1827 gestorben.

5) Heinrich von Veldekes Eneit war schon 1784 in Myllers Sammlung deutscher Gedichte abgedruckt: eine neue Bearbeitung gab 1852 Ettmüller; die ursprüngliche Mundart des Dichters einzuführen hat erst Behaghel 1882 versucht.

6) Wackernagels Freund August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), damals Professor der deutschen Philologie in Breslau.

läßt die fehde gegen seine äußere ruhe allmählich nach.[7]) Ich bin mit aufrichtiger hochachtung Ihr ergebenster

Cassel 22 apr. 1829. Jacob Grimm.

2.

Göttingen 28 novemb. 1830.

Ihr jüngster brief, werthester freund, an Benecken hat mir mein sündhaftes schweigen gegen Sie wieder recht zu gemüthe geführt, ich habe schon im anfang august beiträge zu den Rechts Alterthümern[1]) von Ihnen empfangen, die mir außerordentlich lieb waren, nicht bloß an sich und zum besten meines buchs, sondern auch, weil sie mir erfreulich zeigten, mit welcher theilnahme Sie es gelesen und mit welcher scharfen genauigkeit Sie hauptsache und nebendinge zu nehmen pflegen. Aber in welche zeit traf Ihr brief! in eine, wo ich vollauf zu thun, besuch von geliebten verwandten hatte und die pariser nachrichten[2]) einliefen. Also zu schneller antwort, die mir sonst meine dankbarkeit für Ihre güte auferlegt hätte, kam es nicht, und ein einmal aufgeschobner brief lauft bei mir gefahr ganz stecken zu bleiben; ich wollte Ihnen den abdruck der hymnen[3]) mitsenden, der sich von einer woche in die andere verspätete, jetzt aber vor dem brief in Ihre hände gelangt sein wird. Tragen Sie mir nun meine schuld nicht nach, ich will in zukunft auch rascher schreiben.

Von einer wiederauflage der Rechts Alterthümer verlautet noch nichts[4]), ich habe folglich musse Ihre zusätze und berichtigungen ordentlich einzutragen, ich selbst habe auch einen dicht beschriebnen quartant eigner nachträge gesammelt[5]) und vermag in jenem fall wenigstens viele bogen mehr zu geben. Neuausgearbeitete bücher haben noch eine innere wärme an sich, welcher der stoff von allen seiten zuströmt, später verfliegt jene zuweilen und man begnügt sich mit dün-

---

7) Über seine Fehde mit dem Oberbibliothekar Wachler berichtet HOFFMANN, Mein Leben 2, 59. 63.

1) Sie waren Göttingen 1828 erschienen.

2) Von der Julirevolution, der Vertreibung Karls X. und der Thronbesteigung Ludwig Philipps.

3) *Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotisca nunc primum edita*, Göttingen 1830.

4) Sie kam erst 1854 heraus.

5) Vgl. über ihn HEUSLERS und HÜBNERS Vorrede zur vierten Ausgabe der Deutschen Rechtsaltertümer 1, XXIII.

neren zusätzen, bis man zuletzt dann den ganzen kram liegen läßt. So sind mir die altdeutschen wälder[6]), meine schrift über den meistergesang[7]) beinahe gleichgültig geworden, hingegen trage ich zu den kindermärchen und den sagen[8]) fortwährend alles was mir aufstößt fleißig ein.

Unter dem mitgetheilten vor allem wichtig waren mir Ihre auszüge aus Helmbrecht und Lemberslint. warum ist das ganze stück nicht längst gedruckt?[9]) Benecke wird Ihnen einwendungen wider die strengalphabetische ordnung Ihres wörterbuches[10]), dem ich heiles wünsche, vortragen. In der that würde ich für jene strenge sein (da die wurzeln immer etwas unsicheres haben), wenn wir einen classischen text in einer orthographie in das glossar zu bringen hätten, wie bei griechischen und lateinischen autoren. Aber bei der schwankenden schreibung unserer quellen und ihrer verschiedenartigkeit scheint es mir allerdings, daß das alphabetische ordnen aller mit partikeln zusammengesetzten, bald so bald anders geschriebnen wörter aufschlagen und finden erschweren würde. Ein so durchgeführtes wörterbuch muß man wie ein buch von vornen bis hinten durchlesen, was ich mit dem Ihrigen hoffentlich thun werde, und insofern kann mir die einrichtung, welche Sie auch belieben, immer einerlei sein.

Beneckes anzeige der fundgruben[11]) ist mir zu kalt gewesen, er hätte Hoffmanns fleiß und eifer ausdrücklicher anerkennen sollen, so manches seltsame auch in dem buch ist, namentlich daß das glossar nicht zum buch selbst gehört[12]) und während es eine menge ordinärer wörter erklärt die neuen und wichtigen aus dem buch selbst meistens unerörtert läßt. Auch fehlts an andern misgriffen nicht, worüber ich dem Hoffmann schreiben will.[13]) allein die treue und hübsche ein-

---

6) Frankfurt 1813—16. 7) Göttingen 1811. 8) Berlin 1812 und 1816.

9) Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner wurde zuerst 1839 von BERGMANN herausgegeben.

10) In seinem Briefe an Benecke hatte Wackernagel von seinem Plane eines mhd. Wörterbuches zu den gelesensten Dichtungen gesprochen, worüber dieser in dem unten abgedruckten Briefe vom 27. Juni sich kritisch verbreitet; vgl. auch Jugendjahre S. 105. 108. 138.

11) Der erste Band von Hoffmanns „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur“ (Breslau 1830) ist von Benecke in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1830 S. 1641 besprochen worden.

12) „Glossar für das 12. bis 14. Jahrhundert, gemeinschaftlich von Hoffmann und Wackernagel“ Fundgruben 1, VI.

13) Dies geschah noch am gleichen Tage (Germania 11, 501).

richtung des ganzen hat mir etwas rührendes und wohlgefälliges. Ich hörte, daß Sie mit Hoffmann nicht mehr ganz auf dem alten fuße ständen; wahrscheinlich aber ist dem nicht so.

Herzlich betrübt vernehme ich, daß es Ihnen selbst nicht so geht, wie es sollte; ich wünsche, daß Sie bald zufriedengestellt werden; kann denn Meusebach[14]) nicht dazu mitwirken? Auch was Simrock betroffen haben soll thut mir leid, nicht bloß seinetwegen.[15]) ich bitte ihn zu grüßen. Von Schmellers Heliand habe ich in unsre anzeigen eine beurtheilung gegeben[16]), weil mir Graffs seine in den Berliner jahrbüchern[17]) gar zu unbedeutend vorkam. Er sagt daß er das werk schon in selbstgenommner abschrift jahrelang kenne und hebt dennoch das neue, wichtige und schwierige gar nicht aus!

Mein bruder grüßt Sie mit mir; ich verbleibe aufrichtig

Ihr ergebenster

Jac. Grimm.

3.

Göttingen 8 jan. 1832.

Werthester freund, Ihren brief durch herrn Burhenne[1]) hab ich erst gestern, den vom 26 december aber zwei tage früher empfangen; den schluß des letztern erklärte mir erst jener. Da gerade gelegenheit ist, so sende ich Ihnen die gewünschte Lachmannische abschrift der beiden gesellen[2]) auf der stelle, und lege einen abdruck von Laßbergs

---

14) Über Karl Hartwig Gregor VON MEUSEBACHS (1781—1847) Beziehungen zu Wackernagel vgl. Jugendjahre S. 69.

15) Karl SIMROCK (1802—76), ein Schüler Lachmanns, Referendar beim Kammergericht in Berlin, war wegen seines Gedichts auf die Julirevolution „Die drei Farben" durch königliche Kabinettsorder aus dem Staatsdienst entlassen worden.

16) Von Schmellers Ausgabe des Heliand (München, Stuttgart und Tübingen 1830) erschien eine Rezension Jakob Grimms in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1831 S. 66 (Kleinere Schriften 5, 104).

17) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1830 2, 374.

1) Wackernagels Brief vom 16. November 1831 hatte ein junger Mineraloge dieses Namens zur Beförderung übernommen.

2) Dieses Gedicht Rüdigers von Münre wurde erst in VON DER HAGENS Gesamtabenteuer 3, 37 unter dem Titel „Irregang und Girregar" gedruckt. Wackernagel wollte es in eine geplante Sammlung mhd. Erzählungen aufnehmen, die nicht zur Ausführung gekommen ist; vgl. darüber Jugendjahre S. 141.

Sigenot und Ecke[3]) bei, in der voraussetzung daß Sie beide noch nicht besitzen.

Den Lachmann grüßen Sie vorläufig; ich schreibe so bald ich kann.

Ihre abhandlung[4]) empfange ich mit größtem dank, ich habe nur erst hineingeblickt und gesehen, daß sie höchst willkommne ausführungen liefert. Ich muß mir nun einige stunden ausmitteln, in denen ich sie ruhig lesen kann, und behalte mir vor alsdann darüber zu schreiben.

Ich wollte nur, Sie wären endlich auch in der äußeren lage, die Ihren kenntnissen und neigungen (beide bedingen einander) angemessen ist. meiner vorstellung nach passen Sie unbesehens herrlich in ein archiv. von dem dortigen archiv sind mir dinge erzählt worden, die beweisen, daß mehrere seiner angesehensten beamten, obgleich sie nun schon lange darin gearbeitet haben, nicht eben tauglichkeit dafür gewonnen haben. Kann denn unser Meusebach gar nichts erwünschtes für Sie ausrichten?

Herr Simrock beschämt uns mit angenehmen geschenken. Den armen Heinrich hat Wilhelm angezeigt[5]), Ihren Hexameter aber Benecke.[6]) *kleib stuben kalixti* pp.[7]) steht auch im liederbuch der Häßlerin[8]), wovon ich eine abschrift bei Laßberg sah, das Ihnen aber noch zugänglicher ist.

Die *p.* 13[9]) angeführte handschrift von 1440 lautet folgendergestalt:

sehe korn egidij habern gersten benedicti
see hanff vrbani wicken linssen kyliani
setz pflantzen viti haw das krawt colomani

---

3) Erschienen 1830 und 1832 ohne Ortsangabe.

4) „Über Konjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griechischen und Lateinischen“ im ersten Supplementband von SEEBODES und JAHNS Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik S. 17.

5) Simrocks Übersetzung von Hartmanns Armem Heinrich (Berlin 1830) ist von Wilhelm Grimm besprochen in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1831 S. 967 (Kleinere Schriften 2, 426).

6) Wackernagels „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock“ (Berlin 1831; Kleinere Schriften 2, 1) ist besprochen ebenda 1831 S. 1063.

7) Vgl. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 29.

8) In HALTAUS' Ausgabe der Hätzlerin S. LXVIII.

9) Vgl. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 29 Anm. 24.

trag sperber sixti vach wachteln bartholomei
kleib stüben kalixti haitz wol natalia cristi
kauff holcz si velis wiltus haben michaelis
grab ruben adape sews kraüt vidi domini
heb an martini trinck wein per circulum anni
yß lemproten blasii vnd hering oculi mei.

wahrscheinlich finden wirs noch mehr.

Jac. Grimm.

4.

Göttingen 10 aug. 1832.

Verehrter freund, auf der dortigen bibliothek findet sich eine pergamenthandschrift in 8 oder kleinquart, verschiedne poetische stücke, Persius, Aesop und darunter auch auf 11 blättern einen *Isengrinus* enthaltend. Hätten Sie wohl die güte diese 688 verse des *Isengrinus* für mich mit Mones ausgabe[1]) zu vergleichen; der erste vers

contigit arreptum forti languore leonem

steht bei Mone 2, 31 oder *pag.* 84. Die letzten aber

Noster in hac opera rex esto per hocque favoris
pignus habe nostri tortor et esto lupis.
Ille refert: decus hoc mea non sibi vendicat aetas
dimidians lustrum. sicque solutus abit.

kann ich im druck nicht finden, vermuthe also dass die handschrift theils mehr theils weniger hat. Ich will über Reinhart Fuchs schreiben[2]) (dabei auch das mhd. gedicht[3]) und andres drucken lassen) und da könnte jenes lateinische fragment einzelne für das ganze wichtige verse liefern. Es reicht aber hin, wenn ich die collation in einem monat erhalte, binnen welcher zeit Sie wohl einige stunden darauf verwenden können.

Vielleicht, dass Ihnen einzelne zeugnisse über das alter dieser thierfabel aufgestoßen sind, die ich noch nicht kenne. Das frühste mir bekannte ist das des Guibertus, und bestimmt aus dem jahr 1112.[4])

1) *Reinardus vulpes*, Stuttgart 1832.
2) Das Buch erschien Berlin 1834. Über die Berliner Handschrift des Isengrimus vgl. dort S. LVII.
3) Von Heinrich dem Glichezäre (ebenda S. 25).
4) Vgl. ebenda S. CXCV.

Die fabel muss aber früher da gewesen sein. Alle beziehung auf Zuentibold, Reginarius (Renier!) verwerfe ich, wie Sie sich denken können.[5])

Ich habe zwar schon Lachmannen gebeten mich bei Ihnen zu entschuldigen; wiederhole aber hier ausdrücklich meinen späten dank für Ihren schönen aufsatz in Jahns zeitschrift.[6]) Wenn ich wieder über die materie gerathe will ich ihn treulich nutzen.

Von Wilhelms Freidank[7]) sind schon 6 bogen gedruckt. Wir grüßen beide freundschaftlichst.

Ihr Jac. Grimm.

Herr Ziegler[8]) war nur einige stunden hier; was mir leid that.

Noch bitte ich Graffen[9]) gelegentlich zu fragen, ob er im merz westphälische glossen bekommen, die ich einem reisenden mitgegeben?

5.

Göttingen 7 dec. 1832.

Ich habe mich, werthester freund, Ihrem auftrage sogleich auf das eifrigste unterzogen, aber wenig ausgerichtet.[1]) Es wurde mir ein statut der facultät entgegengestellt, wonach sie abwesende nur promovieren darf, wenn sie in öffentlichen ämtern stehen. Soviel ich weiss, ist herr Simrock jetzt nicht angestellt. Ich selbst habe mit der facultät nichts zu thun und weiss nicht ob sie sich sonst abweichungen von jener regel erlaubte. Hofrath Heeren[2]), dem ich herrn Simrocks bücher zusandte, versprach indessen nochmals mit den übrigen herrn der facultät, namentlich dem hofrath Schulze[3]), der jetzt decan ist, zu reden. Erst heute morgen, und das ist ursache meiner verspäteten antwort, meldet mir Heeren die bestätigung jener entscheidung, sollte das hindernis in der folge gehoben werden, so werde sich die facultät eine ehre

---

5) Zu diesen Hypothesen Mones vgl. ebenda S. CCLII.

6) Vgl. oben Nr. 3 Anm. 4.

7) *Vridankes Bescheidenheit* erschien Göttingen 1834.

8) Oberlehrer Ziegler hatte Wackernagels Brief vom 10. Juli überbracht.

9) Eberhard Gottlieb GRAFF (1780—1841), der Bearbeiter des Ahd. Sprachschatzes, lebte seit 1830 amtlos seinen gelehrten Arbeiten in Berlin.

1) Am 26. November hatte Wackernagel brieflich den Wunsch Simrocks vorgetragen, auf Grund seiner bisher gedruckten Werke von der Göttinger Universität den Doktortitel zu erhalten.

2) Arnold Hermann Ludwig HEEREN (1760—1842), Professor der Geschichte in Göttingen.

3) Gottlob Ernst SCHULZE (1761—1833), nach seinem Hauptwerk Aenesidemus genannt, Professor der Philosophie in Göttingen.

daraus machen, dem geäusserten wunsch zu entsprechen. Bin ich im irrthum, und ist herr Simrock noch in preussischen diensten, so findet durchaus keine schwierigkeit statt.

Es thut mir leid dass ich in einer solchen kleinigkeit Ihnen und Ihrem freunde nicht zu dienen vermag. Nehmen Sie beide meinen herzlichen gruss und dank für das schöne geschenk des buchs über Walther.[4]) Ein ander mal mehr, jetzt drängt es zu schliessen, damit Sie nicht länger harren.

Jac. Grimm.

6.

Lieber freund, ich bin vor einigen tagen zwar nicht unmittelbar aber durch die andere hand gefragt worden, ob Sie wohl geneigt wären, einem an Sie ergehenden rufe nach Basel als Professor mit 400 kronthalern gehalt zu folgen? vielleicht sind Sie unterdessen schon unmittelbar darum angegangen worden. Ich habe geantwortet, man könne keinen taugliccheren mann für deutsche sprache und literatur berufen, und ich glaube, Sie sollten hingehen. Dort in Preußen scheint Ihnen, nach so langem harren, nichts aufzubleiben; man verlangt vorträge über deutsche philologie und literatur, nebenbei 6—8 stunden am pädagogium wöchentlichen unterricht. Beidem sind Sie völlig gewachsen. Durch vorlesungen für ein gemischtes publicum würde sich außerdem viel verdienen lassen. Überlegen Sie die Sache auch mit Lachmann. Hat man sich unmittelbar an Sie gewandt, so brauche ich keine antwort, wünsche aber der unterhandlung das glücklichste gedeihen. Von herzen

Göttingen 21 jan. 1833. Ihr Jac. Grimm.

7.

Göttingen 17 jul. 1833.

Lieber freund, ich will meine antwort und meinen dank nicht noch länger aufschieben. Bald nach Ihrer abreise[1]) wurden wir noch durch

4) Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock und erläutert von Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel, Berlin 1833.

1) Auf der Reise in die neue Baseler Stellung hatte Wackernagel Anfang April Göttingen besucht und zwei Tage im Hause der Brüder Grimm verlebt: vgl. Jugendjahre S. 184.

Meusebachs, und einige tage später durch Lachmanns besuch erfreut.[2]) Das war aber das ende der guten zeit. Im mai war Dortchen[3]) mit den kindern nach Cassel gereist, seit dieser reise brachen trauer und bekümmernis über uns ein. Meine gute schwester fiel in eine schwere, lange krankheit, der sie endlich erliegen muste.[4]) Die schwägerin, durch pflege und sorge erschöpft, erkrankte hinterher an dem nämlichen übel (einer brustentzündung), ist uns aber von Gott erhalten worden. Ich reiste dreimal hin, das letztemal die geliebte schwester zu begraben. Wilhelm war fast immer dort. Der ganze haushalt war auf das unseeligste gestört. Nach und nach sind sie heimgekehrt, Wilhelm ist aber nun nach Wisbaden gereist, um die ihm sehr nothwendige badekur zu versuchen. Der himmel lasse ihn vollständig genesen und verleihe uns wieder beruhigung.

Es ist erfreulich daß Ihnen der aufenthalt im süden und Ihre ganze neue stellung behagt. ich wünsche dazu alles glück. für die mythologischen auszüge aus dem schweizerprediger danke ich schönstens, durch Ihr antrittsprogramm[5]) hoffe ich ihn künftig noch näher kennen zu lernen. Sie haben mir aber eine heimliche freude gemacht durch das eingelegte gedicht von Isegrim und Hersent aus dem dresdner codex[6]) und dadurch meiner arbeit wesentlich gedient. Diese hat auch nur langsamen fortschritt gemacht, nicht mehr als 12 bogen sind gesetzt.

Sein Sie herzlich gegrüßt.

Jacob Grimm.

8.

Göttingen 1. dec. 1833.

Lieber freund, ich hätte Ihnen schon lange schreiben sollen; jetzt treibt mich weniger dazu das bewustsein meiner säumnis, die Sie mir zu gut halten (ich stecke täglich in arbeiten und bin dazu nicht recht

2) Vgl. darüber Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 187. 382.

3) Dorothea GRIMM, geb. WILD (1793—1867), Wilhelms Frau.

4) Lotte HASSENPFLUG, geb. GRIMM (1793—1833): über ihren am 15. Juni erfolgten Tod vgl. Ludwig GRIMM, Lebenserinnerungen S. 475.

5) Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur, Basel 1833. Dort spricht Wackernagel S. 16 und 39 von Albrecht dem Kolben, Kirchherrn von Sewis, der oben gemeint ist.

6) „*Von dem wolf und sinem wip*“ (Reinhart Fuchs S. 333).



gesund), als die sorge um Sie, daß die neusten baseler händel[1]) mehr oder weniger übel auf Ihre dortige, kaum wurzelnde, stellung wirken können. über Kellers[2]) schiedspruch sind alle entrüstet, die ich davon reden höre; kann man denn geistige dinge, wie eine universität zersägen gleich canonen? Sie gehen auf keinen fall nach Liestal, eher, wenn Basel zerfällt, als professor nach Bern, wo so viel handschriften Ihrer warten. aber am liebsten wäre mir, die sache gestaltete sich noch so, daß Sie mit ehren und lust zu Basel bleiben könnten. Die nachricht von Ihrem letzten wichtigen fund[3]) hat mich sehr erfreut; solcher entdeckungen zeit ist noch nicht vorüber, neulich fand Pertz[4]) fast zufällig, wie ihm das glück überall wohl will, zu Würzburg einen gänzlich unbekannten beträchtlichen deutschen chronisten des 10, sage zehnten jahrhunderts (versteht sich in lateinischer sprache), der nun gleich den nächsten band der *monumenta* schmücken soll.[5]) Melden Sie doch bald etwas genaueres von Ihrem manuscript, und ob gar keine weltliche anspielungen darin vorkommen.

Lachmann hat sehr lange, d. h. seit seiner ferienreise nach Copenhagen nicht geschrieben. Beneckes wörterbuch zu Iwein[6]) ist seit drei wochen fertig, er wird Ihnen, ich weiß nicht auf welchem wege, ein exemplar zusenden. mir ist die arbeit vielleicht in zukunft einmal nützlicher, als diesen augenblick, wo ich ganz befangen bin in realien; die citate zu *unt* oder *der diu daz* wird wohl nie eine seele aufschlagen, allein es war schwer eine, und also nöthig keine grenze zu stecken; das wirklich überflüssige verschwendet verhältnismäßig doch nur einen geringen raum. Die langsamkeit, womit mein Reinhart gedruckt wird, ist verdrießlich und die hauptursache der aufgeschobnen antwort. ich gedachte ihn zu übersenden, jetzt wird er aber erst in 4, 5 wochen fertig sein. den aufenthalt verschuldet das ausbleibende

---

1) Genaueres über diese Vorgänge gibt HEUSLERS Buch „Die Trennung des Kantons Basel" (Basel 1839).

2) Friedrich Ludwig KELLER (1799—1860), Professor des Zivilrechts und Präsident des großen Rats in Zürich.

3) Notkers Schrift „*De partibus logicae*" mit eingestreuten ahd. Sprichwörtern, von Wackernagel zuerst in den Altdeutschen Blättern 2, 133 veröffentlicht.

4) Georg Heinrich PERTZ (1795—1876), Bibliothekar und Archivrat in Hannover.

5) Vgl. PERTZENS Reisebericht im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 7, 106.

6) Wörterbuch zu Hartmannes Iwein, Göttingen 1833.

papier, dafür ist es ziemlich gut, und besser als der druck. das ganze wird 450 seiten text und gegen 300 commentar füllen, über dem ich jenen vielleicht etwas vernachlässigt habe, besonders in den bogen der ersten hälfte, die in bewegter gemütsstimmung durchgesehn wurden. Nach dem ende des drucks will ich unmittelbar zum druck und zur ausarbeitung der mythologie[7]) übergehen. der Reinhart ist mir wegen mancher behauptung und ausführung nun doch lieb geworden; unter den wenigen an deren urtheil darüber mir etwas gelegen ist, stehen Sie mit vornen an. Ich werde Ihnen ein exemplar zur besorgung an Laßberg mitschicken, der mir seit jahren nicht geschrieben hat.

Gehen Sie doch in ein paar baldigen zeilen auf nichts ein, als auf Ihre persönlichen verhältniße, und beruhigen uns darüber. auch Wilhelm, dem die badekur treflich bekommen ist, nimmt daran den größten theil. ich bleibe von herzen

Ihr Jacob Grimm.

auch ich wohnte dort einmal bei einem Kaufmann Reginer (?) in der Johannisvorstadt, einquartiert.[8])

9.

[Göttingen, 26. december 1833.][1])

Ich säume nicht, lieber freund, Ihnen die virgilianischen glossen[2]) zu übersenden, abgeschrieben von einem artigen kranken mädchen, das kein wort lateinisch noch altdeutsch versteht.

Aber viel größeren dank bin ich Ihnen schuldig für die geschickten schweizersagen und märchen, die fast alle sehr hübsch und reinlich aufgenommen sind, besonders die von den erdmännlein auf der Ramsfluh.[3]) ich kann einzelnes unmittelbar davon in mein buch verwenden, und Sie und Ihre schüler haben mir damit einen rechten gefallen gethan. Wo man nur richtig anfaßt und einschlägt, sind noch

7) Die „Deutsche Mythologie" erschien ebenda 1835.

8) Im Januar 1814: vgl. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit S. 228.

1) Das fehlende Datum ergibt sich aus der erwähnten Mondfinsternis.

2) Wackernagel hatte am 14. Dezember 1833 um eine Abschrift der virgilianischen Glossen aus ARETINS Beiträgen zur Geschichte und Literatur 7, 292 gebeten, die die ahd. Verse aus der St. Galler Rhetorik enthalten.

3) Die Sage ist in der mundartlichen Aufzeichnung mitgeteilt in der Deutschen Mythologie[4] S. 372 Anm. 3.



allerwegen unter dem volk schätze von poesie zu heben. Die wichtigsten beweise in meinem Reinhart stützen sich auf solche überlieferungen; er wird in einigen wochen fertig, dann sollen Sie ihn auf der post erhalten.

Mitten unter den betrübenden nachrichten aus Basel hat mich gewaltig gefreut, daß Sie den ruf nach Zürch verworfen haben. dieser entschluß wird Ihnen schon frucht tragen.

Ein publicum über die Germania habe ich auch schon lange vor, bin aber noch nicht dazu gekommen.

Bei gelegenheit von Barths einfältigem buch über die Kabiren[4]) schrieb ich voriges jahr ein paar worte in die hannoverische politische zeitung (von Pertz), daß *alx, alcis* vermutlich das goth. *alhs*, alts. *alah* sei.[5])

Gute nacht. geschrieben während der schönen mondsfinsternis unter beständigem laufen nach dem fenster.

Jac. Grimm.

1814 wohnte ich zu Basel in der Johannisvorstadt einquartiert bei einem kaufmann Riginer (?).

10.

Göttingen 25. jan. 1834.

Hier folgt nun, lieber freund, nachdem der zaudernde setzer und buchbinder endlich das ihrige gethan haben, der Reinhart. sobald Sie gelesen haben, nach Ihrem ersten eindruck, schreiben Sie mir, ob anlage und ausführung gelobt werden können oder getadelt werden müßen? spätere zusätze und berichtigungen bekomme ich sicher von Ihnen. von Lachmann habe ich noch nichts gehört.[1])

Nun thun Sie mir aber auch noch den gefallen, die beilage an Laßberg und Castiglione[2]) gleich zu besorgen. ich meine, ein wagen geht über Zürich nach Italien, vielleicht aber wissen Sie dort bessere gelegenheit. Sind auslagen zu machen, so erstatte ich sie.

Jetzt hänge ich an dem zweifel, ob in der amsterdamer hand-

---

4) Die Kabiren in Deutschland, Erlangen 1832.

5) Der Artikel erschien in der Hannoverschen Zeitung vom 28. Januar 1832 (Kleinere Schriften 7, 534).

1) Ihm war der „Reinhart Fuchs" gewidmet.

2) Carlo Ottavio Graf CASTIGLIONE (1784—1849), der Herausgeber der Mailänder Bruchstücke des Wulfila.

schrift des Reinaert der beginn nicht ganz anders zu nehmen ist, als CXLIX geschieht? nemlich: *die Madok maecte* kann auch, und der construction nach offenbar besser heißen: der den Madok dichtete. gerade wie auch *vele boeke* accusativus ist. also kein beiname Willems, sondern titel eines von ihm gedichteten werks. aber welches werk mag gemeint sein? Madoks träume und visionen? im *Roman de la rose*, der in der comburger handschrift beginnt, erscheint kein Madok. ja, Madok läßt sich immer noch wie ein dichtername in Flandern an, vgl. Roqueforts *table*: Mados d'Arras. aus den übrigen literaturen weiß ich kein buch, dessen held so hieße.[3])

für mich heißts jetzt: *explicit Reinardus, incipit* die mythologie.

Von herzen Ihr

Jac. Grimm.

finden Sie doch nicht unerlaubt, daß ich das buch an Castiglione ungepackt lasse und Sie bitte es zu besorgen; ich fürchte mein umschlag verdirbt bis Basel.

II.

Göttingen 20 merz 1834.

Lieber freund,

von Wien ist mir das beiliegende bruchstück zugekommen, das wiederum zu Ihrem Notkerschen oder *quasi* Notkerschen werke gehörig scheint.[1]) ich sende es Ihnen unverzüglich zu, da Sie vielleicht eine arbeit unter der hand haben, wobei es Ihnen nöthig oder nützlich ist.

Kaum erkläre ich mir Ihr schweigen seit dem empfang meines paquets vom 24 januar, auch Laßberg antwortet nicht eine silbe, doch von ihm bin ichs eher gewohnt. kränkelt er etwa? Sie sind doch selbst nicht gar krank gewesen?

Ich denke mir, dass Sie eine ferienreise nach Sanct Gallen oder Bern machen. nach Hänel[2]) *p.* 719 *no.* 969 liegen zu Sanct Gallen thierfabeln in reimen des 15 jahrhunderts. Nach Sinners *extraits*[3]) *p.* 35 zu Bern *le dit du lyon*, in 8silbigen versen (wie ja alle sind!). An dieser orte jedem werden Sie leicht noch viel besseres auffinden.

---

3) Vgl. über Madoc MARTINS Ausgabe des Reinaert S. XIV.

1) Eine weitere Handschrift der Schrift „*De partibus logicae*": vgl. PIPERS Notker 1, XII.

2) *Catalogi librorum manuscriptorum qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae magnae, Hispaniae, Lusitaniae asservantur*, Leipzig 1830.

3) *Extraits de quelques poésies du XII., XIII. et XIV. siècle*, Lausanne 1759.

hern Isengrîn Ls. I, 299[4]) hatte ich längst angemerkt und doch ist er bei der ausarbeitung vergessen worden; schlimmer viel anderes.

Ihr fabelverzeichnis[5]) sollte beigepackt werden und ist durch versehen noch hier geblieben. also bei nächster gelegenheit, da Sie es schwerlich gleich brauchen.

Vorgestern habe ich geschlossen und nun 4 oder 5 wochen einige ruhe, dann kommt der leidige sommer mit den nachmittagsstunden auf der bibliothek.

Sein Sie gegrüsst.

Jac. Grimm.

12.

Göttingen 14 juni 1835.

Lieber freund, ein reisender Schweizer soll Ihnen diesen brief mitbringen (durch einen andern haben Sie doch vorigen herbst Ihr fabelregister richtig wieder erhalten?) und vor allem meinen dank für Ihr übersandtes lesebuch, welchen dank die beifolgende anzeige nicht im geringsten zu beschränken beabsichtigt.[1]) wäre ich seit dem herbst schreiblustiger gewesen, so hätten Sie den Notkerschen brief[2]) längst gehabt und vielleicht eine stelle in Ihrer vorrede nicht geschrieben; Wilhelms fortwährende gefährliche krankheit (sie ist auch heute noch nicht beschworen) hat mir alles verleidet, und nur das allernöthigste ist wie mechanisch fortgetrieben worden, was zum theil auch meine mythologie trift, der ich freilich auch alle besseren stunden zuzuwenden trachtete. Ihr buch wird hoffentlich den erwünschten absatz finden, einige studenten haben es sich gleich auf meinen rath angeschaft, und bereuen es nicht. Ich grif zuerst nach den besternten stücken, und hätte sie manchmal länger gewünscht, und dafür andern excerpten abgezogen. Noch sind mir nicht alle Ihre neuerungen deutlich, z. B. die capitalen R von kleinerm typus in der mitte (z. b. 759). Auch be-

---

4) In der Erzählung von der zeltenden Frau in Laßbergs Liedersaal.

5) Ein handschriftliches Verzeichnis mittelalterlicher Fabeln hatte Wackernagel schon im Sommer 1832 Jakob Grimm zur Benutzung überschickt.

1) Wackernagels „Altdeutsches Lesebuch" (Basel 1835), der erste Band des „Deutschen Lesebuchs", ist von Jakob Grimm in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1835 S. 907 (Kleinere Schriften 5, 187) besprochen worden.

2) Notkers Brief an Hugo von Sitten über seine literarische Tätigkeit, den Grimm in der soeben zitierten Rezension (ebenda 5, 190) zuerst veröffentlicht hat.

kenne ich daß mir die zerschneidung der langzeilen in den Nibelungen und Gudrun zuwider ist, schon in Lachmanns ausgabe, es ist fast als wollte man hexameter nach der caesur zerstücken. der epische eindruck wird einem durch jene einrichtung äußerlich verkümmert.

Mein buch wird so saumselig gedruckt, daß es mir ganz den spaß verdirbt, den ich mir anfangs davon versprach. erst sind 592 seiten text gesetzt, außer einem anhang, und noch über 100 stehn zurück; alle vierzehn tage bringt der setzer einen bogen fertig. Noch nie hab ich ein buch so einsam gearbeitet, Wilhelm ist ganz unempfänglich und äußert sich nicht darüber, auch Lachmann, dem ich aushängebogen schicke, thut es nicht, entweder weil es ihm nicht gefällt oder er zu tief in den agrimensoren[3]) steckt. Benecke der die aushängebogen der grammatik mit eifer las, kümmert sich nicht um mythologie und bedauert die zeit, die ich darauf wende. ich werde also auf keine weise zurechtgewiesen, weder auf der rechten bahn bestärkt, noch von der falschen abgelenkt. Ihre frühern beiträge habe ich meistens genutzt, manches davon hatte ich auch selbst gefunden, einigemal vergaß ich den rechten zeitpunct der benutzung.

Wilhelm wird Ihnen, wenn er kann, einige zeilen hinzuschreiben, er wollte gern selbst danken.

Nehmen Sie mit allem vorlieb. Ihr

Jac. Grimm.

Das blatt lag bei Wilhelm, es trat wieder eine verschlimmerung ein (das leiden ist jetzt fast bloß nervos, heftiger kopfschmerz), darüber blieb der brief liegen; heute laß ich ihn abgehn, Wilhelm bittet mich in seinem namen zu danken, seit acht tagen gehts besser, aber er fühlt sich unaufgelegt zu schreiben und zu arbeiten. 12 juli.

herzlichen gruß.

13.

[Göttingen,] 20 oct. 1835.

Hierbei, lieber freund, sende ich Ihnen die mythologie mit der bitte, das andere exemplar, nebst einem hineingelegten briefchen gelegentlich dem edeln *Laßbergäre* zukommen zu lassen. Sobald Sie lust und zeit zum durchlesen haben verhelen Sie mir nicht was Sie davon denken, und welchen eindruck, günstigen oder ungünstigen, Ihnen das ganze macht. Früher, wenn ich nicht irre, waren Sie solchen mytho-

3) Lachmanns im Verein mit Blume und Rudorff unternommene Ausgabe der Schriften der römischen Feldmesser erschien erst Berlin 1848.



logischen gedanken abhold; ich selbst bin jetzt einigen hauptergebnißen, namentlich dem zusammenhang deutscher und celtischer mythen, mehr zugethan als sonst, ohne deshalb in die monesche manier[1]) zu verfallen. Die sachen müßen sich erst ruhig setzen: sie in einige gährung zu bringen schien mir die rechte zeit. Dissen[2]) hat mir den Gerlachischen text der Germania[3]) geliehen, aus dem ich sehe, daß Sie einen commentar dazu nachfolgen lassen. da werden Sie nicht umhin können, sich über manches auszulassen, was ich in der mythologie vorbringe, aber auch noch viel anderes erläutern, worauf ich mich freue. Ehe ich von dieser neuen ausgabe wuste hatte ich eine vorlesung auf diesen winter über die Germania angekündigt und den entschluß gefaßt für die zuhörer den text, nebst auszügen aus annalen und historien abdrucken zu lassen.[4]) ich lege Ihnen den ersten bogen zur ansicht bei, damit Gerlach nicht ohne noth etwas davon erwartet. ich habe dabei seine recension, die von Bach, Ruperti, Walther und Passow[5]) vor augen gehabt. Jener auszüge wegen wird die Germania kaum $^1/_4$ des buchs machen. Diese sachen können nicht oft genug gedruckt und erwogen werden.

Ihr stillschweigen auf meine recension Ihres lesebuchs hat einmal in mir den gedanken, es verdrieße Sie etwas darin, aufsteigen lassen; ich habe ihn jedoch gleich verjagt. eher glaube ich, daß Sie beabsichtigen Ihre samlungen über Notkers und seiner mithelfer stil bekannt zu machen.

Bringen Sie doch heraus, aus welchem grund die Schweizer zu Sanct Gallen dem Notker die übrigen stücke, außer den psalmen, bisher beilegten? der allgemeinen ähnlichkeit halben? oder auf nachricht in alten catalogen und dergleichen gestützt?

Herzlichen gruß.

Jacob Grimm.

---

1) Franz Josef MONE (1796—1871), Archivdirektor in Karlsruhe, hatte 1822—23 seine „Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa" erscheinen lassen: vgl. auch Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 141.

2) Georg Ludolf DISSEN (1784—1837), Professor der klassischen Philologie in Göttingen.

3) Basel 1835—37. Wackernagels versprochener Kommentarband ist nie erschienen.

4) *Taciti Germania, edidit et quae ad res Germanorum pertinere videntur e reliquo tacitino opere excerpsit*, Göttingen 1835.

5) Leipzig 1835, Hannover 1836, Halle 1833, Breslau 1817.

14.

Lieber freund,

da auch in Dahlmanns[1]) exemplar der Germania von Gerlach *p.* 70 kein carton liegt, so halte ichs der mühe werth, darauf aufmerksam zu machen, dass cap. 43 durch versehen des setzers eine ganze zeile ausgefallen ist. ich hatte in meinem vorigen brief vergessen es zu bemerken. Auch mir ist bei meinem abdruck begegnet zu übersehn, wie der setzer ganz eigenmächtig das dritte capitel früher beginnt.

Auf Ihren commentar bin ich begierig, weil ich diesen winter mit allem eifer vor 50 zuhörern über das buch lese und manches sorgsamer als vorher erwäge. beim namen der Ubier habe ich an *uf, ufjô* und ufer (? *uover*, ags. *ofer* oder *ôfer*?) gedacht, so dass die spätern *Ripuarii* gleichen namen haben könnten.[2]) Doch meine einfälle sollen Sie nicht stören. Haben Sie über Alberico von Vicenza, verfasser des Alexander und des Daniel von Blumenthal[3]), zufällig etwas gefunden, so bitte ich darum in Ihrem nächsten brief der aber keine eile hat. als neuigkeit melde ich dass Gervinus wahrscheinlich hier professor werden wird.[4]) Schönsten gruss.

[Göttingen,] 19 nov. 1835.

Jac. Grimm.

Die *ara Ubiorum* und Segimunds priesterthum[5]) halten Sie doch auch für römisch, nicht deutsch?

15.

Göttingen 2 jan. 1836.

Meinen Tacitus (aus dem Sie weniges werden brauchen können) habe ich schon vor einiger zeit durch den buchhandel an Sie abgesandt, als ich am 15 november die vorrede dazu schrieb dachte ich mir Ihre arbeit bereits erschienen, ich meinte sie würde unmittelbar hinter der Gerlachischen ausgabe gedruckt und wäre längst fertig.

1) Friedrich Christoph DAHLMANN (1785—1860), Professor der Geschichte in Göttingen.

2) Vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 527.

3) Alberich von Besançon, dessen Alexanderroman der Pfaffe Lamprecht bearbeitet hat, wird auch vom Stricker in seinem Daniel vom blühenden Tal als Quelle vorgeschoben: vgl. jetzt ROSENHAGEN, Untersuchungen über Daniel vom blühenden Tal S. 47.

4) Georg Gottfried GERVINUS (1805—71), Privatdozent der Geschichte in Heidelberg, folgte dem Rufe nach Göttingen.

5) Tacitus, Annalen 1, 57.

Besonders begierig bin ich auf Ihre meinung von dem ursprung des namens *Germani*, bei mir haben sich in der letzte wieder manche gründe für die herleitung aus dem römischen *germanus* gesammelt. *Bastarnae* oder vielleicht genauer mit Plinius *Basternae* scheinen mir in der endung ganz dem goth. *viduvairnans* entsprechend, und *bast* ist *cortex tiliae*, vielleicht weil sie schilde oder pferdezaum mit bast bezogen?[1]) es ist am allerschwersten den grundsatz zu fassen ob einzelne völkernamen selbst bedeutend oder von einem *eponymus* hergenommen sind? in welchem letzten fall nicht ihr sinn, sondern der des stammhelden aufgesucht werden muß. aber wahrscheinlich kommen beide classen vor. Die *Usipi* gemahnen auch noch an die heutigen eigennamen Usener, Uslar etc.

Ihr geschenk[2]) ist erst neulich sehr verspätet über Berlin, wo es bei Lachmann mehrere wochen gelegen, eingetroffen und wir alle drei danken schuldigst.

Ihr im ganzen günstiges urtheil über meine mythologie freut mich; ich hatte es beinahe nicht erwartet. an widersachern wird es aber doch nicht fehlen, Mone und Hagen haben jetzt eigne zeitschriften zur hand[3]), worin sie ungehindert ihren ärger auslassen können. nachzubessern und theilweise umzustürzen bleibt auch genug und wie könnte es anders sein? Ihre ansicht, daß die Römer deshalb Wuotan durch Mercur übersetzten, weil sie bei den Deutschen ihren *dies Mercurii* so benannt fanden, theile ich nicht. Sie scheinen mir damit den wochentagsnamen ein zu hohes alter beizulegen. Diese namen sind uns erst durch die Römer über Gallien her zugelangt. kaum also vor dem 2. 3. jahrhundert. Des Tacitus deutscher Mercur und Mars sind aber früher. warum sollte es sich mit Mercur und Mars anders verhalten als mit der Isis, die ja gar nicht in die woche past?

Vielleicht gelingt Ihnen dort die auffindung eines alamannischen *Wuotanes tac*? auch die legende von Nicolaus, freilich aus dem schluß des 13 jahrhunderts, gibt *mittewochen* und *vrîtac.*[4])

---

1) Vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 460.

2) Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek, Basel 1836.

3) Mone gab seit 1835 den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", Friedrich Heinrich VON DER HAGEN (1780—1856), Professor der deutschen Philologie in Berlin, seit 1836 die „Germania, Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde" heraus.

4) Vgl. Passional 6, 70 Köpke.

Ihre äußerung gegen Graff bei gelegenheit der Martina[5]) scheint mir darum zu hart, weil er die handschrift vielleicht nur einige tage gebrauchen durfte, Ihnen aber sie monate lang zu gebot stand. auch wenn man excerpiert hat man das recht die schönen stellen auszuheben, und ist nicht verbunden, die schlechten zu berücksichtigen.

Gervinus zweiter band[6]) behagt mir weniger als der erste, wiewol ich mit dem lesen noch nicht zu ende bin. auch seine selbstanzeige[7]) ist mir zu rechthaberisch und vornehm, er soll aber persönlich viel liebenswürdiger sein, wie ich nun in einigen monaten erfahren werde.

Grüßen Sie Beselern[8]), und ich freute mich seiner herstellung, die krankheit kam ihm höchst ungelegen.

Jac. Grimm.

16.

Lieber freund,

das buch[1]) wartet schon vier wochen auf die absendung, zwar kommen viele dorther, keiner geht hin, ich muß mich also der post bedienen, zugleich aber wieder Ihnen die mühe machen, das andere exemplar an Laßberg zu besorgen. Ihre krankheit, wenn ich recht rathe und hoffe, wird jetzt überwunden, und die hochzeit[2]), zu welcher ich herzlich glück wünsche, entweder gehalten sein, oder eben bevorstehn.

Auch Wilhelm grüsst.

Göttingen 21 oct. 1837. Jacob Grimm.

Noch bitte ich einliegenden brief an Zellweger[3]) nach Trogen abgehn zu lassen.

---

5) In dem oben Anm. 2 genannten Buche tadelt Wackernagel S. 39 an Graffs Auszügen aus Hugo von Langensteins Martina (Diutisca 2, 115), daß er sie „mit der Eilfertigkeit eines Reisenden und als wäre es seine Aufgabe, nur zu exzerpieren, was er schön fand, und nur schön zu finden, was er exzerpierte" angefertigt habe.

6) Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Leipzig 1836.

7) In den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 28, 900 (Gesammelte kleine historische Schriften S. 573).

8) Karl Georg Christoph BESELER (1809—88), Professor der Rechte in Basel.

1) Der vierte Band der Deutschen Grammatik (Göttingen 1837), der „den mitforschenden Freunden" Haupt, Hoffmann, Massmann, Schmeller und Wackernagel gemeinsam gewidmet ist.

2) Mit Luise BLUNTSCHLI.

3) Johann Kaspar ZELLWEGER (1768—1855), Historiker. Der Brief ist bisher nicht bekannt geworden.



17.

[Cassel, Herbst 1839.]

Sie haben sicher Ihre samlungen über die fabeln fortgesetzt. könnten Sie mir aus einem Italiener des 15. 16. 17. jahrhunderts die von der beichte des wolfes, fuchses und esels, (am besten, wenn noch eine schiffahrt damit verbunden wäre) nachweisen? Ich denke nemlich das neugriechische (von Ducange oft citierte) gedicht: *γαδάρου, λύκου καὶ ἀλουποῦς διήγησις ὡραία*, das ich mir aus Venedig verschaft habe, abdrucken zu lassen[1]), und mutmaße eine italienische quelle.

J. Gr.

Der erste band der grammatik wird nun endlich in völlig umgearbeiteter und hoffentlich sehr verbesserter gestalt gedruckt.[2]) Graffs einwendungen sollen denk ich zu schanden werden.[3])

18.

Berlin 28 juli 1842.

Lieber freund, Ihr brief vom 29 merz, nach langer zeit wieder einmal einer, ist mir erst mitte mai überbracht worden. ich danke Ihnen sehr dafür. der vorige winter hatte in unserm haus zu den härtesten gehört, ist aber nun mit Gottes hilfe überstanden. Wilhelm ist beinahe hergestellt zu nennen und nur noch ein wenig hüftlahm, wogegen er ein brunnenwasser trinkt und alle morgen im thiergarten wandelt. Mir war eine badereise angerathen und rathsam, ich komme aber nicht dazu, weil die vorlesungen doch die eigentliche sommerzeit wegnehmen, und fühle ich mich wochenlang wieder leidlich, so habe ich auch für das mir sonst einleuchtende bedürfnis der kur keinen rechten sinn mehr. Die herbstzeit hat an sich etwas heilkräftiges, wenigstens meiner erfahrung nach.

Die aushängebogen Ihres fleißig und sauber gearbeiteten wörterbuchs[1]) waren willkommen; den schluß werden Sie bald senden können. lieber hätte ich freilich Ihre ganze kraft auf das umfassendere werk gewandt gesehen, das Sie hoffentlich noch nicht aufgegeben

1) Das geschah in dem Leipzig 1840 erschienenen Sendschreiben an Karl Lachmann über Reinhart Fuchs S. 68.

2) In dritter Auflage (Göttingen 1840).

3) Vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 418; Kleinere Schriften 5, 292.

1) Wackernagels Wörterbuch zum Altdeutschen Lesebuch erschien erst Basel 1847.

haben.[2]) Eine solche auswahl, zu der Sie sich doch mehr, als es anfangs scheint, anstrengen musten, befriedigt zugleich und läßt unbefriedigt; Sie arbeiten dabei ungefähr wie ein mahler, der ein bestelltes bild mit liebe pflegt und hingibt, in der einzelnen ausführung mag es ihm mehr gefallen als im ganzen. Mir läßt sich umgekehrt vorwerfen, daß ich zu viel ins ganze gearbeitet und die kleine ausstattung versäumt habe. Am ende wird doch jeder immer zu seiner weise hingetrieben.

Das hiesige leben scheint zwar für mich ein hafen, aus dem ich nicht wieder auslaufen werde, doch kann ich nicht sagen, daß es mir innerlich zusagt. ich sehne mich nach abgeschiedenheit und stille, fast nach klösterlicher. gespräch und umgang fördern mich nicht allzusehr, die ruhige, alltägliche gegenwart der meinigen genügt mir fast; hier wird mir durch besuche ein guter theil der stunden verkürzt, die ich in Cassel zum arbeiten und arbeiten brauchte. Lachmann sehe ich dies halbjahr beinahe nur im sprechzimmer, mit Hagen ist für mich kein umgang möglich, Meusebach wohnt nicht mehr hier, sondern in Baumgartenbrück, und selbst mit hilfe der eisenbahn kostet es immer ganze tage um ihn zu besuchen. In die *graeca* hab ich mich nicht ziehen lassen, ich muß ohne das abends genug ausgehn oder zu haus mit fremden sein. Hienge ich nicht sehr ab von bruder und schwägerin, so würde mir ein umgang mit Ihnen, falls Sie hier wären, vielleicht wolthun und recht sein.

Von meinen arbeiten einiges zu melden, so beschäftigt mich noch ein vierter band der weisthümer, mit dem die weitläuftige samlung geschlossen sein soll[3]); er wird aber auch abhandeln und register liefern, namentlich wortverzeichnis und erklärung, so wird das publicum eher wissen, was es mit den sachen machen soll. ich begreife nicht, warum Burckhardt[4]) das manuscript der abgedruckten stücke zurückfordern ließ, ich habe es aber gleich gegeben. Die handschrift war für den setzer und mich oft schwierig. Schnell[5]) hätte einige interessante weisthümer ganz und nicht bloß in auswahl mittheilen sollen.

2) Vgl. oben Nr. 2 Anm. 10. Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen.

3) Er erschien erst Göttingen 1863.

4) Ludwig August BURCKHARDT (1808—63), Kriminalgerichtspräsident in Basel.

5) Johannes SCHNELL (1812—89), Professor des vaterländischen Rechts in Basel.

Eine neue ausgabe der mythologie wird jetzt gedruckt[6]), ich habe viel zuzusetzen, ändere jedoch nicht viel an dem alten plan. Ihre bemerkungen zu den merseburger sachen[7]) haben mich sehr gefreut und ich mache mir sie zu nutze. Ihre erklärung des *infar* und *inspring* durch die imperative leuchtet ein. über Phol habe ich in Haupts zeitschrift (warum wenden Sie ihr keine beiträge mehr zu?) allerhand nachgetragen[8]) und es wird Ihnen recht sein, daß ich wieder zu Balder zurückgekommen bin; sollte *Phol* oder *Fol* eine bloß verkürzte oder hypokoristische form des namens Balder sein? Maßmann hat sich in den Münchner anzeigen ganz abgeschmackt und pedantisch über meine abhandlung ergossen[9]), das sticht recht ab gegen Ihre freundliche mittheilung im brief.

Dieser tage habe ich zu Beneckes jubilaeum ein paar bogen glückwunsch drucken lassen, die Ihnen zugehn sollen.[10]) Grüßen Sie mir Ihre frau, und schreiben von nun an öfter, ich will auch fleißig antworten.

von herzen

Ihr Jac. Grimm.

De Wette[11]) hat mich nicht besucht, ich wollte vieles von Ihnen erfragen.

19.

Berlin 23 dec. 1846.

Lieber freund,

ich bin noch mit vielem dank für Ihre gaben: die altfranzösischen lieder[1]), den Walther von Klingen[2]) und zuletzt den Otfried[3]) — zurück, doch im herzen habe ich ihn beim lesen schon erstattet. und nun bitte

6) Göttingen 1844.

7) Die Merseburger Zaubersprüche hatte Jakob Grimm 1842 in seiner akademischen Abhandlung „Über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidentums" (Kleinere Schriften 2, 1) zuerst veröffentlicht. Die von Wackernagel richtig als Imperative erklärten Formen sind dort (S. 10) als Substantiva gefaßt.

8) „Schon mehr über Phol" Zeitschrift für deutsches Altertum 2, 252 (ebenda 7, 101).

9) Münchener gelehrte Anzeigen 1842 Nr. 91—96.

10) Frau Aventiure klopft an Beneckes Tür 3. August 1842, Berlin 1842 (Kleinere Schriften 1, 83). Benecke feierte an dem genannten Tage sein goldenes Dienstjubiläum.

11) Wilhelm Martin Leberecht DE WETTE (1780—1849), Professor der Theologie in Basel.

1) Altfranzösische Lieder und Leiche, Basel 1846.

2) Ebenda 1845 (Kleinere Schriften 2, 327).

3) In den Elsässischen Neujahrsblättern für 1847 S. 210 (ebenda 2, 193).

ich sogar um etwas außerdem, um eine abschrift dessen was Sie zu Frankfurt, uns zur ehre, gesprochen hatten[4]), falls Sie es noch in niederschrift besitzen. Die tage in Frankfurt vergiengen so schnell und im taumel, mit Ihnen und einigen wenigen mehr hätte ich gern ruhig über manches geredet, was uns treibt und beschäftigt.

Diesen winter lasse ich nun eine geschichte der deutschen sprache drucken[5]), ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, ein schweres werk, dessen ich doch, nach meiner weise, meister zu werden hoffe. manchen wird es nicht genügen, des neuen und kühnen hat es schon genug, ich hoffe auch einiges gelungene. aber ich arbeite es sehr einsam aus: selbst in unsrer ihrer natur nach gesellschaftlich sein sollenden academie werden immer nur monologe hergesagt, keine gespräche geführt, geschweige ein ergetzliches trio geblasen. wenn ich also gar nicht von außen angeregt werde, so hilft mir doch meine eingefleischte gewohnheit, in der wärme der ausarbeitung mich gehn zu lassen und nichts zurückzuhalten, was ich zu wissen meine.

So schnell die jahre vergehn, habe ich doch noch manche arbeit im sinn und spüre gott sei dank noch keine abnahme der lust und fähigkeit dazu.

Die unruhe in Basel scheint in den letzten monaten sich wieder zu beschwichtigen. ich wünsche Ihnen also von herzen vergnügte feiertage.

Ihr Jacob Grimm.

unter anderm neuen meines buchs ist darin ein capitel über eine deutsche glossensamlung aus dem ersten jahrhundert; rathen Sie nun![6])

20.

Berlin 31 jan. 1850.

Lieber freund,

unsre briefe sind sich in der letzten zeit viel seltner begegnet, doch wie waren auch zeit und erlebnisse danach. auf die vorangegangne trauerbotschaft haben Sie nun die besänftigende kunde von Ihrer wiederverlobung[1]) folgen lassen, ich wünsche von ganzem herzen glück

4) Bei Gelegenheit der dort abgehaltenen ersten Germanistenversammlung.

5) Leipzig 1848.

6) Gemeint ist das Kapitel „Thraker und Geten“ und darin die dakischen Worte, die Dioskorides überliefert und die Grimm als „das älteste Denkmal unsrer Sprache“ ansieht (Geschichte der deutschen Sprache S. 203).

1) Mit Maria Sarasin.

dazu, und kann mir Ihre braut schon einigermaßen nach der professorin Gelzer[2]), ihrer schwester vorstellen; am ende war sie sogar schon einmal hier zum besuch. Nicht wahr, es sind Ihnen fünf kinder geblieben?

Der rückgängige wiener ruf ist mir schon recht, zudem aus der zweiten geltend gemachten ursach[3]), daß jetzt ein geborner Preuße nicht gern nach Österreich übergehn kann. Wann wird noch einmal diese thörichte zwietracht oder vielmehr das was sie hervorruft unter Deutschen weggeräumt sein!

In Basel scheint sich freilich die universität in der nächste nicht heben zu können und eine verbindung mit Zürich, wohin Sie ohne scrupel wol auch übersiedelten, wäre das natürlichste. aber Bern wäre dann noch entbehrlicher als Basel.

Ich danke für die schöne schrift über Pompeji[4]), die mich recht in den halben tag zurück versetzte, den ich dort zubringen konnte.[5])

Vor einigen wochen habe ich 65 jahre zurück gelegt und spüre wol daß meine kräfte zu sinken anfangen; doch bleibt die arbeitslust und fähigkeit noch ungetrübt. Wilhelm kränkelt noch mehr und ich bin manchmal in lebhafter sorge um ihn. seine beiden söhne[6]) studieren seit einigen jahren und sind brav.

Gott erhalte Sie gesund und nun wieder vergnügt.

Jacob Grimm.

21.

Lieber Wackernagel,

ich sende hier noch zwei kleine aufsätze, die ich vorgestern vergass Ihnen einzuhändigen. heute abend kommt professor Merkel[1]) mit seiner braut zu uns, mögen Sie dabei sein, so werden Sie hiermit freundlichst geladen.

Ihr Jac. Grimm.
Sonntag 6 april [1851].

---

2) Heinrich GELZER (1813—89), Professor der Geschichte in Berlin.

3) Als erste Ursache der Ablehnung macht Wackernagel in seinem Briefe vom 13. Dezember 1849 eben seine Verlobung und die dadurch begründete Unmöglichkeit geltend, sich und die Kinder aus der Familienverbindung zu lösen.

4) Basel 1849.

5) Auf seiner im Herbst 1843 unternommenen italienischen Reise.

6) Der Kunsthistoriker Hermann (1828—1901) und der Jurist Rudolf (1830—89).

1) Paul Johannes MERKEL (1819—61), Professor der Rechte in Königsberg.



22.

Berlin 14 december [1853] abends.

Lieber Wackernagel, während ich sogar die gute sitte nicht eingehalten habe, Ihnen nach meiner heimkehr für die freundliche aufnahme in Ihrem haus noch einmal schriftlich zu danken, überraschen Sie mich und Ihre gute frau mit einem neuen und dem frohsten zeichen Ihrer gewogenheit, das Sie beide mir geben konnten. vorigen sommer hatte ich natürlich noch keine ahnung davon, was Ihnen zu ausgang des jahrs bevorstünde, geschweige daß ich Ihrer freude und Ihres glücks mit theilhaftig werden sollte. ich willige also von ganzem herzen in Ihren antrag und übernehme alle pflichten eines getreuen pathen und gevatters; zumal lieb ist es mir, daß der frische bub auch nach mir heißen soll, was mir bei andern gevatterschaften selten gelang, da die meisten leute den namen Jacob für unschön halten, obgleich er ganz wol klingt; in Basel, so viel ich mich erinnere, ist dies vorurtheil nicht verbreitet. Grüßen Sie mir hübsch die liebe frau gevatterin, deren bekanntschaft mir gleich wol gethan hat, und melden ihr meinen großen dank und bei der taufe drücken Sie dem knaben in meinem namen küsse auf den mund, er möge gedeihen und einmal Ihnen und mir rechte ehre machen!

Meine reise ist, ganz wie ich mir vorgesetzt hatte, ohne unfall, nur etwas zu rasch ausgeführt worden, Hirzel[1]) hatte mir nicht länger urlaub verstattet. über Bern und Genf gieng sie nach Lyon, die Rhone hinab nach Avignon, Montpellier, Nîmes, Marseille; von da nach Genua, über Mailand und Verona nach Venedig, Triest, durch Steier, Salzburg, Linz und Böhmen nach haus, wo ich alsobald meinen nacken wieder unter das gewohnte joch beugte.

Alle in unserm haus sind froh über Ihre botschaft. Ihr treuer

Jacob Grimm.

23.[1])

Liebe frau gevatterin,

ich muß Ihnen auch einmal schreiben und mich besonders noch bedanken für den wesentlichen einfluß den Sie ausgeübt haben als ich zum gevatter ernannt wurde. vor einigen monaten meldete mir Wacker-

1) Salomon HIRZEL (1804—77), Verlagsbuchhändler in Leipzig, der Verleger des seit 1852 erscheinenden Deutschen Wörterbuchs.

1) Der Brief ist an Maria Wackernagel gerichtet.

nagel, daß der kleine Jacob (ich weiß nicht wie Sie kosend abkürzen, Köble? hier zu lande Kobes) gedeihe, jetzt wird er noch viel mehr gediehen sein, längst lachen, im schlafe lächeln und Ihnen besonders freude machen. ich wünsche daß er das immer bis in Ihr und sein spätestes alter thue, und wenn er nach dem gang der natur länger lebt seiner lieben mutter eingedenk bleibe.

Von mir selbst ist fast gar nichts zu schreiben, als daß mir nachts das herz weh thut und mich nicht auf der linken seite liegen läßt, und daß ich bei tag in einem fort arbeite, es steht dahin, ob dabei auch das rechte treffe. Jetzt wird bei Ihnen alles im neugrün stehn und die aussicht noch schöner sein, als vorigen hochsommer, da ich in Ihr haus einbrach und so freundlich aufgenommen wurde.

Daß professor Mommsen[2]) zu Zürich mit Karl Reimers tochter Marie verlobt ist, wird Wackernagel bereits wissen; beiden theilen muß man dazu glück wünschen.

Sagen Sie Ihrem mann mit herzlichem gruß von mir der erste band des wörterbuchs sei nun fertig und er habe vielfältigen anlaß sich über dinge die ihm darin gefallen oder nicht gefallen gegen mich auszulassen. was ihn angeht, so kann ich nicht wissen, ob er hinter seiner geschichte der literatur[3]) sitzt und sie zu ende führt oder das lesebuch umarbeitet. das eine oder das andere wird sicher gut werden.

Bleiben Sie mir auch gut, wie ich Ihnen, und leben froh!

Berlin 27 apr. 1854. Jac. Grimm.

24.

Berlin 21 merz 1855.

Lieber freund,

statt daß die angenehme gevatterschaft unsern verkehr recht hätte erfrischen sollen, scheint fast das gegentheil zu erfolgen. wenigstens wüste ich mir seit dem beginn unserer bekanntschaft her kaum eine zeit zu erinnern, in welcher Sie uns so lange ohne alle nachricht von sich und den ihrigen gelassen hätten. dann und wann geht ein zierliches büchlein mit der aufschrift ein, das ist alles. über das, was ich von meinen arbeiten in die welt schicke weder von Ihnen noch von

2) Theodor MOMMSEN (1817—1903), Professor des römischen Rechts in Zürich.

3) Von Wackernagels „Geschichte der deutschen Literatur" erschienen Basel 1848—55 drei Hefte, die bis zum Ausgang des Mittelalters führen.

andern freunden ein wort zu hören, daran bin ich längst gewöhnt. nun sind drei buchstaben vom wörterbuch fertig und Wilhelm soll jetzt sein heil versuchen. schwerlich ist je eine solche arbeit beim ersten auftritt so feindlich angefahren worden[1]), den verleger beruhigt bisjetzt noch der beifall der masse, mir aber fährt doch der gedanke durch den kopf, ob es nicht besser gethan sei, die hände in den schoß sinken zu lassen und was anderes anzugreifen.

Dieses briefes nächste ursache ist aber mein vetter Arnold[2]), den man die absicht haben soll durch die universität Basel laufen zu lassen, wenn Sie diesen ausdruck nicht verübeln wollen. Ihr eignes beispiel hat ja dargethan, daß auch tüchtige leute dort haften bleiben, und ohne zweifel würde Arnold bloß im gedanken an die förderung seiner wissenschaft hingehen. Sein buch über die städte[3]) ist, wie mir scheint, ein sehr tüchtiges (auch Ranke[4]) wuste es neulich nicht genug zu rühmen) und er hat noch andere gleich vielversprechende im sinn, namentlich eins, soviel ich mich aus gesprächen erinnere, eins über die einführung des römischen rechts in Deutschland. Sein mündlicher vortrag, wie schon aus dem fließenden stil des buchs zu entnehmen ist, hat in Marburg sehr befriedigt; er ist sonst von braver gesinnung und wenn Sie das aus der freilich etwas weitläuftigen vetterschaft entnehmen können, von guter, ehrlicher herkunft.

Nur eins trübt mir den gedanken ans gelingen dieser vocation. ich höre nemlich, daß man außerdem an Rössler[5]) gedacht hat, der auch mein alter freund und ein braver, tüchtiger mann ist. welchen von diesen beiden sie berufen mögen, mit dem bin ich wol zufrieden.

Müllenhoff[6]) hat durch seine grobe schrift[7]) einen unfug gestiftet, der schwer beizulegen sein wird. in der sache pflichte ich weder ihm

---

1) Vgl. Deutsches Wörterbuch 1, LXVIII (Kleinere Schriften 8, 380) und Anzeiger für deutsches Altertum 16, 226.

2) Wilhelm Arnold (1826—83), Privatdozent der Rechte in Marburg.

3) Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms, Hamburg und Gotha 1854.

4) Leopold Ranke (1795—1886), Professor der Geschichte in Berlin.

5) Emil Franz Rössler (1815—63), Jurist, hatte für die „Weistümer“ Materialien geliefert.

6) Karl Viktor Müllenhoff (1818—84), Professor der deutschen Philologie in Kiel.

7) Zur Geschichte der Nibelunge Not, Braunschweig 1855.

noch Holtzmann[8]) bei, der sich durch die hinterher geschickte schwache Keltenschrift[9]) geschadet hat.

die frau gevatterin grüße ich und verbleibe

Ihr Jacob Grimm.

25.

Berlin 12 nov. 1856.

Lieber freund und gevatter,

ich bin erschrocken über Ihren brief, der mir obwol in verdeckten worten meldet, daß Ihnen Ihr ältester sohn herben kummer gemacht hat, daß er jetzt fern von Ihrem hause in einem andern welttheil ist. möge er dereinst zurückkehren und dann alles vergüten können. sehnlich wünsche ich, daß Sie desto größere freude an Ihren andern kindern erleben, vor allen an meinem sich ja so gut anlassenden *genannen*.[1])

Daß ich in allen nahen familienverhältnissen glücklich lebe, kann ich gott nicht genug danken, nur von dem leid ist dabei abzusehen, das mir Hassenpflug, meiner seligen schwester mann, durch seine handlungsweise zufügte.[2]) meines bruders drei kinder, von mir wie meine eignen angesehen, sind alle geraten und wol geartet. Hermann ist eine gar anstellige, gescheide, freundliche natur, seine frühere kränklichkeit hat verursacht, daß wir ihn ganz gewähren ließen, und so lebt er frei, unabhängig, sich aus sich selbst entfaltend. (mit der Helke[3]) vermuten Sie aber unrecht, sie ist weder von ihm noch in seiner weise. auch mir gieng das stück aus Leipzig zu, ich weiß nicht von wem es rührt, sehr gewagt und wenig gelungen scheint mir der versuch in Etzel, Rüdiger, Helke moderne gefühle zu legen.) Rudolf der zweite sohn lebt vorläufig zu Düsseldorf an der regierung, er ist unbedeutender, aber ungemein treuherzig und uns anhängig,

---

8) Adolf HOLTZMANN (1810—70), Professor der deutschen und indischen Sprache in Heidelberg. Seine „Untersuchungen über das Nibelungenlied" waren Stuttgart 1854, sein „Kampf um der Nibelunge Hort" ebenda 1855 erschienen.

9) Kelten und Germanen, ebenda 1855.

1) Mhd. *genanne* = Namensvetter.

2) Hans Daniel Ludwig Friedrich HASSENPFLUG (1794—1862) war als hessischer Minister im Dienste der Reaktion gegen die Ständeversammlung tätig gewesen.

3) Der Verfasser dieses Leipzig 1856 erschienenen Schauspiels ist Max RIEGER. Wackernagel hatte es in seinem Briefe vom 30. Oktober für ein Werk Hermann Grimms gehalten.

vor fünf jahren einmal unternahm er eine lang ersehnte fussreise über Tirol nach Venedig und kehrte einige meilen vor der stadt wieder um, weil ihn mit dem anhören der fremden sprache heimweh befallen hatte. Auguste, die tochter, habe ich von kinde an sehr lieb und sie verdients.

Das wörterbuch kommt mir freilich auf des lebens neige ungelegen und seine massenhaftigkeit war ihm aus der ferne, bei der übernahme, nicht so anzusehen. darüber müssen nun andere arbeiten und lieblingspläne zur seite geschoben werden. Doch ists dafür wenigstens gut, daß Wilhelm langsamer ausarbeitet, und in der pause greife ich doch wieder zu anderm, ja neuem. Glücklicher wäre ich, wenn ich das wörterbuch mit Wilhelm in größerer einstimmung und vertraulichkeit schaffen könnte, aber seltsam, so lieb wir uns haben und stets in völliger gemeinschaft leben, vereinsamen wir im studieren und bücherschreiben, was gerade dem wörterbuch schadet, das einheit des blicks und des tacts begehrt. ich besorge das publicum wird über die ungleichheit des dargebotnen unzufrieden, was zum lob oder tadel keines von uns soll gesagt sein. meine gedanken sind manigfalt.

Längst werden Sie erfahren haben, daß an Hagens stelle von der facultät Müllenhoff vorgeschlagen worden ist, bisher jedoch, meines wissens, ist vom ministerium der ruf an ihn noch nicht ergangen. Neben Müllenhoff sind Sie und Weinhold[4]) ebenfalls genannt, man setzt aber voraus, daß wie Sie schon nach Wien ablehnten, Sie nicht hierher gehen werden, woran Sie auch gewis recht thun. ich meinerseits lebte lieber an einem kleineren, stilleren ort, als auf solchen *hundert poinder sandes*[5]), neben langweiligen häusermassen. Mit Haupt[6]), der als decan jenen vorschlag gemacht und betrieben hat, rede ich nicht davon, wir sind überhaupt fast auseinander, obgleich zu seiner berufung anher ich ehrlich wirkte. ihn hatte schon vor jahren meine rede auf Lachmann[7]) empört, die ich doch in der trauer um dessen tod so mild und wahr als ich vermochte geschrieben habe. mir ist Haupt zu heftig und eingebildet, von der art philologen, die ich irgendwo einmal schilderte.[8]) immerhin thut es weh einen alten freund verloren zu haben.

---

4) Karl WEINHOLD (1823—1901), Professor der deutschen Philologie in Graz.

5) Nach Parzival 31, 27 *grüenes angers, lützel sandes, wol drîzec poinder landes.*

6) Moritz HAUPT (1808—74), Professor der deutschen und klassischen Philologie in Berlin. 7) Kleinere Schriften 1, 145.

8) In der Rede über Schule, Universität, Akademie (ebenda 1, 236).

Mit dem schelten auf Holzmann haben sich Haupt und Müllenhof selbst geschadet. Holzmann zeigt eine so fließende und weiche combinationsgabe, daß man was er schreibt, so paradox es sein mag, immer gern liest. Müllenhofs talent ist viel spröder und Haupt combiniert nur mäßig. Haben Sie den aufsatz über Pirminius[9]) gelesen? es ist sehr hübsch, wie er von unmerklichen puncten ausgeht und dann fortschreitende wichtigkeit gewinnt. ich gebe ihm darum die sache noch nicht zu, aber über dem lesen fängt man an daran zu glauben.

Bleiben Sie mir gut und erklären sich unerwartete ergießungen meines briefs aus der stimmung, in die mich der Ihre gesetzt hatte, so kam es, daß ich diesmal mehr von mir geschwätzt habe, als ich pflege. grüßen Sie auch Ihre frau.

Jacob Grimm.

herrn Schnells andenken trägt mir ein so schönes und nützliches buch[10]) ein, ich bitte ihm zu danken.

---

9) Gemeint ist Holtzmanns Aufsatz „Zum Isidor" in der Germania 1, 462, in dem er Pirminius als den Verfasser des ahd. Isidor und der Monseer Übersetzungen zu erweisen versucht.

10) Die Universität Basel, was ihr gebricht und was sie sein soll, Basel 1854.

II. Briefe von Wilhelm Grimm.

1.

Cassel 20ten März 1828.

Ew. Wohlgebornen

schöne und genaue Abschrift des Freidanks[1]) habe ich mit aufrichtiger Dankbarkeit empfangen; sie erfüllt alle meine Wünsche. Die Wiener Bruchstücke (N. 428)[2]) besitze ich zum Theil, das Fehlende erwarte ich jeden Tag und denke dann bald aufs Ziel loszusteuern.

Ich hatte voriges Jahr Aussicht die Berliner Handschrift hierher zu erhalten und schon eine Zeit für die Abschrift bestimmt. Diese Zeit habe ich hernach angewendet Recensionen zu schreiben; nun aber kommt es mir ungerecht vor, dass während Sie Last und Mühe gehabt, der Vortheil in meinen Beutel fallen soll. Erlauben Sie mir also, dass ich das eben empfangene Geld als Ihnen zugehörig betrachte, ich bilde mir so wenig ein, damit Ihre Mühe vergelten zu können, als ich glaube, daß mir die Redaction meine Recension bezahlen kann.

Ihre Wachteln[3]) haben den Weg richtig hierher gefunden; es ist ein artiges und sonst auch merkwürdiges Stück. Sie hätten dem Wachtelbischof in Sicilien[4]) ein Prachtexemplar übersenden sollen. Mein Bruder hatte in Wien keine vollständige Abschrift davon genommen.

Wenn Sie mir gelegentlich aus dem dortigen, ehemals hiesigen Codex der Eneit V. 5662—5710 vergleichen wollten, so würden Sie mir einen Gefallen erzeigen.[5])

Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen angelegentlich, ich wiederhole die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung und Theilnahme

Ew. Wohlgebornen

ergebenster Diener

Wilh. Grimm.

---

1) Wackernagel hatte Wilhelm Grimm eine Abschrift der Berliner Papierhandschrift des Freidank besorgt: vgl. Vridankes Bescheidenheit S. VIII.

2) Vgl. ebenda S. VII.

3) *Ahtzehen wahtel in den sac!* Berlin 1828. Massmann hat diesen Abdruck des Wachtelmäre wiederholt und Wackernagels Anmerkungen beigefügt in seinen Denkmälern deutscher Sprache und Literatur 1, 105.

4) Nicht Sizilien, sondern Capri hieß wegen des guten Einkommens vom Wachtelfang *vescovato delle caglie* (vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 13, 177).

5) Diese Vergleichung hat Wilhelm Grimm in der Deutschen Heldensage S. 56 Anm. verwertet.

2.

Göttingen 22ten October 1834.

Der Freidank, den ich Ihnen, liebster Freund, hierbei übersende, ist so corpulent, dass ich keinen langen Brief dazu schreiben sondern nur um gute Aufnahme bitten will. Das Sprichwort „was lange währt wird gut“ sollte sich von Rechtswegen bei dieser Sammlung von Sprichwörtern bewähren.

Hoffmann war einige Tage bei uns[1]) und hat die reichlichen und schönen Früchte seiner Reise vorgezeigt. Auch die Aushängebogen Ihres Werkes[2]), das gewiss viel Beifall finden wird, habe ich gesehen: wahrscheinlich können Sie mir bald ein Gegengeschenk damit machen.

Ich war den Sommer in Wiesbaden, aber nicht mit dem Erfolg, auf den ich vielleicht zu sicher gerechnet hatte, und so kann der Pfaffe Konrad, an dem ich itzt bin, aus Mangel an Gesundheit und Zeit nicht so rasch fortschreiten, als ich wünsche, obgleich vieles gethan ist.[3]) Aber nun muss, da die französische Quelle zugänglich geworden ist[4]), die Sache ordentlich untersucht werden, und bevor das Manuscript ganz fertig ist mag ich mit dem Druck nicht anfangen. Dagegen rückt die deutsche Mythologie von Jacob regelmässig fort, der auch in Brüssel ein noch unbekanntes lateinisches Gedicht zum Reinhart Fuchs entdeckt hat.[5])

Seyn Sie von uns allen auf das freundschaftlichste gegrüsst.

Ihr

Wilh. Grimm.

3.

Göttingen 2ten Dec. 1836.

Hierbei schicke ich Ihnen, liebster Freund, den Rosengarten[1]), eine kleine Arbeit, die ich vorgenommen habe, als ich etwas besseres zu thun nicht im Stande war, und nachdem ich die Hoffnung aufgegeben hatte dass sich in der Schweiz eine ältere Handschrift vorfände.

---

1) Vgl. HOFFMANN, Mein Leben 2, 272.

2) Des Altdeutschen Lesebuchs.

3) Die Ausgabe von Konrads Rolandsliede erschien erst Göttingen 1838.

4) MICHELS Ausgabe der *Chanson de Roland* erschien Paris 1837.

5) Die *Ecbasis cujusdam captivi*, zuerst gedruckt in den Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts S. 241; vgl. dort S. 286.

1) Göttingen 1836.

Wenn die Darstellung von der Entstehung und Fortbildung des Liedes nicht gelungen ist, so wird meine vorangeschickte Abhandlung kein grosses Verdienst haben.

Meinen grossen Dank für den 2ten Theil des Lesebuchs[2]) habe ich Ihnen noch nicht ausgedrückt, er versteht sich von selbst. In den folgenden Auflagen werden Sie, nachdem einmal die eigentliche Last von den Schultern abgewälzt ist, mit Behaglichkeit an der weitern Vervollkommung des Buchs arbeiten können. Meine Gesundheit ist noch nicht zu rühmen, daher nehmen Sie mit diesen paar Zeilen vorlieb, und behalten Sie uns in so gutem Andenken, wie wir Sie. Beseler bitte ich freundschaftlich zu grüssen.

Ihr

Wilh. Grimm.

Seyn Sie doch so gut die Einlage nach Eppishausen[3]) abgehen zu lassen.

4.

Cassel 13 aug. 1839.

Ich habe lange nichts von mir hören lassen, geliebter, werther freund, aber ich habe, seitdem ich Göttingen ende octobers verlassen habe, eine schwere zeit durchlebt. beim auspacken hier fiel meiner frau ein schwerer stein auf den fuss, der einige zehen gefährlich quetschte, und als sie im december wieder hinken konnte, kam eine harte und lange krankheit. erst im februar konnte ich etwas freier athmen, und erst seit einigen wochen, wo sie künstliche bäder gebraucht und mineralisches wasser trinkt, fängt sie an sich zu erholen. Ich hoffe Sie haben Ihre zeit ruhiger und glücklicher verlebt, und sich an Ihrem knaben gefreut, den Ihnen gott erhalten möge.

Ich danke Ihnen herzlich für das lesebuch und für die abhandlung über dramatische poesie[1]), sie hat mir ungemein gefallen und mir belehrung gewährt, an jenem erfreue ich mich immer, wenn ich sehe wie es an werth zunimmt: es ist eine treffliche grundlage. Sie werden durch die buchhandlungen nächstens den Wernher vom Niederrhein[2]) erhalten, eine neue bekanntschaft, der Sie doch, wie ich glaube, in dem lesebuch einmal einen platz gönnen müssen. die goldene schmiede

2) Basel 1836. 3) An Josef von Laßberg.

1) Über die dramatische Poesie, Basel 1838. 2) Göttingen 1839.

ist beinahe fertig[3]), nur weil ich noch Konrads Silvester[4]) dabei benutzen will, wird noch nicht daran gedruckt.

Am wörterbuch wird [von] an nahe 50 mitarbeitern fleissig gearbeitet. wir zählen mit sicherheit auf Ihren beistand, namentlich auf die aus den schweizerschriftstellern versprochenen auszüge. es ist eine schwere last, die wir auf die schultern genommen haben, allein es ist am besten dass wir uns in die arbeit vertiefen. unsere sache steht wie die ganze hanöverische angelegenheit: es muss einem tief schmerzen, dass die stimmen, die es gut mit Deutschland meinen, am bundestag nicht durchzudringen scheinen.

Leben Sie wohl, und behalten Sie uns lieb. von herzen

Ihr

Wilh. Grimm.

Das zweite exemplar von Wernher bitte ich an Laßberg zu senden.

5.

Cassel 30 Juli 1840.

Lieber, werthgeschätzter freund, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, daran ist bloß der verzögerte druck der goldenen schmiede schuld, die ich Ihnen hier sende. zuerst also herzlichen dank für die neue ausgabe des lesebuchs, die fast ein neues werk und bei der gelehrten und sorgfältigen ausführung muster einer solchen auswahl geworden ist. besonders erfreut haben Sie mich durch die bemerkungen zu Wernher, die eben so glücklich als scharfsinnig sind. ich will sie mit einigen beiträgen von Haupt und dem, was ich selbst bei nochmaliger durchsicht gefunden habe, in Haupts zu michaelis beginnender zeitschrift bekannt machen[1]), wogegen Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben.

Wir führen hier unser leben still und gleichförmig fort. meine gesundheit hat sich gebessert, vielleicht weil ich hier mehr rücksicht darauf nehmen kann, als in Göttingen, wo ich, besonders im sommer, ein geplagter mann war. nur die noch nicht befestigte gesundheit meiner frau und die kränklichkeit meines ältesten knaben macht mir manchmal sorgen: die beiden andern kinder sind kräftig: munter und

3) Berlin 1840.
4) Wilhelm Grimms Ausgabe des Silvester erschien Göttingen 1841.
1) „Zu Wernher vom Niederrhein“ Zeitschrift für deutsches Altertum 1, 423.

lebhaft sind sie alle. unsere zukunft ist noch unerhellt, trotz der zeitungsnachrichten ist ein brief des herrn von Humbold bei uns noch nicht angelangt.[2])

Jacob arbeitet unausgesetzt. die neue ausgabe der grammatik, die auch ein ganz neues werk wird, denn es ist in den 26 bogen keine zeile des früheren beibehalten, rückt der natur der sache nach nicht schnell vorwärts. daneben werden auch die weisthümer weiter gedruckt.

Daß Sie bei dem wörterbuch nicht haben thätig sein können, ist gewiß ein nachtheil; aber wie sollten wir auf den gedanken gerathen Ihnen deshalb zu zürnen. wie körperliche leiden niederdrücken können weiß ich aus eigener erfahrung. mit professor Götzinger[3]) haben wir uns indessen in beziehung gesetzt, und er wird schon längst in thätigkeit sein. die vorarbeiten haben guten fortgang.

Ich bin eben mit dem beschäftigt, was ich seither über runen gesammelt und von Pertz und andern erhalten habe: können Sie mir etwas dazu geben?

Sein Sie und Ihre liebe frau von uns allen herzlich gegrüßt. kommt Dahlmann, was freilich auch nur eine möglichkeit ist, nach Bern, so haben wir doppelte ursache eine reise in die schweiz zu machen; aber ich mache keine pläne, weil sie mir doch nie erfüllt werden.

Ihr treuer freund

Wilh. Grimm.

6.

Berlin 15. Januar 1844.

Lieber und hochgeschätzter freund, wie lange haben Sie nichts von mir gehört! leider waren Sie bei der durchreise meines bruders abwesend, sonst würden Sie umständliche nachricht von uns und unserm leben in Berlin empfangen haben. daß wir Ihrer allzeit mit der freundschaftlichsten gesinnung gedacht haben brauche ich nicht zu versichern. ich habe den ganzen sommer 1842 noch zu der wiederherstellung meiner gesundheit gebraucht: erst im herbst fieng es an

2) Über Alexander von Humboldts Anteil an der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin vgl. Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 276 und Schillmann in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1914 S. 476.

3) Max Wilhelm Götzinger (1799—1856), Gymnasialprofessor in Schaffhausen.

besser zu werden, und mit den vorlesungen an der universität im winter gieng es über erwarten gut. allmälig konnte ich wieder an arbeiten denken. zu dieser zeit aber fieng Jacob an zu kränkeln, und da er sich nicht entschließen konnte die vorlesungen einzustellen, steigerte sich das übel so sehr, daß er sie im sommer ganz aufgeben und die von allen seiten angeratene reise unternehmen mußte. sie hat auch den besten erfolg gehabt, er schien uns bei seiner rückkehr gekräftigt und fast ganz hergestellt, allein jetzt, bei der trügerischen witterung des winters, zeigen sich wieder spuren des früheren leidens, indessen hoffe ich, da er etwas mehr aufmerksamkeit auf seine gesundheit wendet, daß es vorübergeht. an der neuen ausgabe oder vielmehr überarbeitung der mythologie arbeitet er fleißig. aber auch Sie haben sorgen dieser art in vollem maß gehabt. wie man um die gesundheit einer geliebten frau sich ängstigt habe ich auch schon erfahren und auch schon während meines aufenthalts hier in Berlin.

Ich habe Ihnen für vieles zu danken. zuerst meinen glückwunsch zu der beendigung des grossen, inhaltreichen und werthvollen werkes[1]), dem man eine lange dauer voraussagen kann. es wird der deutschen alterthumswissenschaft nach allen seiten hin förderlich sein, die mir in ganz Deutschland fortzuschreiten scheint. auch bei unserer universität nimmt der eifer dafür zu, und es fehlt nicht an jüngern leuten, welche die sache mit liebe ergreifen. wenn Gottfried Hermann[2]), wol durch Haupt angeregt, wie ich eben höre, den Walther von der Vogelweide aufmerksam liest und ihn preist, so ist das ein glückliches zeichen. es wäre etwas werth wenn die classischen philologen lebendige theilnahme empfänden. die auswahl in dem letzten bande war eine schwierige aufgabe: Sie haben dabei einen feinen tact gezeigt. was Sie unter unserm namen anführen, davon rührt die vorrede zu den sagen und was s. 1393—1410 steht von Jacob, das übrige von mir. das ausgewählte märchen gehört zu denen, welche den vollständigsten inhalt und die gleichmäßigste darstellung haben. wie trefflich das glossar ist, davon habe ich mich schon durch den gebrauch überzeugt. wenn Sie nur den vorsatz zu dem großen wörterbuch nicht allzuweit zurückgeschoben oder gar aufgegeben haben! was man von der an-

1) Der Schlußband des Deutschen Lesebuchs war Basel 1843 erschienen.

2) Gottfried HERMANN (1772—1848), Professor der klassischen Philologie in Leipzig. Zu seinem Interesse an Walther von der Vogelweide vgl. Lachmanns Briefe an Haupt S. 117.

kündigung Maßmanns[3]) und Vollmers[4]) zu erwarten hat kann man aus ihren neusten arbeiten schließen. nehmen Sie noch meinen besondern dank für Ihre gedichte[5]) an, ich habe mich ebenso an dem sinnvollen darin als an dem reinen und edlen ausdruck gefreut. es ist ein glück neben mühvollen arbeiten den geist in der dichtung zu erquicken und zu erfrischen.

Nehmen Sie als ein gegengeschenk beikommendes freundlich auf. die neue ausgabe des grafen Rudolf[6]) hat durch den zuwachs des textes und durch die wiederholte und, ich darf es rühmen, sorgfältige durchsicht der schon früher bekannten bruchstücke in jedem fall gewonnen; auch die einleitung habe ich mit liebe umgearbeitet. die märchen erscheinen abermals vermehrt und im einzelnen verbessert[7]); leider habe ich die correctur nicht selbst besorgen können, und davon sind die folgen nicht ausgeblieben. ich wünsche daß die academische abhandlung[8]) Ihnen einige theilnahme abgewinne: vielleicht haben Sie gelegenheit mir nachträge mitzutheilen, denn ist so etwas erst angeregt und weiß man wohin die gedanken gehen, so findet sich auch förderung. Wernher vom Niederrhein war mir veranlassung dazu.

Meusebach hat sich, auch für den winter, auf sein landgut bei Baumgartenbrück zurückgezogen, wo es im sommer recht hübsch ist, jetzt aber kalt und windig sein wird. er wird wol noch ein paar jahre zur ordnung und aufstellung seiner bibliothek bauen wozu ein saal in höchster vollendung der einrichtung bestimmt ist. ob er es dahin bringen wird mit einer arbeit abzuschließen weiß ich nicht. Lachmann hat als prorector die hände voll zu thun, und wird in diesem jahr wenig an gelehrsamkeit denken können, kann aber auch auf seinen lorbeern ruhen.

Die herzlichsten grüße von uns beiden, und die besten wünsche für ein glückliches segenreiches jahr.

Ihr treuer freund

Wilhelm Grimm.

---

3) Hans Ferdinand MASSMANN (1797—1874), Professor der deutschen Philologie in Berlin.

4) Alexander VOLLMER (1803—76), Privatdozent der deutschen Philologie in München.

5) Zeitgedichte, Basel 1843.

6) Göttingen 1844. 7) Berlin 1843.

8) Die Sage vom Ursprung der Christusbilder, ebenda 1842 (Kleinere Schriften 3, 138).

7.

Ich freue mich, hochgeehrter freund, daß ich etwas habe, womit ich mein andenken bei Ihnen auffrischen kann: die bearbeitung des Athis[1]) wird Ihnen an sich nicht unwillkommen sein, ob Ihnen auch was ich dabei thun konnte zusagt, ist eine andere frage. ich habe mancherlei angeregt, und sind meine ansichten haltbar, so wird für die geschichte der sprache und poesie einiges gewonnen sein. bei einer neuen auflage Ihres lesebuchs gönnen Sie auch wohl diesem gedicht einen platz.

Es ist eine widerwärtigkeit daß sich Haupts sorgfältig gepflegte zeitschrift nicht länger hat halten können. die zahl derer, welche die deutsche alterthumswissenschaft ernst und gelehrt betreiben, ist zu gering und für die halbwüchsigen und bloßen liebhaber war sie nicht unterhaltend genug. diese leute wollen immer etwas hexsel unter den hafer geschnitten haben, sonst vertragen sies nicht. daß Haupt den Neidhart bearbeitet[2]), werden Sie von ihm selbst wissen, und Lachmann, denke ich, überrascht uns bald mit den lyrischen dichtern des zwölften jahrhunderts[3]), wiewohl er seit jahren kein wörtchen davon gesagt und ihn jetzt der Lucrez beschäftigt.[4]) wie reich schießt dagegen die literatur der sagen und märchen auf, nicht bloß in Deutschland sammelt man; ich habe schon eine kleine bibliothek davon aufstellen können. mit dem armen Sommer[5]), der den Flore so hübsch bearbeitet hat[6]), steht es schlimm: ein blutsturz hat den längst an der brust leidenden so weit herab gebracht, daß er schwerlich zu retten ist.

Die gesundheit der meinigen hat mir in den letzten jahren viel sorge gemacht: meine frau war fast immer leidend und mehrmals lag sie hart darnieder. bei meinem bruder wollte die herstellung und stärkung, die ihm jedesmal seine reisen brachten, nicht durch den winter aushalten. in dieser zeit befinden sich beide zu Lippspringe, einem bad in der nähe von Paderborn, das ihnen heilsam zu werden

1) Athis und Prophilias, Berlin 1846 (Kleinere Schriften 3, 212).

2) Haupts Ausgabe des Neidhart von Reuenthal erschien erst Leipzig 1858.

3) „Des Minnesangs Frühling" hat erst Haupt Leipzig 1857 nach Lachmanns Tode herausgegeben.

4) Lachmanns Ausgabe des Lucrez erschien Berlin 1850.

5) Emil Friedrich Julius SOMMER (1819—46), Privatdozent der deutschen Philologie in Halle.

6) Sommers Ausgabe von Konrad Flecks Flore und Blanscheflur war Quedlinburg und Leipzig 1846 erschienen.

verspricht. unter diesen umständen habe ich die rolle des gesunden übernehmen müßen, zu der ich doch keine große anlage habe: aber auch mich treibt der arzt nach Teplitz, doch kann ich das erst nach dem schluß der vorlesungen ausführen. von dort werde ich nach Frankfurt gehen[7]), wohin Sie doch auch kommen werden? Sie können ja leicht auf dem Rhein hinab fahren.

Also auf wiedersehen. nehmen Sie einstweilen die herzlichsten grüße und die versicherung unveränderter freundschaftlicher gesinnung.

Der Ihrige

Berlin 20 Juli 1846. Wilhelm Grimm.

8.

Lieber und hochgeschätzter freund,

ich wollte Ihnen ende Januars beikommendes, endlich fertig gewordenes buch[1]) zusenden, zugleich Ihnen danken für das letzte werthvolle und willkommene geschenk, die geschichte der deutschen literatur. mit welcher freude bin ich Ihren sorgfältigen scharfsinnigen forschungen gefolgt! aber um jene zeit erkrankte ich ernstlich, und bin noch jetzt, nach fast drei monaten, noch nicht ganz hergestellt; ich kann mich nur mit leichten dingen beschäftigen. dazu diese alle gedanken erfüllende, das herz bewegende zeit. ich sende daher mit den wenigen zeilen das buch, damit es Ihnen nicht früher durch den buchhandel zu gesicht kommt. lesen Sie es erst, wenn Sie dazu gestimmt sind. herzliche grüße und aufrichtige freundschaft brauche ich Ihnen nicht zuzusichern.

Berlin 25ten April 1848. Wilhelm Grimm.

9.

Lieber und hochgeschätzter freund,

in diesen tagen ist das bei dem freundlichen wunsch zum neuen jahr angekündigte zweite heft Ihrer litteraturgeschichte bei mir angelangt, und ich habe mich ebenso wie bei dem ersten darüber gefreut, auch meinen zuhörern, unter welchen sich der mir empfohlene herr Ber-

7) Zur ersten Germanistenversammlung.

1) *Exhortatio ad plebem christianam*; *Glossae cassellanae;* Über die Bedeutung der deutschen Fingernamen, Berlin 1848 (Kleinere Schriften 3, 367). Das Buch ist „Wilhelm Wackernagel freundschaftlich zugeeignet". Wackernagels Dankbrief vom 21. Mai ist ebenda S. 470 abgedruckt.



noulli, ein schlichter und verständiger mensch befindet, seine erscheinung angekündigt. Ihre arbeit ist ebenso sinnvoll und gedankenreich, als sorgfältig und gelehrt und wird die wissenschaft wesentlich fördern. ich habe um so lieber gleich angefangen es zu lesen als ich eben veranlaßt war mich mit Ihren schönen untersuchungen zu den altfranzösischen liedern zu beschäftigen. als gegengeschenk werden Sie durch die buchhandlung zwei academische schriften erhalten, die eine über Freidank[1]), die sich aufs neue mit dem verhältnis zu Walter abgibt: ich muß nun sehen welchen eindruck meine gründe machen, aber ich wollte die sache nicht liegen lassen. die andere betrifft die Ihnen durch Greith bekannten vaticanischen glossen[2]), wovon ich ein facsimile liefere, welches allein schon manches unverständliche aufklärt. endlich sende ich Ihnen die neue ausgabe der märchen[3]) mit einigen neuen stücken und einer zugabe, die ich im spätsommer in Schlesien, wo ich mich von dem anfall einer schweren krankheit erholte, in behaglicher stille und ruhe, im genuß der bergluft und einer anmutigen gegend ausgearbeitet habe. mein bruder hat von wichtigern arbeiten abgehalten schon nach dem ersten band der ersten ausgabe seit 1815 mir die fortführung und pflege der sammlung überlassen.

Halten Sie fest an Ihrem entschluß uns zu besuchen, Sie sind uns von herzen willkommen und thun wohl die reise nicht in eine zeit zu verlegen, wo man gerne ausfliegt oder es einem vom arzt zur pflicht gemacht wird vor der winterzeit sich in frischer landluft zu erquicken. eben muß sich Lachmann wieder mit einem heftigen anfall von podagra herumschlagen. Berlin kennen Sie längst, Sie können also Ihren freunden die zeit schenken. mein sohn eilte des rauhen wetters wegen zurück, er hätte sich Ihnen gern vorgestellt. er kam gestärkt zurück, aber der winter hat wieder rückfälle gebracht und seine gesundheit schwankt noch immer.

Mit den herzlichsten begrüßungen von uns und der aufrichtigsten freundschaft

der Ihrige

Berlin 12 Febr. 1851. Wilhelm Grimm.

---

1) Berlin 1850 (Kleinere Schriften 4, 5).

2) Altdeutsche Gespräche, ebenda 1851 (ebenda 3, 472); vgl. Greith, *Spicilegium vaticanum* S. 31.

3) Ebenda 1850.

am 25[ten] Febr.

Seit ich diesen brief geschrieben habe, ist eine verschlimmerung in Lachmanns krankheit eingetreten, die anfängt uns sorge zu machen. zu dem podagra ist die rose gekommen und an den knochen des einen fußes hat sich ein geschwür gebildet das schon einige male hat müßen geschnitten werden und sein lager sehr schmerzvoll macht. noch ist nach der versicherung der ärzte keine gefahr vorhanden und die gelenke sind noch nicht angegriffen: aber die gefahr ist, wie sie sagen, möglich. Sie können denken welche theilnahme seine freunde empfinden. ihn selbst bekommt niemand zu sehen, da er außer den ärzten niemand zu sich läßt.[4])

10.

Lieber und hochgeehrter freund,

nach langer zeit wieder einmal ein paar zeilen. ich habe seit Sie hier gewesen sind, keine gute geschäfte gemacht: anfangs August, als ich eben meine vorlesungen an der universität geschlossen hatte, und daran dachte die schönen monate zu einer reise zu verwenden, wobei die Schweiz und Basel im hintergrund lagen, ward ich plötzlich von einer heftigen krankheit überfallen, an der ich einen monat lang danieder lag. als ich das bett wieder verlassen konnte, reiste meine frau zu den ihrigen nach Rotenburg in Hessen, erkrankte aber ernstlich bald nach ihrer ankunft und konnte erst im November zurückkehren. nun sind wir wieder in die alten standquartiere eingerückt d. h. es geht uns leidlich, damit sind wir zufrieden, danken gott und bitten ihn dass er das erhält.

Hier kommt der nachtrag zu den Altdeutschen gesprächen[1]), ein glücklicher zufall hat mir die fortsetzung des vaticanischen blatts zugeführt. ohne einigen gewinn bleibt die untersuchung eines denkmals aus dieser zeit nicht leicht, und ich denke es wird Ihnen recht sein dass ich seinen ursprung nach Flandern setze. auch einen nachtrag zu Freidank[2]) lege ich bei, ich muss meine ansicht nach allen seiten verfechten, hoffe aber dass nun die acten geschlossen sind. dass herr von Karajan[3]) alles stillschweigend abthun wollte, überraschte

4) Lachmann starb am 13. März.

1) Berlin 1851 (Kleinere Schriften 3, 495). 2) Ebenda 1851 (ebenda 4, 93).

3) Theodor Georg VON KARAJAN (1810—73), Professor der deutschen Philologie in Wien.

mich. auf seine übrigen behauptungen wollte ich hier nicht eingehen, glaube aber nicht dass er darin glücklich gewesen ist.

Ich freue mich auf die fortsetzung Ihrer litterargeschichte und denke dass sie jeden tag anlangen kann. auch wir haben den spaten endlich in die erde gesteckt, der erste bogen des deutschen wörterbuchs ist gedruckt. wenn ich daran arbeite, komme ich mir wie das pferd vor, das im pflug zieht.

Ich lege auch den Reinfried von Braunschweig[4]) bei, da das buch, das nicht in den handel kommt, Ihnen ganz unbekannt bleiben könnte. Haupt hat es im Centralblatt etwas zu hart angefahren.[5]) man sieht gleich dass der herausgeber[6]) ein blosser dilettant ist, aber er ist sonst gescheidt, und das gedicht ist so schlecht nicht, gewährt auch in der sprache manches, so dass ich nichts dagegen hätte, wenn man es gedruckt benutzen könnte.

Die besten glückwünsche zum neuen jahr für Sie, lieber freund, und Ihre frau, die ich noch nicht kenne. wenn ich an Sie denke, so stelle ich mir einen glücklichen mann vor: Gott erhalte Ihnen das lange. von mir und den meinigen herzliche grüße und die versicherung der aufrichtigsten freundschaft.

Berlin 10ten Jan. 1852.

Wilhelm Grimm.

II.

Lieber und hochgeschätzter freund,

ich habe den ganzen sommer über an dem gedanken mich erfreut im herbst mit meiner frau an den Rhein und bis zu Ihnen nach Basel zu kommen; als es aber, wie man in Hessen sagt, an den bindriemen gieng[1]), erklärte der arzt dass weder meine noch meiner frau gesundheit so beschaffen wäre dass uns eine solche reise und der damit zusammen hängende eintritt in ein angeregtes leben nicht nachtheilig würde, und wir einen stillen aufenthalt auf dem lande suchen müsten. wir haben uns also zu Friedrichsrode bei Reinhardsbrunn am fusse des Thüringer waldes niedergelassen und dort sechs wochen in völliger einsamkeit gelebt. die gegend ist anmutig, die luft frisch und er-

---

4) GOEDEKE, Reinfried von Braunschweig, Hannover 1851.
5) Literarisches Zentralblatt 1851 S. 862.
6) Karl GOEDEKE (1814—87), Privatgelehrter in Hannover.
1) Vgl. Deutsches Wörterbuch 2, 35.

quickend und vor ein paar tagen sind wir, zufrieden mit dem erfolg, wieder in die winterquartiere eingerückt.

Die nächste veranlassung dieser zeilen sind ein paar academische abhandlungen. durch einen glücklichen zufall haben sich wieder ein paar bruchstücke von Athis eingefunden[2]), die abermals bestätigen dass ein ausgezeichnetes gedicht damit verloren gegangen ist. zu der geschichte des reims[3]) haben die untersuchungen über Freidank die erste veranlassung gegeben: ich habe mich endlich entschlossen die einzelnen abhandlungen zu vereinigen. ein paar mal weicht meine ansicht von der Ihrigen ab, aber Sie wissen dass ich für gegengründe empfänglich bin. wäre nicht die strenge arbeit an dem wörterbuch, die so viel zeit wegfrisst, so würde manches schneller zu stande kommen, wie der neue text von Freidank.[4]) die fortsetzung Ihrer literargeschichte wird doch nicht lange mehr ausbleiben, oder soll sie erst als ein christgeschenk kommen?

Gervinus will sein buch neu umarbeiten[5]) und bald hierher reisen, um die meusebachische bibliothek zu benutzen.

Wir alle gedenken Ihrer mit herzlicher freundschaft, und ich soll die schönsten grüße bestellen.

Berlin 2ten October [1852]. Wilhelm Grimm.

12.

Nehmen Sie, lieber und hochgeschätzter freund, meinen dank für das werthvolle geschenk, das Sie mir mit dem Baseler bischofsrecht[1]) gemacht haben: das ist eine so reinlich und behaglich ausgeführte abhandlung, wie man sie nur wünschen kann, und ich habe sie nicht blos wegen der willkommenen aufklärung über das dunkle licht Walthers[2]) mit vergnügen gelesen.

---

2) Athis und Prophilias, weitere Bruchstücke, Berlin 1852 (Kleinere Schriften 3, 337).

3) Zur Geschichte des Reims, ebenda 1852 (ebenda 4, 125).

4) Er erschien erst nach Wilhelm Grimms Tode Göttingen 1860.

5) Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung“ begann Leipzig 1853 neu zu erscheinen.

1) Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13. Jahrhunderts, Basel 1852.

2) Walthers von der Vogelweide *lieht von Vranken* (18, 15) versucht Wackernagel in der eben genannten Schrift (S. 26. 43) durch ein altes Baseler Dienstmannenrecht zu erklären; vgl. darüber Wilmanns' Anmerkung und neuerdings Saran in Pauls und Braunes Beiträgen 27, 201 sowie Wallner ebenda 35, 192.

Heute komme ich mit einer bitte. als Sie uns in Göttingen (das ist freilich schon lange) besuchten, zeigten Sie mir eine handschrift in quart, in welche Sie nachweisungen über fabeln und was dazu gehört zusammengetragen hatten. ich beneidete Sie darum, möchte aber jetzt einigen nutzen daraus ziehen. Ich habe auf anliegendem blatt den inhalt von fünf thierfabeln aus dem 16ten jahrhundert angegeben, sollten Sie mir ältere darstellungen oder gar die quelle davon nachweisen können, so würde mir das sehr lieb sein. bis jetzt denke ich noch dass sie aus mündlicher überlieferung geschöpft sind. dass ich die fabeln von Äsop, Babrius, Phädrus, Avian, den *anonymus Neveleti*, Boner, Alberus, Waldis vergeblich nachgesehen habe, versteht sich, oder es müste mir etwas entgangen sein. Ich will Ihnen so wenig mühe als möglich machen und habe daher weissen rand gelassen damit Sie mir die antwort nebenhin setzen können. freilich muss ich noch bemerken dass ich in nicht sehr langer zeit eine vorlesung in der academie halten muss, wo jene fabeln vorkommen[3]), ich Sie also bitte Ihre milde hand nicht zu spät aufzuthun.

Ich weiss durchaus nicht was Müllenhoff und Liliencron[4]) zu ungerechten äusserungen, die ich übrigens gelesen zu haben mich nicht erinnere, könnte bewogen haben.

An Sie und Ihre frau von uns allen die herzlichsten und freundschaftlichsten grüße.

Berlin 12 Febr. 1853. Wilhelm Grimm.

13.

Den besten dank, lieber und hochgeschätzter freund, für die schnelle erfüllung meiner bitte und die nachweisungen aus dem Bidpai, den ich allerdings nicht nachgesehen hatte, weil er mir nicht zur hand war. indessen bin ich Ihnen noch einen großen dank schuldig geworden für das dritte heft der literaturgeschichte. ich habe es mit ebenso viel theilnahme als vergnügen gelesen, wie die vorigen. gefreut habe ich mich über die offene anerkennung meiner ansicht von Freidank[1]), die ich nun ihrem weiteren schicksal überlassen kann.

---

3) Tierfabeln bei den Meistersängern, Berlin 1855 (Kleinere Schriften 4, 366).

4) Rochus Freiherr VON LILIENCRON (1820—1908), Professor der Philosophie in Jena.

1) Vgl. Geschichte der deutschen Literatur[2] 1, 257 und noch in der Skizze von Walthers Leben in HERZOGS Realenzyklopädie für protestantische Theologie

wer nicht die redlichkeit und gewissenhaftigkeit wie die sorgfältige und gründliche ausführung Ihres buchs anerkennt, der hat kein recht darüber zu urtheilen. es ist angefüllt mit feinen und scharfsinnigen bemerkungen, das gilt namentlich von dem abschnitt über lyrik. es sagt großentheils meinen ansichten zu. ich hätte wol den gegensatz der frühjahr- sommer- und herbstlieder, wie er bei Konrad von Würzburg so bestimmt hervortritt, mehr ausgezeichnet. bei der erlernung habe ich ein näheres persönliches verhältnis zu den großen meistern vorausgesetzt; es schien mir notwendig, besonders der metrischen gesetze wegen. aber Sie haben gründe für Ihre ansicht angeführt, die näher erwogen sein wollen. gewis ist die entwicklung der poesie Ihr hauptaugenmerk gewesen: ja eben das könnte man vermissen daß Sie für die darstellung des innern gehaltes weniger gethan, überhaupt Ihr ziel zu streng im auge behalten haben. Sie hätten sich freier umsehen können, aber es war absicht und vielleicht äußere bedingung sich kurz und manchmal epigrammatisch zu fassen.[2]) Gödekes buch[3]) habe ich nur angesehen, und kenne noch nicht die ausfälle gegen Sie, die Sie ebenso leicht übersehen werden als wir die edlen bemühungen das wörterbuch herab zu ziehen.

Die neue ausgabe des Lesebuchs wird Ihnen arbeit genug machen und auch eine umarbeitung des Glossars mit sich führen, aber man sieht was für einen erfolg das werk hat. kann ich etwas für die Baseler arzneivorschriften[4]) thun, so soll es mit vergnügen geschehen. es wäre eine behagliche arbeit, wenn das wörterbuch nicht so anstrengte und die zeit raupenartig auffräße. dazu kommen noch die abhandlungen für die academie, die zu bestimmter zeit fertig sein müssen. der graf Rudolf scheint mir doch ein zu merkwürdiges denkmal daß es mir nicht leid sein sollte wenn er verschwände. in der einleitung zu Athis habe ich unrecht gehabt nicht die erzählung in cap. 3 der *disciplina clericalis* von Petrus Alfonsi anzuführen, die ohne zweifel damit in zusammenhang steht. es scheint daß die sage aus dem morgenland

---

und Kirche (Kleinere Schriften 2, 384). Wackernagel blieb der einzige Anhänger dieser Hypothese Wilhelm Grimms trotz Pfeiffers bündiger Widerlegung.

2) Ganz ähnlich urteilt Wilhelm Grimm über das Buch in einem Briefe an Raumer vom 24. Juni (Anzeiger für deutsches Altertum 15, 243).

3) Deutsche Dichtung im Mittelalter, Hannover 1854.

4) Vgl. WACKERNAGEL, Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek S. 8 und MÜLLENHOFFS und SCHERERS Denkmäler Nr. 62.

nach Constantinopel oder Griechenland gelangte, und dort absichtlich und planmäßig umgestaltet ward.[5])

Bei uns geht es mit der gesundheit in diesem augenblick leidlich, aber vor nicht lange war viel zu klagen, und so schwankt es hin und her. meine frau erholt sich ihrer guten natur gemäß leicht wieder, aber ebenso leicht wird sie auch wieder zurückgeworfen. sie leidet am herzen, wie ich seit vierzig jahren. seltsam daß Jacob auch seit einem vierteljahr über dieselbe krankheit klagt. ich fürchte er arbeitet zu viel, er sitzt ohne unterbrechung von morgen bis in die nacht. von unserer gesundheit wird es abhängen, ob wir unsern wunsch in diesem jahre Sie zu besuchen erfüllen können; es wird uns eine große freude sein. wir alle grüßen Sie beide freundschaftlich und herzlich.

Berlin 20ten März 1853. Ihr Wilhelm Grimm.

14.

Liebster freund,

ich habe mich gefreut Ihre handschrift wieder einmal zu sehen und nachricht von Ihnen zu erhalten. ich habe herzlichen antheil an den traurigen ereignissen genommen, die Sie betroffen haben, und hoffe dass die zeit, die allmälig die aufgeregten wellen besänftigt, sich auch bei Ihnen wolthätig erwiesen hat. meinen plan, Sie voriges jahr zu besuchen, hatte ich aufgeben müssen. die schwankende gesundheit meiner frau, die an einer herzkrankheit leidet, erlaubte ihr nicht eine weitere reise zu unternehmen. da ihr frische bergluft empfohlen war, giengen wir nach dem nahen Ilsenburg am Harz, aber dort überfiel sie eine schwere krankheit, die sie lange zeit im bett hielt. jetzt geht es wieder erträglich.

Ihren wunsch will ich erfüllen, sobald es mir möglich ist. von dem facsimile des Hildebrandsliedes kann ich mich noch nicht trennen und die wolgeratene nachbildung ist ohnehin leicht zu haben.[1])

Ich habe Ihnen für so manches schöne geschenk zu danken, ein besonderes vergnügen habe ich an der geschichte der glasmalerei[2]) gehabt, das ist ein durch inhalt und fassung ausgezeichnetes buch,

---

5) Vgl. Wilhelm Grimms spätere Abhandlung „Die Sage von Athis und Prophilias“ in der Zeitschrift für deutsches Altertum 12, 185 (Kleinere Schriften 3, 346), besonders S. 189 (S. 350).

1) *De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum*, Göttingen 1830.

2) Die deutsche Glasmalerei, Leipzig 1855.

und so wird mich auch die archäologische abhandlung die Sie ankündigen[3]), erfreuen. das letzte heft Ihrer literaturgeschichte ist mit der sorgfalt und genauigkeit der früheren ausgearbeitet. Sie werden einige kleinigkeiten von mir erhalten haben, zuletzt die erklärung der Bukarester runen.[4]) nun hat Maßmann eine andere bekannt gemacht, die mir künstlich erzwungen scheint.[5])

Franz Pfeiffer[6]) setzt seine polemik gegen mich fort[7]), die sache könnte, nachdem von beiden seiten das nötige gesagt ist, ruhen. ich will niemand zu meiner ansicht zwingen, obgleich ich daran fest halte.

Mein sohn Hermann ist vor einigen tagen nach Rom abgereist. er wollte Ihnen seinen gruß selbst bringen und wird bedauern Sie in Basel nicht zu finden.

Möchten Sie bald wieder völlig hergestellt sein. von uns allen die herzlichsten grüße. wenn Sie herrn Heusler[8]) wieder sehen, so sagen Sie ihm dass er bei uns im besten andenken steht.

mit unveränderter und treuer freundschaft

Ihr

Berlin 1ten Mai 1857. Wilhelm Grimm.

15.

Liebster freund,

als ein brief von Ihnen anlangte, freute ich mich darauf wieder einmal von Ihnen zu hören und dachte nur an gute nachrichten, aber ich fand eine trauerbotschaft darin. ich empfinde um so herzlichere theilnahme als auch mich sorgen über die gesundheit meiner lieben und einzigen tochter gedrückt haben und noch nicht ganz verschwunden sind. der arzt vermutete leberleiden und sie gieng deswegen mit einer befreundeten familie nach Carlsbad. es zeigte sich dass es eine unrichtige ansicht gewesen war und die cur einen nachtheiligen er-

3) Die goldene Altartafel von Basel, Basel 1857 (Kleinere Schriften 1, 376).

4) „Bericht über eine Inschrift auf einem in der Wallachei ausgegrabenen goldenen Ring" in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1856 S. 602 (Kleinere Schriften 3, 132).

5) In der Germania 2, 209.

6) Franz PFEIFFER (1815—68), Bibliothekar in Stuttgart.

7) Gegen Wilhelm Grimms Freidank-Walther-Hypothese schrieb Pfeiffer, Zur deutschen Literaturgeschichte S. 37 (Freie Forschung S. 163) und in der Germania 2, 129 (ebenda S. 220).

8) Andreas HEUSLER (geboren 1834), Professor des deutschen Rechts in Basel.

folg hatte. es scheint mir als ob endlich einige besserung eingetreten sei, aber ich kann mich der sorge noch nicht entschlagen. mein ältester sohn Hermann ist im November aus Italien zurück gekommen, und eine entschiedene herstellung seiner schwankenden gesundheit ist ein hauptgewinn seiner reise, wiewol auch grosser genuss damit verbunden war und mancher gewinn für den geist. mein zweiter sohn Rudolf lebt als referendar in Düsseldorf, ist frisch und gesund, und steht nun vor dem grossen berg des dritten examens. er hat die weihnachtsferien bei uns zugebracht und die ganze familie war wieder bei uns vereinigt.

Ich bin den sommer über, so heiss es in den strassen war, nicht aus Berlin gekommen und habe die beschwerden des höheren alters empfunden. die grippe hat uns alle nicht verschont, aber mich ziemlich hart mitgenommen: dazu kam noch ein elfenschuss[1]), der mich ein paar wochen lahm machte. meine frau trägt schon lange eine herzkrankheit mit geduld und ist heiter, wenn sie ihr ruhe lässt; gute und schlechte tage stehen oft nahe beisammen. mein bruder ist im ganzen gesund und arbeitet, wie immer, unermüdlich.

Haupt leidet an nervösen anfällen und fühlt sich oft so davon gedrückt dass ihm seine vorlesungen sauer werden. doch hat er des minnesangs frühling vollendet, der in jeder hinsicht eine treffliche arbeit ist. von dem Neidhart ist schon über die hälfte gedruckt.

Ich habe Ihnen für manche schöne gabe zu danken. mit besonderem behagen habe ich das büchlein über die glasmalerei gelesen, das reich an inhalt ist und dabei vortrefflich geschrieben. das der akademie bestimmte exemplar habe ich mit einigen begleitenden worten übergeben.

Wir alle denken mit liebe und freundschaft an Sie und grüssen mann und frau auf das herzlichste. möge Ihnen dieses jahr heitere tage bringen.

Ihr treuer freund

Berlin 12ten Jan. 1858. Wilhelm Grimm.

---

1) Nach dem ags. *ylfa gescot*: vgl. Jakob Grimm, Deutsche Mythologie S. 429.

III. Briefe von Karl Lachmann.

1.

Berlin 8 Merz 29.

Lieber Freund,

da Sie meine alte Untugend kennen, so verzeihen Sie wohl auch. Ich sehe wahrhaftig, Ihr Brief ist 29/10 unterschrieben, und tröste mich nur damit, daß neulich Dr. Ambrosch[1]) (denn Doctor ist er jetzt seit 8 Tagen) bitterlich über Ihr Nichtschreiben geklagt hat. Inzwischen sind auch Ihre 13 Gedichte[2]) angekommen, und wenn ich auch grade nicht 12 darunter für unsterblich halte, so sind doch mehrere sehr hübsch.

Ich wünsche nur daß es mit Ihrer Thätigkeit, die ja ganz lustig angefangen zu haben scheint, einen guten Fortgang habe. Aber auch äußerlich müssen Sie bald was thun. Die Promotion begreift allerdings das Oberlehrerexamen in sich, ausgenommen die Probelectionen: aber ich dächte, Sie prüften sich doch erst ob Ihnen das Schulmeistern nicht bald fatal werden würde.

Auf näheres über Ihre und Hoffmanns gemeinschaftliche Arbeiten bin ich begierig. Von der neuen Monatsschrift[3]) und von den Fundgruben ist wohl noch nichts heraus. Hoffmann will das Jahr von Wernhers Maria wissen. Es ist 1173: denn ich muß es doch wohl sagen, ob es gleich eigentlich mit andern Notizen für meine Lieder des 12ten Jahrhunderts bestimmt war: aber wann werde ich daran kommen? Der Titurel ruht, die Nibelungen sind über halb fertig und ruhen, und ich bin am Neuen Testament und den dazu nöthigen Kirchenvätern, eben jetzt am Origenes und Hieronymus. Sie könnten sich wohl einmahl nach lateinischen Handschriften des Neuen Testaments erkundigen. Sie müssen aber spätestens aus dem 10ten Jahrhundert sein, besonders liegt mir an Apostel Geschichte und Paulini-

1) Joseph Julius Athanasius Ambrosch (1804—56), später Professor der Archäologie in Breslau.

2) Über die Neujahr 1829 veröffentlichte kleine Gedichtsammlung „Proben" vgl. Jugendjahre S. 109.

3) Die „Monatsschrift von und für Schlesien" begann Breslau 1829 zu erscheinen.

4*

schen Briefen — denn ich werde den lateinischen hieronymianischen Text hinzufügen. Den *codex Rehdigeranus* der Evangelien, der nicht die hieronymianische Übersetzung enthält, kann ich nicht brauchen. Meine Arbeit ist übrigens grade kein Geheimniß, ich wünsche sie aber auch nicht austrompetet. Mit der von David Schulz[4]) collidiert sie so gut als gar nicht, schon weil der ein enragierter Grammatiker ist, bei mir gilt aber nur Auctorität der 4 ersten Jahrhunderte ohne Scheu vor den Folgen.

Wollen Sie was von mir recensieren, so ist mir es lieb: aber um Gottes Willen recensieren wie sichs gehört, d. h. so daß ein Stück der Arbeit oder einer nah verwandten in der Recension würklich mit gemacht wird, und nicht bloß dieses bloß negative und passive Prüfen, Verwerfen und Billigen. Ich erlebe viel Schmerz an Recensionen. Da hat in Halle jemand den Walther zwar wohlmeinend aber höllisch dumm recensiert.[5]) Ich soll in meiner Auswahl[6]) (1818—20) voll gewesen sein von der Grimmischen Regel von Verhärtung des Auslauts, die erst in der 2ten Ausgabe steht.[7]) Bei dem Grunde, warum Walther nicht im heiligen Lande gewesen, sei ich voreilig, weil man die Zeit der einzelnen Lieder nicht kenne. Die Inconsequenzen der Orthographie werden mir vorgehalten: es fällt ihm nicht ein daß ich sie selbst könnte bemerkt haben. Doch muß er „frei bekennen", daß ich die Strophen immer richtig abgetheilt und oft das Versmaß hergestellt habe. Mehr weiß er weder zu loben noch zu tadeln.

Empfehlen Sie mich Herrn Consistorial Rath Wachler[8]) recht sehr: für sein gütiges Anerbieten wegen der *Huschkiana*[9]) zum Catull lasse ich sehr danken. Theils ist er längst gedruckt[10]), theils weiß ich so ziemlich was Huschke gehabt hat: ich habe aber selbst aus dem viel reicheren Apparat Santens[11]) wenig mehr als zwei Handschriften benutzt, weil alles andre vom Übel ist. Huschke hat aber niemahls

4) David SCHULZ (1779—1854), Professor der Theologie in Breslau.

5) In den Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literaturzeitung 1829 Nr. 18 und 19.

6) Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts, Berlin 1820.

7) Vgl. Grimm, Deutsche Grammatik 1^2, 377.

8) Johann Friedrich Ludwig WACHLER (1767—1838), Professor der Geschichte in Breslau.

9) Immanuel Gottlieb HUSCHKE (1761—1828), Professor der klassischen Philologie in Rostock.

10) Berlin 1829.

11) Laurens VAN SANTEN (1746—98), Philolog in Leyden.



gewust welche Handschriften Catulls echt und welche interpoliert sind, welches man künftig nach meiner Ausgabe jeder auf den ersten Blick ansehen kann.

Hoffmann grüßen Sie herzlich: vielleicht läßt er wohl auch einmahl etwas von sich hören. Und Sie müssen mir auch mein spätes Antworten nicht nachtragen. Grüßen Sie auch Passow[12]) und Runge[13]) und (er ist doch in Breslau?) Brewer[14]), von

Ihrem

Lachmann.

2.

[Berlin, 26. October 1829.]

Lieber Freund,

ich kann es beinah nicht glauben, und doch muß es wahr sein, daß Ihr Brief vom 27/7 ist: doch weiß ich sicher daß ich ihn erst Mitte September frühestens erhalten habe. Ich danke herzlich für Ihre Negationspartikel[1]), die mir im Ganzen sehr wohl gefällt. Ein bischen zu sehr zerspalten ist mirs, ohne daß ich es besser zu machen wüste. Zweitens hätte ich noch den Otfried dazu genommen. Und drittens hätte ich viel Nebenbeiiges gestrichen: zuweilen geräth es Ihnen sogar mitten in die Perioden hinein, die dadurch ihren Fluß und oft ihre Haltung verlieren. Ich sage, durch Ausstreichen muß man die Einfälle und Nebengedanken wegschaffen, und ich weiß recht gut daß es Überwindung kostet.

Sehr schön, wenn Sie über Glasmahlerei was rechtes schreiben.[2]) Ich soll dazu die Strophen aus dem Titurel schicken. Wissen Sie wohl daß ich mir sogar die Zeit jetzt kaum nehmen kann sie im Druck aufzusuchen? und außerdem wage ich in den ersten Abschnitten noch nicht Texte zu machen. Indessen wenn Sie sich mit einem etwas rohen Versuch begnügen wollen, so schreiben Sie nur bestimmt welche Strophen Sie haben wollen. Sie sollen dann auch nicht lange darauf

12) Franz PASSOW (1786—1833), Professor der klassischen Philologie in Breslau.

13) Friedlieb Ferdinand RUNGE (1795—1867), Professor der Chemie in Breslau.

14) Karl BRÄUER (1794—1866), Zeichenlehrer in Breslau: vgl. über ihn Jugendjahre S. 31.

1) „Die mhd. Negationspartikel *ne*“ in Hoffmanns Fundgruben 1, 269.

2) „Die deutsche Glasmalerei“ erschien erst Leipzig 1855.

warten: ich habe dies Verlangen in Ihrem Briefe nur übersehn, sonst hätten Sie längst Antwort. Denn Sie wissen wohl, ich bin nicht faul zu schreiben, wenn es einen bestimmten Zweck hat. Eigentlich aber habe ich mit Ihnen etwas andres im Sinne. Hätten Sie nicht Lust mir den ganzen Titurel abzunehmen?[3]) Sie könnten die Arbeit wohl machen, wenn Sie erst etwas mehr Festigkeit und Kritik hätten, und etwas weniger jugendliches Flattern nach Lust: aber eben in der Arbeit könnten Sie am besten was Ihnen noch fehlt gewinnen, wenn nur nicht gleich mit dem Drucken angefangen wird. Aber dafür ist so schon Rath: denn man muß doch, wie ich gethan habe, da anfangen wo die meisten Handschriften sind, um erst die Art zu lernen, und besonders da, wo man auf den Druck allein beschränkt ist, ihn mit einiger Sicherheit zu bessern. Überlegen Sie nun die Sache: sobald Sie wollen, schicke ich Ihnen den ganzen Apparat und meinen Anfang. — Die Vorschläge, die Ihnen Grimm gethan[4]), scheinen mir nicht alle ausführbar. Der Erec verführt zu sehr zur Willkür, oder er ist ekelhaft zu lesen: bei der Eneit verzweifle ich bis jetzt an einem Text, wenigstens fehlt noch der Apparat: aber den Lanzelet könnten Sie sich wohl getrauen aus Schottkys Abschrift der Wiener und aus meiner Collation der Heidelberger Handschrift herauszugeben, oder giebt es noch mehr Handschriften?

Kommen Sie bald wieder her: besprechen läßt sich doch manches besser. Sie fragen, was ich arbeite. Meine Kritik der Nibelungensage ist seit dem Juni in Bonn und kommt vermutlich ins nächste Stück des rheinischen Museums[5]): sie ist älter als W. Grimms Buch, das zu meiner grösten Überraschung und Freude mir dediciert ist.[6]) Von Eschenbach sind die Lieder und 6000 Verse Parzival fertig. Der Druck fängt an, wenn der griechische Text des Neuen Testaments, welcher stereotypiert werden soll, fertig ist[7]): heute ist der Matthäus nach

---

3) Über Lachmanns Plan einer Ausgabe des jüngeren Titurel vgl. meine Briefe an Karl Lachmann S. 32 Anm. 3. Erst HAHN gab ihn 1842 nach einer einzigen Handschrift heraus.

4) Vgl. oben Jakob Grimms Brief Nr. 1.

5) „Kritik der Sage von den Nibelungen" im Rheinischen Museum für Philologie 3, 435 (wiederholt in den Anmerkungen zu den Nibelungen S. 333).

6) Wilhelm Grimms Göttingen 1829 erschienenes Buch „Die deutsche Heldensage" ist Lachmann „aus Freundschaft" zugeeignet.

7) Lachmanns Ausgabe von Wolfram von Eschenbach erschien Berlin 1833, die des Neuen Testaments ebenda 1831.

Leipzig geschickt. Sie sehen also, ich bin einmahl wieder in voller Arbeit.

Von Ihren äußern Verhältnissen und Aussichten sind Sie so still, wie der Inhalt der Fundgruben geheim gehalten wird. Ist denn die Geburt so schwer daß sie noch immer nicht heraus sind? oder sind sie heraus und man erfährts nur nicht?

Grüßen Sie Hoffmann recht herzlich, auch Runge und Bräuer, und schreiben Sie bald

Ihrem

CLachmann.

Aufgabe für künftige Bibliographen, welche bekanntlich nur die Titel der Bücher lesen dürfen. Ist es wahrscheinlich daß Wilh. Wakkernagel, Wilh. Wackernagel und Heinr. Wilh. Wackernagel Eine Person gewesen sind?

3.

[Berlin,] Neujahr 1834.

Mein erst Gefühl sei — preusch Courant[1]): denn wenn man nach Basel schreibt, muß man ja freilich wohl sich in einer, wenn auch etwas langsam gehenden, doch gesicherten und behaglichen Ordnung zu wissen froh sein. Ich glaube zwar, daß Sie guter Junge Unstern[2]) eigentlich an dem Unglücke Basels Schuld sind, wenn auch nicht grade an dem empörenden Schiedspruche des abtrünnigen Mitgliedes der historischen Schule.[3]) Nur gut daß Sie, so weit wenigstens meine Nachrichten reichen, für sich allein noch ziemlich zufrieden sind, und sich, von jeher an bescheidene Wünsche und deren Viertelserfüllung gewöhnt, am Ende noch wohl durch alle Theilungen durchwinden werden.

Die erste Zeit nach Ihrem Abzuge glauben Sie nicht welche Leere ich oft gefühlt habe, wenn ich nachrechnete nun müsten Sie doch wohl einmahl kommen, und denn fand daß bei Ihrer gestörten Bahn jetzt auf lange kein Durchgang möglich sei. Endlich, weil doch hier die Liebe den Liebenden nicht tödten konnte, wards leidlicher, eigent-

1) Scherzhaft nach Gellerts „Morgengesang“: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ (Sämtliche Schriften 2, 108).

2) So nennt sich Wackernagel in Jugendbriefen gern nach Uhlands Ballade (Gedichte 1, 223 Schmidt-Hartmann); vgl. Jugendjahre S. 55.

3) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 8 Anm. 2.

lich erst nach einer Reise. Meusebach gieng nach Gross Wiederstädt bei Halle, zur Hochzeit Arliconas (August von Witzleben ist als Ober Landes Gerichts Assessor in Quedlinburg)[4], ich weit später nach Braunschweig und nach Göttingen, wo wir uns unerwartet bei Grimms trafen. Es war eine sehr hübsche Woche, in der man nur nicht viel zur Stille und zur Besinnung kam. So war mir die Reise mehr nur Erholung, als daß sie viel Schönes in mir zurückgelassen hätte. Daß Ihrer dabei viel mit Liebe gedacht wurde, können Sie denken: aber die Hauptperson blieb freilich immer Galetti und seine Dummheiten.[5]) Im Sommer haben mich meine schändlichen Augen, die jetzt kaum wieder anfangen erträglich, d. h. weniger merkbar, zu werden, gar zu sehr gestört: doch ist ein Commentar zum Hildebrandsliede[6]) fertig geworden, über den (im Manuscript) Benecke entzückt ist, J. Grimm meint aber, er sei weitläuftig und man lerne kein neues Wort daraus, *staimbortchludun*[7]) bleibe so dunkel als bisher. Ich habe den Text für meine Vorlesungen drucken lassen (die Abhandlung kommt erst dieses Jahr daran), und was Sie kennen von der Abhandlung über die Verskunst.[8]) Im August ward der scheußliche Byzantiner durchgegangen, Genesius (nicht Gesenius, wie ihn sogar Bekker[9]) zuweilen nennt), den ich für das Bonner *Corpus* übernommen.[10]) Ende August nach Heringsdorf bei Swinemünde, wo sich Klenze[11]) ein Haus gekauft hat. Seine Frau und Kinder waren schon längst da, er ein Paar Wochen, so daß er nach seiner Art keine Ruhe hatte und ich nach meiner mich verführen ließ meine Ruhe aufzugeben und mit ihm über Greifswald Ystad Malmö nach Kopenhagen zu reisen,

---

4) Über Meusebachs Tochter und Schwiegersohn vgl. Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. XLIII. LIV. 423.

5) Johann Georg August GALLETTI (1750—1828), Professor am Gymnasium in Gotha, bekannt wegen seiner Zerstreutheit und der dadurch bewirkten komischen Aussprüche.

6) Über das Hildebrandslied, Berlin 1835 (Kleinere Schriften 1, 407).

7) Hildebrandslied Vers 65, noch heute heftig umstritten.

8) Über ahd. Betonung und Verskunst, Berlin 1834 (Kleinere Schriften 1, 358).

9) Immanuel BEKKER (1785—1871), Professor der klassischen Philologie in Berlin.

10) Bonn 1834. Das von Niebuhr begründete „*Corpus scriptorum historiae byzantinae*“ hatte 1826 zu erscheinen begonnen.

11) Clemens KLENZE (1795—1838), Professor der Rechte in Berlin, Lachmanns intimer Freund und Hausgenosse.

wo wir 6 Tage 7—12 September gewesen sind. Da alles sehr gut gieng und ich mich zumahl mit der Seekrankheit so gut abfand wie sonst mit der Trunkenheit, nämlich durch ein kurzes Vomieren, so war ich bald heiter und mit allem vergnügt. Würklich kann man keine schönere neue Stadt sehen als Kopenhagen, regelmäßig ohne Steifheit, überall durchschnitten von Wasser, umher See und die prächtigen Buchenwälder. Den Bischof Müller[12]) fand ich unerwartet geistreich und fein, etwas medisanter als die übrigen, obgleich alle in collegialischen Häkeleien stecken, aber eben so gutmütig und gefällig. Der alte Finn Magnussen[13]) ist trocken, aber rührend unschuldig und eifrig seine Sachen auseinander zu setzen (dies Mahl, daß die meisten Sagas ursprünglich in Versen seien), Rafn[14]) das ärgste Leder das die Sonne zusammengezogen hat, Madvig[15]) sehr rührig und liebenswürdig und jung. Der aller interessanteste war aber der alte Brandis[16]), nur eben nicht für Sie. Hoffmann hätte alles langweilig gefunden: denn entdeckt wurde gar nichts — außer etwa daß der *codex regius* der alten Edda von einer schönen Hand des 13ten Jahrhunderts ist. Auch die lateinischen *codices* hält Etatsrath Werlauf[17]) meistens für jünger als ich. Wir reisten zurück das schöne Seeland durch, über Helsingör Helsingborg Höganes und den Kullen (um doch wenigstens etwas von Felsen zu sehn, und es war etwas!), über die spaßhafte Universität Lund, wieder nach Ystad und zurück. Nachdem wir uns noch nahe bei Heringsdorf mit dem Wagen sacht in die See gelegt hatten, kamen wir, naß und zu Fuß, doch vergnügt, zu Hause wieder an, nach 14tägiger Reise. Dann noch einige Seebäder, und am 26ten September ließ ich schon wieder, früh angekommen, um 11 Uhr eine Probelection halten. Im October und den folgenden Monaten bin ich fleißig gewesen. Die Nibelungen sind fast vergriffen: im Sommer wird wahrscheinlich der Text zum zweiten, die Anmerkungen und das Wörter-

---

12) Peter Erasmus MÜLLER (1776—1834), Professor der Theologie in Kopenhagen.

13) Finn MAGNUSSEN (1781—1847), Professor der nordischen Literatur in Kopenhagen.

14) Karl Christian RAFN (1795—1864), Professor der nordischen Literatur in Kopenhagen.

15) Johann Nikolai MADVIG (1804—86), Professor der lateinischen Sprache und Literatur in Kopenhagen.

16) Joachim Dietrich BRANDIS (1762—1846), Leibarzt in Kopenhagen.

17) Erik Christian WERLAUFF (1781—1862), Bibliothekar in Kopenhagen.

buch zum ersten Mahle gedruckt.[18]) Wir wollen dann überlegen wie Ihnen am besten das Gedruckte zuzuschicken ist: jetzt sagen Sie noch nicht zuviel davon, damit die noch übrigen Exemplare nicht liegen bleiben. Am Haupttext habe ich wenig geändert, den Commentar abgeschrieben bis 663. Im November war eine Vorlesung zu halten: da habe ich die Anmerkung über Singen und Sagen ins Reine gebracht, die ich zwei Mahl brauchen will, in der Vorrede zu den Nibelungen und in den Aufsätzen über Geschichte der Poesie.[19]) Dann muste ein Artikel über Otfried für die Hallische Encyklopädie geschrieben werden[20]), den Hoffmann von sich ab und auf mich geschoben hatte. Zuletzt war der Genesius fertig zu machen: am Sonntag ist der erste Bogen (in Leipzig wird gedruckt) corrigiert worden. Alles ist schön abgegangen, weil ich durch das Seebad und die Reise so frisch leicht und gesund geworden bin wie vor 10 Jahren. Das Quälige bin ich nun zum Glück los: im neuen Jahre sollen die Nibelungen fortgesetzt werden, und zunächst alles Mögliche für die Geschichte der Poesie gelesen. Ihr zweiter Brief hat mir schöne Beiträge geliefert, die ich ihres Orts angemerkt habe. Ich wette, Graff hat *Sequentia de sancta Maria* verstanden „das folgende handelt von Maria". Er bombardiert noch immer die Akademie, sein Werk[21]), „den Stolz der deutschen Nation" (so hat ers gegen Ideler[22]) genannt), zu unterstützen; man sieht nicht warum: denn Reimer hat sich zu unentgeltlichem Drucken erboten, ohne Subscribenten (freilich auch Honorar). Graff hat aber mit der Nicolaischen Buchhandlung contrahiert, so daß der Druck erst bei 500 Subscribenten anfängt: er sagt, er habe nur 100. Besonders soll er geklagt haben daß Uhland sich geweigert zu subscribieren.[23])

Mein theurer Freund, vergelten Sie mir meine Sünden nicht, sondern fahren Sie fort zu schreiben was Ihnen begegnet von außen

---

18) Die zweite Ausgabe der Nibelungen erschien Berlin 1841, die Anmerkungen ebenda 1836.

19) Die Abhandlung „Über Singen und Sagen" erschien nur als akademische Schrift Berlin 1835 (Kleinere Schriften 1, 461). Die geplante Sammlung von literargeschichtlichen Aufsätzen ist nicht zustande gekommen.

20) In ERSCHS und GRUBERS Allgemeiner Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste 3, 7, 278 (ebenda 1, 449).

21) Den „Ahd. Sprachschatz", der Berlin 1834 zu erscheinen begann.

22) Christian Ludwig IDELER (1766—1846), Professor der Astronomie in Berlin.

23) Vgl. aber Uhlands Briefwechsel 2, 352.

und innen. Sie wissen daß ich alles in Ehren halte und Ihnen von Herzen danke. Die Abhandlung über die schweizerischen Schriftsteller[24]) ist sehr hübsch, wenn ich auch außer der Schweiz von Johannes Müller mit etwas mehr Beschränkung sprechen würde.[25]) Ich freue mich auf die Rechtfertigungen die Sie mir dazu versprechen. Vergessen Sie nicht zu sagen warum die Strophe *Wâ sint nu alle die von minnen sungen ê* vom Marner sein soll.[26]) Übrigens haben Sie Recht, er muß schon gegen 1230 gesungen haben, und bis gegen 1270. NN. 930 habe ich nicht angefochten, sondern 931. Gervinus Recension[27]) ist mir nicht ärgerlich gewesen: aber ich kann nur nicht finden daß bei dieser Betrachtung im Vogelfluge, ob sie gleich geistreich ist, etwas gewonnen wird.

Bei Ihrer Chrestomathie werden Sie doch wohl um die altdeutsche Prosa nicht ganz wegkommen. Schade daß sie nicht schon fertig ist. Meine Auswahl ist fast vergriffen, und ich habe nicht Lust sie wieder zurecht zu machen. Im nächsten Sommer werde ich die Grammatik nach Adolf Ziemanns altdeutschem Elementarbuch (Quedlinburg 1833) lesen, das mir bequem genug ist, obgleich voller Fehler und wenig eigenthümlich. Bei der Prosa möchte ich aber rathen nichts Schlechtes bloß um der Sprache willen aufzunehmen, zB. Kero und die Hymnen — wohl aber aus dem rhetorischen Buche, welches übrigens auch im Münchner Auszuge ein rhetorischer Tractat ist: „Virgilianische Glossen" heißt es nur durch einen Irrthum J. Grimms.[28])

— Sonntag 23. Febr. Mein herzlich geliebter Freund. Erst hab ich das Obige aus Liederlichkeit unbeendigt gelassen, oder zuerst weil Ihr Bruder[29]) auch schreiben wollte, dann bin ich in die Nibe-

24) Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur, Basel 1833.

25) „Keiner hat so wie er die kritische Forschung mit der künstlerischen Darstellung zu versöhnen gewußt, keiner zwischen der prunkhaften Kürze des Tacitus und der weitläuftigen Einfalt der Chronisten so glücklich die rechte Mitte getroffen, auf welcher der wahre historische Stil liegt, keiner mit solcher Liebe und doch so unparteiisch die Geschichte seines Vaterlandes geschrieben" ebenda S. 22.

26) von der Hagens Minnesinger 3, 334*a*. Er möchte (ebenda 3, 451*a*) die in der Heidelberger Liederhandschrift D dem Marner beigelegte Strophe Reinmar von Brennenberg zuschreiben (vgl. auch STRAUCHS Ausgabe des Marners S. 75).

27) Über Lachmanns Wolfram und Walther in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 26, 544.

28) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 9 Anm. 2.

29) Philipp WACKERNAGEL (1800—77); über sein Verhältnis zu seinem Bruder vgl. SCHULZE, Philipp Wackernagel S. 262.

lungen gerathen und vorgerückt bis *dô frowe Helche starp*[30]), dann war Genesius zu corrigieren, und endlich war alles mir schaal geworden durch Schleiermachers, an sich freilich schönen, Tod[31]), den ich aber auf allen Ecken fühle, am schmerzlichsten Morgens im Sprachzimmer. Jetzo, zur Kirchzeit, übermannt michs wieder einmahl, wie noch zuweilen, und Sie müssen mir schon zu Gute halten daß ich jetzt weder mein Obiges noch Ihre lieben Briefe wieder durchlesen kann, um zu sehen was etwa fehle. Nehmen Sie alles freundlich auf und gedenken Sie in alter Liebe

Ihres

CL.

4.

[Berlin,] Luisenstr. 25, 18. Aprill 1834.

Mein geliebter Freund, wobei mich gestern Ihr lieber Brief gefunden hat, können Sie nicht wissen. Beim Ulpian; nämlich, damit Sie nicht zweifeln, bei den *XXIX titulis ex corpore Vlpiani*. Vorher ist einige Wochen lang der Gaius gelesen. Was ich aber nach Ihrem Briefe zunächst thun würde, wusten Sie. Nachdem noch die letzte Correctur vom Genesius gemacht war, sind die *Notkerana* abgeschrieben so gut ich sie habe. Glück zu Ihrem Lesebuch! Ich freue mich ungeheuer darauf, auch für meine Vorlesungen. Die Auswahl ist fast vergriffen. Nun werde ich diesen Sommer zuletzt darüber lesen, und nicht, wie ich mir erst vorgenommen hatte, über Ziemann: denn das Buch ist doch wohl zu schlecht. Das *vocabularium Sancti Galli* könnten Sie (ich habe nichts dagegen nicht nur, ich wünsche es: da Arx[1]) todt ist, hört meine Verpflichtung auf) lieber ganz drucken lassen, damit es in die Welt käme: auf das Bischen Platz mehr kann es Ihnen nicht ankommen. Den Isidor ins 8te Jahrhundert? Wo denken Sie denn daß jemand damahls so richtig und gut übersetzt haben kann? Nehmen Sie wo möglich nicht die Stellen aus den *specimina*[2]), denn erstlich habe ich sie aus Graffs Auswahl[3]) zum Theil,

30) Nibelungen 1083, 1.

31) Schleiermacher, über dessen Beziehungen zu Lachmann meine Briefe an Karl Lachmann S. 45 Anm. 1 zu vergleichen sind, war am 12. Februar gestorben.

1) Ildefons VON ARX (1755—1833), Domherr und Bibliothekar in St. Gallen.

2) *Specimina linguae francicae, in usum auditorum edita*, Berlin 1825.

3) Gemeint ist das „Verzeichnis der Quellen des ahd. Sprachschatzes“ (Ahd.

und zweitens ist in Göttingen ein besserer Text zu haben. Gegen den Hymnus *Deus qui caeli lumen es* habe ich zwar nichts: aber XX *Hic est dies verus dei* ist noch etwas kürzer, und gehört in die Litteratur Geschichte, weil er 28. October 1189 oder etwas später zu Vinipopel gesungen ward (Wilken 4, 83. N. 64. Freher Struve 1, *p.* 409).[4]) Im Ludwigsliede ist *manôn sundjôno*[5]) (die Länge des 2ten *o* im althochdeutschen Gebrauch kann ich bis jetzt nicht beweisen: denn *sunô* für *sunjo* lasse ich nicht gelten, so wenig als *Hûneộ truhtîn* im Hildebrandslied)[6]) einleuchtend wahr. Aber Strophe 4 muß wohl das unsinnige *vvanni ano*[7]) für erst bleiben. Z. 28 hat Schilters Note Varianten, wie 111. *giuuaht* Z. 76 scheint eine Conjectur Schilters.[8]) Ich glaube, ich habe bei den *specimina* vergessen den Mabillon[9]) zu vergleichen. *heizit hêrro*[10]) werden Sie doch nicht billigen? Sätze ohne Subject, wie dies *heizit*, sind mir so früh verdächtig. *hêrro* vor Namen, ohne Artikel, steht zwar ein Mahl im Georg[11]): aber was will der Georg lehren? Warum die Rhetorik älter als Notker oder von ihm selbst sein soll, wäre ich begierig zu erfahren. Die mosaische Geschichte[12]) ins elfte Jahrhundert? Sie ist gar zu reich an Conjunctionen. Das Wormser Concordat focht, glaub ich, nachher Lothar 2 noch an. Und Genesis 45 ist wohl von geistlichen Fürsten die Rede.[13]) Doch untersuchen Sie das. Im 12ten Jahrhundert will mir die Ordnung nicht überall einleuchten. Pfaff Konrad gehört in die 70er: die Angabe in der deutschen Heldensage[14]) beruht auf einer Erwähnung der Verhältnisse Heinrichs des Löwen. — Beim Tatian hab ich vergessen zu sagen, nehmen Sie doch lieber einen Abschnitt den Matthäus allein hat aus Schmeller.[15]) Meiner ist aus Graffs Auswahl: da er mich jetzt für seinen Feind hält und mir die gräulichsten Dinge nicht nur zutraut sondern im Angesicht der Akademie durch Andeutungen Schuld giebt,

Sprachschatz 1, XXXIII), das einige Proben aus den ahd. Prosaikern gibt und schon lange vor 1834 gedruckt war.

4) Die Zitate beziehen sich auf Wilkens „Geschichte der Kreuzzüge“ und Frehers „*Scriptores aliquot rerum germanicarum insignes*“.

5) Vers 12. 6) Vers 35. 7) *wunniôno* Vers 8. 8) Vers 14. 38.

9) Vgl. Müllenhoffs und Scherers Denkmäler³ 2, 71.

10) Vers 1. 11) Georgslied Vers 48. 55.

12) Gemeint ist die frühmhd. Wiener Genesis.

13) Vgl. zu diesem chronologischen Problem Scherer, Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit 1, 59. 14) Wilhelm Grimm, Die deutsche Heldensage S. 55.

15) Schmellers Ausgabe des Tatianischen und Wulfilanischen Matthäus erschien Stuttgart 1827.

so möchte ich nicht gern daß etwas von ihm da wäre, besonders wenn er nicht genannt würde. Er ist übrigens todtkrank gewesen, jetzt aber besser. Ob er von der Akademie noch ein größeres Honorar, als 1600 Thaler jährlich, erlangen wird, kommt darauf an ob Böckh[16]) und seine Partei siegen wird. Wissen Sie schon daß die theologische Facultät an Schleiermachers Stelle um Olshausen[17]) gebeten hat? Es ist aber Twesten[18]) berufen: bis jetzt schwankt er noch. — Ich habe gar nichts dagegen daß die Strophe *Wâ sint nû alle* vom Marner sein kann, wenn es nur sein *dôn* ist: sein Stil ist es kaum. Übrigens kommt auch Walther von Metz darin vor, der 1245 soll gedichtet haben. Über den Truchsessen habe ich mir angemerkt Neugart *n.* 914. 23 Februar 1228 *Vlricus dapifer de Sancto Gallo.* Sie sehen also wohl daß ich noch nicht geneigt bin die waltherische Chronologie auf einen solchen leichten hartmannischen Stoß aufzugeben. Haben Sie schon gesagt, oder fällt mirs eben zuerst ein, daß Trimbergs Abt zu SGallen unser „Freund von SGallen" sein wird?[19])

Daß ich zwischen gestern und heute Ihren Bruder und den Privatdocenten Schöll[20]) noch nicht gesehn habe, wird Sie nicht wundern: auch der Brief an Meusebach liegt noch hier. Übrigens wünsche ich Ihnen guten Mut und gute Beförderung nach Basel. Das Hetzen ist Ihnen recht gut, damit Sie etwas vom allzu spitzfindigen Spintisieren abkommen, wozu Sie sonst bekanntlich die schönste Neigung haben. Sie haben mich übrigens auch gehetzt, und Sie wissen daß mir das immer Qual macht, besonders wenn man eben gestern Abend ein russisches Bad genommen hat und davon nervös afficiert ist, bei übrigens schönster Gesundheit. Zur Strafe schreibe ich heute nichts weiter, sondern schaffe mir die Hetze vom Leibe, indem ich das Paket auf die Post schicke. Sie bekommen 2 Exemplare[21]), wenn Sies vielleicht möglich machen eher als ich eins an den *Lazpergœre* zu besorgen.[22])

---

16) August Böckh (1785—1867), Professor der klassischen Philologie in Berlin.

17) Hermann Olshausen (1796—1839), Professor der Theologie in Königsberg.

18) August Detlef Christian Twesten (1789—1876), Professor der Theologie in Kiel.

19) Vgl. von der Hagens Minnesinger 4, 230. 234.

20) Gustaf Adolf Schöll (1805—82), Privatdozent der Kunstgeschichte in Berlin.

21) Von der oben Nr. 3 Anm. 8 genannten Abhandlung.

22) Ein beigelegtes Blatt enthält Abschriften und Kollationen von kleineren Abschnitten aus Notkers Boethius und Marcianus Capella, dazwischen folgende

5.

Berlin, 20. Nov. 1834.

Mein geliebter Freund, Ihr Brief und Ihr Lesebuch (Benecke hat in einem Briefe von mir verlesen Lehrbuch, wird aber nun wohl durch Hoffmann entteuscht sein) fanden sich vor als ich von Heringsdorf zurückkam, im September. Die Rückseite[1]) zeigt Ihnen daß ich ans Antworten gedacht habe: ich meinte aber freilich nicht daß Sie so eilig wären, wie Hoffmann berichtete daß schon 27 Bogen (glaub ich) fertig seien. Sie werden auch ohne speciellen Rath schon alles so einrichten, daß mans bequem und mit Lust gebrauchen kann: für die Vorlesungen brauche ichs erst im Winter 1835/6, doch auch gern zur Litteraturgeschichte nächsten Sommer. Was ich habe ist alles sehr schön und angenehm, ob ich gleich nur das mir unbekannte gelesen habe. Zu tadeln hätte ich etwa daß im 12ten Jahrhundert die weltliche Poesie zu kurz gekommen ist und namentlich der Graf Rudolf fehlt. Den Pilatus könnten Sie mir wohl gelegentlich und bei Musse einmahl ganz zukommen lassen. Die Gallusglossen hat nun Graff doch eher herausgegeben in seiner Schandvorrede.[2]) Bei Ihnen S. 6, 5 ist *ſoſet* verdruckt, oder mein *t* ist zu undeutlich gewesen. Vom Pilatus wollte ich noch sagen, woher wissen Sie daß Pilatus vor der Eneide gemacht ist? Aber es sei auch: da das Streben nach genauem Reim viel älter ist, so kann leicht ein etwas früherer die Kunst schon vollendet haben: Heinrichs Gedicht ist nur das erste große in strenger Form. An eines einzelnen Erfindung darf man nicht denken. Übrigens reimt der Dichter doch 208, 19 *wœre*: *sêre.*[3]) Ein Anhang wird wohl immer nöthig bleiben, der denn auch *Addenda* enthalten könnte.

zwei Bemerkungen: „(Das Lateinische darf ja nicht wegbleiben, wenn Sie es haben.)“; „Ich bitte vom Capella ja nicht zu viel! Der Inhalt ist allzu scheutzlich. Wenn zum Helmbrecht Vergleichung unseres oft, in den geographischen Bestimmungen durchaus, bedeutend abweichenden Codex nützlich scheint, so schicken Sie die abgeschriebene Stelle her. Oder zur Noth schreibe ich auch ganz ab, wenn ich weiß was Sie wollen. Unsre Handschrift ist schwer und eklich zu lesen.“

1) Sie enthält eine Abschrift der Verse 697—838 des Meier Helmbrecht („Wenn es noch Zeit ist, rathe ich immer *î*, *û* zu schreiben. Durchgesetzt ist *ei*, *ou* wohl damahls noch in keiner Mundart, eigentlich jetzt noch kaum.“) und kritische Notizen zum vierten Nibelungenlied („Die Abweichungen des gemeinen Textes rathe ich ganz wegzulassen. Darin habe ich gewaltig gestrichen, weil Meusebachs Handschrift sehr oft mit A stimmt.“).

2) Zum ersten Bande des Ahd. Sprachschatzes.

3) Pilatus Vers 401.

Warum ich gern ein Tagelied von Wolfram hätte, sehen Sie leicht: freilich sind sie alle sehr unzüchtig. Gothisch? Ja, es wird doch wohl gut sein, damit es nicht gradezu fehle. Viel helfen kanns freilich nicht. Daß Heljand fehlt ist mir bedenklich, weil er für uns zum großen Theile die Stelle der althochdeutschen Poesie vertreten muß. Der Charakter der Poesie läßt sich doch zeigen, wenn auch nicht genug die sächsische Sprache. Das Gothische wäre mehr bloß Curiosität (aber auch als solche nicht zu verwerfen) als ein altsächsisches Stück. Ottokar von Horneck soll doch nicht ganz wegbleiben? Oder ist er mir nur so anziehend, weil ich ihn eben zum ersten Mahl ganz lese? bei Gelegenheit des Frauendienstes, der mir höchst langweilig einzurichten gewesen ist, weil die Arbeit so leicht und von Ihnen noch erleichtert war. Am Frauenbuch bleibt mir gar nichts zu thun übrig, daß ich mich fast schäme meinen Namen auf den Titel zu setzen.[4])

Nun kommt aber eine Mahnung an das Wörterbuch zu den Nibelungen.[5]) Vor einem Jahre sagte mir der junge Reimer, der Text sei fast vergriffen. Da hab ich denn den Text frisch verändert und die Anmerkungen, ich hoffe zu ihrem Vortheil, umgeschrieben, so daß nun auch alles aus C darin steht. Vor sechs Wochen melde ich, alles sei fertig. Siehe da! es sind mehrere Ballen übersehn gewesen, Neujahr haben sich noch 460 Exemplare (von 1000) gefunden. Endlich ist denn heute beschlossen die Anmerkungen und das Wörterbuch zuerst zu drucken, in Octav wie Wolfram, Anmerkungen 20 Bogen, Wörterbuch (hab ich gesagt) 10—14 Bogen. Mit Nächstem erhalten Sie über Zürich das corrigierte Exemplar*) des Textes, das ich so bald nicht wieder zu bekommen brauche: es wird so schnell mit dem Druck der 20 Bogen nicht gehen daß Sie nicht Zeit hätten, und das Ganze auf einmahl zu schicken thut auch nicht Noth. Ich habe den Vortheil bei dem neuen Text Ihre Einwände zu nützen, und Anmerkungen und Wörterbuch stimmen dann hübsch zusammen, das heißt, beide nicht zu der vorhandenen Ausgabe, sondern zur künftigen. Eine Vorrede mache ich nicht: hoffentlich finden Sie auch keine nöthig: nachgrade stehn wir in so gutem Ansehen, daß die Leute doch

*) „dabei die Abhandlung über das Hildebrandslied und über Singen und Sagen: von jeder ein Exemplar nach Eppishausen zu besorgen, muß ich Ihnen schon zumuten."

4) Lachmanns und Karajans Ausgabe des Ulrich von Lichtenstein erschien Berlin 1841. Über die Arbeit daran und Wackernagels Anteil vgl. dort S. 681.

5) Dies Wörterbuch ist niemals erschienen.

wohl denken, was ihnen auffällt wird Grund haben oder muß wenigstens so wie es ist verbraucht werden. Den Titel hab ich mir so gedacht, „Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von KL. Wörterbuch von WW.“ Ist Ihnen aber Wörterbuch nicht recht, so haben Sie zu befehlen. Das beneckische Wörterbuch[6]) nehmen Sie hoffentlich nicht zum Muster: denn wozu die gräuliche Mühe? Auch das ganz Zufällige im Orthographischen, wie *zen* und *ze den*, scheint mir überflüssig: aber *ze Burgonden* und *ze den Burgonden* ist wohl anzumerken, oder vor welchen Namen *her* steht, hätte ich gern im Wörterbuch. Einiges der Art stünde vielleicht als Kennzeichen der verschiednen Lieder in den Anmerkungen, wenn ichs untersucht hätte. — Der Druck wird gewiß nicht sogleich angefangen. Ist es geschehn, so erfahren Sies. Es schadet aber auch nicht, wenn etwas auf das Wörterbuch muß gewartet werden: denn Ihr Lesebuch irgend aufzuhalten, könnte ich mir nicht verzeihen: am Ende liegt doch auch mehr daran als an dem Wörterbuch zu den Nibelungen. — Noch soll ich von Reimer bestellen (ich habe ihn nicht daran erinnert), Sie hätten ihm eine Sammlung Erzählungen versprochen[7]), Sie möchten ja Wort halten. Ich dächte Sie thäten es, machten aber nur Einleitung oder Einleitungen, und Anmerkungen wenig, damit es Sie nicht mehr Mühe kostet als es werth ist. Ihr Wörterbuch muß doch das meiste zur Erklärung enthalten. Den Helmbrecht bekommen Sie sobald Sie wollen. Die Königsberger Erzählungen[8]) hat J. Grimm von mir, wie Sie vielleicht wissen. Es sind zwar lauter Fehler darin die aussehn als ob ichs verlesen hätte: aber ich glaube, die Abschrift ist gut, und Sie bekommen in Königsberg keine bessere. Wenn ich sonst noch etwas liefern kann, so wissen Sie wohl daß Sies nur sagen dürfen: nachlässig bin ich nur im Briefschreiben — *Caeterum censeo* daß das Lexicon bald heraus muß: vollständig wird es ja doch nie, und es wird bald genug wieder aufgelegt werden. Haben Sie schon den Anfang von Graff, so werden Sie sehen daß es sehr zufällig ist ob Sie etwas aus ihm brauchen können, zumahl da er so ungenau ist. In der Akademie

---

6) Wörterbuch zu Hartmannes Iwein, Göttingen 1833.

7) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 3 Anm. 2.

8) Vgl. Steffenhagen in der Zeitschrift für deutsches Altertum 13, 521. Die Handschrift enthält Sibotes Frauenzucht, Rüdiger von Müners Irregang und Girregar (vgl. oben Jakob Grimm Nr. 3 Anm. 2) und Rafolts Nußberg (Gesamtabenteuer 1, 37. 3, 37. 1, 441).

ward darauf angetragen daß er den Gehalt von 200 Thalern gleich, ohne daß er ihm zustürbe, bekommen sollte. Daß ich mich nicht widersetzt habe (er hat nun 2000 Thaler) hat ihn so gerührt, daß er gekommen ist, mir den Schatz mitsamt den Gebeten wider mich in der Vorrede[9]) geschenkt, und eine förmliche thränenreiche Versöhnungsscene aufgeführt hat, bei der ich mich passiv verhielt. Viel hübscher und ehrlich war die Versöhnung mit Maßmann, der jetzt hier ist. Er scheint mir eine wahre und ernste Natur, freilich ohne Tact und Geschmack[10]), daher auch seine neuen *Gothica*[11]) in der Form ungeschickt und oft albern sind, aber die Arbeit ist doch wohl gut.

Sie klagen wohl mit Recht über vieles in Ihrer Lage: aber ich liege hier auch nicht auf Rosen, und werde es auch nicht so lange das Regiment von Böckh und Krause (Universitäts Richter) währt. Man muß sich auf engere Kreiße beschränken: ich habe nicht einmahl eine solche Würksamkeit in frischem Holz, wie Sie in Ihrer Schule. Ich kann es mir recht denken wie Ihnen das wohl thut: und aus diesem Grunde (übrigens freilich nicht) schmerzt es mich zuweilen daß ich dies Jahr nicht in der Prüfungs Commission bin, ob dies gleich an sich ganz in der Ordnung ist und nicht mir zum Ärger (es geht von Nicolovius[12]) aus, und hat mir 200 Thaler *fixum* gebracht). Wenn der Brief nicht liegen bleiben soll, so darf ich kein neues Blatt anlegen, sondern kann Sie nur noch herzlich grüßen. Wenn ich Sie hier hätte, gienge mir freilich manche Stunde angenehmer hin und manche Arbeit besser von der Hand. Zum Veldeck habe ich eigentlich Lust, aber für jetzt gar keinen Mut. Halten Sie sich gesund und frisch am Geiste, und gedenken Sie in alter Liebe Ihres

CL.

In den Anhang die Verbesserungen zu bringen, wird gut sein: aber die Angabe der handschriftlichen Lesarten würde ich in einem solchen Buche weglassen — vielleicht könnten sie von Einigem angegeben werden was nie ganz gedruckt werden wird, und auch nur das Wichtige.

---

9) Vgl. Graff, Ahd. Sprachschatz 1, I.

10) Zu Lachmanns Beurteilung Maßmanns vgl. meine Briefe an Lachmann S. 28 Anm. 7.

11) In den Bairischen Annalen 1834 Nr. 121. 124. 127.

12) Georg Heinrich Ludwig NICOLOVIUS (1767—1839), Oberregierungsrat im Kultusministerium in Berlin.

6.

Berlin 29. Aug. 1835.

Es ist zwar sündlich, mein theurer Freund, aber Ihnen schon nicht anders geläufig, daß ich empfange ohne zu danken, bis endlich ein Zufall dazu zwingt. Köpke[1]) hatte freilich, als er Ihnen bei Grindelwald begegnete, keinen Auftrag zu danken, und der Dr Lhardy hat Sie verfehlt. Ihr Lesebuch hat mir schon sehr gute Dienste gethan und das Aufsuchen von Stellen erspart, diesen Sommer bei der Litteraturgeschichte. Ich tadle nichts daran, als erstens die grimmische Recension[2]) (man muß sie mit seinen schlimmen Augen und Wilhelms dauernder Krankheit entschuldigen: — ich meine doch noch daß Notker sich von andern hat helfen lassen), und zweitens den Preis, der für Studenten allzu hoch ist, doch will ich diesen Winter versuchen wie viele ich dazu bringe 2 Thaler 8 Groschen dafür auszugeben. Der Zufall ist eben kein Zufall, sondern der endlich nach Anschaffung neuer Lettern erlangte Anfang der Anmerkungen zu den Nibelungen. Seit länger als 8 Tagen ist ein Bogen fertig corrigiert, vermutlich auch schon gedruckt; $5^1/_2$ Seite Einleitung, auf der Wolframs-Octavseite nur 54 Zeilen, auf den übrigen Anmerkungen bis gegen Strophe 60. Das Ganze wird wohl höchstens 20 Bogen stark: Sie werden aber wohl gewiß 20 Wochen auf den Druck rechnen können, und so lange würde ich meine Neugier auf das Wörterbuch bezähmen können. Wollten Sies nicht unmaßgeblich nennen Nibelungischer Sprachhort? Thun Sie es nicht, so thut es doch Zeune[3]) gewiß, der in 2 neuen Heften der deutschen Gesellschaft (ich habe sie nur gesehn, nicht gelesen) auf 4 oder 5 Seiten das Geographische in den Nibelungen abgehandelt hat.[4]) Außerdem hat er zu Nobbens Ausgabe des Ptolemäus[5]) die Kleinigkeit übernommen alle Ortsnamen mit der neuen Nomenclatur zu versehen.

Sie also, wie man hört, durchstreichen die Gebirge: ob mit Ihrem Zögling, war aus Köpkens Erzählung nicht abzunehmen: Sie haben

1) Georg Gustaf Samuel KÖPKE (1773—1837), Mitdirektor des grauen Klosters in Berlin.

2) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 12 Anm. 1.

3) August ZEUNE (1778—1853), Professor der Geographie in Berlin; vgl. über Lachmanns Beziehungen zu ihm meine Briefe an Karl Lachmann S. 63 Anm. 5.

4) „Über Erdkundliches im Nibelungenliede" in von der Hagens Germania 1, 99. 309.

5) Leipzig 1843—45.

Ihre ordinäre Professur und sind also gottlob nicht länger mehr als unsereins: von Anmerkungen zur Germania ist auch die Rede (warum J. Grimm für Vorlesungen den Text ohne Zugaben will drucken lassen, versteh ich nicht): einen ungelesenen Aufsatz über Lenore hat M. Haupt, der jetzt hier ist, in seinem zweiten Hefte gebracht[6]): den kleinen Sprachhort muß ich begehren: Reimer erinnert wieder an die Erzählungen: da kann man wohl kaum an das *Ceterum censeo* denken. Man kann es kaum, aber man muß doch.

Ich bin in diesem Jahre beispiellos gesund, habe aber in den Ferien, die ich ohne zu verreisen zwischen meiner Wohnung und Beyermann vertheile, ziemlich zu thun. In diesen Tagen muß ich an Schleiermachers Apostelgeschichte[7]) gehn, dann Agrimensoren (mit Blume[8]) und Rudorff)[9]) collationieren, abschreiben, emendieren[10]); dazu corrigieren, die letzten Bogen von Homeyers Sachsenspiegel[11]) (damit nicht: Zeugungsbeweis stehen bleibt), Schleiermacher über Lukas, meine Anmerkungen; endlich am 15. October in der Akademie lesen über den Eingang zum Parzival[12]), ob ich gleich den kurzen Zagel[13]) noch nicht verstehe. Hypochondrische Gedanken, daß man alt werde und sich zur Ruhe begeben möchte, können dabei eben nicht aufkommen, und sie sollens auch nicht. Daß ich ans Neue Testament noch nicht wieder kommen kann (der Aufsatz in den neuesten Studien[14]) ist ein Jahr alt) schmerzt mich, und an Veldecks Äneide: aber in diesem Jahr ists unmöglich. *Apropos* beim Alter, ich hoffe doch daß Blancs[15]) Conterfei von mir richtig bei Ihnen angelangt ist: ich weiß es bis jetzt weder durch Sie, noch durch ihn, da er gleich darauf nach Düsseldorf gieng. Sein Sie froh daß es keine Statue ist: denn leider

6) „Zur Erklärung und Beurteilung von Bürgers Lenore" in den Altdeutschen Blättern 1, 174 (Kleinere Schriften 2, 399).

7) „Über die Schriften des Lukas" Sämtliche Werke 1, 2, 1.

8) Friedrich BLUME (1797—1874), Oberappellationsgerichtsrat in Lübeck.

9) Adolf August Friedrich RUDORFF (1803—73), Professor des römischen Rechts in Berlin.

10) Die gemeinsame Ausgabe der Schriften der römischen Feldmesser erschien erst Berlin 1848.

11) Ebenda 1835.

12) Über den Eingang des Parzivals, ebenda 1837 (Kleinere Schriften 1, 480).

13) *Sîn triuwe hât sô kurzen zagel* Parzival 2, 20.

14) „*De ordine narrationum in evangeliis synopticis*" in den Theologischen Studien und Kritiken 8, 570.

15) Louis Ammy BLANC (1810—85), Porträtmaler.



fange ich an (lachen Sie doch, Marinelli)[16]) einen Bauch zu bekommen. Nun, verbrauchen wir uns denn, wie wir können, und damit Gott befohlen.

CLachmann.

Ich habe bestellt daß Sie die Bogen während des Druckes bekommen.

De Wetten grüßen Sie schön. Der Mann ist aber trotz seiner ekelhaften Frau würklich allzu trocken. Seinen Römerbrief[17]) habe ich noch nicht gelesen, sehe aber daß ich öfters was abkriege. Meinetwegen: ich habe die Theologen aufgegeben zu bekehren.

7.

Berlin 31. Jan. 1836.

Mein geliebter Freund, theils hab ich Ihnen zu danken für die schöne Sendung vom 4ten November, theils um das Glossar zu mahnen. Ich hoffe daß Sie die Bogen von den Anmerkungen richtig bekommen haben. Zwischen dem ersten und zweiten Bogen ist, weil es an Lettern fehlte und Reimer in Leipzig gießen läßt, eine lange Pause gewesen, vom 9ten October an aber wöchentlich ein Bogen fertig geworden, oder genau im Ganzen einer weniger als diese Rechnung ergiebt, nämlich vorgestern der 17te. Mein Manuscript füllt 21 Bogen, den letzten vielleicht nicht ganz, so daß am 26ten Februar die Sehnsucht nach Ihrem Manuscript anfangen wird. Dies ist das Factische: natürlich bestimmen Sie was möglich, was zweckmäßig ist, und was Sie weder Augen noch Schlaf kostet: denn es schadet gar nicht wenn der Druck etwas ansteht. Mir ist meine Arbeit etwas versalzen durch eine (nicht Reimerische) Unordnung: JGrimm hat den 7ten Bogen zuerst bekommen, und — weil der allerdings etwas dürftig ist, zumahl wenn man ohne den Text zu nehmen nur das Lesbare und Beiläufige auskernt — hat er mich sehr gelobt, daß ich das Unwichtigere vorausgeschickt habe, das Gute werde noch nachkommen. Das hat mich sehr gedemütigt, obgleich ich mir doch am Ende sagen muß Ich habe mein Bestes gethan, und das Gethane ist auch an sich weder schlecht noch unbedeutend. Die Sachen gegen Hagen (nur er und Kohler[1]) werden

16) Emilia Galotti 4, 3.

17) Kurze Erklärung des Briefes an die Römer, Leipzig 1835.

1) Der Bibliothekar von Wallerstein: vgl. Lachmann zu Nibelungen 1531, 1 und seine Ausgabe² S. VIII, ferner Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 84.

namentlich gelauget) verdenken Sie mir nicht: ich habe zu Zeiten alle streichen wollen, aber er taucht immer wieder (auch z. B. in der Facultät) mit Impertinenzen auf, so daß einmahl ein ordentliches *nider tiuhen*[2]) nöthig ist. Hat er nicht gar, in dem Aufsatze der mir den ersten Gebrauch der Handschrift J verkümmern sollte[3]), die Klage nach den Versen seiner Abschrift der unvollendeten Wiener Handschrift citiert! Zeunen hab ich, weil es nichts hilft, frei aus gehen lassen: nachdem er, bei lästigen Besuchen auf die Handschrift J, bei mir richtig aufgefaßt hatte daß auch ein Weg von Worms nach Bechlarn durch Schwaben vorkomme, hat er mir das gestohlen und seinen dummen Aufsatz[4]) gemacht, den ich nun nur verbessert zu haben scheinen werde. Fast wird man der deutschen Sachen überdrüssig: der Herr Ziemann, von dem man doch denkt er habe einiges gelernt, macht eine Gudrun[5]), und darin solche Verse, *állr tagẹ tégelíchen*, ohne zu ahnen daß darin eine Grundregel verfehlt sei: Ohren mute ich ihm nicht zu. Wenn die Agrimensoren-Arbeit auch nicht so interessant wäre, sollte man nicht schon *par dépit* darauf kommen? Ihr Programm[6]) ist sehr hübsch, aber Sie sollten erst den graffischen Posaunenton lernen, Tuba Spargel mir ums Ohr rum.[7]) Einmahl ists Ihnen gegangen wie mir mit der *Sequentia de Sancta Maria*: das Alter des Lucidarius hat Mone im auf-sessischen Anzeiger 1834 S. 311 ff. auf eine weit bequemere Art auch gefunden, aus einem würklich alten Stück. — Die Geschichte mit dem Pilatus ist recht ärgerlich. Dr Lhardy ist aber unschuldig: der Wirth Ihres ersten Gasthofs hat sehr bekannt gethan, Sie seien auf einer Partie über Land: Lhardy hat das Päckchen an Sie, Basel, adressiert: der Wirth muß also die Sache verbaselt[8]) haben. Ihr Bruder hat ungefähr einen Thaler Porto bezahlt und auf der Post das Versprechen erhalten Sie bekämen es frei. Das übrige weiß Ihr Beutel. — Zur neuen Ausgabe des Lesebuchs möchte ich doch um etwas Kero bitten, weil er so schön die Barbarei zeigt: eher entbehr ich *Dat gafregin ih* und den Eid.[9]) S. 17, 25 *enti si den lîhhamun likkan* | . . . (zB. *tôtan*) *lâzit*. Soll

2) *Er solde si et hân gediuhet nider* Parzival 601, 17.

3) In von der Hagens Germania 1, 248.

4) Vgl. oben No. 6 Anm. 4.

5) Quedlinburg und Leipzig 1835.

6) Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek, Basel 1836.

7) Scherzhaft für „*Tuba mirum spargens sonum*“ (Mozarts Requiem Nr. 3).

8) Vgl. Deutsches Wörterbuch 12, 96.

9) Das Wessobrunner Gebet und den Straßburger Eid.



19, 4. 9 *dazî darî* bleiben, so gehört Komma davor. 19,8 die Allitteration auf *ûf* scheint mir unmöglich: *pringent* ist verdorben, etwa für *heffent*. Warum 19, 16 *hilfa* und 35 *kinâdâ*? 19, 18 würde ich einklammern, als eingeschoben oder lückenhaft. 22 *wîsê*? 18, 19 *piwîsanne*. Doch Sie setzen ja immer *ê*. 20, 5 *ni*: merkwürdig daß *allero manno welîh* behandelt wird wie ein einfaches *er*. 20, 10 *-ôt* oder *ôtaz*, denk ich. 16 *wirdit*. 33. 34 sicher unrecht. 20, 41 f. nur *s*, nicht *su*. 21, 3 [*einîk in erdu verit*], *denne*. 21, 8 *muspille*, — *arfurpit*. 10 *varprennit* Grimm Myth. 17 *wiu*? oder 18, 25 *za hwederemo*? doch Sie mögen Recht haben, 22, 26 *wielih*.[10]) Auf Ihre Einwendungen gegen Hildebrand bin ich verlänglich. S. 7, 2 *guotlihi*, welches das Emmeramer Exemplar hat, scheint nothwendig. Z. 6 *wirdîcâ* nach welcher Conjugation? Z. 18 steht *rîchisôja*. Ich denke *wirdîcan tuoja*. Z. 12 *de uuinessi kœhaltem* Emmeram, ist wohl hinzuzusetzen. Z. 13 Emmeram *daz uuir die kœhaltana*. 8, 25 *ubarweichan* kann ich bei Graff nicht finden.[11]) S. 38, 3 ist ein übler Druckfehler. Sie sehen daß dies Anmerkungen aus der Vorlesung sind. Zum Otfried wäre noch mancher graffische Fehler zu bessern: daran wollen wir wenn es würklich zur 2ten Ausgabe kommt: ich glaube daran, weil ich täglich 13—14 Exemplare vor mir aufgeschlagen sehe, mehr als jemahls von der Auswahl bei viel mehreren Zuhörern. Recht gut wenn das Studium an Intension gewinnt; wie man auch am Gervinus[12]) sieht.

1. Febr. Im altdeutschen Lehrbuche (so hatte Benecke gelesen, als ich ihm zuerst von Ihrem Lesebuche schrieb) fängt das 10te Jahrhundert mit einer Predigt an, von der ich nicht einsehe, warum sie nicht eben so gut aus dem 11ten sein könnte: denn Hoffmanns X. Jahrhundert S. 59 wird doch nur eine Vermutung sein: S. 48 steht Anfang XI. Tundalus hat seine Vision gehabt 1149: in Meusebachs Bruchstück, Niederrheinische Poesie, in Versen, verschieden von dem in Diutisca[13]), steht aber doch *Di er sint sageta offenbare* und *Herro ob ich dir geualle*.[14]) — Daß Sie den Helmbrecht sogleich in Abschrift

10) Alle diese Bemerkungen betreffen Stellen des Muspilli (Vers 3. 10. 14. 13. 17. 28. 18. 21. 34. 36. 39. 48. 50. 52. 57. 59. 58. 62. 7. 66), nur *piwîsanne* ist aus dem Wessobrunner Gebet.

11) Diese Zitate beziehen sich auf das Freisinger Paternoster (MÜLLENHOFFS und SCHERERS Denkmäler 55, 2. 3. 12. 8. 9. 33).

12) Seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" begann Leipzig 1835 zu erscheinen. 13) Vgl. Graff, Diutisca 3, 401.

14) Tundalus Vers 49. 107 (Lachmann, Kleinere Schriften 1, 527. 529).

bekommen, wenn Sie ihn haben wollen, versteht sich. Halten Sie Sich frisch und heiter: da Sie eine so hübsche lohnende Thätigkeit gefunden, können Sies immer. Ist in dem gestern geschriebenen etwas hypochondrisch aussehendes, so schließen Sie auf keine dauernde Stimmung: Sie wissen daß ich mich gern zuweilen leerschimpfe, und dann ists wieder gut. Glauben Sie nicht daß die Akademie der Wissenschaften an eine poetische Section denkt (s. Allgemeine Zeitung)[15]: so viel ich herausbringen kann, hat nur die deutsche Gesellschaft diesen glücklichen Gedanken ihrer Selbstanfertigung gehegt. — Ich habe große Sehnsucht nach guten Nachrichten von Ihnen und nach dem Wörterbuch. Von ganzem Herzen

Ihr

CLachmann.

Wegen Baseler Annoncen bitte um Fortsetzung. Die von Hausmiete ist unvergleichlich.

Ihr Bruder war Sonnabend hier. Er erwarte Briefe von Ihnen: ich solle nur schreiben, Sie möchten ihm seine Vorrede[16]) nicht übel nehmen. Ich habe sie noch nicht gelesen: sie sieht aber aus wie *mixpickle*.

8.

Berlin den 4. Aprill 1838.

Mein geliebter Freund,

Es ist zwar nicht schön daß wir seit zwei Jahren ganz außer Verkehr gekommen sind: aber ich denke, es läßt sich ja gut machen. Vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Veränderung. Gott gebe Glück und Segen! Den freundlichen Gruß weiß ich Ihrer

15) „Der anarchische Zustand, in welchem sich heutzutage die deutsche Literatur befindet, macht, daß man stark daran denken soll, der Königlichen Akademie der Wissenschaften eine Klasse für deutsche Sprache und Literatur einzuverleiben, in welcher die hauptsächlichen Dichter und Prosaisten, die wir hier besitzen, Platz nehmen dürften. Diese Akademie würde ungefähr dieselbe Mission erhalten, welche der *Académie française* erteilt ist. Sie würde sich mit dem Verfertigen gelungener deutscher Aufsätze beschäftigen, eine Aufsicht auf die Bildung der Sprache haben und überhaupt eine Zentralanstalt für etwas ausmachen, was bisher lediglich einer willkürlichen und ungeregelten Produktion überlassen worden ist" Allgemeine Zeitung Nr. 9 vom 9. Januar in einer Korrespondenz aus Berlin.

16) Zur zweiten Auflage von Philipp Wackernagel, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen, Berlin 1836.



lieben Frau von Herzen Dank: zu ihrem Bruder[1]) hab ich, unter uns gesagt, immer eine ordentliche Zärtlichkeit gehabt.

Da so lange Zeit hingegangen ist, bekommen Sie diesmahl ein dickes Paket, freilich mit der Last einiges weiter zu besorgen.

1., ein Exemplar der Anmerkungen an Laßberg.

2., 2 Exemplare zum Parzival[2]), eins für Laßberg — wenn ichs nicht etwa schon früher geschickt habe (ich glaube dies, und nur die vorgefundene alte Aufschrift Herrn Dr. W. macht mich zweifelhaft): sonst behalten oder verschenken Sie beide.

3., 5 Exemplare der Ihnen längst bekannten Fragmente[3]), eins für Laßberg, die andern zu Ihrem Verbrauch.

4., Vom Dositheus[4]) 11 Exemplare, womit das erste von den zwei gedruckten Hunderten aufgezehrt wird. Es werden wohl zuviel für die ganze Schweiz sein. Zwei hab ich adressiert: mit den übrigen verfahren Sie nach Belieben.

5., endlich 2 *Gregorios*[5]), für Sie und für Laßberg, und dazu ein drittes Exemplar für Ihre liebe Frau. Hat es Rudorff seiner Frau, die doch eine Berlinerin ist, vorlesen können, so kann sie es zehn Mahl ehr lesen, selbst ohne daß Sie den Schulmeister machen. Der Schulmeister, will ich nur wünschen, möge damit zufrieden sein. Mich kostet es zwar die nun aufgegebene Meinung es sei ein roheres Jugendwerk, aber die Arbeit hat mich so gefreut wie wohl keine seit dem Walther. Meine Hilfsmittel kennen Sie, Schottkys Wiener Abschrift, Oberlins Anführungen, das Wintertheil der Heiligen-Leben. Die Vorrede fehlt, weil ich nicht Laßberg zu Leide die Anmaßung des unwissenden Pfaffen[6]) rügen wollte. Übrigens sehen Sie aus den Kindermärchen 3, 39 daß Görres Abschrift aus dem *Codex Reginæ* genommen war. Einige Sachen zwar versteh ich nicht, namentlich nicht die Stelle

1) Johann Kaspar BLUNTSCHLI (1808—81), Professor der Rechte in Zürich.

2) Vgl. oben Nr. 6 Anm. 12.

3) Über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem 12. und aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, Berlin 1838 (Kleinere Schriften 1, 519).

4) Versuch über Dositheus, ebenda 1837.

5) Von Hartmann von Aue, ebenda 1838.

6) Gemeint ist Greiths erste Ausgabe des Gregorius in seinem „*Spicilegium vaticanum*" (Frauenfeld 1838), eine „schülerhafte Ausgabe" (Lachmann im Iwein[2] S. 362); vgl. auch seine Briefe an Haupt S. 30. 32 (wo das Wort „Vieh" unterdrückt ist). 37. Laßberg hatte zu Greiths Arbeit den ersten Anstoß gegeben: vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 235 und Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 244.



von den Baiern und Franken.[7]) Aber es ärgern mich nur zwei Fehler, bis jetzt: wenn Sie nur nicht mehr der Art finden. 1044 habe ich *gereite geræite getraide*, wie die Handschriften haben, nicht aus Gewissenhaftigkeit sondern aus Übereilung stehn lassen, statt *geræte*. 3801 fehlt der Handschrift *gelten* und ist sehr schlecht: es wird sein müssen *und ist daz iemen gnesen sol*.[8]) Zur Entschuldigung kann ich nur sagen daß es damahls mörderlich kalt war und mein Gewissen mich an den übernommenen Gaius und Lessing mahnte.[9]) Zu jenem werden Sie wohl nichts beitragen wollen (sonst wär es willkommen, auch von Bluntschli): wo Sie aber *Lessingianis* begegnen, bitt ich sie anzuhalten und einzuliefern. Überhaupt muß ich sagen wie die Frau Rath Göthe zu Bettinen „Du fehlst mir an allen Ecken und Enden“.[10]) Und heiter stimmt einen eben der Gedanke an Göttingen auch nicht. Jakob fühlt sich allzu unglücklich, und ist zum Theil ungerecht. Ich glaube gewiß, wenn eine Stelle für ihn vacant wäre, würde man ihn bei uns durchbringen. Er hat aber gedacht man sollte die Gewissenhaftigkeit gleich belohnen und vergleicht sich in einem Briefe an mich mit Christian Wolfen.[11]) Die katholische Sache wird hoffentlich durch des Königs Festigkeit zu dem Ende kommen daß wir gar keinen Gesandten mehr in Rom haben. Bunsen[12]) (für den der König jetzt wieder ist, nach seiner Art, weil alle andern wider ihn sind, den Kronprinzen ausgenommen) wird eben abberufen, geht aber nicht hieher, sondern erst auf zwei Monate nach England.

Ihr Lesebuch (ich habe noch nicht einmahl für den zweiten Theil gedankt) wird also schon wieder aufgelegt? Das ist ja herlich. Euer brüderlicher Zwist, der ja Gottlob vorüber ist, denn er hat mir sehr weh gethan, hat also beiden Büchern nicht geschadet. Philipps poetisches wird zum dritten Mahl gedruckt. Ich glaube aber nicht daß es grade für Schulen verbraucht worden ist.

---

7) Gregorius 1401.

8) Vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum 5, 69.

9) Die Ausgabe des Gajus erschien erst Berlin 1841, die Lessingausgabe begann ebenda 1838.

10) Kein genaues Zitat aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

11) Christian Freiherr VON WOLFF (1679—1754), Professor der Mathematik und Naturlehre in Halle, wurde durch königliche Order am 15. November 1723 seiner Professur entsetzt.

12) Christian Karl Josias Freiherr VON BUNSEN (1791—1860), preußischer Ministerresident beim Papst, Lachmanns Göttinger Studienfreund.

Ein neuhochdeutsches Wörterbuch ist von Weidmanns projectiert. Ich habe gesagt, man muß klein anfangen, die würklich gebrauchten Wörter und Phrasen, wie bei einer todten Sprache, zunächst nur aus Hauptwerken sammeln: das nächste Muster Gesners *thesaurus*.[13]) Ich lasse versuchsweise von Franz Weiß (Sie erinnern sich seiner vielleicht, jetzt corrigiert er mir den Lessing) Lessings Minna und Emilia ausziehen. Daß ich mir aus Graffs dummen Vorreden nichts mache, und mir mehr als an dem neuhochdeutschen an Ihrem mittelhochdeutschen Wörterbuche liegt, wissen Sie: wenn Ihnen die Arbeit nicht zuwider geworden ist (und wie könnte das sein?), so lassen Sie drucken was Sie haben, ohne sich zu viel durch Hoffmanns und Maßmanns neue Drucke stören zu lassen. Was fehlt oder falsch ist schadet nicht: es kommt ohne allen Zweifel bald eine neue Ausgabe. Und Ihr Wörterbuch wird meinen Ausgaben auch erst auf die Beine helfen. Die Nibelungen werden (so wird jetzt gerechnet) mit dem Jahr 1839 wieder gedruckt werden müssen. Daß in der Vorrede stehn kann, Ihr Wörterbuch dazu sei längst in den Händen der Leser, — kann ich darauf rechnen? Wenn Sie mirs nicht versprechen, so steck ich mich hinter Ihre Frau, die zum Dank für den Gregorius ja schon eine Gardinenpredigt an Sie wenden wird. Wenn Sies nur nicht machen wie der Mann, der sich vor der bösen Frau unter den Tisch flüchtete. „Will Er raus!" „Ich bin Herr im Hause, ich kann sein wo er will." Wenn die Geschichte auf Sie beide nicht paßt, so sagen Sie, ich hätte sie bei den Haaren herbei gezogen bloß um sie an den Mann und an die Frau zu bringen. Wenn Wunderlich[14]) schon da ist, so grüßen Sie ihn herzlich von mir, und behandeln Sie ihn gut. Es ist an ihm nichts zu tadeln als eine gar zu große Ernsthaftigkeit: er ist durchaus ehrlich und edel, und hat sich in der Göttinger Sache vortrefflich genommen.

Hätt ich den Schwabenspiegel[15]) doch bald vergessen. Freilich von Ihnen selbst erfährt man so wenig darüber als über den Tacitus. Ich glaube wahrlich Sie übertreffen mich noch im Übernehmen aller möglichen litterarischen Geschäfte. Bei mir ist es aber Schicksal: ich weiß immer selbst kaum wie ich dazu komme: denn selten erfinde

13) *Novus linguae et eruditionis romanae thesaurus*, Leipzig 1749.

14) Gottlob Friedrich Walther Agathon WUNDERLICH (1810—78), Professor des römischen Rechts in Basel.

15) Das Landrecht des Schwabenspiegels, Zürich 1840.

ich mirs selbst, wie jetzt freilich den Gregorius, der aber dennoch wahrhaftig nicht mein A und O ist, wenn er auch in diesem Geschreibe auf allen Seiten vorkommt. Aber es ist würklich nothwendig daß wir uns einmahl wieder ausschwatzen: und da ich dies Jahr vor lauter Lessing gewiß nicht in die Schweiz komme, sollten Sie Ihrer Frau einmahl die Gebirge der Mark zeigen. „Charlottenburg ist schön, so stell ich mir die Schweiz vor" hört ich am Tage meiner ersten Ankunft in Berlin in einer Restauration an der Schloßfreiheit sagen. Da Frauen in historischen Dingen meistens sehr ungläubig sind, so könnte sie ja versuchen ob es nicht doch vielleicht wahr wäre. Bis dahin leben Sie wohl und gedenken Sie mit soviel Liebe wie immer

Ihres CL.

9.

Berlin 26. Aug. 1839.
Charlottenstr. 40 (Conditor Weide)
(42 ist *hôtel de Brandebourg*)

Liebster Wackernagel,

Man erfährt allzu wenig von Ihnen, und wenn mahl was kommt, so ist zwar alles von Weib und Kind ganz schön, aber Ihre Gesundheit will noch immer nicht fest werden. Glauben Sie daher auch nicht daß ich mahnen will: ich sehe ja auch ein daß Ihr Lesebuch vorgehn muß und der Schwabenspiegel — wenn auch nicht grade Ihre Poetik[1]), die zwar sehr hübsch ist für Zuhörer, aber Sie haben eigenthümlichere Felder. Ich bitte nur um Rücksendung des Manuscripts der Nibelungen, und zwar zu doppeltem Druck. Erstlich soll die neue Ausgabe im Winter angefangen werden.[2]) Und zweitens will der Geheime Hofbuchdrucker Decker-Schätzel zum typographischen Jubiläum „Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen" d. h. die 1430 nach mir echten Strophen in Folio mit deutschen Lettern unverkäuflich drucken.[3]) Das soll denn losgehn nachdem ich Anfangs October zurückgekehrt sein werde: denn ich reise in diesen Tagen mit Philipp

1) Gedruckt erschienen Wackernagels Vorlesungen über Poetik, Rhetorik und Stilistik erst nach seinem Tode (Halle 1873).

2) Sie erschien Berlin 1841.

3) Ebenda 1841.

Buttmann[4]), dem Prediger an der neuen Kirche, nach Fulda, um dort einen Codex der Vulgata vom Jahre 546 zu vergleichen (im Winter wird auch der erste Band des Neuen Testaments, mit Vulgata, und mit Apparat von Buttmann, angefangen)[5]), und dann nach der Arbeit zum Vergnügen an den Rhein, namentlich nach Bonn. Wenn ich nur den lästigen Lessing los wäre, den mir doch niemand dankt, am wenigsten die geizigen Verleger trotz ihrem schönen Absatze. Herr Brockhaus hat mich förmlich verarbeiten lassen.[6]) Neulich komm ich von Potsdam. Auf dem leipziger Platze gehn hinter mir zwei Litteraten. „Na wie jefällt dir denn die neue Ausjabe von Lachmann?" „No so'n neier Herausjeber will denn immer verbessern, un das jeht doch nich. Es liest sich aber recht anjenehm: de vossische Buchhandlung hat würklich alles megliche gedahn." Sie hats bei Herrn Sittenfeld, einem Juden (Voß ist = Schramm, des alten Voß Hurenkel, und Schindelmeißer, Sohn der musicalischen Holzlehrmethode)[7]), von Lehrburschen setzen lassen — mit Schwabacher für einen halben Bogen — so daß der arme Corrector Franz Weiß Blut dabei schwitzen muß. Mir stehn nach meiner Rückkunft noch die Briefe bevor, dann bin ich fertig und singe Psalmen.

Sonst bin ich wohl, und ein großes Theil freier, seit ich aus dem Hause in der Luisenstraße, wo jetzt eine Conditorei angelegt wird, weggezogen und Klenzens Frau nach Potsdam gezogen ist. Sie können unmöglich wissen wie quälig es ist mit einer hysterischen Frau unter einem Dache zu wohnen: jetzt, da die Eisenbahn zwischen uns ist, geht alles aufs Beste, und ich fühle mich wie ein losgekommener Karrengefangener.

Ein Paar Tage muß ich auf Beneckens Quälen in Göttingen sein, wo man sich freilich nicht wohl fühlen kann. Einen Tag denke ich in Kassel zu verweilen. Aber vor diesen beiden Reisestationen hab ich ziemliche Angst, zu der ganzen Reise dagegen große Lust. Die Arbeit, die ich nach der Rückkehr anfangen kann, wenn Sie bis dahin mir das nöthige geschickt haben, denk ich mir möglichst leicht zu machen,

---

4) Philipp Buttmann (1809—63), der Sohn des bekannten Grammatikers, Lachmanns Mithelfer am Neuen Testament.

5) Berlin 1842.

6) Im Konversationsblatt 1839 Nr. 109.

7) Louis Schindelmeisser (1811—64), Kapellmeister in Berlin. Seine Mutter Fanny hatte eine Methode des Übens an stummen Klaviaturen erfunden.

und ich hoffe Sie sollen doch so ziemlich damit zufrieden sein. Ihr Empfohlner Riggenbach[8]) gefällt mir sehr wohl, er läßt sich aber allzu wenig sehn. Leben Sie wohl und machen Sie bald einen gesunden Mann aus sich. Von ganzem Herzen

Ihr

CLachmann.

10.

[Berlin,] Charlottenstr. 40, den 17. Dec. 39.

Mein geliebter Freund,

Unser guter Riggenbach, an dem ich nur tadele dass ich ihn oft monatelang, um mit Ihrem noch immer vegetierenden Lehrer zu sprechen, sehe dass er nicht da ist, wünscht ich solle Ihnen lieber über das dumme Gerücht schreiben, das hier eine Zeitlang geherscht hat; — offenbar nur hier, und jetzt ist es schon lange verschollen. Das kann ich sagen: denn mich fragt kein Mensch mehr danach, der ich doch vorher jedem darüber Rede stehn muste, weil ich auch die Sache mehr als jemand verfolgt habe. Ich denke noch mit Entsetzen daran, wie am Abend des 29ten Octobers Kopisch[1]), ausser sich und in Thränen, zu mir kam und kaum heraus brachte, bei einem Manne dem man authentische Nachrichten zutrauen konnte, habe jemand ein Actenstück gesehn in dem die Geschichte erzählt und über Ihr früheres Leben Erkundigung eingezogen würde. Den Mann fand ich am Abend nicht: in einer Gesellschaft konnte ich meine Bewegung nicht unterdrücken, obgleich ich schwieg. Am Mittwoch früh sagte mir der Mann, das Actenstück existiere nicht (der Jemand hats gelogen): er wisse die Sache, und zwar von Ihnen erzählt, von einem andern, der den Zeugen genannt. Ich also zu dem andern. Hier zeigte sich dass der Mann, dem man Authentisches zutraute, gelogen d. h. Sie mit Philipp verwechselt und die Sache so weiter erzählt habe (ich hab es ihm schriftlich nachher angezeigt): denn der Andere hatte sie jenem von Philipp erzählt. Seine Zeugen wollte mir der andre nennen: nur wären es zwei Kaufleute die mit einander ge-

8) Christoph Johannes RIGGENBACH (1818—90), später Professor der systematischen Theologie in Basel, Wackernagels Lieblingsschüler: vgl. auch Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. XCII.

1) August KOPISCH (1799—1853), Professor in Berlin, der Dichter und Maler.

sprochen, und er zweifelte welcher der erzählende gewesen sei — der eine ein Schüler Philipps, der eine jährlich ein bis zweimahl in Stuttgart: die Erzählung, die angefangen habe „Wackernagel sitzt", sei eine theilnehmende gewesen (der Andere selbst war nichtswürdig kalt). So viel bracht ich heraus: auch verlautete noch, schon vor mehreren Wochen, während meiner Abwesenheit, sei schon etwas Ähnliches erzählt, das niemand zu substantiieren wusste. Ich beruhigte mich anfangs mit der Vermutung, irgend eine Übereilung Philipps möge Veranlassung zu dem schauderhaften Gerücht gegeben haben: jetzt, da gar nichts weiter erhellt, halte ich alles für reine Lüge. Ich habe darüber gelesen 1., eine Nachricht aus Berlin in der Augsburger Allgemeinen Zeitung[2]), deren Verfasser ich weiß: Sie sehen aber wohl dass ich Ihnen absichtlich niemand nenne. 2., Ihre Erklärung. 3., in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine neue Dummheit aus Berlin in dem Stil der oft von uns ausgeschnittenen Anzeigen „die verbreitete Nachricht von meinem Tode widerrufe ich". Weiter habe ich nichts darüber gelesen, und wie gesagt jetzt redet kein Mensch mehr davon. Ich höre, Sie haben gefragt ob jemand daran geglaubt. Gottlob hats kein Mensch, der Sie kannte, denkbar gefunden: aber die Lüge von dem Actenstück, welche auch der Druck No. 3 erneuerte, ist denn von solch einer glücklichen Stärke dass jedes Denken daran scheitert. Lassen Sie sichs nicht ferner weh thun. Nach meinem Gefühle zwar ist ein unschuldiges Leiden schwerer als eins das man sich als zu harte Strafe anrechnet: aber wenn Sie vielleicht eben so fühlen, nun so ist es wohl dazu dass Sie auch solch unschuldiges Leiden immer mehr überwinden lernen.

Für Brief und Zusendung danke ich schön. Ich fand beides nach einer Reise, die mir gross nöthig war, mich aber auch erquickt und verjüngt hat. Ich habe, bloss nach Lust und wie man mir freundlich war, Rhein und Mosel befahren. In Mainz war ich Ihnen am nächsten: in Bonn (nördlicher bin ich nicht gekommen) war am meisten von

---

2) „Die blutige Szene zwischen dem deutschen Professor Wilhelm Wackernagel in Basel und seinem Schwager, dem Dr. Bluntschli aus Zürich, eine Szene, die dem letzteren das Leben gekostet haben soll, wird hier auf verschiedenartige Weise erzählt. Wackernagel, ein geborener Berliner, ist hier seiner Kenntnisse wegen sehr geschätzt und man sieht daher mit Verlangen näheren Berichten entgegen" Allgemeine Zeitung Nr. 309 vom 5. November. Zur Sache vgl. meine Briefe an Karl Lachmann S. 79 Anm. 4.

Ihnen die Rede. — Auf zwei oder gar drei Wörterbücher warte ich sehnlich, desgleichen auf den Schwabenspiegel (den Laßbergischen[3]) hab ich nicht einmahl bekommen!). Die Nibelungen werden jetzt gleich angefangen; eine Ausgabe wie Sie sie erwarten, eine andre bei Decker in 100 Prachtexemplaren zum Verschenken (zum Buchdruckerjubileum), 20 Lieder ohne unechte Strophen. Dann muss der Gaius diesen Winter fertig werden: vom Lessing hab ich noch den 13. Band zu liefern, und die Verleger hab ich wegen Nachdrucks vom Nathan u.s.w. verklagt. In munterer Arbeitsamkeit und Gesundheit wünsch ich Ihnen in diesem Augenblicke kaum mehr als ein Gleiches. Gott helfe!

11.[1])

Berlin 2. Sept. 40.
Charlottenstr. 40.

Mein lieber Freund!

Sie vergelten mein [Schweigen] gar zu streng: es ist nicht recht dass [man so wenig von] Ihnen vernimmt. Freilich ist es noch schlimmer, dass wenn man einmahl etwas hört, es immer noch nicht gut lautet. Es ist sehr klar dass Sie in jüngeren Jahren sich haben müssen zu scharf angreifen: es giebt nun kein Mittel als auszuruhn und etwa vergnüglich zu reisen, aber ohne sonderliche Anstrengungen und ja nicht um etwas zu lernen: das Körperliche zu überwinden wird Ihr guter Schmiedegesellen-Knochenbau sicher hinreichen.

Ich glaube gewiß Ihnen nicht weh zu thun, wenn ich Sie von dem Wörterbuche zu den Nibelungen ganz dispensiere: ich will bloss Ihr Gewissen dadurch erleichtern und freilich gerne endlich das gegebene Wort lösen. Haupt hat sich zu der Arbeit erboten: die Bogen werden ihm zugeschickt (zwar . . .

---

3) Des Sohnes Laßberg Ausgabe erschien Tübingen 1840.

1) Dieser Brief ist, wie es scheint, durch Versengen auf weite Strecken hin fast unleserlich geworden. Chemische Reagentien, die ich anwandte, um die Schrift wiederzugewinnen, waren erfolglos. Was ich oben gebe, ist mit Hilfe eines Vergrößerungsglases in oft und unter den verschiedensten Beleuchtungen wiederholten Sitzungen gewonnen worden; einige Zeilen leisteten allen Entzifferungsversuchen hartnäckigen Widerstand und müssen verloren gegeben werden. — Wackernagels Antwort vom 24. September ist in meinen Briefen an Karl Lachmann S. 79 gedruckt.

... Frauendienst, ... Druckerei diese ... Extrapost, abgedruckt. Sobald alle Lettern [frei sind,] wird der Gaius angefangen: die kleine Ausgabe des Iwein wird dort corrigiert. Benecke [drängt] zum Iwein, den ich im October anfangen soll, und zu einem ... Abdrucke der kleinen Folio-Nibelungen. [So habe ich] auf den Winter vollauf zu thun, und dabei habe ich jetzt niemand der mir so wie früher Sie zutragen und helfen könnte, sondern in den deutschen Studien stehe ich ganz allein (es will sich nichts fangen — nicht hier allein, denn so ein Hahn[2]) und Frommann[3]) sind lederne Naturen): in juristischen Sachen habe ich von Rudorff die schönste Hilfe und Anreizung, auch von Savigny.[4]) Mit Gruppe[5]) Kopisch und Strack[6]) wird zwar täglich bei Steheli Caffee getrunken ...

... Ich habe mich sehr gefreut dass sich Schmeller, der seit vorgestern hier ist, das Berliner Volk so frei ... und zugleich so gesittet präsentiert hat. Sonnabend will ich nach Leipzig mit Schmeller: ich muss doch einmahl zur Philologengesellschaft, da ich so gern nach Gotha reise. Schmeller wird dorthin nachkommen (er will Weimar nicht übergehn) und dann wie ich nach Göttingen. Der Alte[7]) hat mir zu rührend geschrieben; wenn er noch den ... gebrauchen könne, würde er schon in meiner Stube stehn. Sie sollten aber würklich jetzt auch einmahl Ihre Vaterstadt wiedersehn, eben in der Zeit der schönsten Hoffnungen. Aber Sie sind gar kein Berliner mehr: es ist eine Schande. Nicht das Buchdruckerfest, das ich eben noch mitnehme, nicht die Huldigung, zu der ich wieder hier bin, kann Ihr eidgenössisches Herz schmelzen. Es ist eine Schande. Wenn Sie aber durchaus nicht kommen wollten, so konnten Sie sich doch für die Nibelungen bedanken, ich meine besser als ich für das Lesebuch, und auch anders als Hagen für sein Exemplar in den Blättern [für litterarische Unterhaltung.][8]) ...

2) Karl August HAHN (1807—57), Privatdozent der deutschen Philologie in Wien.

3) Georg Karl FROMMANN (1814—87), Institutsdirektor in Koburg.

4) Friedrich Karl VON SAVIGNY (1779—1861), Professor des römischen Rechts in Berlin.

5) Otto Friedrich GRUPPE (1804—76), Feuilletonredakteur der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung in Berlin.

6) Johann Heinrich STRACK (1805—80), Lehrer der Architektur an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin.

7) Benecke. 8) 1840 Nr. 257 und 258.

... 2312 ... mir gedruckt ist ... Zeunens und Hagens ... eine ungeheure Dummheit sei.

Heute ... will ich nur noch den Gruss zum Schluss hinzu setzen. Schmeller gefällt Berlin so gut dass er noch bis Montag hier bleiben will. Ich aber gehe ans Packen und wünsche dass meine Ihre Reiselust erwecke und Sie nach Göttingen führe. Von ganzem Herzen

Ihr

CLachmann.

12.

Berlin 11 December 1848.
Behrenstr. 17.

Mein geliebter Freund,

Die schöne Rede von Hagenbach[1]) mit der wohl bekannten Aufschrift von Ihrer Hand ist mir heute zugekommen. Auf unerwartete traurige Nachrichten ist man jetzt immer schon gefaßt, aber gottlob noch nicht bis zur Gleichgültigkeit entsittlicht. Den Trost weiß man in den kleinen Verhältnissen des Lebens jetzt leichter zu finden als in den großen der Welt: dort weiß man den graden Weg wohl zu finden, hier sind der Krümmen und der Mittelpersonen gar zu viel. Wie zog es mich vorigen Herbst nach der Karlsbader Faste zu Ihnen und in Ihre Häuslichkeit! Es war aber unmöglich: nach Lübeck[2]) muste ich, wenn mir nicht Grimm ernsthaft böse werden sollte: nach Basel konnte ich Gerlachs[3]) wegen nicht gut. Ich hätte Ihnen wohl Unarten abzubitten gehabt (Sie verzeihn sie aber auch unabgebeten), aber nichts widriges oder auch nur kühles im Herzen. Daß Haupt einen für ihn geschriebenen Wisch hat unvorsichtig drucken lassen, haben Sie, wie er mir sagte, vergeben: ich hatte es geschrieben damit er es soweit er wollte zum Druckfehlerverzeichniß benutzte, habe dies aber meines Wissens nie gelesen, und verantworte meine Gesinnung, nicht meine Worte.[4]) Doch das ist keiner Rede werth: den Anfang Ihrer Litteraturgeschichte, dessen Fortsetzung ich mir bald wünsche,

---

1) Karl Rudolf HAGENBACH (1801—74), Professor der Theologie in Basel. Gemeint ist vielleicht seine Rede „Der geistliche Beruf" (Chur 1848).

2) Zur zweiten Germanistenversammlung.

3) Franz Dorotheus GERLACH (1793—1876), Professor der klassischen Philologie und Geschichte in Basel.

4) Vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum 6, 580.

verdanke ich Ihnen von ganzem Herzen schon weil sie mich anregt, sei es auch zum Theil zur Polemik, zum Eifer für eine Vorlesung die mir anfieng langweilig zu werden. Was wird einem auch jetzt nicht langweilig! da das gewohnte bald der Verachtung anheim fallen wird und vielleicht der Barbarei, und da uns selbst manches näher gerückt ist wovon wir sonst nothwendig ferner bleiben musten. Unsere jetzige Militärdictatur ist als eine Dictatur sehr gut: wenn man nur irgend sehn könnte was bei ihrem Aufhören gutes eintreten kann, da man nach keiner Seite vertrauen kann. Wir müssen die 30jährigen Sünden schwer büßen; Sünden auch von unten, weil wir nur negiert haben, und nicht gelernt was zu thun sei. Jetzt nach der allzu schnell verrauchten Begeisterung ist jeder Blick ängstlich, nach Frankfurt wie nach Potsdam. Dort will man Einheit mit einem möglichst geschwächten Preußen an der Spitze: wir haben eine von dem Ministerium der bewaffneten Reaction gegebene freisinnige Verfassung, die der König bereits (ich glaube das zu wissen) samt den Ministern gern los wäre, weil er seine Würde verrathen glaubt. In der Zerwühlung, die, wenn die Gewalt weicht, wieder losgehen wird, sollen wir Deputierte wählen: es ist nicht zu hoffen daß wirs bedeutend besser als das erste Mahl machen. Sehr viel gute Leute sind zwar entzückt über die Ruhe und Ordnung (die Bosheit des Berliner Witzes definiert den Belagerungszustand „grade so wie es beim alten König immer gewesen ist"): ich, der ich doch sonst ziemlich leichtes Blutes bin, kann nichts tröstliches erkennen. Ihnen, lieber Freund und Landsmann, darf man seine Trauer sagen: Sie fühlen sie mit, wie ich an Ihrer theilnehme. Lassen Sie uns denn mutvoll hindurch gehen: denn wir werden es doch nicht und wir wollen es nicht bringen zu dem Göthischen „Zwanzig Jahre ließ ich gehn".[5]) Von ganzem Herzen und unveränderlich

Ihr getreuer

CLachmann.

---

5) „Zwanzig Jahre liess ich gehn und genoss, was mir beschieden, eine Reihe völlig schön wie die Zeit der Barmekiden" Motto zum Buch des Sängers im Westöstlichen Divan (Werke 6, 3).

IV. Briefe von Georg Friedrich Benecke.

1.

Göttingen, Jun. 27. 1830.

Die abhandlung über die negationspartikel[1]) habe ich erhalten, und danke Ihnen herzlich für Ihr geneigtes andenken. Meine absicht war, Ihnen diesen dank zugleich mit einer öffentlichen erwähnung dieser abhandlung abzustatten, und dazu erwartete ich die „fundgruben". Diese habe ich jetzt erhalten, und werde sie, so bald es mir nur möglich ist, anzeigen.[2])

Ein mhd. wörterbuch thut noth; auch kann es vielleicht nützlich seyn, ein kleineres einem ausführlichern als vorläufer voraus gehen zu lassen. Auf alle fälle aber müssen 1), meiner meinung nach, darin alle wörter aufgenommen werden, so wohl die, welche noch jetzt unverändert in der sprache sind, als die welche bloss der ältern sprache eigen sind; 2) muß es etymologisch eingerichtet werden, etwa mit einem anhange eines alphabetischen registers *in usum delphini*. — Mein wörterbuch zum Iwein[3]), das jedes wort enthält, und jede stelle, wo das wort vorkommt, angibt, ist, bis auf die beiden letzten buchstaben, völlig ausgearbeitet. Es soll nicht bloss für die bestimmung der bedeutung, sondern auch für grammatik und metrik dienen. Es stößt also durchaus nicht gegen Ihre arbeit an. Zu den anmerkungen habe ich seit dem jahre 1827 gar manche berichtigungen und nachträge gemacht. Es wird mir daher im höchsten grade willkommen seyn, wenn Sie mir Ihre bemerkungen mittheilen wollen, in denen ich theils bestätigung dessen, was ich bereits niedergeschrieben habe, theils neues, zu weiterer prüfung aufforderndes, zu finden erwarte. Jede Ihrer beysteuerungen soll treulich, bey öffentlicher mittheilung, als von Ihnen mitgetheilt, bezeichnet werden. Vier augen sehen mehr als zwey, auch wenn diese zwey in einem kopfe stehen, wie der mei-

1) „Die mhd. Negationspartikel *ne*" in Hoffmanns Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur 1, 269.

2) Das geschah in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1830 S. 1641.

3) Göttingen 1833.

nige, der den Iwein auswendig weiß. Ich bin sehr begierig, zu sehen, ob Sie zu z. 7433 etwas zu sagen wissen, das mich vollkommen befriedigt.

Die versicherung meiner aufrichtigen hochachtung, und meiner aufrichtigen wünsche, dass es Ihnen wohl gehen möge, steht am ende dieses briefes nicht als gewöhnliche schlussformel, sondern als treuer ausdruck dessen was mein herz denkt und fühlt.

Benecke.

2.

Göttingen Oct. 19. 1830.[1])

Sie werden vor ein paar monaten meinen brief erhalten haben; Ihre bemerkungen zum Iwein sind mir aber bis jetzt noch nicht zugekommen.

Ich überschicke Ihnen hierbey meine anzeige der fundgruben, und wünsche herzlich, dass sie Ihnen da, wo man, wie ich weiss, einiges gewicht auf die Göttingischen Anzeigen legt, nützlich seyn möge. Leben Sie wohl, und seyn Sie meiner herzlichen ergebenheit versichert.

Benecke.

3.

Göttingen, apr. 19. 1831.

Mein dank für Ihre bemerkungen zum Iwein, so wie für Ihre geschichte des deutschen hexameters[1]), kommt zwar spät aber deshalb nicht weniger herzlich. Beide zeigen wie aufmerksam Sie lesen, und wie fleissig Sie sammeln. Und hierin liegt Ihr beruf zur ausarbeitung eines mhd. wörterbuches, das ohne zweifel eines der dringendsten bedürfnisse ist. Ich muß aber gestehen, daß ich bedauern würde, wenn Sie es so strenge alphabetisch einrichten wollten, wie wörterbücher lebender sprachen mit recht eingerichtet sind. Solche bücher müssen für den oberflächlichen gebrauch dienen; denn sie sind für das gemeine leben. Ein wörterbuch der mhd. sprache ist nur für den gelehrten, nicht für das sofa, die wagentasche, das contor, die bedientenstube. Es soll bis zur ergründeten tiefe führen, zu weiterer forschung an-

1) Wackernagels Antwort vom 30. Oktober mit den Bemerkungen zum Iwein ist gedruckt in der Germania 17, 120.

1) Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831 (Kleinere Schriften 2, 1).

reitzen. Wie manche erklärung wird mangelhaft bleiben, wie viele widerhohlungen werden veranlaßt werden, wenn *ertrinken* auf *ertrinc* folgt! Wenn aber unter *ich bir* steht *ich ber*, *ich enbir*, *verbir*, *urbor* etc. so wird das richtige verstehen dieser wörter gesichert und erleichtert. In schwerern fällen mag man durch verweisungen, oder durch ein alphabetisches register zu hülfe kommen; *helt* mag stehen, wohin es seine buchstaben stellen, und ein *ich hil*? hinter sich haben, aber was offenbar zusammen gehört muss nicht zerrissen werden. Selbst für Adelung[2]) bleibt es eine ewige schande, dass er dem beispiele, das Frisch[3]) so verständig gegeben hatte, nicht folgte. Es hat allerdings auch grossen nutzen die *be*, *er*, *ver*, *ge*, *un* etc. zusammen zu finden; diess läßt sich aber nicht durch das alphabet im wörterbuch sondern nur durch einige bogen register erreichen, und da dieses also auf alle fälle nöthig ist, so hat man um so weniger ursache bey der etymologischen anordnung blöde zu seyn. — Ich wünsche Ihrem unternehmen fortgang und gedeihen, und Ihnen selbst alles gute.

Benecke.

4.

Göttingen. Nov. 25. 1832.

Ich danke Ihnen, mein hochgeschätzter freund, für den übersandten Walther[1]), und bitte Sie auch herrn Simrock meinen dank und meinen gruß abzustatten. Die anmerkungen habe ich bereits durchgelaufen, und mit grossem vergnügen durchgelaufen. So bald meine, am ende des jahres immer verdoppelten arbeiten über die seite geschafft sind, werde ich das buch mit vorliebe und ernst wieder zur hand nehmen, und in unseren blättern anzeigen.[2]) Das für die brüder Grimm bestimmte exemplar habe ich ungesäumt abgegeben.

Ich will hoffen und wünschen, dass die übersetzung Walthers einen schnellern absatz finden möge als das original. In ihr schreckt

2) Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Leipzig 1774—86 und 1793—1802.

3) Teutsch-lateinisches Wörterbuch, Berlin 1741.

1) Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock und erläutert von Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel, Berlin 1833.

2) Göttingische Gelehrte Anzeigen 1833 S. 929.

wenigstens die sprache nicht ab; wohl aber werden unsere almanachspoeten bey dem gedankenreichthum etwas stutzig werden.

Leben Sie wohl, und haben Sie die gefälligkeit, beyliegenden brief an Lachmann abzugeben.

Benecke.

5.

Göttingen, nov. 22. 1833.

Mit meinem herzlichen grusse übersende ich Ihnen hierbey das wörterbuch zum Iwein sammt den nachträgen zu den frühern anmerkungen. Nehmen Sie beides freundlich auf, und lassen Sie mich bald hören, dass es Ihnen wohl geht.

Benecke.

V. Briefe von Johann Andreas Schmeller.

1.

München Christtag 1835.

Verehrter Herr Professor.

Länger mag ich mich denn doch nicht mehr in der Gefahr wissen, von einem Manne, den ich hoch achte, und der mich wiederholt, erst neulich wieder durch Mittheilung des Werkchen über die Basler Bibliothek[1]), freundlicher Aufmerksamkeit werth gehalten hat, anders als ich wol wünschen muss, beurtheilt zu werden. Zwar kann ich mich auf Freund Hagenbach[2]) berufen, der keinenfalls seinem alten *Docendo discens* zu weh geschehen lassen dürfte; doch selbst ist der Mann, und so stelle ich mich in aller Form endlich ein, für alle empfangenen Gaben herzlich zu danken und mich auch für die Zukunft zu collegialem Wohlwollen zu empfehlen. Denn über die Zahl eines mässigen Collegiums geht zur Stunde die derjenigen noch nicht, die mit Ernste auf dem Felde zu Acker gehen, von welchem Sie schon so manche Strecke urbar gemacht haben. Doch das wird bald anders werden. Hätte ich, als ich in den Winternächten 1811 mir den Basler „Alexander von Ulrich von Eschenbach“ abschrieb[3]), mir einbilden dürfen, dass zwey Jahrzehnde später die dortige hohe Schule unter ihren wohlbestallten Professoren einen der altdeutschen Sprache und Litteratur zählen würde? Solche Samenkörner müssen auf empfänglichem Boden hundertfältig wuchern.

Wie sichs in dieser Hinsicht auf unsrer eigenen hohen Schule verhalte, zu berichten, wird unsers Freundes Maßmanns Sache seyn. Ich selbst hatte es weiland nie über das Duzend Zuhörer gebracht.

Die Stellung, die mir seitdem angewiesen worden, hat mir in Bezug auf solche Studien genützt und geschadet. Um, weil der Mensch immer lieber klagt, von letzterm zu reden, so nimmt mein Amt von

1) Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek, Basel 1836.

2) Vgl. oben Lachmann Nr. 12 Anm. 1.

3) Über Schmellers Baseler Aufenthalt vgl. NICKLAS, Schmellers Leben und Wirken S. 38.



jedem Tag die schönsten Stunden, 8—2 Uhr, zu Geschäften in Beschlag, die mit meinem Privat-treiben meist gar nichts gemein haben. Und da mir meine Augen das Arbeiten bey Licht immer beschwerlicher machen, so begreifen Sie, wie ich mit ein paar öffentlich angefangenen Arbeiten hinterstellig werden musste. Das Wörterbuch[4]) ist von mir aus fertig; aber der Druck ist erst am 36. Bogen des 3ten Bandes. Es fehlen noch gegen 20. Das Glossar etc. zum Heliand ist soweit gediehen, dass es nach Beendigung des bayrischen Wörterbuchs unter die Presse kommen kann.[5]) Billig sollte ich hier noch etwas sagen über das altdeutsche Lesebuch. Leider aber habe ich noch immer nicht dazu gelangen können, es mit Ernst zu durchgehen. Daß es sich durch sinnige Wahl und Ordnung, durch kritische Behandlung jedem gleich als Ihre Arbeit ankündigt, diess — es ist viel — kann ich mit wenig Worten sagen. Nur der Titel, als zu kurz und bescheiden, scheint mir nicht genugsam was das Buch biete anzudeuten. Grüssen Sie Hagenbach und wenn sich dort sonst noch jemand meiner erinnert. Und bleiben Sie gewogen

Ihrem

J. A. Schmeller.

2.

München 11. October 1838.

Mit dem freundschaftlichsten Dank für die durch Herrn Professor Gerlach[1]) erhaltenen schönen Geschenke spreche ich meinen Glückwunsch zum ersten Sprößling und — Selbstanklage wegen eines Irrthums aus, zu welchem ich Sie in Bezug auf das Spalte 109 des Lesebuchs abgedruckte Gebet[2]) verleitet habe. Im Begriff nach Italien zu reisen hatte ich vor den Ferien 1833 in aller Eile das Ding für Herrn von Aufsess[3]) herausgeschrieben und als ich, wieder heimgekommen, die

---

4) Die vier Bände von Schmellers „Bairischem Wörterbuch" erschienen Stuttgart 1827. 1828. 1836. 1837.

5) Schmellers Ausgabe des Heliand war Stuttgart 1830 erschienen, das Wörterbuch folgte erst 1840.

1) Vgl. oben Lachmann Nr. 12 Anm. 3.

2) Gemeint ist das ahd. Augsburger Gebet (MÜLLENHOFFS und SCHERERS Denkmäler Nr. 14), das Schmeller in Aufsessens Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1833 S. 176 zuerst veröffentlicht hat.

3) Hans Freiherr VON UND ZU AUFSESS (1801—1872), der Gründer des Germanischen Museums in Nürnberg.

Handschrift nochmal ansah, bemerkte ich nicht ohne Ärger, dass ich in der dritten Zeile nicht *geba*, sondern *geb&* (*gebet*, das *&* sieht freylich einem *a* sehr ähnlich), in der letzten nicht *baldo* sondern *haldo* hätte lesen müssen. Meine Correctur ist erst am Schluss des Jahrganges Spalte 336 des Anzeigers aufgenommen worden, wo sie der Freyherr ritterlich-großmüthig als Druckfehler sich selbst aufgehalst hat.

Über den industriösen Ziemann[4]) haben nicht Sie allein sich zu beschweren. Oder darf es mich nicht wundern, dass der Mann aus vielen bayrischen Schriften, die ich bisher allein, und nicht ohne Selbstverleugnung und Mühe, durchgegangen zu haben geglaubt, gerade dieselben Stellen als Belege anführt, die ich bezeichnet habe? Wenn nun freylich alle diese *Opera* und *Opuscula* wol auch nach Quedlinburg gekommen und von Herrn Ziemann durchgelesen seyn können, so bleibt doch noch räthselhaft genug, wie er bey so manchem Ausdruck ganz auf dieselben Erklärungen, Vermuthungen, sogar auf dieselben Irrthümer gerathen konnte, die ich als die meinigen anzusprechen und zu verantworten habe. Es wäre albern, wenn ich förmlich sagen zu müssen glaubte, dass ich mir auf meine Arbeiten, nun sie hinter mir liegen, nicht Grosses einbilde; aber einer gewissen innern Entrüstung kann ich mich doch nicht erwehren, wenn ich sehe, wie ein Andrer fast mir selbst zweifelhaft machen will, dass ich diess oder jenes gethan.

Hier ist gerade noch Platz für eine alte Eidesformel, die sich in zwey hiesigen Handschriften aus Freysing, die eine B. F. I, die andere B. H. I bezeichnet, eingeschrieben findet.[5])

Abgedruckt in Huschbergs Geschichte des Hauses Scheiern-Wittelsbach[6]).

Rubr. *De sacramento epīs qui ordinandi sunt ab eis.* (*sic.*
Daz ih dir hold pin. N̄. demo piscophe |
so mino chrephti. enti mino chunsti sint. |
so minan vuillun. fruma frummenti enti scadun* |
*vuententi. kahorig**. enti kahengig enti statik**** |
*in sinemo piscoftuome****. so ih mit rehto after***** canone scal.* |

* B. F. I. *si.* ** *kahorich.* *** *statig.* **** *piscophtuome.* ***** *aphter.*

4) Adolf ZIEMANN (1807—42), Gymnasiallehrer in Quedlinburg. Sein „Mhd. Wörterbuch“ war ebenda 1838 erschienen.

5) Der Priestereid in MÜLLENHOFFS und SCHERERS Denkmälern Nr. 68.

6) S. 118.

Ihre Drucker sind flinker als die unsrigen, wenigstens als der meinige in Augsburg, der am Glossar zum Heliand nun schon ein volles Jahr druckt und noch nicht ausgedruckt hat. Daran soll die neue Cottasche Ausgabe Schillers schuld seyn, welcher alle Hände zugewendet werden. Also Schiller und ich im Conflict. Da weicht man wol gerne. Gott segne Sie noch reichlich mit Kindern, die mit Wasser, und solchen die mit frankfurter Schwärze getauft werden. Grüsse an Hagenbach, mit dessen Naturforscherliede mich Martius[7]) erfreut hat.

Ihr

Schmeller.

---

7) Karl Friedrich Philipp von Martius (1794—1868), Professor der Botanik in München.

VI. Briefe von Joseph von Laßberg.

I.

Wolgeborner, Hochzuvererender Herr Professor!

Ich hatte eben gen meinen nachbar den vicarius Gemper, der mich manchmal sonntags zu tische besucht, mein bedauren ausgesprochen, daß nicht Sie, statt Ettmüllers[1]), nach Zürich gekommen sind, als man mir Iren brief und geschenk vom 27 dieses brachte. welch ein erfreuliches zusammentreffen der gedanken! vor allem nun will ich Inen meinen herzlichen dank sagen, sowol für Ire antritts rede[2]), als den lieben brief in dem Sie mir die schöne hofnung geben, Sie bald in meiner waldklause zu sehen. Sie können denken, daß ich, sobald die pfeife nach tische angezündet war, sogleich Ir büchlein in die hände nam und bis zu ende las. es gefiel mir wol, über die maßen wol, daß Sie, ein nordischer mann, den Schweizern wieder in erinnerung bringen, was sie leider nur zu lange schon vergessen haben[3]), [was sie in de]m fache unserer guten alten sprache und des gesanges einst geleistet und noch wieder leisten [werden]: es erfreute mich, daß in manchen punkten der ältern literargeschichte dieses landes [Ire ansich]ten und vermutungen mit den meinigen zusammen trafen, auch da, wo ich gewiß war, daß [sie irr]ten, war es mir lieb neue ideéen kennen zu lernen. mich däucht, es sei ein gutes wort, zur [rechten ze]it gesprochen, und ich legte das heft mit zufriedenheit hin; aber doch auch, verzeihen [Sie meiner] schwäbischen freimütigkeit, zum teile mit einem unangenemen und selbst schmerzlichen [gefül.] unangenem war mir, daß und wie Sie mich gleich auf der ersten seite ge-

1) Ernst Moritz Ludwig Ettmüller (1802—77), Privatdozent der deutschen Philologie in Jena, folgte 1833 einem Rufe an das Gymnasium in Zürich.

2) Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur, Basel 1833.

3) Ein Stück des Bogens ist ausgerissen.

nannt haben.[4]) das [*digito m*]*onstrari*[5]) war nie meine sache, es war mir sogar von ieher widerlich; denn ich sezte von [iugend auf] meinen stolz darein mich von aller eitelkeit los zu machen. lob macht alle leute schlecht, auch die besten! nun ist aber Ir lob zu groß, es ist nicht einmal bescheiden; weil es mich voran den schweizerischen gelerten stellt. ich muß Inen nur sagen, daß ich mich selbst nicht einmal für einen gelerten halte; wie hätte es mich also freuen können? ich weiß recht gut: *quod a laudatis laudari viris, haec demum laus est*[6]); aber dann lese ich es lieber in einem briefe, als gedrukt.

Die angeborne aufrichtigkeit, welche mich stets beherrscht hat, zwingt mich Inen auch noch zu sagen wie Ire rede schmerzlich auf mich gewirkt hat, und sie hat es doppelt durch die zwei lezten zeilen der ersten seite.[7]) einmal: weil Sie einen den Schweizern noch ganz fremden mann, einen mann, über den eine günstige meinung vorhanden sein mußte, weil die Zürcher in an ire schule beriefen, durch ein troziges hinwerfen des handschuhes, herab gesezt haben; und dann, weil Sie sich durch diesen aufruf selbst schaden getan haben. „In bürgerlicher Zwietracht ist kein Heil für die Literatur!" — Sie sehen, ich halte Inen Ire eignen worte entgegen: wo bleibt der glaube und die liebe, welche die poesie vor allem will?[8]) — Es war gewiß ein arger mißgriff von dem guten Aurelius Cicero[9]) in Zürich den herrn Ettmüller auf diese kanzel zu rufen: er konnte auch nur bei halben kenntnissen in der Alt Teutschen literatur, durch die *specimina*, welche Ettmüller schon von sich gegeben, belert werden, daß bei diesem

4) „Es kann nicht meine Absicht sein, die Gelehrten dieses Landes auf den tausendjährigen Ruhm seiner Literatur aufmerksam zu machen, da unter ihnen der Freiherr von Laßberg ist" heißt es in Wackernagels Vorwort (S. 3).

5) „*At pulchrum est digito monstrari et dicier: hic est*" PERSIUS, Satiren 1, 28. Dasselbe Zitat auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 275, in einem Brief an Mone (Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 256) und in zwei Briefen an Pupikofer (Alemannia 15, 259. 277).

6) Den Ursprung dieses Zitats kann ich nicht nachweisen.

7) „Den Zürchern wünsche ich, daß Herr Ettmüller heuer etwas wissen möge" S. 3.

8) „In bürgerlicher Zwietracht ist kein Heil für die Literatur. Die Poesie wird nimmer gedeihen, wenn man die Gegenwart gewaltsam von aller Vergangenheit abtrennen will: denn die Poesie will vor allen Dingen Glauben und Liebe" ebenda S. 23.

9) Kaspar VON ORELLI (1787—1849), Professor der klassischen Philologie in Zürich, der kritische Herausgeber des Cicero; vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 138. 145. 217.

manne eine gleiche summe von wissen und nicht-wissen, durch gänzlichen abgang an beurteilungs kraft paralysirt, in zum lerer untüchtig macht; aber, er ist nun einmal da; warum den vorwurf, den die teutschen gelerten schon vorlängst hatten, daß sie kriegslustig seien, auch in die Schweiz übertragen? weder die ältere *alma Basileiensis*, noch die kaum geborne *Tigurina* können ia etwas dabei gewinnen. will ein lerer den andern überwinden, so sei es durch leren! und nun basta! verzeihen Sie einem alten manne ein unverlangtes wort; oder, wie ich hoffe, eine nicht unwillkommene lere, ich kann noch immer iene schöne zeit nicht vergessen:

> . . . *da wir nach ere rungen,*
> *da rieten die alten und taten die iungen.*[10])

und nun lassen Sie mich noch einmal meine Freude darüber äußern, da[ß Sie . . . zu] mir kommen wollen! auch muß es bald geschehen; sonst treffen Sie mich [vielleicht nicht mer hier.] ich denke bis mitte oder bald nach mitte dieses monats eine reise den R[hein hinab zu machen. wie] weit es gehen wird, weiß ich selbst noch nicht; *fortuna viam expediet.*[11]) [. . ., geht wöchentlich] zweimal ein eilwagen nach Constanz und macht den weg in 23 stunden, [. . . in] Schafhausen das dampfboot an, das in 3 stunden den Rhein herauffärt. [. . .] stunden. wüßte ich den Tag Irer ankunft; so würde ich Inen meinen wagen [entgegen schiken. schreiben] Sie also und kommen Sie bald, es würde mir ser leide tun, wenn ich schon abgereißt wäre. bis zum 16—18 July will ich auf Sie warten.

Noch eins. vor zwei iaren sagte mir ein herr Banga aus Basel, daß er bei dem buchhändler Neukirch daselbst eine papier handschrift gesehen habe, in folio und von mer als 500 blättern, welche nichts als alte teutsche lieder enthalte. nach seiner aussage wünschte Neukirch das urteil eines gelerten darüber zu vernemen, um sich darnach zu entschließen, ob er sie heraus geben soll? wozu er wol einige lust bezeigte. alles, was ich herrn Banga (: der iezt in Neapel ist:) über den fraglichen codex abfragen konnte, ließ mich vermuten, daß es wol der verloren geglaubte Colmarer lieder codex seie, den ich einmal in meiner iugend bei dem alten blinden Pfeffel[12]) sahe. erkundigen Sie

---

10) Walther von der Vogelweide 85, 29.

11) Den Ursprung dieses auch in Nr. 2 begegnenden Zitats kann ich nicht nachweisen.

12) Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809), Institutsdirektor in Kolmar.

sich doch, Sie werden bald wissen was daran und ob die sache des schweißes der edlen wert ist?[13]) und hiemit, in froher erwartung Sie bald mündlich zu grüßen, gott befolen!

von Irem ergebensten JvLaßberg.

Eppishausen bei Constanz am 30 Brachmonats.
1833.

Was würden Sie dazu sagen, wenn der minnesänger: Düring, bei Bodmer II. 19. ein Basler wäre?[14])

2.

Quomodo sedet sola civitas plena populo! facta est quasi vidua! Non est qui consoletur eam ex omnibus charis eius: omnes amici eius spreverunt eam et facti sunt ei inimici. Hieremias.[1])

Wer sich selbst aufgiebt, ist bald von allen verlassen! Basel ist verloren; weil es sich selbst verlassen hat! *quis temperet a lachrimis!*[2]) *multis bonis illa flebilis occidit!*[3]) aber, wer nicht krieg zu füren weiß, tut wol den frieden zu kauffen! nun fürchte ich die haben felgeschossen, die da glauben in um die schande eingehandelt zu haben; denn iezt werden die tage der trübsale erst angehen. So eben las ich in Ludens geschichte des teutschen volkes nachstehendes: „aber ankläger der gesinnungen liessen von ieher selten ab und waren noch seltener zu widerlegen. dieselbe leidenschaft, die zum ersten schritte trieb, fürte weiter. iede eigne äusserung, iede fremde bewegung, ward zum beweise. Die natur verlor ir recht, der verstand seine ere; das entfernteste wurde zum nächsten gezogen, und das entgegengesezte zum gleichen gezält. aus angst, scham und dem gefüle eigener verdorbenheit entstand ein unauslöschlicher hass und eine wilde verfolgungwut, die nicht eher geheilt ward, bis man die gewalthaber zur teilname an der sünde gebracht hatte und bis das opfer gefallen war."[4]) Sehen

13) KLOPSTOCK, Der Zürchersee Vers 52 (Oden 1, 85 MUNCKER-PAWEL). Dasselbe Zitat auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 232.

14) Vgl. ebenda S. 87. 164, Briefwechsel zwischen Laßberg und Zellweger S. 97 und von der Hagens Minnesinger 4, 318.

1) *Threni Jeremiae* 1, 1. 2.

2) „*Quis talia fando . . . temperet a lacrimis*" VERGIL, Aeneis 2, 6.

3) Nach HORAZ, Oden 1, 24, 9.

4) LUDEN, Geschichte des teutschen Volkes 1, 232. Vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 196.

Sie hier die neueste geschichte der Schweiz und die zukunft Irer stadt! wie schön und folgerecht hatte Basel sich [bisher] benommen; wie inconsequent hat es auf einmal geendet! wer hätte das erwartet? *vitam praeferre pudori! et propter vitam vivendi perdere caussas.*[5]) — ich weiß wol, mit reden und schreiben ist iezt nichts auszurichten; auch ist die sache so gründlich verdorben, daß sie nicht wieder auf einen vesten grund kommen kann; aber was ist nun anzufangen? ich antworte wie die durch das erdbeben (: 1783:) verschüttete frau in Calabrien: warten! warten und nicht verzagen! am schlusse meines Schwabenspiegels von 1287 stehet: „*Swer danne z' aller zit vffe daz reht sprichet, der gewinnet mangen vint. des mac sich der biderbe man gerne trösten. durch got vnd durch sin ere, daz er die vintschaft hab durch daz reht. vnd wizzent, swer daz reht gerne stäte hat, dem hilfet got, vnd ist ofte sehin worden an manigem man, die mangen widerstrit hatten, dar vmb, daz sie dem rehten gestunden.*“

Ich kann Inen nicht genug sagen, wie tief mich diese iämmerliche katastrophe betrübt hat und wie viele traurige folgen ich daraus hervorgehen sehe. Gott walts! denn dieser allein könnte noch helfen; aber die zeiten der wunder sind vorbei! so wie die zeiten der treue und des glaubens. Ich glaube nicht, daß die fremden mächte sich in den handel mischen, noch viel weniger tätig einschreiten werden. *Diz Liet haizet div Klage!!!*

Aus dem beiliegenden Briefe werden Sie ersehen, daß ich dem herrn Marquard Wocher weder für den transport des altares, noch für sonst etwas einiges schuldig geblieben bin, daß und wie derselbe solchen aus einander zu nemen, mit blendramen versehen zu lassen und mir zuzusenden gedachte, endlich daß der altar in einer großen kiste lag, aus welcher Wocher eine kleinere wollte machen lassen, um die stüke einzeln darein zu paken. wollen Sie die freundschaftliche gefälligkeit haben, auf eben solche weise damit zu verfaren; so werden Sie mich recht ser verbinden. Wochers brief bitte ich mir wieder zurük zu senden: es ist der lezte den er mir schrieb, ich möchte in gerne zum andenken, an die 40iärige freundschaft, die zwischen uns bestund, auf behalten. Da von Basel gewiß frachtwagen nach St. Gallen und Rorschach gehen; so wird die kiste auf diesem wege am besten hieher gelangen, mein hauß liegt ia an der straße nach Rorschach.

---

5) JUVENAL, Satiren 8, 83.

alle sich ergebende kosten werde ich mit dem verbindlichsten danke erstatten.

Wie ser bedauerte ich Sie des schlechten wetters wegen, das Sie auf Irer reise verfolgte; nun bin ich doch dadurch getröstet, daß Sie in Zürich noch einige ausbeute gemacht haben; auch Aurelius Cicero, der bald nach Inen mit dem Professor Baiter[6]) hieherkam, sprach mir von der teutschen logik und rhetorik des XI. Jarhunderts: nun das ist ein guter fund! aber ich bedaure Inen den VII. band der Aretinischen beiträge nicht senden zu können[7]); ich besize nur die 6. hefte des [iargangs] 3. und iene der iargänge 1805 und 6. wenn Sie aber wollen; so bin ich bereit das verlangte in Schafhausen oder Zürich zu entlenen und Inen zu senden.

Wie schmerzlich fällt auch mir der tod der frau von Hassenpflug in Cassel[8]); mitten in den besten iaren und aus der mitte einer liebenden familie wurde sie hinweggerafft. ich weiß wie die brüder Grimm diese schwester liebten, wie tief muß ire trauer sein. ich fürchte mich an Jacob zu schreiben, und bin frohe in nun später zu sehen, da wie ich hoffe, die zeit schon woltätig auf seinen schmerz gewirkt hat.

Der schluß Ires briefes: aus dem studiren wird in diesen zeiten nicht viel, muß nun umgekeret werden. gerade in den zeiten der trauer muß man sich den musen in die arme werfen! diese freundlichen schwestern sind die besten trösterinnen in trübseligen zeiten, sie beruhigen und erheitern das leidende gemüte, sie ermutigen es und lassen zulezt wieder die hofnungssonne hinein scheinen: ich habe dies überzeugend an mir erfaren, und glaube daher an diese arznei und empfele sie iedem betrübten. Hat uns *der Nibelunge liet* stark bewegt; so lassen wir uns iezt durch die klage rüren! *fata viam expedient!*

Aurelius Tigurinus muß in St. Gallen noch manches gefunden haben; weil er sich über 14 tage da aufhielt; dies gehet aber wol nur auf classische literatur. Er äußerte hier gute hofnungen für seine *alma Tigurina,* und bedauerte den mißgriff den er bei Ettmüllers berufung gemacht hat. von politik vermied ich aus guten gründen zu sprechen. die erliche haut schien mir auch schon ganz endoctrinirt zu sein. *Habeat sibi!*

---

6) Johann Georg BAITER (1801—77), Professor der klassischen Philologie in Zürich.

7) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 9 Anm. 2.

8) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 7 Anm. 4.

In dem literarischen nachlasse und collectaneen meines freundes Arx[9]) bin ich auf einige merkwürdige historische urkunden gestoßen; aber nichts *quod ad theotiscam*[10]) *facit*, ließ sich entdeken. In diesen unpoëtischen zeiten, wendet sich das gemüte lieber zu der geschichte, nicht zu der unserer tage, welche kleinlicht und gemein ist; sondern zu der des mittelalters, in demselben erscheinet auch selbst das laster mit geist und kraft, und hat durch tat und tüchtigkeit seinen wert behalten. die gegenwärtige zeit erscheint dagegen als niederdrükend und vernichtend, man erblikt überall nichts als eine feige kriecherei vor dem volk, oder vor den fürsten, sittenlosigkeit, unverstand und eine wütige umwälzungssucht. Eben hiedurch wird unsere zeit dem manne von kopf und herz so schwer zu ertragen. was den vätern heilig war, wird iezt herabgesezt und verachtet; aber das schlechte und gemeine wird hinaufgehoben und oft sogar auf den altar gestellt. überall will man iezt durch angst und schreken und gräuel die friedlichen menschen aus iren verhältnissen und gewonheiten aufrütteln, verblüffen und iren verstand gefangen nemen. *o he! iam satis!*[11])

Einer meiner haußgenossen, Dr Liebenau ist in Baden, um seine eingeweide zu stärken; gienge er auf die tagsazung so würde er lernen, wie man one alle eingeweide sich recht wol befinden kann. der *candidatus iuris*, vetter Max, erwiedert Iren gruß auf das freundlichste.

Leben Sie wol, gott befolen von

Irem

ergebensten

JvLaßberg.

Ser begierig wäre ich zu erfaren, ob meine vermutung wegen des Colmarer codex der meistersänger einigen grund hat? oder was des herrn Neukirch handschrift denn eigentlich enthaltet?

Dabam ex villa epponis XIII. augusti.
mdcccxxxiii.

---

9) Vgl. oben Lachmann Nr. 4 Anm. 1.

10) So nennt Laßberg gern die altdeutschen Studien: vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 19. 49. 52. 64. 70. 83. 131. 140. 157. 233. 235. 271; Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke S. 58. 92; Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 238. 247.

11) HORAZ, Satiren 1, 5, 12. Dasselbe Zitat auch in einem Brief an Pupikofer (Alemannia 15, 275).

3.

Eppishausen am 26 Sept. 1833.

Vererter Herr Professor!

Vierzehen tage nach empfang Ires lieben briefes erhielt ich auch die kiste mit dem ehemaligen gemälde von Tobias Stimmer[1]) dem maler von Schafhausen, welcher es für den bischof Christoph Mezler von Constanz verfertigt hatte, wie solches wappen, iarzal und der dedicationsvers auf dem querbalken des altärchens anzeigen. darunter befand sich noch ein *antependium*, worauf Christus am abendmale mit den aposteln gemalt war; dieses muß schon bei dem seligen Wocher verloren gegangen sein. es hatte die iarzal 1559. — mit der wiedererstattung der gefälligst für mich gemachten auslage (: 56 bazen:) bitte ich auch den verbindlichsten dank für die für mich diesfalls übernommene bemühung zu genemigen: kann ich in diesen gegenden, oder wo immer Inen etwas besorgen; so bitte ich mich nicht zu verschonen, Sie erweisen mir dadurch ein wares vergnügen. Nun ist das gemälde zwar durch die *iniuria temporum*[2]) zerstört; aber für mich bleibt es noch immer ein wertes andenken, und sein anblik wekt in mir allerlei süße und sauere erinnerungen: ich denke, wenn ein Schweizer iezt sein vaterland anschaut, über welches auch, wie über dies gemälde, ein hagelwetter gekommen ist; so mag er änliche empfindungen haben. wie hat sich binnen den 4 wochen, da Sie mir schrieben, alles verändert! — doch nicht unerwartet, von dem augenblike an, da Basel und die urkantone sich selbst aufgaben. auf die frage: ob es weise war, auf den hilfruf der Reigoldsweiler zu hören? weiß ich nichts zu antworten: als: tue recht und siehe dich nicht um! aber wer den mut hat das rechte zu tun, muß auch nicht verzagen und so plözlich, wie hier geschahe, alles aufgeben. warum haben die Basler nicht einen auswärtigen kriegsmann von gutem rufe zum anfürer genommen? das wäre keine schande gewesen, die völker des altertums taten es oft, und mit erfolg. Leider haben Sie mein Vererter! richtig prophezeihet; der könig hat nicht in die trennung Neuenburgs von der eidgenossenschaft gewilligt; denn es sind vorerst wichtigere fragen zu lösen. die erste ist: *to by, or not to by!*[3]) denn die über krieg und frieden enthält doch

1) Tobias STIMMER (1539—86), Maler in Schaffhausen und Straßburg.

2) Vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 214.

3) „*To be or not to be, that is the question*“ Hamlet 3, 1.

nichts andres. die faden des politischen gewebes sind einmal so verworren, daß kaum etwas außer dem schwerte mer hinreichen dürfte, sie wieder in ordnung zu bringen! aber ich muß auch mit dem alten Cato rufen: *ante omnia Carthaginem delendam esse!* ehe die teutschen fanen nicht wieder auf dem Montmartre wehen, kann kein dauerhafter friede in der welt gegründet werden. ob es diesmal zum kriege kommen wird? — in dem augenblike, da ich dieses schreibe, ist es wol schon entschieden; aber, wenn es auch diesmal nicht dazu kömmt; so ist doch gewiß, daß es bald dazu kommen muß. beide partheien verlangen mit zu großer sensucht einmal zu wissen, was aus inen werden soll, als daß dieser provisorische zustand lange mer bestehen könnte. es hat sich zu lange gebogen, es muß nun endlich brechen! Berns terroristische anträge an die tagsazung haben bei der siebenköpfigen *concordia*[4]) einigen anklang gefunden. Thurgau, welches in allem den affen von Zürich macht, wird wirklich zu einer außerordentlichen großenratsversammelung gehezt; aber, da die zal der gemäßigten auch in diesem kanton seit einiger zeit beträchtlich zugenommen hat; ist es ser warscheinlich, daß diesmal die versammelung nicht zu stande kommt; allein, wer kann lange für ein volk gut stehen? *magis*

Pugnas et exactos Tyrannos
Densum humeris bibit aure vulgus![5])

Die Berner, eifersüchtig auf die schnellen fortschritte der Zürcher auf der ban des terrorismus, wollen sie nun durch die errichtung von blutgerichten überbieten, und scheinen vergessen zu haben, daß beinahe alle blutmänner des französischen nationalconvents durch die guillotine gefallen sind! aber Zürich ist gewiß viel gefärlicher als Bern, wo iezt meist nur unwissende männer am ruder sizen. Ich begreiffe eben so gut als ich es herzlich bedauere, daß auch Sie unter den gegenwärtigen verhältnissen leiden müßen: aber das kann ich doch kaum erwarten, daß auch die universität zu Basel in die allgemeine teilung eingeworfen werde. das würde doch ganz einer schlechten Ironie gleich sehen. haben Sie noch eine weile geduld mein wertester

4) Am 17. März 1832 hatten sieben Kantone das liberal-demokratische Siebenerkonkordat geschlossen, dem am 14. November die konservative Sarner Vereinigung gegenübertrat, zu der Basel-Stadt gehörte.

5) HORAZ, Oden 2. 13, 30. Dasselbe Zitat auch in einem Brief an Mone (Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 253).

gastfreund! der alte gott lebt noch! lassen Sie uns vest an diesem glauben halten, ein einziger augenblik kann alles umgestalten.[6])

Nun bin ich doch frohe, daß der Colmarer liedercodex wieder aufgefunden ist. natürlich denkt herr Neukirch iezt an keine herausgabe, die im auch gar nicht zuzumuten ist; allein, seine abneigung denselben sehen zu lassen, schreibe ich einer ganz andern ursache zu als Sie: er fürchtet warscheinlich, daß, bei bekanntwerdung derselben, von französischer seite reclamationen eintretten dürften. ich kenne beispiele hievon; und die Strasburger würden himmel und erde bewegen, um in zu bekommen: in Colmar selbst, denke ich, ist: *ignoti nulla cupido.*[7])

Unter wiederholung meines dankes, grüße ich Sie und die *optimae spei tyrones* herzlich und bleibe Ir ergebenster

JvLaßberg.

Teilen Sie meine freude! vor kurzem sind mir 8 noch unbekannte Carolingische urkunden zugekommen, darunter eine von 814. dem todesiare Karl des großen. — *iterum vale!*

4.

Wolgeborner!
Verertester Herr Professor!

Als ich gestern abends Ir Schreiben vom 16 dieses erhielt, freute ich mich, daß ich doch auch einmal etwas habe, was Sie zu Iren arbeiten brauchen können; diesen morgen aber, da ich die verlangten bücher zusammen suchte, finde ich, daß meine freude nicht ganz ist; denn Oetters ausgabe von Bruder Werners gedicht auf die Maria[1]) will sich troz alles nachsuchens nicht finden; ich habe also das buch irgendwohin geliehen und weiß iezt gerade nicht wem? aber der *Johannes Casparus Aurelius Tygurinus* kann es Inen von der wasserkirche hergeben, wo es sich befindet, auch besizt der nunmerige buchhändler Dr A. A. Follen[2]) zu Zürich ein exemplar desselben.

6) WIELAND, Oberon 7, 75, 7. Dasselbe Zitat auch in einem Brief an Zellweger (S. 128).

7) OVID, *Ars amatoria* 3, 397. Dasselbe Zitat auch in einem Brief an Pupikofer (Alemannia 15, 255).

1) Nürnberg und Altorf 1802.

2) August Adolf Ludwig FOLLEN (1794—1855), der Dichter und Förderer Gottfried Kellers.



Ein Lesebuch der altteutschen Literatur, als schulbuch, gehörte längst unter die bücher, die ich gerne ans licht tretten sähe, und ich bin ganz vergnügt darüber, daß diese arbeit in so gute hände gefallen ist. Nun lassen Sie den preßbengel ia recht unmüßig gehen, damit wir es bald zu sehen bekommen. daß Sie auch ungedruktes aufnemen, ist auch ser gut. möchten Sie etwas aus dem Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein haben[3]); so wollte ich Inen etwas hübsches aus meinem *apographum* aussuchen. auch wünschte ich das schöne lied des schenken Conrad von Bikenbach, in dem mir herr von der Hagen, im III bande seiner Minnesinger, einen ganzen vers hat ausfallen lassen[4]), und das noch in die beste zeit des minnesanges gehöret, darin zu lesen. Ich finde vielleicht auch sonst in meinen collectaneen noch einiges ungedruktes, wenn es Inen willkommen ist. da Sie die bücher nur auf ganz kurze zeit verlangen; so dachte ich geratener zu sein, daß ich Inen mein gebundenes exemplar des liedersaales[5]) sende, damit Sie es sogleich benuzen können; später kann dann ia auch zu einem ungebundenen rat werden.

Reinhart Fuchs[6]) war von einem ser lieben briefe meines guten Jacob Grimm[7]) begleitet und daher doppelt willkommen. mich däucht das ein gutes und tüchtiges stük arbeit; es wird aber, denke ich, noch einiges darüber gesprochen werden. auch der alte Benecke hat mir sein treffliches wörterbuch zum Iwain[8]) gesendet. welch ein reichtum von literatur und gesunder kritik.

Mit herzlicher freude las ich in Irem briefe, daß die *Bibliotheca Basileensis* unteilbar geblieben ist; ich hoffe daß die alte gute stadt Basel eben so wenig ire gute alte universität aufgeben wird. Nach und nach kömmt alles noch besser, als man im anfange gehofft hat. Die eifersucht zwischen Rom und Carthago, oder wenn Sie lieber wollen: Athen und Sparta, kann vielleicht noch mer gutes zu wege bringen, als man meinet. *Nil desperandum!*[9]) die nächste tagsazung wird vieles entscheiden! Ich muß eilen; denn der bote gehet noch vor mittage auf die post. haben Sie die güte mir den empfang der bücher nur mit

3) Erst Lachmann hat ihn Berlin 1841 herausgegeben.
4) Vgl. von der Hagens Minnesinger 3, 408.
5) Erschienen ohne Ort 1820—21. 6) Berlin 1834.
7) Dieser Brief ist nicht erhalten. 8) Göttingen 1833.
9) Horaz, Oden 1, 7, 27. Dasselbe Zitat auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 211.

einem par zeilen an zu zeigen. damit ich wegen der ser unordentlichen Thurgauischen posten beruhiget werde. Ir lezter brief kam einen ganzen posttag hinter dem Reinhart her gelauffen. Ich stehe gegenwärtig im handel um einen ser schönen carolingischen Codex. derselbe hat dem kaiser Ludwig dem frommen gehört, und war vielleicht gar ein erbstük von seinem vater Carl dem großen; kostbarer und prachtvoller ist mir noch keiner vorgekommen.[10])

Nun leben Sie wol, gott befolen von

Irem ergebensten
JvLaßberg.

Eppishausen am 21. März
1834.

Sagen Sie mir, wenn ichs wissen darf? ob Sie nicht lust hätten an die neue hochschule nach Bern zu gehen? Ich habe einige bekannte da, die Inen hiebei vielleicht nüzlich sein könnten.

Wenn Inen muster aus dem ende des XIV und aus dem XV Jarhundert mangeln; so könnte ich Inen aus dem liederbuche der Häzlerin[11]) (:450 seiten in folio:) das ich aus dem Berliner *codex apographus* abgeschrieben habe, mit teilen.

5.

Eppishausen am 1. may. 1834.

Verertester Herr!

Seit 5 wochen durch die gicht am rechten arme invalide habe ich meine abschriften für Sie unterbrechen müssen. Sie sehen wol an meinen schriftzügen wie schlecht es mit dem schreiben gehet: Ich sende Inen daher, zugleich Irem eigenen wunsche gemäss, den Frauendienst um selbst darinne für Ire chrestomathie wälen zu können. Die mir zurükgesandten bücher habe ich richtig erhalten. was ich abgeschrieben habe, lege ich hier bei. es soll aber noch einiges folgen, wenn die schmerzen in der hand nachlassen wollen. es verstehet sich dass es lauter *anecdota* sein müssen. eine gereimte legende aus dem XII. iarhundert von St Ulrich dem bischofe von Augsburg[1]) bedaure

10) Vgl. auch Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 239.

11) Vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 150. 153. 157. HALTAUS hat das Liederbuch Quedlinburg und Leipzig 1840 zuerst herausgegeben.

1) Vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 197. Dieses von Albertus verfaßte Gedicht hat SCHMELLER München 1844 zuerst herausgegeben.

ich jezt nicht beihanden zu haben, sie ist der sprache wegen ser merkwürdig, Uhland hat sie schon seit merern iaren von mir, und noch nie zurükgesendet! — ich habe aber darum geschrieben[2]), wenn sie nur noch zu rechter zeit kommt.

Ich habe in der zeitung gelesen, dass zu Basel die kirchenschäze des domes geteilt werden, und dass darunter eine krone der königin Anna (:warscheinlich der gemalin kaiser Rudolph I.:) befindlich seie. es ist vermutlich die ienige welche in irem grabe gefunden wurde, als in den 70er iaren des vorigen Jarhunderts die St. Blasier mönche die habsburgischen leichen aus dem Basler dome abholten. ich vermute dass diese krone wol nur von kupfer und vergoldet sein wird; aber sie kann für die kunstgeschichte merkwürdig sein. wenn Sie verertester herr! daher die güte haben wollten, mir diese krone, etwa in der grösse eines quartblattes, abzeichnen zu lassen; so würden Sie mich ser verbinden und ich die unkosten mit dem besten danke erstatten. einige nachrichten über den inhalt des hölzernen mit goldblech überzogenen altarblattes wären mir ser willkommen. ich denke doch die Basler lassen diese *Cymelia* nicht in Liechstaller hände kommen und lösen sie mit Thalern aus.

Leben Sie wol; ich habe eine ganz bleierne hand und kann nicht weiter, obschon ich noch manches zu sagen hätte. Gott befohlen von Irem

ergebensten

JvLassberg.

6.

Eppishausen am 5 Juny 1834.

Nemen Sie mit dem guten willen vorlieb lieber herre! ich habe warlich nicht mer zu wege bringen können. da liegt noch ein gedicht aus dem XII iarhundert nach einem münchner codex auf den erlichen biederen Schwaben, den heiligen Ulrich bischof von Augsburg, *non invita Minerva*[1]) gedichtet; aber ich käme wol iezt zu späte wenn ich erst daraus abschreiben wollte, da ich fürchten muss mit der beilage zu spät zu kommen. ach, warum haben Sie mir nicht anfangs winters

2) Am 28. April: vgl. ebenda S. 224.

1) „*Tu nihil invita dices faciesve Minerva*" HORAZ, *Ars poetica* 385. Dasselbe Zitat in einem Brief an Pupikofer (Alemannia 15, 274).

von Irem vorhaben gesagt! wie viel hätte ich abschreiben, wie viel bessere auswale hätte ich treffen können.

Die abbildung der krone der kaiserin Anna, deren Sie in Irer lezten sendung als beiliegend erwänen, so wie auch den beiliegen sollenden zettel, konnten meine augen, angewandter mühe ungeachtet, nicht entdeken, *i. e.* es lag nichts dergleichen bei. schreiben Sie es also nicht mir zu, wenn die auslagen welche Sie die güte hatten desfalls für mich zu machen, zur stunde mir unbekannt, noch nicht erstattet sind. Die goldne altartafel kaiser Heinrichs II. ist doch wirklich in ser würdige hände gefallen und da wo das liecht im stalle ist, vermutlich auch bestens aufgehoben.

Was für schöne sachen werden Sie uns in Irem Alt Teutschen Lesebuch sehen lassen! ich freue mich recht ser darauf. Nun sollen Sie auch wissen, daß der codex oder das *Evangeliarium* kaiser Ludwigs des frommen seit mereren wochen der *villa Epponis* angehört. den theologischen wert dieser handschrift kann ich nicht hinlänglich beurteilen, aber für die kunstgeschichte scheint er mir nicht unwichtig zu sein, das verstehet sich von den beiden bücherdekeln. der obere ist ganz mit edelsteinen überdekt, dagegen enthält der untere in silber gegrabene zeichnungen, welche mir mit ienen, welche man auf schwedischen und dänischen Runensteinen findet, nahe verwandt zu sein scheinen. Doch Sie kommen wol einmal selbst in die waldklause um das alte buch zu sehen!

Ich könnte Inen auch einen alten druk, den ich noch gar nirgends angezeigt gefunden habe, zum ausziehen geben. der titel ist: *Amor: die Liebe. das ditz bůchlyn werd bekant, amor die lieb ist es genant. Dez Pfennigs art vnd vntrüw spyl, wird hye vngspart traktieret vyll, man spricht gekauft lieb hab nit wert, wird doch menicher damit versert, dise lieb kauff das ist min rot, vmb ain krützer git man ein lot. Dorynne lies vnd merk vf eben, vmb ain pfund würdst dus nit geben.*[2]) es sind nur 52 blätter iedes zu 62 versen, weniges felet am ende. Soll ich es Inen schiken? —

Jezt muß ich mich auf die reise rüsten, um Beneke und Grimms bald sehen zu können; ich denke so bis zum 25ten wird es heißen Hans spann ein.

Ach wie traurig ist das was Sie mir von dem unglüklichen schüler

2) Vgl. Goedekes Grundriß² 1, 394.

sagen, den der wansinn ergriffen hat.[3]) O tausend mal lieber tod; der tod dauert wenn er auch schmerzlich ist, nur einen augenblik; aber wansinn! — ach gott! das ist ein täglicher stündlicher tod. gott gebe im ruhe dem armen!

Nun ist die stunde der postaufgabe schon unvermerkt angekommen, ich muß also schließen, ich grüße Sie mein vererter herr Professor! ich bin und bleibe Ir

ergebenster

JosephvLaßberg.

7.

Eppishausen am 16 Juny 1834.

Hochzuvererender Herr Professor!

Ich bin frohe, dass Sie die lezte sendung so nachsichtig aufgenommen haben, und sende nun nachträglich:

1. *Sante Vlrichs leben.*

2. *Der spiegel* oder *Marien klage.*[1])

3. *Amor die lieb* — leider fehlen 1—2 blätter.

4. meister Alebrands (: Friedrichs II rossarztes:) von Rossarznei, wegen dem hinten angehängten hymnus auf Maria, welcher wol von Frauenlob sein möchte, aus welcher zeit nahezu auch die schrift sein möchte, aber leider unganz.[2])

5. *ain gaistlich artzney,* und

6. *Gaistlicher vasnacht krapffen.* von 5 und 6 sind die originale in Eppishausen. —

glauben Sie vererter Herr! nur sicher, dass ich vollkommen überzeugt bin, dass Sie auf alle fälle besser auswälen werden als irgend ein anderer, was für Ir buch und seinen zwek taugt; blos der wunsch Inen mühe zu ersparen, konnte mich zum selbst abschreiben veranlassen; von herzen gerne vertraue ich Inen nicht nur diese, sondern alle bücher und handschriften die ich besize, an.

---

3) Der Name des erkrankten Lieblingsschülers ist in Wackernagels Brief vom 12. Mai nicht genannt; nach einem Briefe Wackernagels an Hoffmann vom Frühjahr 1835 besserte es sich wieder mit ihm.

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 202 und GOEDEKES Grundriß² 1, 229.

2) Vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 109 und BARACK, Die Handschriften der Hofbibliothek zu Donaueschingen S. 69. Das Marienlied ist nicht von Frauenlob.

Ich muss gestehen, dass ich das *apographum* des Frauendienstes bei seiner rükkunft nicht mer besahe und die zeichnung von der krone in dem pakpapier suchte; nun durch Ir schreiben aufmerksam gemacht, fand ich sie am angezeigten orte und wiederhole meinen dank dafür.

Von Irem verunglükten schüler sage ich nichts mer, solches unglük schneidet zu tief ins herz! aber was Sie mir von Herrn C. Orelly sagen, tat mir nicht weniger wehe.[3]) Ein so vorzüglicher gelerter sollte sich nicht von Liechtstalern dingen lassen, noch weniger aber, wenn er sich schon solcher erniedrigung unterzogen hat, *cum ira et odio* gegen die unterdrükten handeln; er sollte nicht vergessen, dass die kümmerliche Tigurine nie werden wird was Basel schon vor 300 iaren war. es tut mir leide, die durch so viele iare von diesem manne genärte gute meinung ablegen zu müssen; aber die sache ist doch zu offenbar, als dass man nicht kunde davon nemen sollte.

Ich habe zu meiner reise einen reisegefärten bis Kassel gehabt, der hat mir plözlich abgesagt; nun denke ich bis Cöln zu wasser zu gehen und von dort nach Westphalen, und dann an die Weser und Leine; aber vor ende dieses monats gehet es nicht los. wo und was soll ich Inen in Göttingen ausrichten? geben Sie mir recht viele aufträge, sie sollen auf das pünktlichste vollzogen werden: kann ich Inen nichts mitbringen? — hoffentlich den schon gedrukten aber bisher noch inclaustrirten Frydank von Wilhelm Grimm.[4]) Ich neme also noch keinen abschied und erwarte weitere nachrichten von Inen. Professor Schwab[5]) und Ober Tribunal Procurator Abel[6]) aus Stuttgart haben lezthin einige tage bei mir zugebracht. lezterer will die bilder aus dem pariser codex der Minnesinger, als *fac simile* herausgeben und hat mir einige proben gezeigt, die gar nicht übel sind; die liebe zu den Hohenstaufen und irer zeit ist bei im beinahe zur fixen idée geworden, er verwendet einen grossen teil seines ansenlichen vermögens auf sammlung und erhaltung teutscher altertümer. Uhland arbeitet nun ununterbrochen an seinem buche über das teutsche volkslied[7]); soll aber daneben noch ein paar andere sachen auf dem amboss haben, ich

3) Er war als landschaftlicher Schatzungsexperte für die Baseler Bibliothek gewählt worden und hatte die Wahl angenommen, wie Wackernagel am 13. Juni schreibt. 4) Göttingen 1834.

5) Gustaf SCHWAB (1792—1850), der Dichter, Professor am Obergymnasium in Stuttgart.

6) Gustaf ABEL (1798—1875), Obertribunalprokurator in Stuttgart.

7) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Stuttgart und Tübingen 1844.

hoffe in auf meiner durchreise zu sprechen. habe ich Inen denn gesagt, dass ich von dem 4ten bande der hagenschen Minnesinger alles bis mit bogen 56 bekommen habe, her Nithart[8]) ist der lezte, ich denke das wird nun etwa die hälfte des ganzen sein. ich muss gestehen, dass diese sogenannten Leben der Dichter über meine erwartung ausgefallen sind: zuweilen macht herr von der Hagen sichs freilich bequem, so hat er z. b. den ganzen frauendienst, nach der Tieckschen auflösung, aufgenommen von S. 321 bis 404. aber man siehet auch ganz genau wo herr von der Hagen die arbeit anderen überlassen hat. Sollten Sie in meiner abwesenheit das buch zu benuzen wünschen; so werde ich es Inen mit vielem vergnügen senden.

Indessen gottbefolen! von Irem

ergebensten

JvLaßberg.

8.

Eppishausen am 27. Juny 1834.

Hochzuvererender Herr Professor!

Mit freude habe ich gestern abend gelesen, dass meine lezte sendung Inen so willkommen war, und beeile mich hiebei auch die beiden weitern sachen zu senden, *i. e.* die leben der dichter von von der Hagen, und den Gabriel von Montavel[1]), welchem auch noch aus meiner eigenen handschrift ein *apographum*, der Minneburg durch meister Egen von Bamberg[2]), beigebunden ist; vielleicht können Sie auch aus diesem gedichte etwas brauchen. recht gerne hätte ich nun noch meres geschikt; aber ich fürchtete, es möchte Sie zulezt ermüden, wenn ich allzu starke sendungen mache. wenn Sie die geistliche artzney und den fastnachtskrapfen gefälligst wollten abschreiben lassen; so wäre es mir lieb die gesandten abschriften wieder zurük zu erhalten; denn ich komme iezt nur mer mit mühe und anstrengung daran, etwas zum zweiten male abzuschreiben.

8) von der Hagens Minnesinger 4, 435. Verfasser dieser Biographie ist Wackernagel.

1) Vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 14. 41. 170 und Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke S. 49. 53. Diesen Artusroman von Konrad von Stoffel hat erst KHULL Graz 1885 herausgegeben.

2) Über dies noch ungedruckte Gedicht vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 23 und jetzt EHRISMANN in Pauls und Braunes Beiträgen 22, 257.

Ich hoffe in drei wochen wieder von meiner reise nach Niederteutschland zurükzukommen und meine weinlese selbst zu halten; in 14 tagen denke ich abzugehen; wenn Sie mir also einige probebogen von Irem lesebuch mit geben wollen, um sie in Göttingen abzugeben; so bitte ich sie nicht zu versiegeln, damit post- und maut-beamte sich nicht darein zu mischen haben.

Ich erhalte eben einen brief von herrn ober tribunal procurator Abel aus Stuttgart, nebst einem an in geschriebenen von herrn Professor von der Hagen. Abel hatte in Paris die bilder aus dem sogenannten Manessischen Codex abgezeichnet und ist wirklich daran sie in colorirtem steindruke zu geben, 18 stüke sind schon fertig; dies erfur nun herr von der Hagen und schreibt iezt an Abel: er wünscht mit ime rüksichtlich der bilder eine vereinbarung zu treffen; indem er gesinnt seie dieselben ebenfalls, mit einem texte heraus zu geben[3]), welcher ein auszug aus den dichterleben sein würde. meint herr von der Hagen im ernste, Abel werde eine schon angefangene edition im zu liebe (: den er gar nicht kennet; sonst würde ers noch weniger tun :) aufgeben; so ist er warlich ein einfältiger mann; verstehet er aber unter der vereinbarung der bilder, dass sie sich ausschliessend mit seiner werten person vereinbaren sollen; so ist er vollends nicht klug. Abel hat mir nun die sache zur entscheidung heimgestellt, was mir gerade nicht viel freude macht; denn auf einer seite wünsche ich schon lange dass die fraglichen bilder einmal zusammen herauskommen möchten; auf der andern seite ist herr von der Hagen gar nicht der mann dazu die archaeologische seite dieser aufgabe zu lösen. ich denke sonst wol durchaus: wenn das gute nur geschiehet, gleich viel durch wen; aber ich fürchte hier ist von ime wol nichts gutes zu erwarten. In den dichterleben schien mir unzweifelhaft, dass die anmerkungen zum Ulrich von Lichtenstein von einem österreicher (: Kopitar ?[4]) :) oder steiermärker (: Kalchberg ?[5]) :) herkommen müssen. Die so stark divergierenden taxationen der Basler kunstsammelung habe ich in der zeitung gelesen. so weit sie mir, obschon flüchtig, in zerschiedenen[6])

3) Dies geschah erst Berlin 1856 im fünften Bande seiner Minnesinger.

4) Bartholomäus KOPITAR (1780—1844), Hofbibliothekar in Wien.

5) Johann Ritter VON KALCHBERG (1765—1827), Dichter und Geschichtschreiber in Graz.

6) Dies schwäbische Wort, das auch der junge Schiller kennt, begegnet auch Nr. 17 und 18 und im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 65. 84. 116. 163. 230.

malen bekannt wurde, scheint mir dass der Basler taxator dieselbe näher an einen kaufwert gestellt habe als der Zürcher Fuessly. es ist eben so verächtlich, als gemein boshaft, wie man die Basler an einem langsamen feuer bratet. W. Grimms Frydanck ist noch nicht ausgegeben; Müllers abdruk[7]) aus einer schönen handschrift ist strozend von felern; in den drei ersten bänden des Liedersaales stehet mer als die hälfte von Frygedank[8]), meine handschrift ist von 1372, gehört also zu den ältesten codices des Freidanks; soll ich Inen den Liedersaal senden? Sie werden ia doch nur einzelnes in Ir lesebuch aufnehmen.

Ich erwarte vor meiner abreise noch einen brief von Inen, vielleicht auch einen nach Göttingen; man findet so leicht ein par stunden bei früherm aufstehen oder späterem niederliegen.

Leben Sie wol! Ich wags, mit got!

Ir
ergebenster
JvLaßberg.

Wenn die Bibliotheke verkauft wird; so kauffen Sie mir ia: *daz bůch von Sante Martinen einer mágede die ainlif marter litt.*[9]) ich gebe von 20 bis 30 Louisd'ors dafür, das buch sollte wieder nach Schwaben, wo es zu hause ist, auf der insel Mayenau wurde es gedichtet und zu Constanz wurde es geschrieben durch Conrad von S.t Gallen.

9.

[Eppishausen,] Aschermittwoch 1835.

In erwiederung Irer werten zeilen vom 26 februar, die ich vorgestern erhielt, erzäle ich Inen mein verertester Herr Professor! dass ich erst am 11 September vorigen iares von der *Villa Epponis* verreiste, einen tag bei Uhland in Tübingen und einen andern bei Schwab in Stuttgart zubrachte und dann über Speyer, Worms, Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln und Düsseldorf nach Münster in Westphalen gelangte: eine stunde davon zu Rüsčhhauss fand ich die ienige, mit welcher ich seit 3 iaren

7) Im zweiten Bande von Myllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" (1785).

8) Vgl. Wilhelm Grimms Vridank S. VII.

9) Vgl. schon Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 64. 130, Briefwechsel zwischen Laßberg und Zellweger S. 73 und Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke S. 60. Eine Ausgabe von Hugo von Langensteins Gedicht veranstaltete erst KELLER Stuttgart 1856.

briefe wechselte und wegen welcher ich eigentlich die reise unternam. am iarestage der leipziger schlacht vermälte ich mich mit dieser Jenny Droste zu Hülshoff[1]) und trat auch denselben tag meine heimreise an; allein das abschiednemen meiner frau bei 17 oder noch mer oheimen, muhmen, vettern und basen verzögerte dieselbe ungemein. in Herstelle an der Weser, dessen alte kaiserburg eine muhme meiner frau mit einer neuen überbaut hat, ließ ich meine frau und gieng über den Solling nach Göttingen. ich traf die lieben freunde Grimm nicht so an, wie ich wünschte: Wilhelm war wirklich krank und bekam, nach meiner abreise, eine brustentzündung, Jacob litt ein wenig an den augen, konnte aber doch ausgehen; seine teutsche mythologie, von welcher schon 128 seiten der einleitung und eben so viel am texte gedrukt waren, schreitet rasch vorwärts; er gab mir einige aushängebogen mit, weil er meinte ich könne im auch einige beiträge liefern: er und ich brachten einen abend bis tief in die nacht, recht studentisch fidêl bei dem wakern Benecke, meinem landsmanne zu; auch ein anderer landsmann, der 84 iährige Reuss[2]), nam mich ser freundlich auf. von der universität sahe ich nichts als die bibliotheke, das heisst ich sahe die saaele und rüken der bücher; ich gieng nach wenigen tagen traurig von der *georgia augusta* hinweg, weil ich meine freunde unwol zurüklassen musste; nun aber habe ich gottlob nachricht, dass Wilhelm seine krankheit überstanden, und gänzlich auf der besserung ist. auf der heimreise besuchte ich zu Bonn den herren B. Hundeshagen[3]); denn mich gelustete gar zu ser seinen codex des Nibelungenliedes[4]) zu sehen; es kostete mich aber viele mühe, überredung und eine lederne geduld bis ich bei dem zweiten besuche endlich dazu gelangte. eine papierhandschrift aus der mitte des XV. iarhunderts in klein folio, mit einigen 40 ser mittelmässigen aquarellgemälden, der text ist schon ser verdorben und häufig interpolirt; was er mer hat als andere handschriften, ist von keinem kritischen werte, indessen ist es mir doch lieb aus selbstansicht endlich zu wissen, wie viel oder wie wenig der codex wert ist. Herr Hundeshagen gehört unter die unglüklichen seher, deren augen sich alles anderst darstellet als den augen anderer gesunder

---

1) Jenny VON DROSTE war eine Schwester der Dichterin Annette.

2) Jeremias David REUSS (1750—1837), Oberbibliothekar in Göttingen.

3) Helfrich Bernhard HUNDESHAGEN (1784–1849), Bibliothekar und Professor in Bonn; vgl. über ihn auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 206.

4) Vgl. Lachmanns Nibelungen S. VIII.

menschen; bei uns Schwaben nennt man solche leute mit der pelzkappe geschossen.[5]) Ich nam meinen weg nach hause wieder über Stuttgart und Tübingen, wo ich wieder einen schönen tag mit Uhlands zubrachte. am 8 December kamen wir endlich in der zelle des heiligen Eppo an, die wir seitdem nicht verlassen haben und auch sobald nicht zu verlassen gedenken und in welcher es mir besser als iemal gefällt.

Syd mans alles reden sol,
So ist zer welt nieman wol
Wan der ain liebes wib hat,
Vnd sich vff ir trüwe lat.[6])

Die grüsse von Grimms an Sie will ich hiemit hier interpoliren, obschon sie eigentlich dem texte angehören.

Wenn Sie verertester Herr! mir nun meine handschriften und bücher, nach gemachtem gebrauche, wieder senden wollen; so ist es mir ganz recht: wie ser erfreuten Sie mich durch die nachricht, dass Sie mir auch etwas von Lachmann und Hofmann mitzusenden haben; auf das von ersterem bin ich äusserst begierig, es kann nur etwas ser gutes sein, der alte Benecke tut ganz hochfärtig mit diesem iünger, und die sonst so lobkargen Grimms lassen im alle gerechtigkeit widerfaren. Herrn Hofmann kenne ich nicht persönlich; in Stuttgart sagte mir Schwab, dass er mit Schmeller mich den lezten herbst besuchen wollte als sie zusamen in der Schweiz waren, wo sie meine abwesenheit erfuren. Jacob Grimm zeigte mir ein altteutsches fragment, das Hofmann auf der bibliothek zu Basel entdekt und dort hat druken lassen[7]); ein anderes bruchstük aus der fürstenbergischen bibliothek zu Prag, das er dort durchreisend herausgab[8]), las ich noch auf der reise. wie ser freue ich mich auf Ir Alt Teutsches lesebuch und die nachricht von seiner beendigung! Benecke und Grimm lobten diese idée ser und glaubten sie sei in der ausfürung in gute hände gefallen. iezt bedaure ich Inen nicht noch mer *inedita* aus meinem vorrate gesendet zu haben; aber ich war damal mit ganz andern dingen beschäftiget und mit dem gemüte schon halb von hier abwesend. Ser verbunden werde ich Inen sein, wenn Sie die güte

5) Vgl. Deutsches Wörterbuch 7, 1538.

6) Freidank 104, 8 nach Laßbergs Handschrift (Liedersaal 219, 91).

7) *Vindemia basileensis*, Basel 1834. Das Schriftchen enthält die beiden Baseler Rezepte (MÜLLENHOFFS und SCHERERS Denkmäler Nr. 62); vgl. HOFFMANN, Mein Leben 2, 270.

8) *Merigarto*, Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem 11. Jahrhundert, Prag 1834.

haben wollen, mir iezt schon so viel davon zukommen zu lassen, als bereits gedrukt ist.

Masmanns *gothica*[9]) haben Sie wol auch schon gelesen: es will mir doch vorkommen, als wenn das wenige mitgeteilte und das ganze eroberte doch noch nicht so gewaltig wichtig wäre, als der gute gevatter meint. Nun genug für heute! leben Sie wol, gott befolen von Irem ergebensten

JvLaßberg.

10.

Eppishausen am 3 August 1836.

Was muß ich hoeren? gestern abends kam herr Diaconus Pupikofer[1]) zu mir, und sagte mir, daß Sie mich diesen kommenden herbst noch besuchen würden, wenn ich Inen durch einige zeilen dazu anlaß gaebe.

ach lieber mann! was könnte mir lieberes geschehen, als der besuch eines mannes den ich von ganzem herzen hochschäze und dem ich dank schuldig bin, daß er mich hervorgezogen hat in seinem guten, schönen buche, indem er mich zu den guten Schwaben zälte. aber iezt kömmt ein schweres kapitel! ich soll mich bei Inen entschuldigen, daß ich auf die Dedication nicht geantwortet habe, daß ich dafür nicht gedankt habe. es ist eine ganz eigene sache, die bisher nicht ieder begriffen und verstanden hat, daß ich ein solcher *homo inglorius*[2]) bin, dem es von natur aus widerig ist, ins publicum zu gehen, dem die ieztlebende welt so gleichgiltig ist, daß er täglich sagt und wünscht: *oblitus eorum, obliviscendus et illis!*[3]) — Nemen Sie es mir doch nicht übel, wenn ich daher sage, daß mir die zueignung Ihres buches, so ser es mir übrigens gefallen hat, gar keine freude machte; aber glauben Sie vest, daß ich Inen iezt, wo der ärger vorüber ist, doch aus dem herzen dank dafür habe.

alles das kam in eine zeit, wo mich die häußlichen sorgen umgaben: kommen Sie zu mir; so treffen Sie *in litterariis* nichts neues an; aber

---

9) Vgl. oben Lachmann Nr. 5 Anm. 11.

1) Johann Adam Pupikofer (1797—1882), Diakonus in Bischofszell. Sein Briefwechsel mit Laßberg ist von Meyer in der Alemannia 15, 231. 16, 1. 97 herausgegeben worden.

2) Vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 275, Briefwechsel zwischen Laßberg und Zellweger S. 87 und Alemannia 15, 277.

3) Nach Horaz, Episteln 1, 11, 9.

ein par zwillinge Hildegund und Hildegard, welche mir mein geliebtes weib im lezten frülinge brachte, hübsche gesunde fröliche kinder, die uns alle tage freude machen, weil sie wirklich mit 20 wochen schon mer sind, als andere kinder mit 40. Es wäre wirklich zu spät Inen iezt erst die grüße der beiden Grimme auszurichten, die ich auf meiner hochzeitsreise in Göttingen besuchte; aber es muß Inen genug sein zu wissen, daß Sie da in gutem angedenken stehen. auch der gute alte Benecke hat Sie nicht vergessen. ich brachte einige ser vergnügte tage in Göttingen zu, noch mer wären sie es gewesen, wenn der gute Wilhelm Grimm nicht kränkelte. Sie haben wol von herrn Pupikofer gehört, daß ich am 9ten may das unglük gehabt habe durch einen sturz aus dem wagen so beschädiget zu werden, daß ich noch an krüken gehen muß.[4] morgen reise ich in das bad nach Baden, um mich da vollends aus zu heilen. gott gebe seine gnade dazu! aber das soll Sie nicht abhalten zu mir zu kommen, mein herz gehet nicht an krüken, und bis ende dieses monats bin ich wieder zu hause, nämlich von Baden im Aargau, dem alten *castellum thermarum.*

Ich wollte Inen herzlich gerne mer schreiben; aber meine frau manet mich einzupaken; machen Sie uns also auf den herbst die freude Ires besuches und seien Sie des herzlichsten empfanges versichert, von Irem

ergebenen

Joseph v. Laßberg.

II.

Hochgeerter Herr Professor!

Als ich vor einiger zeit die nachricht von Irer krankheit erhielt, und wie schwer und heftig sie seie, da gab ich schon die hofnung auf, Sie im laufe dieses iares noch in der *villa Epponis* zu sehen: wie ser mussten mich also Ire gestern nachts erhaltenen zeilen von Zürich erfreuen! Sie sind geheilt, und der beste balsam für leib und seele, ein liebes, frommes, teutsches weib, liegt an Irer brust. kommen Sie also mit Irer geliebten frau, und seien Sie Jenny und mir herzlich willkommen. Sonntag und montag haben wir ein par iunge eheleute aus S. Gallen zu gaste; wenn Sie also nach Irem vorhaben Dienstags

4) Vgl. darüber Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 228 Anm. 1.

kommen; so haben Sie uns dann ganz allein.[1]) Meine frau grüsset mit mir Sie und die Irige, und damit gott befolen

von Irem
ergebenen
JvLaßberg.

Eppishausen am 13[ten] octobers. morgens 7 ur.
1837.

Noch eine bitte: grüssen Sie mir auch den guten *Aurelius Tigurinus*, und den *clarus Okenius*.[2])

12.

Eppishausen am 9 Januar 1838.

Vererter Herr Professor!

Ir wertes schreiben kann ich heute nicht vollständig und ausfürlich beantworten; das neue iar hat mir solch einen schwall von kleinen unverschieblichen geschäften hergeschwemmt, dass ich nicht weiss, wo ich anfangen oder enden soll. Indessen gebe ich Inen in betreff der unterhandlung mit Beyel *et Comp.*[1]) zu überlegen: ob es nicht zeitgemässer und selbst für den verleger vorteilhafter wäre, statt des Weingartner Codex[2]) zuerst den Frauendienst, oder den Wilhelm von Orlenz, den ich eben unter der feder habe, herauszugeben?[3]) verstehet sich dabei, dass ich immer eine anzal exemplare für meinen Liedersaal, um einen zu bestimmenden preis erhielte, was nebstdem auch nicht so viele unkosten verursachen würde, da zum Weingarter codex 26 lithographien gehören, von denen ich auch nicht eine erlassen könnte.

Ich gebe Inen dieses zu bedenken, und werde Inen später ausfürlicher darüber schreiben. vom frauendienst, der für Oesterreich ein eigenes interesse hat, würden wenigstens 100 exemplare nach Wien, Prag und Brünn gehen und, wie ich glaube, selbst auch nach Ungarn und Siebenbürgen.[4])

---

1) Der Besuch in Eppishausen fand am Tage nach Wackernagels Hochzeit statt: vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 236.

2) Lorenz OKEN (1779—1851), Professor der Naturwissenschaften in Zürich.

1) Buchdruckerei und Verlag in Frauenfeld.

2) Die Weingartner Liederhandschrift wurde erst von PFEIFFER und FELLNER Stuttgart 1843 herausgegeben.

3) Eine kritische Ausgabe von Rudolfs von Ems Willehalm fehlt noch immer; einen Handschriftenabdruck gab JUNK Berlin 1905.

4) Die folgende Partie des Briefes und eine weitere Stelle am Schluß sind

Die Göttinger ..., wie ich es voraus sahe, und wie ... gewiß auch ... teil daran namen, und also auch ... ire massregeln danach namen. Wilhelm Grimm mit weib und kind ist zwar noch in Göttingen, wird aber dort so lange bleiben, bis Jacob inen allen irgendwo ein neues nest gemacht hat. Ich hoffe auf Heidelberg, denn in der Schweiz wird wol nichts zu machen sein: die brüder werden sich auch wol nie trennen. Jacob war eben mit herausgabe einiger lateinischer gedichte des X und XI Jarhunderts beschäftiget[5]), wozu ich im auch collationen und abschriften lieferte. nun ist der druk unterbrochen und kann wol sobald nicht wieder aufgenommen werden. ich habe auf meinen lezten brief an Jacob noch keine antwort, vermute in aber in Heidelberg. das übrige wissen Sie aus den zeitungen, die über diese angelegenheit ser umständlich sind.

Einer meiner freunde wünschte sich das glossarium des Du Fresne du Cange[6]) anzuschaffen; ich solle Sie daher um schleunigen bericht ersuchen: ob in Basel im buchladen noch exemplare und zu welchem preise zu haben sind. Sie verbinden mich durch baldige auskunft. Uhland schrieb mir kürzlich[7]), dass nun auch sein freund Gustav Schwab in seine nachbarschaft, als pfarrer nach Gomaringen (2 kleine stunden von Tübingen) gezogen sei, [mit im in der] nachbarschaft zusamen zu leben. Uhland hatte wieder fleissig *in Theotiscis* gearbeitet, muss nun aber gegen ende dieses monats zum landschaftlichen ausschuss nach Stuttgart, wegen beratung des neuen criminalgesezbuches, wo sein aufenthalt ziemlich lange dauern wird.

Wir leben hier alle gesund und vergnügt und haben mit herzlicher teilnahme den guten anfang und fortgang Ires frölichen beisamenseins gelesen; das soll Inen der liebe gott recht viele iare erhalten.

Dies, mit den besten grüssen von uns allen, der neuiarswunsch

Ires

ergebenen

JvLaßberg.

---

durch Flecken, die die ohnehin blasse Schrift überdecken, stellenweise unleserlich geworden.

5) Sie erschien Göttingen 1838 und ist Laßberg gewidmet; vgl. dessen Urteil in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 7, 244.

6) *Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis*, Paris 1678. Der Freund war Pupikofer: vgl. Alemannia 15, 273.

7) Der Brief ist nicht erhalten.

13.

Eppishausen am 30 März 1838.

Vererter Herr Professor!

Um unsern freunden und verwandten unsern künftigen wonort recht bald, in einem, wenn auch nicht kunstreichen bilde, vergegenwärtigen zu können, zeichnete meine frau solchen flüchtig und eiligst ließen wir solchen in Constanz lithographiren: hier folgen ein par exemplare davon für Sie und Ire frau gemalin; damit [Sie], wenn Sie einst, die küsten des Bodensees bereisend, nach Meersburg kommen, auch wissen, wo Sie einkeren sollen. Sie werden schon aus dem bildchen ersehen, daß es eine gute, wonliche und geräumige alte burg ist, ganz frei an der sonne gelegen, mit vielen hellen, hohen und freundlichen gemächern, von denen man herrliche aussicht über den ganzen Bodensee auf die schwäbischen, tyrolischen und schweizerischen alpen hat; auch wächst zu Meersburg ein weinchen, das dem Eppishauser an güte, kraft und annemlichkeit kaum nachstehet. was will man mer, wenn sich der besuch lieber freunde noch dazu füget? *bene est, nil amplius oro!*[1])

Jezt bin ich mit einpaken meiner bücher beschäftiget, *multorum camelorum onus!*[2]) und bald werde ich an die handschriften kommen; ich erwäne dieses beiläufig, damit, wenn etwa die am 18ten octobers von hier nach Basel gereiseten dort entberlich werden sollten, sie die reise nach dem alten Schwabenlande, um guter gesellschaft willen, mit iren hiesigen kameraden antretten könnten.

Nach langem zwischenraume habe ich vor kurzem wieder einmal eine pergament handschrift des XIV. Jarhunderts erworben, ein schöner wolerhaltener codex: es ist ein lateinisches *Martyrologium*[3]), oder heiligenlegende, wie sie *per circulum anni* in der katholischen kirche gefeiert werden. da der verfasser, in dem leben Karl des großen, ganz dem Turpinus gefolgt ist; so ist diese recension wol iünger als

1) HORAZ, Satiren 2, 6, 4. Dasselbe Zitat auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 238 und in den Briefen aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke S. 91.

2) Vielleicht nach „*onera quadraginta camelorum*“ 4 *Regum* 8, 9. Dasselbe Zitat auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 280 und in einem Brief an Pupikofer (Alemannia 15, 248).

3) Vgl. BARACK, Die Handschriften der Hofbibliothek zu Donaueschingen S. 303.

das *Martyrologium Bedae*, und da sie die St Galler Heiligen: Othmar, Gallus und Notker enthält, auch noch iünger als ienes des Usuardus, das er Karl dem III. [dem] diken zu eignete. Je nun, es ist doch immer etwas; regnets nicht, so tröpfelts doch![4])

In der Baseler Zeitung lezten Jares No 49. seite 216. lese ich unter den ankündigungen, daß bei herrn von Speyr dem ältern. zum grünen Helm. No 415. für 2 bazen, ein gedruktes verzeichniß seines Antiquitaeten und kunst kabinets zu haben seie. da ich doch gerne den inhalt dieser, von dem besizer selbst reich genannten, sammelung kennen lernte; so wage ich es Sie vererter Herr! zu bitten, mir bei rüksendung meiner bücher ein exemplar beizulegen, und mir die 2 bazen bis zu nächster gelegenheit zu borgen, auch möchte ich erfaren: ob herr von Speyr nicht etwa mit gegenständen seiner sammelung handelt oder tauscht?

Von unserm guten Jacob Grimm habe ich die längste zeit nichts erhalten: da es nun gegen ostern gehet, wird er sich wol bald entscheiden müßen, ob er in Berlin oder Leipzig das kommende sommer halbiar lesen will? das lezte wäre mir noch lieber; denn ich fürchte, daß Wilhelms brust das klima von Berlin nicht ertragen möchte. Nun muß auch Jacobs lateinisches buch, an dem er auch in Kassel ununterbrochen fortarbeitete, bereits fertig sein, wenn es noch auf die Ostermesse wandern will; ich bin ser begierig darauf, auf die tierfabel, die älter sein soll als der Reinardus[5]), auf den Ortlieb[6]), ob er auf einem historischen grunde wurzelt? und auf den von mir, mit meinem ganzen aparate, im abgetrettenen Waltharius[7]) und wie er die geschichte mit dem *Geraldus Floriacensis* nemen wird? Sollte mir freund Jacob etwa, durch einen heimkerenden Baseler Studenten, ein exemplar an Sie übermachen; so bitte ich recht angelegenst es mir doch, mit erstem abgehenden postwagen, zuzufertigen.

Zum lesen und schreiben habe ich nun wenig zeit; doch lese ich eben (: im bette:) Gervinus geschichte der poetischen National Literatur der Deutschen.[8]) welch ein strom von beredsamkeit, welch ein meer voll wissen, welch schneller und umfassender überblik! aber

---

4) Dasselbe Sprichwort begegnet auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 92. 169. 231.

5) Die „*Ecbasis cujusdam captivi*" (Lateinische Gedichte S. 241).

6) Ruodlieb (ebenda S. 127). 7) Ebenda S. 1. Über Geraldus vgl. S. 60.

8) Sie begann Leipzig 1835 zu erscheinen.

auch welch ein unbegränztes selbstvertrauen, welcher absolutismus im absprechen und manchmal, welche einseitigkeit in ansicht und urteil! die demut ist doch eine förderliche tugend für die wissenschaft; aber sie scheint nach gerade ganz außer übung zu kommen.

Die kinder sind gottlob! beide wol auf, wachsen wie die spargeln[9]) und fangen, bei iezt anbrechendem frülinge, an zu singen wie die voegelein des benachbarten büchen waldes. alle tage neue freuden! auch die ältern sind wol und gottlob! noch immer gutes mutes. Jenny grüßet Sie und die frau Professorin mit

Irem

ergebensten

JvLaßberg.

Sie haben doch wol meinen Brief vom 15 hornungs erhalten?[10]) — der Weingartner codex wird in Frauenfeld für den druk abgeschrieben[11]); dieser aber kann erst beginnen, wenn ich einmal in dem alten Meersburg size und mein haupt an den thurm des königs Dagobert[12]) lene.

14.

Eppishausen am 27 May 1838.

Verertester Herr Professor!

Als ich vorgestern abends durch die post ein paket von unserm lieben Jacob Grimm erhielt, freute ich mich doppelt darinne auch etwas für Sie zu finden, einmal über die freude die Sie haben würden ob dem inhalte des buches und dann, dass ich nun auch etwas an Sie zu senden bekam, als eine kleine erwiederung der reichen sendung mit welcher Sie mich vor kurzem erfreuten. Durch die zuschrift dieses auf alle weise merkwürdigen buches[1]) eret mich unser guter

9) Dasselbe Bild begegnet auch im Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 233. 271.

10) Dieser Brief ist nicht erhalten.

11) Laßberg plante die Weingartner Liederhandschrift als fünften Band des Liedersaals drucken zu lassen: vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 24. 61. 79. 89, Briefwechsel zwischen Laßberg und Zellweger S. 86 und Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke S. 49. 53. 56. 58. 91.

12) Des vermeintlichen Erbauers der Meersburg: vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 237, Briefwechsel zwischen Laßberg und Zellweger S. 166 und Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke S. 91.

1) Der Lateinischen Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts.

Jacob mer, als ich ie verdienen kann, und dies mal muss ich gestehen, dass ich, beim lesen der zwei zeilen hinter dem titelblatte, wirklich eine gewisse wärme in meiner brust aufsteigen fülte, die sich sogar über meine 69iärigen wangen verbreitete; aber eine wenig erfreuliche nachricht giebt mir unser teurer freund. „warscheinlich werden wir noch diesen sommer nach Leipzig ziehen, um wenigstens beisamen zu sein".[2]) so schreibt er, und da bleibt mir denn wenig hofnung in und Wilhelm, vor meiner lezten reise in das unbekannte land, noch einmal zu sehen.

Am 10 dieses überraschte der alte Hugo[3]) aus Göttingen unsern Jacob, Wilhelm und Dortchen mitbringend, in Cassel wo er das 50te iaresfest seines iuristischen Doctorates mit im feierte.[4]) Jacob gratulirte im dazu auf einem grossen Doctorbogen in ser rürenden ausdrüken, den er mir beischloss.[5])

Heute habe ich nicht zeit mer zu schreiben; denn morgen frühe soll ein grosses schif voll kisten nach der alten Meersburg unter segel gehen; da habe ich denn den ganzen tag noch zu schreiben, zu paken und zu bestellen; also gott befolen und von uns allen mit Irer ehelichen *wirtinne*[6]) freundlichst gegrüsst. In sichtbarer eile und mit einem steifen daumen Ir ergebenster

JvLaßberg.

15.

Auf der alten Meersburg am 17 October. 1840.

Tandem aliquando! rief ich, mein hochvererter herr und freund! beim erbliken der eben so wol bekannten, als lange vermissten schriftzüge aus, und so angenem mir das geschenk unsers lieben Wilhelm Grimm[1]) war; so ser schmerzt mich die nachricht, welche Sie mir von dem zustande Irer gesundheit geben, welche mir schon im lezten sommer Herr Professor De Wette, der uns hier mit seiner frau be-

2) Aus Jakob Grimms Brief vom 14. Mai (Germania 13, 382).

3) Gustaf Hugo (1764—1844), Professor der Rechte in Göttingen.

4) Vgl. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus 1, 169. 170. 171.

5) Vgl. Kleinere Schriften 8, 541.

6) Diesen Ausdruck braucht Laßberg mit besonderer Vorliebe: vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 11. 22. 42. 58. 71. 77. 90. 114. 140. 203. 223. 251. 281.

1) Konrads von Würzburg Goldene Schmiede, Berlin 1840.

suchte, als leidend schilderte. Liegt das übel im unterleibe; so giebts dagegen nur ein mittel: reisen, reisen nach einem milden himmelsstriche; ist es aber von nervöser natur; so weiss ich nicht, was ich tun würde; aber, wo eine ganze medizinische facultät ist, braucht man keinen laien zu rate zu ziehen.

Möge der winter Inen besser bekommen! Was uns betrift so leben wir, dem lieben gott sei tausend dank dafür! alle alt und iung, so gesund und vergnügt in unserer alten burg, als wir nur es wünschen können, und grüssen Sie und weib und kind auf das herzlichste. wie oft haben meine frau und ich schon den wunsch ausgesprochen: dass Sie alle drei einmal zu uns kommen und einige stillvergnügte tage bei uns verleben möchten! Ich weiss gewiss, dass Sie sich sowol in der hellen, warmen und geräumigen Dagobertsburg, und der schönen aussicht über den ganzen Bodensee, von einem ende zum andern, gefallen würden, als auch in meinem, nun endlich angefüllten büchersaale, der das ehemalige fürstbischofliche Archivlocal und noch ein paar gemache dazu begreifft, mit anstossendem schreibzimmer, von dem ich die reihen der bücherkasten übersehe. *Deus nobis haec otia fecit!*[2]) aber mit dem arbeiten will es noch nicht recht zu gange kommen; ich werde allzuoft gestört: gelerte und ungelerte kommen häufig den alten burgvogt und seine handschriften zu besuchen. Hoffmann von Fallersleben und herr Pfeiffer aus Solothurn haben Inen wol meine grüsse ausgerichtet.[3]) Professor Reyscher[4]) aus Tübingen, der das vorwort zu meines Friz Schwabenspiegel[5]) gemacht hat, und dessen college Professor Michaelis[6]); sogar ein Baseler Theologe fand, wie schon gesagt, den weg in unsere alte mauren; dann im laufe des sommers schneite es landsleute meiner guten Jenny in unser haus; die frommen wakeren westphalen aus dem Pumpernikel lande gefielen sich ser in unserer alten burg, im vergleiche mit iren kalen und fahlen heiden. auch die entfernten freunde dachten an mich: Uhland verkündete mir die vollendung seines werkes über das volkslied, und das nahe beginnen seines drukes.[7]) Lachmann beschenkte mich

2) VERGIL, Eklogen 1, 6.

3) Über Hoffmanns Besuch in Meersburg im Sommer 1839 vgl. Mein Leben 3, 72.

4) August Ludwig REYSCHER (1802—80), Professor der Rechte in Tübingen.

5) Tübingen 1840. Laßbergs Sohn Friedrich (1798—1838) war vor der Vollendung gestorben.

6) Professor der Rechte in Tübingen. 7) Der Brief ist nicht erhalten.

mit 20 alten liedern von den Nibelungen[8]); die bearbeitung der übrigen verhinderte die nähe des buchdrukerfestes. Aber, was habe ich zu geben? nichts als ein Vergelts Gott! — Indessen habe ich doch hie und da etwas getan; aber mer für andre leute als für mich selbst. urkunden für meinen *codex diplomaticus* abschreiben, das gehet noch; weil man da abbrechen kann, wann man will, auch habe ich deren schon eine hübsche anzal *inedita* beisamen. Eine gute handschrift von Taulers Predigten, *cod. pap.*, dann die werke des 1331 gestorbenen abts Engelbert von Admont, 2 bände in 4to, eine *Vita sanctorum seculi XIV*, alles auf pergament, und eine späte aber gute handschrift von Wilhelm von Orlienz in niederrheinischer schreibart[9]), und eine sammlung Westphaelischer Lieder 1579. worinne auch ein verwandter meiner frau, Eberwin Droste als dichter erscheint[10]), habe ich, seit ich hier bin, erworben.

Dieses iar sind w[11])[ir mit zwei übersezten Nibelun]gen liedern[12]) gesegnet worden, welche aber zum teile, z. b. die bei [. . .] sstetun. Dr Marbachs übersezung ist wol, weder das schöne papier, [noch . . . hübn] ersche bilder und vignetten, welche mich auch nicht besonders erfreut haben, wert[h. was w]ol Cotta zuletzt noch liefern wird? Es ist überall gegenwärtig wenig verstand und noch weniger reiner kunstgeschmak.

An Irem schönen und guten lesebuch felen mir noch die dedication, vorrede und sogar die nachrede, welche, wie ich höre, keine üble nachrede sein soll: denken Sie vererter freund! doch darauf mir diese defecte einmal zu übermachen.

Mit freuden haben wir Ires kindes und Irer frauen wolbefinden vernommen; was uns betrift, so haben wir lezten sommer alle zusamen eine reise nach Westphalen gemacht; aber für dies mal blos in gedanken; denn *Jupiter pluvius* hat alles verschwemmt, und als das gute wetter kam, war es schon zu späte; daher kam iezt unsere gute schwiegermutter, bleibt den winter bei uns und nimmt uns

8) Berlin 1840.

9) Vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 265. 266; Barack, Die Handschriften der Hofbibliothek zu Donaueschingen S. 235. 203. 58.

10) Vgl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 242 und Mones Anzeiger 7, 72.

11) Ein Stück des Bogens ist ausgerissen.

12) Von Döring (Erfurt 1840) und Marbach (Leipzig 1840); vgl. auch Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 246.

auf den sommer mit sich nach dem frommen pumpernikel lande, wo wir bei onkels vettern und basen herumziehend, bis auf den herbst zu bleiben gedenken. Nun adé! und gott befolen von Irem

Joseph von Laßberg.

16.

Bad Ueberlingen am 9ten July. 1841.

Werter Herr und Freund!

Ich kann unsere tischnachbaren Herren Burkhard-Iselin[1]) und seine frau nicht nach Basel zurükreisen lassen, one inen einen eben so freundlichen als herzlichen gruß an Sie und die Irigen mitzugeben. allzulange schon (:die dinte ist ganz abscheulich und das papier nicht weniger schlecht:) blieben meine briefe unbeantwortet, und doch verlangt uns ser zu wissen, wie es Inen und Irem hause ergehet? mein exemplar des Lesebuches ist noch immer one vorrede und nachrede und seitdeme haben Sie gewiss auch schon anderes zu tage gefördert. Auch ich werde Inen nächstens etwas schiken, zwar nicht aus der guten zeit; aber es wäre für Schwaben doch schade, wenn es unbekannt bliebe. Ich erhalte eben den 3ten correctur bogen; ich hoffe Sie sollen es gerne lesen; denn auch für die sprache des anfangenden XV. Jarhunderts in Schwaben ist es merkwürdig.[2]) Leben Sie wol! gott behüte Inen weib und kind, welche ich und Jenny von herzen grüssen.

Joseph *der alte Laßbergaere.*

17.

Auf der alten Meersburg am 13 August. 1841.

Vererter herr und freund!

Ist es möglich, dass Sie der einzige unter meinen freunden sind, der kein exemplar meines Liedersaales besizt! ich muss gestehen dass ich, ungeachtet meiner 72 iare, eine gewisse wärme auf meinen wangen aufsteigen fülte, als ich an die stelle Ires briefes kam, die mir diese unterlassung kund giebt; aber ich danke Inen doch von herzen, dass Sie mich an diese freundschaftsschuld erinnert haben.

---

1) Emanuel BURCKHARDT-ISELIN (1776—1844), Mitglied des Appellationsgerichts in Basel.

2) Gemeint ist „Ein schön alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern" (ohne Ort 1842).

hier folgen inzwischen der I. und der III. band, die einzigen, die ich noch vorrätig habe, alles andere liegt in dem grossen vierekigten thurme des königs Dagobert, zwar nicht in einem verliese, aber noch, vom umzuge her, in grosser unordnung, so dass ich die felenden baende erst noch heraussuchen muss; ich hoffe aber, Sie sollen nicht lange darauf warten.

als man mir diesen morgen Iren brief übers bette brachte und ich die bekannten züge der überschrift erblikte, erschrak ich über das schwarze siegel und den graeulichen Basilisken, fürchtend, es möchte ein unfall Ir haus betroffen haben. Gottlob! dass es nun nicht so ist; aber die nachrichten, welche Sie mir von Irer lieben frau und Irem eigenen befinden geben, sind eben auch nicht ser tröstlich und tun mir leide genug. moege denn der genuss der reinen bergluft im Jura brust und nerven stärken und Sie im herbste wieder hergestellt in die alte *Basilea* zurükkeren! auch hier, in der alten Meersburg, wehet auf unserem felsen milde und reine luft, und ich alter knabe selbst füle mich seit meinem hiersein viel woler, dann zuvor; aber iezt hieher zu kommen dürfte ich Inen beiden nicht raten, indem am 3ten dieses meine frau samt den kindern ins Pumpernikel land verreiset ist und vor ende Septembers nicht heimkommen wird; ich aber bin daheim geblieben, als ein getreuer burgvogt, das haus zu hüten. aus Koeln, das sie am 9ten verliessen, habe ich nachricht von meinen lieben reisenden, alle, alt und iung, waren gesund und munter geblieben. Gott helfe inen weiter. Herr Burkhard Iselin und seine frau sind biedere leute, wir wurden, im bade der alten *Yburinga*, recht dike bekannte und trennten uns ungern. wo moegen sie iezt sein? es soll inen wol gehen!

Was in Basel bei der iubelfeier der buchdruker erschienen ist, habe ich als gastgeschenk von herrn Professor de Wette erhalten und meine frau ein halbduzend schoener aurikelpflanzen dazu. Das buch, oder besser zu sagen, das büchlein, das ich eben druken lasse, begreift nur wenige bogen, und enthaltet einige gedichte aus dem anfange des XV. iarhunderts, wovon das eine: 460 verse, die belagerung und zerstoerung der burg Hohenzollern, enthaltend, auch historischen wert hat. der dichter ist ein noch unbekannter: Conrad Silberdrat, one zweifel aus Rotweil. es kommen auch von einem andern gleichzeitigen Schwaben: Conrad Oettinger einige gedichte darein. mich däucht, aus dem anfange des XV iarhunderts seien noch nicht genug gedichte bekannt, um den gang und verfall der sprache vollständig

und ununterbrochen daraus verfolgen zu koennen, und sie müssen doch auch heraus. ein ander mal was anderes und dann auch mereres.

An den Weingarter Codex kann ich iezt nicht gehen, es gehoert eine lange und ganz ruhige zeit dazu, um mich dieser arbeit mit voller besinnung und one unterbrechung hingeben zu koennen. ein altes liederbuch ist mir zugekommen, aus der zweiten hälfte des XVI. iarhunderts. es sind lauter *autographa*. darunter 6 lieder von der hand eines Eberwin Droste 1579. der derselben geschlechtslinie der Drosten angehoerte wie meine frau. er möchte sie wol selbst gemacht haben, wie ich auch von den übrigen vermute, welche von zerschiedenen händen sind und warscheinlich auch von zerschiedenen verfassern. vielleicht lasse ich sie auch noch hinzudruken. und nun, gott befolen! mit weib und kind! von Irem

JvLassberg.

Sollten Sie Burkhard-Iselin, oder seine frau sehen; so richten Sie doch von mir recht herzliche grüsse aus.

18.

Auf der alten Meersburg am Bodensee den 7 April. 1842.

Vererter Herr und Freund!

So eben bringt mir ein verwandter meiner frau, in einem briefe von Maßmann, beikommenden einschluß an Sie, den ich nicht absenden kann, one einen gruß beizufügen. mögen Sie mit weib und kind recht wol sein! so wol als wir alle auf der alten Dagobertsburg uns befinden. one zweifel schreibt Inen Maßmann von dem Grimmischen funde, aus einem Merseburger Missale[1]), der mir doch nicht so ungeheuer wichtig erscheint, als man ausgeposaunet hat. ich habe gestern aus Würzburg einen codex erhalten, der einst dem prediger kloster zu Bamberg gehoert. darinne stehen, von zerschiedenen händen und aus zerschiedenen zeiten, allerlei gute sachen, des XI. XII. und XIV. Jarhunderts, das beste sind wol 4 stücke zur *Theotisca* gehörig auf 12 blättern: ein glaubensbekenntniß, eine beichte, beschreibung des himmels, beschreibung der hoelle.[2]) die teutschen sachen sind aus den ersten Decennien des XII. Jarhunderts; aber man will 500 gulden dafür

1) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 18 Anm. 7 und Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 245. 274. 276.

2) Die Stücke finden sich in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern als „Bamberger Glaube und Beichte“ (Nr. 91) und „Himmel und Hölle“ (Nr. 30).

haben, und das scheint mir doch zuviel für das was es ist. ich werde den codex nicht kaufen; aber für eine Bibliotheke, die nichts altteutsches besizzt, wäre es eine schäzbare erwerbung.

Ich habe diesen winter merere handschriften erworben, aber nichts ser altes. darunter ein franzoesches gedicht vom leben Mariae[3]), das die sonderbarsten verirrungen des menschlichen geistes und proben der ausschweifendsten phantasie mit den gröbsten historischen felern vereiniget. z. B. eine tochter Abrahams gehet in den garten, riecht an einer blume und wird davon schwanger, sie gebaeret einen son, der Phanuel genennt wird. dieser isset aepfel, wischet das messer, womit er sie geschaelet hat, an seinem schenkel ab, und der schenkel wird von dem daran geschmirten safte schwanger, nach neun monaten koemmt ein mädchen heraus, und dies ist Anna, die mutter Mariae, der mutter des Heilandes. etc. etc. etc.

Sollten Sie einmal zeit finden mich wieder mit einem par zeilen zu erfreuen; so bitte ich mir auch zu sagen, was Ire nachbaren, unsere lieben freunde, Herr Burkhardt-Iselin und seine liebe frau machen? schon so lange hoeren wir nichts mer von inen, und ich fürchte, die boese Morbona möchte in dem hause der guten uns so werten leute eingekeret sein. und dann bitte ich nicht darauf zu vergessen, und mir auch die vor- und nach-rede zur 2ten ausgabe Ires Lesebuchs zu senden. Wir alle grüßen Sie und die frau Professorin auf das herzlichste. Leben Sie wol! Gott befolen! von Irem

JvLaßberg.

19.

Auf der alten Meersburg am 2 August. 1842.

Vererter Herr und Freund!

Hier folgt ein kleines *specimen* meiner alten tätigkeit. „nemen Sie es mit nachsicht auf!“ ist eine so verbrauchte redensart, dass ich mich schaemen würde sie hier anzuwenden: nein, nemen Sie es nicht mit nachsicht auf! und sagen Sie mir lieber, was Inen daran und darinne missfaellt?

Ich danke Inen auch, dass Sie die güte hatten, unsere grüsse bei herrn Burkhard Iselin auszurichten: moechte ich Inen auch danken koennen für gute nachrichten, die Sie uns von Irem und der Irigen be-

3) Es ist abgedruckt Ein schön alt Lied S. 65; vgl. auch dort S. VII.

finden geben sollten! — gehet es unsern wünschen nach; so muss dasselbe ser gut sein.

Über die so langwierige belagerung und zerstoerung der burg zu Hohenzollern hat keiner unserer schwaebischen geschichtschreiber einen umständlichen bericht verlassen; ich dachte also, es moechte angenem sein etwas naeheres darüber zu hoeren. hat das gedicht[1]) auch keinen poëtischen wert; so hat es doch gewiss einen sprachlichen; denn die teutsche literatur des zeitraumes von 1400—1450. ist doch wirklich arm an mustern. Die lieder der beiden Hohen Staufen[2]) sind auch nicht zu verachten, und Kleinheinzens gedicht[3]) ist ein tüchtiges gegenstük zu den beiden St. Johannsen[4]), und das gedicht des Franzosen ist um kein haar toller, als die neueste Berliner Religionsphilosophie; aber doch noch tolle genug.

Neues genug in der *Theotisca!* 2 neue übersezzungen des Nibelungenliedes, von Marbach die eine, von Pfizer[5]) die andere, welche beide die suppe nicht fett machen werden: eine dritte, von dem ehemaligen Professor Follen in Zürich[6]), soll, wie ich hoere, auch nächstens erscheinen. alles dieses manet mich an die vielen übersezzungen von Virgils Aeneis, die in meiner iugendzeit herauskamen; was waren sie? bei dem barte Friderichs des I.! sie sind und waren nicht Virgilisch! Franz Pfeiffer von Solothurn sizzet in Stuttgart und laesst da seinen Barlaam und Josaphat druken[7]): das wird ein gut stük arbeit werden. hernach will er an den Wilhelm von Orlienz gehen und nach und nach den ganzen Rudolf von Ems herausgeben[8].) Cotta in Stuttgart will eine ganze reihe mittelhochteutscher dichter herausgeben; ich hoffe doch: *inedita.* Professor Albert Schott[9]), früher in Zürich, nun in Stuttgart, soll eine ein-

1) Ein schön alt Lied S. 1.

2) Friedrich II. und Enzio (ebenda S. 59).

3) Heinzelin von Konstanz, „Von dem Ritter und dem Pfaffen“ (ebenda S. 47; Pfeiffers Ausgabe S. 99).

4) Desselben Dichters Gedicht „Von den zwein Sanct Johansen“ war in Graffs Diutisca 2, 240 und in von der Hagens Museum für altdeutsche Literatur und Kunst 2, 34 gedruckt (Pfeiffers Ausgabe S. 113).

5) Stuttgart und Tübingen 1843. 6) Zürich und Winterthur 1843.

7) Stuttgart 1843. Die Ausgabe ist Laßberg gewidmet.

8) Vgl. auch Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 243. Dieser Plan kam nicht zur Ausführung.

9) Albert SCHOTT (1809—47), Professor am Gymnasium in Stuttgart; vgl. auch ebenda S. 278 und Briefwechsel zwischen Laßberg und Zellweger S. 179. 184. Die erwähnte Einleitung ist nicht erschienen.

leitung dazu schreiben, und war deshalb 4 wochen bei mir, in meinem büchersaale arbeitend. da er mir den plan seines werkes nicht mitgeteilt hat; so weiss ich nicht von was für ansichten er dabei ausgehen wird. Uhland ist eben nach Schweden abgereiset[10]); so liegt denn sein werk über das teutsche volkslied wieder, gott weiss auf wie lange, hinter dem ofen.

Wir alte und iunge leute, in der Dagobertsburg, leben ganz stille, ruhig, und was dem lieben Gott am meisten zu verdanken ist, gesund und zufrieden. was die taeglich naerrischer werdenden welthaendel anbetrift; so kann und muss ich sagen: *oblitus eorum, obliviscendus et illis!* —

Leben Sie wol! herzlich von uns allen gegrüsset und gott befolen! von Irem

Joseph von Laßberg.

19a.

(Aus einem Briefe Wackernagels an Reyscher.)

Gegenerklärung.

Herr Baron Joseph von Laßberg schreibt auf S. 163 des 7. Bandes dieser Zeitschrift[1]), an meinem Schwabenspiegel[2]) falle der juristische Theil der Bearbeitung dem Herrn Staatsrath Dr. Buntschli heim.

Diese Worte enthalten eine Unwahrheit. Die von mir begonnene Ausgabe des genannten Rechtsbuches ist und wird lediglich meine Arbeit seyn; Alles daran, das Philologisch-kritische wie das Juristisch-commentierende, rührt ganz und gar nur von mir selber her, wie denn auch Titel und Vorrede nichts von irgend welcher Beihilfe eines Andern besagen. Woher nun und zu welchem Ende jene zuversichtliche Behauptung?

Noch des weiteren auf die frisch erhobene Controvers über die zwey neuen Schwabenspiegel[3]) einzugehen, scheint mir ungeziemend;

---

10) Vgl. Ludwig Uhlands Leben von seiner Witwe S. 299.

1) In einem Briefe an Reyscher vom 30. September 1842 über Bluntschlis Rezension von Wackernagels Ausgabe, den Reyscher seinem Aufsatz „Die neuesten Ausgaben des Schwabenspiegels“ (Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft 7, 156) eingefügt hat.

2) Das Landrecht des Schwabenspiegels, Zürich 1840.

3) Die eigene Ausgabe und die von Laßbergs Sohn Friedrich (vgl. oben Nr. 15 Anm. 5).

die Wissenschaft verliert dabei nichts, wenn solch ein unerquicklicher Streit baldmoeglichst abgebrochen wird, und das Andenken meines edlen Mitbewerbers wird durch Stillschweigen sicherlich am besten geehrt.

Basel, Febr. 1843. Wilh. Wackernagel Dr.

Hochzuverehrender Herr!

Es wird keine Fehlbitte seyn, wenn ich Sie ersuche vorstehende Gegenerklaerung mit moeglichster Beschleunigung in Ihre Zeitschrift einrücken zu lassen, und mich gefälligst nur mit Einer Zeile zu benachrichtigen, ob Sie meinem Wunsch zu entsprechen geneigt seyen. Natürlich passte diese Erklaerung in jede andere Zeitschrift weniger als in die Ihrige.[4]) . . .

Basel, 21. Febr. 43. Wilh. Wackernagel Dr.

19b.

(Lassberg an Reyscher.)

[Meersburg, Anfang Mai 1843.][1])

Wer recht hat, dem muss auch recht widerfaren! Immer hatte ich gehoert, dass Herr Professor Wakernagel blos Philologe, nie, dass er auch Jurist seie, und als ich einst einem dem Herren Professor wolbekannten schweizerischen gelerten meine verwunderung darüber aeusserte, dass W. die herausgabe eines schwaebischen gesezbuches unterneme, bekam ich zur antwort: es neme in selbst wunder; da herr W. so viel er wisse kein rechtsgelerter seie. *bona fide* also aeusserte ich die vermutung: dass der iuristische teil der fraglichen ausgabe Herren Bluntschli anheim fallen werde. ist es nun an dem, dass, wie Herr Professor Wakernagel versichert, nicht nur der philologische, sondern auch der iuristische commentar dieser ausgabe, ganz und gar nur im selbst angehoeren werde, was ich, so wie ich Herren Professor Wakernagel kenne, keinen augenblik nur bezweifeln kann; so habe ich, in meinem schreiben an Sie, allerdings eine unwarheit gesagt; aber eben so gewiss eine unwillkürliche und eine absichtlose.

Sonderbar ist es, dass ich, der von iugend auf: Warheit über alles! zu meinem walspruche gemacht habe, nun am spaeten abende meines

4) Die Erklärung ist in Reyschers und Wildas Zeitschrift nicht erschienen.

1) Das fehlende Datum ergibt sich aus einem Briefe Reyschers an Wackernagel vom 8. Mai, worin Laßbergs Antwort als eben eingetroffen bezeichnet wird.

lebens (: vor wenig tagen habe ich meinen vierundsiebenzigsten geburtstag gefeiert:)! zum ersten male einer unwarheit beschuldigt werde.

Beinahe durch zehen iare, seit ich die bekanntschaft des Herrn Professor Wakernagel gemacht habe, stand ich zu demselben in freundschaftlicher verbindlichkeit; er hat mir oeffentlich eben so schmeichelhafte als unverdiente beweise einer freundlichen hochachtung gegeben, in dem er mir einen teil seines trefflichen lesebuches zuzueignen die güte hatte. aber dem der recht hat, muss auch recht widerfaren! und so würde ich, wenn ich auch koennte, keinen schritt tun, um die einrükung des schreibens Herrn Professor Wakernagels an Herrn Professor Reyscher, in die Zeitschrift für Deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft, ab zuwenden.

JvLaßberg.

VII. Briefe von Karl Hartwig Gregor von Meusebach.[1])

I.

[Berlin, 1831.]

Ihre Heldenthat auszuüben steht Ihnen ja immer noch frey, da der Feind nicht fortläuft sondern Stand hält.

Aber neu war mir die Litterarnotiz, dass Hofmanswaldau mein Freund gewesen, was ich mir daher gleich in Koch[2]), Guden[3]), Winter[4]) und andere Ihnen unbekannte Litteratoren eingetragen habe. Da ich daraus schliesse, dass auch Haug Ihr Freund gewesen, so überreiche gehorsamst den ersten höchst seltnen Druck seiner Sinngedichte[5]); Ebert[6]) sagt davon im Bibliographischen Lexicon *sub voce* Logau: „seit Lessing das Exemplar der Marienbibliothek in Breßlau verloren hat, weiss man kein andres".[7]) Vorliegendes bekommt noch dadurch einen Werth, dass es gestern aus der Bibliothek des grossen Gräter[8]) hier angekommen ist und ich mir Gewissensbisse mache, ob ichs nicht zurück schicken müsste, da es im Katalog nicht verzeichnet war und ich schon früher bei der Langerschen[9]) Auction solche Bisse hatte wegen des

---

1) Über Wackernagels Beziehungen zu ihm vgl. Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. LXXXVI und Jugendjahre S. 69.

2) Kompendium der deutschen Literaturgeschichte, Berlin 1790; Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen, ebenda 1795—98.

3) Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur, Leipzig 1831.

4) Literärgeschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst, ebenda 1829.

5) Leipzig 1791.

6) Friedrich Adolf EBERT (1791—1834), Oberbibliothekar in Dresden. Meusebachs Briefe an ihn hat WENDELER in den Fischartstudien S. 99 abgedruckt.

7) „Seit das ehemalige Exemplar der Magdalenenbibliothek zu Breslau verloren ging, hat man kein zweites aufgefunden" Allgemeines bibliographisches Lexikon 1, 1008. Von Lessings Schuld an diesem Verlust der ältesten Ausgabe von Logaus Sinngedichten von 1638 ist hier nichts gesagt: vgl. aber LESSINGS Werke 12, 14 Anm. 1 Hempel.

8) Friedrich David GRÄTER (1768—1830), Rektor des Gymnasiums in Ulm.

9) Ernst Theodor LANGER (1743—1820), Lessings Nachfolger als Bibliothekar in Wolfenbüttel.

Grafen von Soffey[10]), den Lessing nicht verloren sondern an Langer nachgelassen hatte und den ich nun in einem andern Buche, aber nicht in der Rechnung fand.

Ihr Junker Durst[11]) ist auch bey mir vorgeritten und hat mich fieberhaft gezwungen (was sonst meine Art nicht ist) heute früh schon 3 Gläser Wasser zu trinken, womit er, wenn er morgen mit Ihnen oder mit Zeunen[12]) kommen sollte, gleichfalls regaliert werden kann.

Nach der schönen Pergamenthandschrift zum zerschneiden haben Sie bey dem Buchhalter auch nicht wieder gefragt, so nahe Sie wohnen, der ich bin

Ihr gehorsamster

Karlsstrasse 26.

2.

Sollten Sie am Sonnabendabend mit Herrn Professor Runge[1]) hier vorbeygehen, so bitte ich herein zu kommen. Sonntags den 4. März ist bekanntlich der Geburtstag des Herrn Professor Lachmann, der aber dann schwerlich aus dem Klenzeschen Hause[2]) entlassen werden möchte, daher wir in der Karlsstrasse diesen Geburtstag lieber gleich mit der ersten Stunde des 4. Märzen feyern, also wider Gewohnheit bis nach 12 Uhr Sonnabends aufbleiben wollen. Ich benachrichtige Sie im Voraus hiervon, damit Sie jedenfalls die Zeit noch benutzen, Herr Professor Runge noch einen Band Sentenzen und Sie noch einen Band Gedichte zur Feyer des Geburtstages drucken lassen können.

Donnerstags 1. März 1832.

gehorsamste

Karlsstrasse 26.

3.

Berlin den 20. April 1834.

Bestens, mein bester Herr Doctor, danke ich Ihnen für die doppelte gütige Aufmerksamkeit, Ihres Briefleins und Ihres Antrags. Schon das Brieflein war ein doppeltes, nämlich ein Doppeldiminutiv, wozu

---

10) Vgl. Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst S. 339 und Lessings Sämtliche Schriften 16, 331.

11) Nach Wackernagels so betiteltem Gedicht im Weinbüchlein von 1829 (Gedichte S. 124).

12) Vgl. oben Lachmann Nr. 6 Anm. 3.

1) Vgl. oben Lachmann Nr. 1 Anm. 13.

2) Vgl. oben Lachmann Nr. 3 Anm. 11.

ich meines Orts es niemahls bringen werde; ich wäre schon zufrieden, wenn ich nur einen Brief schreiben könnte, und wollte mich gern an die Gattung der Brieflein gar nicht wagen.

Für Ihren Auftrag aber könnte ich eher danken als zanken (verkehrt geschrieben und nun eben so zu lesen). Professor Vogtel[1]) in Halle klagte dem Professor Gruber[2]), daß ich einige aus der Marienbibliothek mir geliehene Bücher nicht zurück sende; Gruber gab ihm eine verständige Antwort: „wie kannst Du so einfältig sein, die Bücher vor seinem Tode zurückzuerwarten? sei froh, wenn Du alsdann sie wieder bekommst.“[3]) Da indessen mein Leben wie eine Grammatik aus Regeln und aus Ausnahmen von den Regeln besteht, so will ich die Großmutter[4]) durch Herrn Reimer alsbald senden; mit der Briefpost zu reiten kann einer so alten Frau nicht zugemuthet werden.

Es freut mich Ihrem gütigen Antrage, von dem es lustiger zu reden ist, nicht nur mit Dank sondern auch mit Uneigennützigkeit entgegen kommen zu können. Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle.[5]) Diesen Nachtraben[6]) ließ ich vor Jahren aus Zürich mir (mit noch einer ältern Großmutter als die Baseler) zum Abschreiben kommen; ich wurde auch gedrängt, schrieb nur die Großmutter und noch ein angebundenes Buch von Fischart ab, und schickte den Nachtraben zurück. Dann lieh ich ihn von Herrn von Nagler[7]), und dann bekam ich ihn selbst auf allen Seiten beschmutzt und beschrieben. Für 15 Silbergroschen Javellewasser und eine ganze Nacht vom Samstag zum Sonntag wandte ich an, und das Meisterstück meiner Waschkunst war vollendet![8]) In alten Holzschnitten ist ein begleitender Rabe das Zeichen eines Diebes; weil ich den meinen aber so weiß gewaschen, daß Herr von Below[9]) mich schalt, warum ich zu dem ver-

---

1) Traugott Gotthold VOIGTEL (1766—1843), Oberbibliothekar in Halle; vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 9.

2) Johann Gottfried GRUBER (1774—1851), Professor der Philosophie in Halle.

3) Vgl. auch Meusebach, Fischartstudien S. 28.

4) Fischarts „Aller Praktik Großmutter“.

5) Motto zum zweiten Teil von Goethes Dichtung und Wahrheit.

6) Von Fischart; vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 187.

7) Karl Ferdinand Friedrich VON NAGLER (1770—1846), preußischer Generalpostmeister in Berlin.

8) Vgl. auch Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 43.

9) Major VON BELOW war Meusebachs „ärgster Feind, bibliomanisch angesehen“ (Fischartstudien S. 65); vgl. auch S. 177 und Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 157.

meinten Nachdruck des Naglerschen Exemplars nicht gelberes Papier genommen, verschmähte Herr Professor Lachmann trotz der Gefahr, von Holzschnittkundigen Hellergendarmen jeden Augenblick an dem Begleiter erkannt und arretiert zu werden, doch nicht meinen Nachtraben auf einer Reise nach Kassel zu seinem Begleiter mitzunehmen, um nur nach Jahren Ihnen begreiflich zu machen, auf welchem Wege ein oder anderes Citat dieses Raben in Grimms Grammatik gekommen. Was man in der Jugend sich wünscht pp. Vor einigen Wochen schickte mir ein viel jüngerer und neuerer Freund als Sie (im Schenken sind die neusten gewöhnlich die besten Freunde) einen dicken Band einzelngedruckter Lieder, und siehe! da hatte mein Nachtrabe auch sich mitten drin eingenistelt, spitzbübisch allerdings, weil er die Hoffnung, auch noch andre kleine *Fischartiana* beigebunden zu finden, schmählich täuschte.

So bin ich also edel genug, diesen Nachtraben Ihnen nimmer abzupfeifen. Und wird Sie das nicht rühren nun zu sagen: solcher Edelmuth muß belohnt werden — mit dem Pfaffen von Kalenberg, der, nachdem der Bischoff die Kapelle geweiht hat, sie so schön zu besingen weiß: *Terribilis est locus iste?*[10]) Liegt nicht in dem „vor der Hand noch nicht“ schon die stärkste Hoffnung, die Sie auch zu dem Pfaffen mir gemacht?

Aber auch hier sollen Sie erkennen, daß ich Tugend habe, Resignation, Bescheidenheit, Uneigennützigkeit; ist irgend eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem tracht' ich nach![11]) Und doch ist gewiß, daß Sie den ganzen Band nicht bekommen hätten, sondern ich für letzten Preis, hätte ich den Katalog gehabt.

„Wer jergendt da ein Biderman,
Vnd der noch weiter wer gewesen
Denn ich, vnd hat sein mehr gelesen“,[12])

und fände das in der Folge, der würde gewiß sagen: „Da er damahls, was ich ihm zur Feier meines Geburtstags im April 1834 anbot, so uneigennützig ausschlug, so soll er dieß nun auch gewiß haben.“ Jch meine damit andere Drucke des Pfaffen, da ich eben nur den von 1550 habe; ich meine ferner damit alles andere, was ich nicht

10) Pfarrer vom Kalenberg 886.

11) „Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach“ Philipperbrief 4, 8.

12) Pfarrer vom Kalenberg 2158.



habe, und was dort bei Ihnen so leicht auftaucht und zu fangen ist; zB. die Großmutter von 1572 und 1573 in 4.

Ehe Sie die halbe Baseler Bibliothek nach Liestall schicken, wollten Sie nicht nachsehen, ob Sie nicht noch einige unbekannte *Fischartiana* dort entdecken könnten?

Herr Professor De Wette, den ich auf das freundlichste zu grüßen bitte, wird Ihnen das Einladungsprogramm Henric Petris[13]) auf der Bibliothek nachweisen, dessen Abschrift er mir auch besorgen wollte. Auf meine Fischartsumtriebe, die ich zwar sehr geheim aber auch sehr eifrig seit Jahren in den Schweizerkantonen machte, entdeckte nämlich Professor Snell[14]) jenes Programm, wodurch zu Fischarts Doctorpromotion eingeladen wurde. Vergebens aber bat ich ihn in der Hallischen Literatur Zeitung[15]) um eine Dublette dieses Programms, die gewiß leicht in Basel zu finden wäre. Sollten Sie sie finden, so bitte ich sie nur nicht brieflich zu brechen, sondern zwischen Pappendeckel zu legen, obwohl es nur ein Blatt ist. Ich lasse es aber dann kostbar binden.

Früher erboten Sie Sich auch in einem Briefe an Lachmann, einige musikalische Liedersamlungen der dortigen Bibliothek mir abzuschreiben. Soviel verlange ich nun nicht, zumahl ich sehe, daß Sie jetzt selbst zu Ihren Arbeiten fremder Schreibhilfe gebrauchen. Aber um die Titel jener Liederbücher, höchstens um die Anfänge noch möchte ich — doch ohne alle Eile — bitten, desgleichen ob auch alle Stimmen da sind; und was sonst von unmusikalischen Samlungen vorfindlich. Freund der Musen und der meine! Sie könnten dort (mit einiger Wärme für mich) mir noch vieles verschaffen, was mir unentbehrlich ist, obwohl ichs seit dreißig Jahren entbehre und doch lebe. Nur von Schenken, das niemand aushält, muß keine Rede sein[16]) (ich weiß nicht ob Sie des Hausspaßes sich noch erinnern, in welchem unsre Leute ein neues Mädchen auf den Christmarkt schickten, wo jeder etwas geschenkt bekäme; als sie zurück kam, fragten die Kinder sie: „von Schenken, sagte die gute Nordhäuserin, woar goar keine Rede nicht“) sondern von laufender Rechnung, die Sie mir anlegten.

13) Vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 182 und WENDELER in der Zeitschrift für deutsches Altertum 22, 252.

14) Wilhelm SNELL (1789—1851), Professor der Rechte in Basel, dann in Zürich

15) Vgl. Hallische allgemeine Literaturzeitung 1829 I, 444.

16) Vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 76.

In Ihrem gelben Briefe an Lachmann klagen Sie, daß Ihr Herr Bruder Ihnen nicht schreibe. Mein lieber Herr Doctor! ich habe dieselbe Klage; auch mir schreibt er nicht, obwohl er die letzten hundert Stück Bücher seit zwei oder drei Jahren dazu im Hause hat, und ich nun vermuthlich viele Dubletten kaufe, da ich nicht weiß, was dort im Staube liegt. Aber ich bleibe immer der ruhige geduldige Mann und schreibe ihm nur immer freundlicher. Denn mit Parforsch würde ich ohne Zweifel gar nichts ausrichten, wie denn ohne Parforsch freilich auch nichts. *Quam multa patimus*! sagt ich gestern zu dem Herrn Justizrath Mertens[17]), mußte aber, damit er mich nicht zu lange für zu unwissend hielt, ihm eine lange Anmerkung zu Fischart vorlegen, obwohl ich deren erst elfhundert gemacht habe.

Bei Bern und Ihrer Zukunft (ich antworte auf den Brief an Lachmann) erlaube ich mir die freundliche Erinnerung daran, ob Sie an Ihre Rückkehr in Ihr Vaterland gedenken, und ob die nicht von Bern aus schwieriger sein möchte als von Basel Stadttheil? Würden Sie aber freilich getheilt und fielen mit der einen Hälfte der Landschaft zu, so wär es natürlich etwas anders.

Meine Frau[18]) empfiehlt sich Ihnen bestens und ich bin ungetheilt der Ihrige

KHG von Meusebach.

„Basel 9, 4, 34“ schreiben Sie besser an Lachmann und Grimm, die so kurze Citate mehr lieben als ich; denn ich muß nun erst wieder am Fingern abzählen, was 4 bedeutet *etc.*

4.

Karlsstraße Nummer 26 zu Berlin,
den 6. März 1838.

Sie sind, mein theuerster Herr Professor, immer so gütig mich mit Freiexemplaren der Werke Ihres unermüdlichen Fleißes zu beschenken, und ich habe kaum ein einziges Mahl dafür brieflich Ihnen gedankt! Da aber brieflich doch im Grunde nur kürzlich bedeutet, so kann ich mich freilich eines solchen Nichtdankens eher berühmen als anklagen, indem den wahren und langen Dank ich immer noch

17) Obersekretär des Revisions- und Kassationshofs in Berlin: Meusebach empfiehlt ihn brieflich an Ebert (ebenda S. 168; vgl. auch Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 215).

18) Ernestine Friederike Luise Henriette, geb. VON WITZLEBEN.

treu im Herzen bewahrt habe. Es kam dazu: wenn ich gleich noch immer keine so starken Werke heraus geben kann wie Sie zB. mit dem Lesebuche (dem im Gelesen werden mein noch stärkerer *Johannes Fischartus* doch niemahls gleich kommen wird); so wollt ich doch auch gern ein Mahl mit etwas Gedrucktem vor Ihnen erscheinen, wärens auch nur Blätter statt Bände; und wie ich die Blätter nun fertig hatte, war ich wieder so unbeholfen, keine gute Gelegenheit der Übersendung finden zu können. Endlich nun hab ich mir eine sehr wunderliche Gelegenheit ausersonnen, indem der Sohn[1]) eines meiner Göttinger Universitätsbekannten[2]) Ihnen die 6 Blätter[3]) mitbringen soll, aus denen Sie selbst schon mir ein Motto gewidmet. Der Vater dieses Sohnes war noch Fuchs, da ich schon ein alter Student war; und nun ist der Sohn Professor; da ich mit knapper Noth kaum Doctor geworden bin! O jerum! Und doch trete ich in wenig Monden in das Normaljahr, in dem Bettine ihrem Erwählten ans Herz fiel! Wird denn eine kommen und mir das Gleiche thun? Wie es grammatisch da oben steht, als wäre Bettine in dem Normaljahr gewesen, o ja! aber so meine ichs nicht.

Sagen Sie, lieber Herr Professor, sind Sie denn verheirathet? Sie sagen einem gar nichts, wie Sie ja auch das letzte Mahl von Fischart andeuteten, Entdeckungen gemacht zu haben, die Sie damahls nicht mittheilen wollten. Aber hab ich das damahls im Wege stehende Hinderniß nicht längst weggeräumt und Alles zurück gegeben, was die Bibliothektheilung zwischen Stadt und Landschaft aufhielt? Also könnten Sie mir jetzt recht gut und gütig alles eröffnen. Vor einigen Wochen befand ich mich in einem sonderbaren Fischartsfangfall: unter den Versteigerungsbüchern K. Hallings[4]) („der nun auch todt ist“) befand sich ein sehr herausgestrichenes Packet handschriftlicher Nachrichten zur Deutschen Literatur Geschichte. Zum Glück gieng

---

1) Gottlob Friedrich Walther Agathon WUNDERLICH (1810—78), Privatdozent in Göttingen, war eben als Professor des römischen Rechts nach Basel berufen worden; vgl. auch Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 235.

2) Ernst Karl Friedrich WUNDERLICH (1783—1816), Professor der klassischen Philologie in Göttingen.

3) Gemeint ist Meusebachs Rezension von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (Hallische allgemeine Literaturzeitung 1835 2, 289).

4) Über Karl HALLINGS (1806—37) Fischartarbeiten und Beziehungen zu Meusebach vgl. dessen Fischartstudien S. 5 und Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. LVII.

ich hin und sah zum Unglück, daß ich dieses Packet zu jedem Preise kaufen müßte; es enthielt die schönsten ziemlich zum Theil unbekannten Notizen von Fischarts Werken und Werkchen — die ich dem Seligen mitgetheilt und er für den Fall, daß ich etwa früher als er selig und ein Engel würde (was Reuß[5]) nun auch ist), sich redlich abgeschrieben hatte. Für nahe 8 Thaler war ich so glücklich sie zu erlangen,[6]) wie denn freilich der dießjährige harte Winter allen Brand theuer gemacht hat. Auch nicht eine einzige unverbrennliche Notiz war in den Heften über den trefflichen Mansehr.[7])

Wenn Sie den Malchopapo[8]) oder die zehn Alter der Weiber[9]) gefunden haben, so theilen Sie mir ihn und sie mit. Was thun Sie denn damit? Ihr Fischarts Verleger (Laue[10]) ist ja in Konstantinopel und besorgt der Vossischen Zeitung Privatmittheilungen. Meiner[11]) dagegen ist in Quedlinburg und passet sehr auf die Herausgabe. Daß der hiesige Klassiker Martin Füller[12]) todt ist, werden Sie wissen; meine Frau war noch wenige Tage vor seinem Tode bei ihm und theilte ihm auch unsre Freude an seinen Werken mit. Ein neuaufgetretner, Louis Drucker, findet schon darum weniger Beifall, weil er nicht so boshaft ist und heute zB. schon sein „16tes Wollen heute recht vergnügt sein" angekündigt hat.

Wohl möchte ich auch hören, was Meister Seppe in Eppishusen[13]) macht, und ob er in neuern Zeiten nichts hat drucken lassen. — Ich freute mich neulich recht Sie auf der Reise mit dem Herausgeber des Nicolaus Manuel[14]) zu treffen, der auf mich freilich böse sein wird. Ich hatte aber beim Himmel! zu seiner und zu rechter Zeit mehr als eine Woche Tag und Nacht für ihn gearbeitet, als ich — unterbrochen wurde, und da war in solchen Untersuchungen später der Faden schwer aufzunehmen. Grüßen Sie ihn schönstens, wenn Sie ihm schreiben,

5) Jeremias David Reuss (1750—1837), Oberbibliothekar in Göttingen.

6) Vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 52. 309.

7) Ein Pseudonym Fischarts: vgl. ebenda S. 292.

8) Vgl. ebenda S. 231.

9) Vgl. ebenda S. 166.

10) Er hatte Wackernagel im Jahre 1828 eine Fischartausgabe zu bearbeiten angetragen: vgl. Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. 94.

11) Basse; vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 15.

12) Vgl. über ihn Hertz, Karl Lachmann S. 230.

13) Joseph von Laßberg.

14) Karl Grüneisen (1802—78), Hofprediger in Stuttgart. Sein Buch über Nikolaus Manuel war ebenda 1837 erschienen.

und sagen Sie ihm: er solle mir wenigstens nicht böse sein, es gienge mir ja in meinen eigenen Sachen nicht um ein Haar besser. Meinen guten Willen und Anfang für ihn kann ich noch in mehrern Blättern aufweisen. Ich war im vorigen Jahre scharf an Anmerkungen zum Gargantua, aber seit einem halben Jahre mußte wieder alles liegen, bis ich vor einigen Tagen wieder ein wenig anzumerken angefangen.[15])

Der Bruder des Überbringers dieser Zeilen hatte mir gesagt: sein Bruder der Überbringer gehe erst im April von Göttingen nach Basel; und da hoffte ich Ihnen recht lang zu schreiben. Gestern aber sagt er: sein Bruder reise schon in acht Tagen fort, und nun war kaum Zeit zu so wenigen elenden Zeilen! Sie sehen, ich habe überall Unglück. Aber was kümmert mich das? ich bleibe doch mit treuer Anhänglichkeit und Liebe der Ihrige

KHGvon Meusebach.

Meine Frau läßt Sie auch schönstens grüßen.

15) Vgl. über diese Anmerkungen Meusebach, Fischartstudien S. 16. 17. 72. 86. 184, Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm S. LXXXI. 224 und Germania 30, 375.

VIII. Brief von Georg Gottfried Gervinus.

Lieber Wackernagel!

Ich habe lange nicht Wort gehalten, nicht wahr? Wer weiss ob es selbst jetzt geschähe, wenns mich nicht drängte, endlich eine Erklärung über die ehrenvollen Anträge der Baseler von mir zu geben. Man ist in Italien so sehr leicht der Gefahr ausgesetzt, entweder sich *à l'anglaise* zu zerstreuen oder *à l'italienne* sich dem süssen Nichtsthun zu ergeben, dass man zwar zu allerhand und vielerlei kommt, nur nicht zu der häuslichen Behaglichkeit, die mir fast immer nothwendig ist, wenn ich einmal aus dem Herzen schreiben soll. Vergessenheit und Leichtsinn war es also nicht, was mich zögern liess; ich dachte manchmal an den schönen Tag in Basel zurück und an meine Flucht vor dem Studentenständchen, wissen Sie noch? und wie oft haben wir, meine Frau und ich, uns über die wichtige Frage unterhalten, was für ein Entschluß denn über unseren künftigen Auffenthalt zu fassen sei. Wir haben uns nun leider entschlossen, die Baseler Anträge abzulehnen, und ich bitte Sie freundlich diess am betreffenden Orte mitzutheilen und dabei in meinem Namen auszusprechen, wie sehr dankbar ich trotz diesem Entschlusse gegen die gesinnt bin, von denen der Antrag ausging. Es war immer mein aufrichtiger Wunsch, unsere Verhältnisse zu Hannover möchten sich rasch lösen und mit mir die Anderen bestimmen, Basel zum Wohnort zu wählen. Nun schiebt sich aber scheints unsere Sache ins unendliche hinaus, und ich glaube in der That, daß unterdessen unsere Haltung und Stellung keine andere sein darf, als die von hannoverschen in ihren Rechten gekränkten Staatsbürgern. So weit gehe ich mit meinen Gründen für die Ablehnung jeder Berufung vermuthlich mit meinen Collegen, von deren Ansichten ich meist so gut wie nichts bestimmtes weiss; die übrigen sind blos mir eigen. Und es ist im Grunde nur der Eine Grund, daß ich von jeher eigentlich wenig geeignet und wenig geneigt zum Docentenstande war und dass ich mir in dem Gedanken gefalle, mir selbst und der Schriftstellerei zu leben. Beide Universi-

täten, an denen ich stand, hatten, wenn man's recht nimmt, nichts von mir; ehrlicherweise kann ich diess weder mir noch einem Anderen verhehlen, der Absichten auf mich hat. Ich denke diess allein wäre entscheidend, den Baselern alles Interesse an mir zu verleiden. Es kommt noch ein anderes hinzu, was sehr der Missdeutung ausgesetzt sein kann; ich will es Ihnen dennoch sagen, um Sie zu überzeugen, daß es nicht federleichte Ursachen sind, die meine Entscheidung grade so lenkten. Man hat uns durch die Begegnung in Hannover und durch die Gleichgültigkeit in Frankfurt mit Gewalt in die öffentlichen Dinge Deutschlands gestossen. Es ist ein alter und böser Schaden, daß bei uns Niemand die öffentlichen Dinge freimüthig besprechen kann und darf; uns, denen die Nase gleichsam darauf gestossen ist, sie künftighin besprechen zu können und zu müssen, ist es wohl eine Art Pflicht *pro virili* dem nachzukommen. Ich bilde mir auf mein Vermögen nichts ein, aber es ist schon was die Freiheit dazu zu haben. Und diese möchte ich mir behaupten; denn ich bin meinerseits entschloßen, keiner Gelegenheit aus dem Wege zu gehen, um mein bischen historische Erfahrung auf und gegen unsere neueste deutsche Geschichte zu kehren. Diese Freiheit hätte ich freilich in Basel noch sicherer; allein es wäre wohl ein Misbrauch des Refugiums, von dort die deutschen Dinge anzufechten; gar in diesen Zeiten. So hätte ichs denn durch diese Erklärungen wohl dahin gebracht, dass sich Ihr Curatorium am Ende gar glücklich schätzen wird, auf solche Grillen in mir gestossen zu sein. Wenn dennoch den einzelnen Männern, die ich dort kennen lernte, und Ihnen unter diesen, mein lieber Freund, es nur ein sechzehntheil so leid thun sollte, dass ich abschlage, als es mir ist daß ich es muss, so sollte mir das eine grosse Freude sein und ein wahrer Stolz. Ich weiss durch Baseler zu gut und könnte es auch nach dem kurzen Auffenthalte wohl errathen, wie freundliche Verhältnisse uns dort erwarteten. Wir hatten wohl auch daran gedacht, Basel zu unserer Wohnstelle ohne eine Stelle zu machen. Doch blieb der letzte Grund dagegen, und ausserdem würde es uns gar sehr verdacht werden, wenn wir nicht eine unsrer beiden Vaterstädte, Darmstadt oder Heidelberg, wählten. Wir müssten in Verbindung bleiben, lieber Wackernagel. Schreiben Sie mir wieder, und wenn wir erst die Eisenbahn erleben, so können wir uns ja so leicht und oft besuchen oder entgegen kommen. Noch immer denke ich, dass uns die Rückreise im Frühjahr nach der Schweiz führen wird. Haben Sie

literarische Neuigkeiten für mich, so machen Sie mir eine Freude, wenn Sie mir sie andeuten. Ihr Haus hat sich unterdessen vermehrt? und glücklich? Lassen Sie uns auch davon etwas wissen. Haben Sie Nachrichten von Grimms? Uns geht es wohl, von Italien will ich Ihnen indess nichts erzählen. Was sagen Sie zu Beselers Brautstand? Meine Frau grüsst herzlich. Lassen Sie mich nicht so lang warten auf einen Brief, wie ich Sie. Auch ich werde es nicht mehr thun.

In treuer Anhänglichkeit Ihr

Gervinus.

in Roma. [Sommer 1838] *via di ripetta. N.* 50. 3º

IX. Aus Briefen von Hans Ferdinand Maßmann.

1. München, 8. Dezember 1826. „Ich musste laut lachen, als ich die Stelle von Schlosser[1]) las. Ich bin den Sommer viel mit ihm verkehrt in Heidelberg, er hat mich nur in einem ganz neuen, feinen, Moderock gesehen. Es ist ein kräftiger Mensch, aber als Hahnrei rappelts mitunter bei ihm, wie bei den alten Köchinnen. Ich kenne mehrere solche Phantasiestücke von ihm . . . Ich möchte gern über Schlossers Character aufs Reine kommen: es ist edle Kraft in ihm, aber ich weiss doch schon mehrere noch schlimmere Geschwätze und selbst Handlungen von ihm, die mich irre machen."

2. München, 15. Januar 1827. „Den 4° bogen des unbekannten Gedichts[2]) schick mir ja. Ich schachtle dir ihn vielleicht ein, da mir's wunderlich glücklich geht mit dem Erkennen."

3. München, 8. Februar 1827. „Deine *Dissertatio inauguralis*[2]) hat mir, Docen[3]) und Schmeller viele Freude gemacht. Docen, sonst doch kunstschmeckerisch, sah's nicht mal Bräuers (an sich guten, aber) neuen Hirschen neben dem wirklich alterthümlicheren Waltram an. Kurz — es gieng ihm, wie *Lachmannio, cani critico nec non grammatico.* Er meinte: ‚Eigen, es scheint nordisch (Waltram) und doch wieder flämisch (Gagrazin pp.) — von einem jungen Dichter (des Winters ausführlicher Kampf)' usw. Kurz, Du hast es brav gemacht. Aber nimm Dich in Acht vor der Rache. Sie kommt wie der Dieb in der Nacht." — „Von Graff ist seit 1/2 Jahre nichts erschollen aus Welschland's Löwengrube, darein viele Schritte hinein, wenige wieder herausgehen. Wir sind in Sorge und Schmeller hat deshalb an den grafen Castillione[4]) in Mailand geschrieben. Vielleicht hockt er gar still still hinter den *Gothicis*. Er hat eine edle Frechheit (schon in St. Gallen bewährt, wo wenn J. v. Arx ihm sagte: Hier zeige ich Ihnen Etwas, was noch Keiner gesehen, er antwortete, zugreifend: ‚Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Güte'; und — schrieb's ab)."

---

1) Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), Professor der Geschichte in Heidelberg.

2) Vgl. darüber den Anhang.

3) Bernhard Josef Docen (1782—1828), Bibliothekar in München.

4) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 10 Anm. 2.

4. München, 28. März 1827. „Hoffmann ist ein Esel, grade zu ein Esel. Ich sage so was nicht gern (seine Kenntnisse berührt das nicht, Eulenspiegels Esel konnte auch lesen), aber seine Handlungsweise ist und bleibt eselhaft. Kannst ihm das meinetwegen schreiben. Ich kenne und handhabe grade im altdeutschen oder deutschen Wissenschaftverkehr nur die Liebe, opfre gern Alles auf, um zu helfen, beizutragen, gebe Alles weg: darum sag' ich jenes mit Bewusstsein." — „Nächstens schick ich Dir N. 37 und N. 39 der hiesigen Eos, Blicke auf Welt und Zeit, wo Docen sich merkwürdig über Deinen Waltram verhauen hat, ihn ächt haltend oder doch nach seiner Trägheit nicht früh genug einer Lösung nachfahrend, so dass ich ihm mit der Aufdeckung in N. 39 zwischengefahren bin."[5]) — „Gestern war ich beim Könige.[6]) Ein wahrhafter König: würdig, kräftig, frei."

5. F. (? bei Heidelberg), 16. April 1827. „Ein Brief aus München . . . meldet mir, dass der König von Bayern mir gestattet hat, für Künstler p Vorlesungen über das Nibelungenlied pp an der Universität zu halten."

6. München, 6. August 1827. „Nun gieb das nächste Mal Rath . . . ob ich Lachmann 1 Exemplar[7]) schicken soll. Ich habe nicht grosse Lust. Er ist mir bis jetzt nur lieblos gewesen.[8]) Ich kann einmal die Vornehmigkeit nicht leiden. Nie. Als ich 1824 ihn in Göttingen wiedersah, war ich gegen ihn in der Diutiska natürlich Schüler, aber sonst doch nicht 12 Jahr alt. Auch ist unwürdig, Menschen nicht heben. Lachmann bleibt der Diutiska natürlich, was er ist. Graff ist in Dresden und kommt nun wohl bald zu Euch. Den wirst du auch als deutschen Menschen lieb gewinnen (Lachmann ist bloss Gelehrter, Europäer)." — „Nun aber den guten Rath, Wackerlos[9]): 1) druck nicht zu viel, nicht zu schnell, nicht zu kleinerlei; 2) zähle nicht so oft deine *opuscula*; 3) hüte dich vor der wackernagelschen Eitelkeit!"

7. München, 13. Februar 1828. „Was wirklich Unziemendes (der Sache und Sprache nach) in dem Büchelchen[10]) ist, wirst Du in ein

5) Vgl. den Anhang. 6) Ludwig I. (1825—48).

7) Der München 1828 erschienenen „Denkmäler deutscher Sprache und Literatur".

8) Vgl. über beider Beziehungen meine Briefe an Karl Lachmann S. 28 Anm. 7.

9) Name des Hündchens in Goethes Reineke Fuchs.

10) Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen, Berlin 1827.

Par Jahren selber einsehen, wenn der Fuchsbalg der Eitelkeit und der philologischen Frühphilistrigkeit oder Mückensaugerei mehr wird abgestreift sein. — Manches ist gut, besonders das aus Nichts geschaffen. In so fern ist dein eignes Büchelchen altdeutsch oder heidnisch. — Übrigens könnte Dich Einer leicht hecheln von wegen des völligen Deckens von heimisch und heidnisch."

8. München, 4. November 1834. „*Fallerslebensis* wird nun bey dir gewesen seyn. Ein guter Bursch, von dem Schmeller gut sagte, er sey ein Doppelmensch, vor Tisch ein andrer als nach Tisch. Dann lass er sich zu sehr gehen. Es ist wahr, es ist nicht Alles rein, was Dem zu seinem Munde herausgeht. Du hast ja auch mit ihm Zwist gehabt, brieflich mal, wie er mir erzählte, über den König David, meine Schülerinn einst.[11])"

11) Gemeint ist Hoffmanns damalige Braut, zu der seine Beziehungen sich gelöst hatten (vgl. Mein Leben 2, 215).

X. Aus Briefen von Karl Simrock.

1. Bonn, 20. November 1835. „Von der schwäbisch-schwabischen Gevatterschaft halte ich nicht viel, nicht einmal von Uhlands neuester Poesie, ja im Ganzen halte ich den göthischen poetisch-religiös-sittlichen Bettlermantel, welchen die schwäbischen Herrn Poeten mit dem Loch im Aermel tragen sollen[1]), für allerdings recht wohl begründet. Vom Musenalmanach[2]), der nicht schlechter redigiert werden könnte, hast du dich vielleicht auch absichtlich zurückgezogen? Es scheint Theorie, von jedem Dichterlein irgend etwas aufzunehmen, um den jungen Geistern Muth zu machen, was recht schön wäre, wenn nur dem Publikum und ausgebildeten Geistern nicht dadurch der Muth ausginge. Ich weiss auch nicht, was Grün für ein Recht hat, sich vor dem Almanach portraitiren zu lassen[3]), wenn ihm der Grafentitel nicht dazu verhilft? Soll ich frei heraus sprechen, so finde ich selbst, dass Rückert entsetzlich viel Schund mittheilt, und begreife nicht, wie solche Trivialitäten nur der Dinte, geschweige der Druckerschwärze werth sind . . . Ich habe mich . . . in dem jüngsten Streit zu Menzel gehalten, obgleich ich gestehen muss, dass in seiner Polemik gegen das junge Deutschland der religiös-sittliche Bettlermantel auch recht stattlich von ihm getragen worden, wie er denn auch bei seinem Krieg gegen Göthe die Hauptrolle spielt, den Menzel nun einmal durchaus nicht versteht. Überhaupt steht es traurig um die Poesie, wenn solche Leute wie Menzel, Gutzkow und Consorten sich um die Oberherrschaft streiten. Übrigens wirst du gelesen haben, welches Denkmal ein anderer Coriphäe des jungen Deutschlands, Laube in seinen Reisenovellen deiner frühern Existenz gestiftet hat.[4]) Laube ist in-

---

1) „Wundersam ist es, wie sich die Herrlein (Uhland und seine Freunde) einen gewissen sittig-religios-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß" schreibt GOETHE am 4. Oktober 1831 an Zelter (Briefwechsel 6, 306; Briefe 49, 102).

2) CHAMISSOS und SCHWABS Deutscher Musenalmanach, der seit 1833 erschien; die Mitarbeiter verzeichnet GOEDEKES Grundriß[2] 8, 123.

3) Der Almanach für 1836 brachte Anastasius Grüns Bildnis.

4) Vgl. Sämtliche Werke 1, 33. 45. 2, 23 Houben.

dess, so krass auch seine Ansichten in vielen Punkten sind, doch noch der Liebenswürdigste von allen, auch scheint er mir der poetischeste. Doch schon zuviel über diese Sippschaft." — „Wenn ich Grimms Mythologie resultatarm nannte[5]), so sollte dies nicht heissen resultatlos. Das Resultat aber, welches du das Resultat aller Resultate nennst, dass die nordische Mythologie ächt sei und dass die Germanen an Götter glaubten, ist für mich kein Resultat, denn dazu brauchte ich das Buch nicht. Die Aechtheit der Edda war mir vor demselben aus innern Gründen erwiesen, die überzeugender sind, als alle äussern. Wer um dieses innern Gepräges willen nicht an ihre Aechtheit glaubt, den werden auch äussere Gründe nicht dazu nöthigen . . . Schreibe doch meine Äusserungen gegen Grimms Mythologie keiner Empfindlichkeit zu, ich bin weit davon entfernt es übel zu nehmen, dass er den Wieland[6]) nicht erwähnt hat, da eine solche Ehre keinem Bearbeiter, nicht einmal Göthen gelegentlich zu theil geworden ist. Wenn mir das Buch resultatarm scheint, so ist dies ein Unglück, das Grimm nicht zu verantworten hat. Er hat uns durch frühere Arbeiten auf Gebieten, wo mehr zu erbeuten war, verwöhnt."

2. Bonn, 10. September 1846. „Hier angekommen finde ich nun einen Brief Jacob Grimms vom 28ten August vor, in welchem folgende dich betreffende Stelle vorkommt: ‚Es soll mich freuen Sie in vier Wochen in Frankfurt wieder zu sehen. Nicht nur wir beide werden kommen, auch Pertz und hoffentlich Lachmann; was Ihnen von Misverständnissen zu Ohren gedrungen war, ist falsch. Melden Sie das an Wackernagel, damit er nicht ausbleibe'."[7])

---

5) In einem Briefe vom 10. November findet sich in einer durch mehrere Nummern des Briefwechsels sich hindurchziehenden Erörterung über die Vermischung deutscher und nordischer Elemente in Simrocks Heldensagendichtungen der Satz: „Was erfährt man in diesem resultatarmen Buche von den deutschen Gottheiten mehr als die Namen?"

6) Wieland der Schmied, Bonn 1835.

7) Im Hinblick auf die bevorstehende erste Germanistenversammlung in Frankfurt hatte Wackernagel am 10. August geschrieben: „Kommst Du nach Frankfurt an die Germanistenversammlung? Ich weiß noch nicht ob ich. Denn ich weiß nicht, ob man uns Ausländische will, da weder activ noch passiv unser einer der Miteinladung ist gewürdigt worden. Überhaupt wird das Altdeutsche von Jahr zu Jahr immer mehr so im Geiste einer Clique betrieben, daß es mich stößt und ich mir bei all meinem redlichen Eifer zurückgesetzt erscheinen muß."

XI. Aus Briefen von Moritz Haupt.

1. Leipzig, 21. Dezember 1838. „Ziemann, höre ich, will mit denselbigen diebsfingern, auf die Sie ihm so trefflich geklopft, sich verteidigen[1]); worauf ich denn begierig bin. *der diep getörste niht steln, kunder niht louken unde heln.*"[2])

2. Leipzig, 29. April 1839. „Jetzt aber eile ich Ihnen zu melden dass gestern ein ausführlicher aufsatz über Sie und den quedlinburger dieb an die redaction der hallischen jahrbücher, zu baldigstem abdrucke dringend empfohlen, abgegangen ist.[3]) der aufsatz füllt, um im stile der buchhändlerankündigungen zu reden, 23 seiten vorliegendes formates und vorliegender schrift. lang ist er also genug. ich hoffe aber dass Sie auch sonst nicht ganz unzufrieden sein werden. die arbeit war nicht schwer, aber höchst ekelhaft, und ich wurde am ende ganz matt. einen abdruck sende ich Ihnen unverzüglich."

3. Leipzig, 7. September 1839. „Lassen Sie sich, werthester freund, meinen Erec[4]), den ich Ihnen hier ohne säumnis sende, zu nachsichtiger beurtheilung empfohlen sein. durch Lachmanns hilfe ist er viel besser gerathen als ich ihn durch langes sinnen lernen und zaudern hätte zustande bringen können; aber der nachbesserung bedarf er noch in reichem masse und ich fürchte sehr viele versehen verschuldet zu haben. Sie werden von selbst ermessen dass der versuch diese späte handschrift einigermassen zur vernunft zu bringen mühseliger war als meine, wie billig, sparsamen anmerkungen verrathen; ich will damit die mängel meiner arbeit nicht eben entschuldigen, nur zum theil erklären. eigentlich habe ich jetzt noch gar kein urtheil über

---

1) Wackernagel, Einige Worte zum Schutz literarischen Eigentumes, Basel 1838; Ziemann, Rechtfertigung gegen Herrn W. Wackernagel, Quedlinburg 1838. Über den Streit vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 62, Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm S. CXIX und Belger, Moritz Haupt als akademischer Lehrer S. 326.

2) Freidank 46, 25.

3) Er erschien in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst 1839 Nr. 133—137.

4) Von Hartmann von Aue, Leipzig 1839.

mein buch, sondern nur die angst vieles verpfuscht zu haben. glücklich sind die leute die frischweg abdrucken lassen und kaum durch die interpunction verrathen dass sie ihre texte nicht verstehen." — „Dass meine Ziemannias Ihnen recht war, freut mich sehr. sie war stärker gefaßt, zumahl spottender, aber ich erfuhr dass der quedlinburger dieb hoffnungslos schwindsüchtig sei und habe deshalb vieles gemildert."

4. Leipzig, 18. Oktober 1842. „Der vicepräsident Hoffmann von Fallersleben wird Sie wohl besucht haben. was er thut und warum er es thut kann ich nicht immer billigen, aber Maßmanns vorrede zum Eraclius[5]) ist in meinen augen eine gemeine niederträchtigkeit."

5. Leipzig, 7. November 1842. „Ihre worte über Hoffmann (dessen wiedereinsetzung die zeitungen irrig verkündet haben, denn er selbst weiss kein wort davon) unterschreibe ich ohne ausnahme. er ist von eitelkeit völlig ausgehöhlt und geht innerlich zu grunde. solches triumphzuges[6]) müste ein mann von wahrer ehre sich schämen. aber alles was an Hoffmann mit recht widerwärtig genannt werden kann berechtigt den weiblichen (wenn diese endung des adjectivums nicht zu gut ist) Maßmann nicht zu dieser rache, zu diesem geklatsch über persönliches in seiner vorrede. ich habe ihm sehr verständlich darüber geschrieben; er antwortet, er habe alles mit voller überlegung geschrieben. das wäre also das erste dieser art das aus seiner feder kommt, und leider nichts gutes. seine recension von JGrimms Merseburger gedichten (in den Bairischen gelehrten anzeigen) hat er wenigstens noch ohne überlegung geschrieben."[7])

6. Berlin, 27. Februar 1854. „Dass Herrn Holtzmann heimgeleuchtet werde[8]), dafür ist gesorgt. mir ist noch kein buch eines sonst gescheuten mannes vorgekommen, in dem spitzsinn und albernheit, ungefühl, unkritik und unwissenheit sich so zu schönstem bunde vermählte. wer die Laßbergischen Nibelungen für eine ältere bearbeitung hält als A, der ist es freilich werth den Rudolf von Ems für den verfasser der Klage zu halten und sein machwerk dem herrn von der Hagen und seiner „grossartigen" auffassung zu widmen. leid thut mir bei

---

5) Quedlinburg und Leipzig 1842. Die Vorrede enthält (S. XII) einen starken Ausfall gegen Hoffmann.

6) Vgl. HOFFMANN, Mein Leben 3, 310.

7) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 18 Anm. 9.

8) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 24 Anm. 8.

dem ganzen unfuge nur das eine, dass Zarncke eine so blinde und abgeschmackte anzeige geschrieben hat."[9])

7. Berlin, 2. Juni 1854. „Die abfertigung des holtzmannischen wechselbalges wird hoffentlich im nächsten hefte der allgemeinen monatsschrift für wissenschaft und litteratur erfolgen.[10]) Ihre freude vor dem widerlichen gefühle etwas zum erscheinen dieser mißgeburt beigetragen zu haben durch gnädige fügung bewahrt worden zu sein theile ich. Pfeiffer sollte sich schämen einigen antheil an dem buche zu haben: er thut es aber schwerlich."[11])

9) Im Literarischen Zentralblatt 1854 S. 115.

10) In MÜLLENHOFFS Aufsatz „Zur Geschichte der Nibelunge Not" (Braunschweig 1855).

11) Pfeiffer sowohl wie Wackernagel hatten Holtzmanns Schrift vor dem Druck im Manuskript kennen gelernt und Pfeiffer ihm den Verleger verschafft (nach seinem Briefe an Wackernagel vom 5. Oktober 1853).

XII. Aus Briefen von Franz Pfeiffer.

1. Stuttgart, 16. Mai 1854. „Über Holtzmanns Nibelungen bedaure ich anderer Meinung zu sein als Du. Dein Urtheil ist mir viel zu hart. Dass auch mich einzelnes nicht überzeugt hat oder mir unhaltbar scheint, gebe ich gerne zu; dazu gehört gerade auch der Abschnitt über die metrische Gestalt des ursprünglichen Gedichtes, der mir ebenso unverständlich ist wie Dir. In anderem dagegen, in der Hauptsache, betreffend das Verhältnis der Handschriften, stimme ich ihm unbedingt bei und auch seine Ansicht von der Entstehung des Nibelungenliedes hat für mich viel mehr Überzeugendes als die Lachmannischen Volkslieder, die in dieser Form bloss in seinem Kopfe gespukt haben, während uns kein Mensch sagen kann, wie die im 12. Jahrhundert z. B. über Siegfried und Dietrich von Bern gesungenen Lieder eigentlich ausgesehen haben. Und dass aus einzelnen solcher Lieder ein Ganzes, ein Epos wie das Nibelungenlied auf dem von L. behaupteten Wege entstanden sein könne, daran glaube ich mit Holtzmann nimmermehr. Derselben Ansicht ist auch Uhland, mit dem ich kürzlich darüber gesprochen habe, und wie ich hoere auch J. Grimm, der allem Negativen in dem Holtzmann'schen Buche vollkommen beipflichtet.[1]) Die gegen Lachmann geführte Polemik hat für mich nichts so Verletzendes als für Dich. Das Odiose, das in der Polemik gegen einen Todten ligt, hat sich H. selbst nicht verhehlt, und wir Alle, die ihm beistimmen, wünschen, er möchte das noch erlebt haben. Aber in wissenschaftlichen Dingen kann doch der Tod unmöglich ein Freibrief sein für alle Sünden, die man im Leben begangen hat. Und gewiss hat es L. bunt genug getrieben, mit Nadelstichen und Keulenschlägen, die er nach rechts und links ausgetheilt hat. Überdies haben L^s Schüler vor und nach seinem Tode die Vergötterung so weit getrieben, dass ein Rückschlag früher oder später gar nicht ausbleiben konnte. Ich sage mit Uhland: es ist schon viel gewonnen, wenn der Autoritaetsglaube erschüttert wird, und der steht namentlich in Norddeutschland noch in üppigster Blüte. Die bittere Verspottung des von W. Grimm erfundenen rührenden Romans über die Erhaltung des Hildebrandsliedes[2]) war mir ebenfalls eher ergötzlich als verletzend. Diesen Herren wird tagtäglich so viel Weihrauch gestreut

1) Vgl. oben Jakob Grimm Nr. 24. 2) Vgl. Kleinere Schriften 2, 425.

und so viel Süsses und Liebes gesagt, dass ihrem verwöhnten Gaumen einige Tropfen Wermuth gar nichts schaden können. Sie werden sonst gar zu vornehm, so namentlich W. Grimm. Ich weiss zwar, dass er Dir ganz besonders zugethan ist, und mit Recht. Du bist aber auch Einer der wenigen Auserwählten. Über die Widmung meines Buches[3]) schrieb er mir, obwohl in der Sache vollkommen beipflichtend, einen Brief[4]), so vornehm, kühl, steif und auf Stelzen gehend, dass er mich recht eigentlich verletzte, und ich mir vornahm, ihm nie mehr ein Blatt zu schicken. Da lobe ich mir den Jacob. Obwohl er an All das, was ich in meiner Einleitung gesagt und ausgeführt habe, gar nicht glaubt und nichts weniger als davon überzeugt ist, so war sein Brief[5]) doch so offen und gradaus, so warm, freundlich und herzlich, dass er mich nicht nur nicht geärgert, sondern gefreut und gerührt hat."

2. Stuttgart, 6. Januar 1855. „Deine Bemerkung, es thue Dir leid, dass ich meine Streitschrift[6]) geschrieben habe, war mir auffallend. Wenn es auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur nicht mehr erlaubt sein soll, eine als Irrthum erkannte Lehre mit den Waffen des Verstandes anzugreifen und umzustossen und an deren Stelle die erkannte Wahrheit zu setzen oder doch das, was man mit Überzeugung als Wahrheit erkennt und mit Gründen unterstützt, bloss weil der Urheber der Lehre ein berühmter, der Bekämpfende ein *homo ignotus* ist, so hänge ich heute noch meine Arbeiten an den Nagel und überlasse, wenn auch nicht ohne Schmerz, doch mit voller Ruhe, Denen das Feld, die besser dazu angethan sind als ich, unter dem Druck einer solchen Tyrannei zu wirken und zu schaffen. Sage mir nicht, das verlange niemand und eine solche Tyrannei bestehe nicht; sie besteht und zwar in unerträglicher Weise. Unterm 31. August schrieb mir Zarncke bei Übersendung seiner Nibelungen-Schrift[7]) wörtlich folgendes: ‚Wenn Sie zwischen den Zeilen lesen, dass der Aufsatz eine Vorgeschichte hat, die hinter den Coulissen spielt, so würde ich Ihnen nicht widersprechen können. In der That haben Haupt und Müllenhoff sich Brutalitaeten gegen mich herausgenom-

3) Pfeiffers Ausgabe der Deutschordenschronik von Nikolaus von Jeroschin (Stuttgart 1854) ist den Brüdern Grimm gewidmet.

4) Vom 17. Januar (Germania 12, 381). 5) Vom 19. Januar (ebenda 11, 121).

6) Den gegen Wilhelm Grimms Freidank-Walther-Hypothese, der Wackernagel beistimmte, gerichteten Aufsatz „Über Freidank" (Zur deutschen Literaturgeschichte S. 37; Freie Forschung S. 163).

7) Zur Nibelungenfrage, Leipzig 1854.

men, die in der gesitteten Gesellschaft wohl noch nicht vorgekommen sind.‘ Und was hat er gethan, der Ärmste, um eine solche Behandlung zu verdienen? Er hat die Frechheit gehabt, einer neuen, der Lehre des Meisters entgegengesetzten Lehre zu huldigen und seine Überzeugung offen auszusprechen. So weit ist es mit unserer Wissenschaft gekommen und mit solchen Waffen kämpfen Diejenigen, die sich des ausschliesslichen Besitzes der einzig wahren Wissenschaftlichkeit rühmen.“

3. Stuttgart, 30. Juli 1855 (nach Wackernagels Ablehnung, sich an der neu zu begründenden Zeitschrift Pfeiffers, der Germania, als Mitarbeiter zu beteiligen). „Also abgelehnt! freundlich zwar, aber immerhin abgelehnt. Ich hatte das nicht erwartet. Doch kennst Du mich gut genug, um zu wissen, dass ich trotz Deiner Absage nicht ablassen werde, nach wie vor treu zu Dir zu halten. Aber verhehlen will ich Dir dennoch nicht, dass Dein Brief mich geschmerzt hat, weniger durch die Ablehnung, als durch den Mangel an Vertrauen, der dieser zu Grunde liegt. — Wie wenig Deine Befürchtungen gegründet sind, wird die Zeitschrift durch die That beweisen. Wenn irgend einem Blatte der Name eines ‚gehässigen Parteiblattes‘ in Wahrheit zukommt, so ist es die Hauptsche Zeitschrift; davon wissen Viele ein Liedlein zu singen, Du selbst auch. Gerade dieser Gehässigkeit und diesem Cliquenwesen soll die neue Zeitschrift entgegenwirken, wo es Noth thut allerdings direct und mit deutlichen Worten, mehr aber durch die That, indem sie zeigen wird, dass mit der Strenge und Entschiedenheit ein anständiger Ton sich wohl vereinigen lässt, und dass es besser ist, sich gegenseitig zu belehren, als sich zu erbittern durch Schmähungen und Beleidigungen. ‚Gehässig!‘ wenn Du es vergessen hast, so nimm das nächste beste Buch von Lachmann, Haupt, Müllenhoff zur Hand, sie strotzen alle von Gehässigkeiten gegen Allen und Jeden, der gerade nicht ihrer Meinung ist. Das ist so gewiss und ist so allgemein anerkannt, dass es unnöthig ist, Worte darüber zu verlieren. Dieser Ansicht sind auch L. Uhland, der mir zu seiner grossen Freude seine Mitwirkung zugesichert hat, und J. Grimm, der eben um seiner Gehässigkeit willen Haupt nicht mehr mag und ihm nichts mehr gibt, den ich daher für mich noch zu gewinnen hoffen darf. — An der Zeitschrift wird allerdings mein Vetter Holtzmann mitarbeiten, doch nicht mehr und nicht anders als jeder dazu Eingeladene auch. Aber mit dem ‚Vergiften‘ hat es keine Gefahr und dass

das nicht geschieht, dafür will ich schon sorgen: ich bin nicht so lenksam, so unselbständig und abhängig von fremdem Urtheil, als Du Deinen Äusserungen nach zu glauben scheinst: ich meine davon schon Beweise gegeben zu haben. Von Holtzmann werde ich allerdings nicht lassen und sehe auch gar nicht ein, warum ich es sollte. Kann es J. Grimm z. B., der vieljährige Freund Lachmanns, mit seinen Begriffen von Schicklichkeit und Anstand vereinigen, mit H. fortwährend in einem achtungsvollen, ja freundschaftlichen Verhältniss zu bleiben, so werde ich, der aus Abneigung gegen L^s herbe Weise nie nur einen Versuch gemacht hat, sich ihm zu nähern, um so leichter es können. Ich schätze H. um seiner eminenten Geistesgaben, aber mehr noch um seines Characters willen, den Ihr, seine Gegner, alle nicht kennt. Ich halte, in wissenschaftlichen Dingen, keineswegs alles für richtig was er schreibt und vorbringt, aber in der Nibelungenfrage hat er in der Hauptsache Recht und war vollkommen berechtigt, die Lachmannische Lehre zu bekämpfen und so zu bekämpfen, wie er gethan hat: seine Gehässigkeiten, falls ihm solche wirklich zur Last gelegt werden können (ich finde es nicht), sind Kinderspiel gegen den Abgrund von Hohn und Spott, der in Lachmanns Schriften dem Leser sich öffnet."[8])

4. Wien, 28. August 1858. „Von besonderem Interesse war mir die Vorlesung über Walther. Ich kam zwar in den 2 wöchentlichen Stunden des ohnehin sehr kurzen Sommersemesters nicht weit damit, glaube aber das wenige um so gründlicher und einlässlicher gelesen zu haben. Hiebei kamen mir Deine trefflichen Anmerkungen zu der nichts weniger als trefflichen Übersetzung von Simrock[9]) sehr zu statten. Aber diese sowie die übrigen Erläuterungsschriften beziehen sich doch alle mehr oder weniger auf das Historische, während für die sprachliche Erklärung und besonders auch für die Textkritik noch viel zu thun ist. Hier thäte eine Ausgabe nach Art und Weise der altklassischen Autoren dringend noth. Ich war erstaunt zu sehen, wie vielfach der Lachmannische Text noch im Argen ligt und der Ver-

8) Nachdem dann auch Jakob Grimm die Mitarbeit an der Germania zugesagt hatte (vgl. Germania 11, 122), gab Wackernagel im Sommer 1858, als der dritte Band im Erscheinen war, seinen prinzipiellen Widerstand auf und lieferte einige Beiträge in den dritten und vierten Band. Der seit 1861 eingetretene Konflikt mit Pfeiffer (vgl. dessen Freie Forschung S. 328) machte aber seiner Mitarbeit bald wieder ein Ende.

9) Berlin 1833.

besserung bedarf. Ein noch grösseres Räthsel ist es mir, dass die vielen seit Jahren an den meisten Universitäten über Walther gehaltenen Vorlesungen hiefür noch keine Frucht getragen haben: aus ungemessenem Respect vor L. scheint man Alles, auch das Wunderlichste und Unverständlichste, auf Treu und Glauben hinzunehmen. Ich halte das für eine der grösten Calamitäten, die eine Wissenschaft treffen kann, es ist ihr eine Fessel für jeden Fortschritt und Aufschwung. Die traurigen Folgen liegen zu Tage für jeden der sehen will. Dich unter allen von Lachmanns unmittelbaren Schülern trifft der Vorwurf blinder Nachbeterei allein nicht, denn von dem einstigen Glauben, dass man nur Lachmanns Texte mit voller Sicherheit dürfe abdrucken lassen, bist Du längst zurück gekommen, und die neue Ausgabe Deines Lesebuches wird davon hoffentlich noch bündigere Beweise bringen. Du solltest aber einmal offen aussprechen, was du stillschweigend durch die That schon gethan hast: das lösende, befreiende Wort. Dir würde man den Glauben schenken, den man uns Andern immer noch verweigert.[10]) Ich für meine Person lasse mich dadurch nicht entmuthigen, sondern werde fortfahren, meine Überzeugung offen kund zu geben, nicht aus Animosität gegen Lachmann und Haupt, sondern aus Liebe und Begeisterung für die Wissenschaft und Wahrheit. Ich habe mir vorgenommen später einmal ein Bändchen mit Erläuterungen und Verbesserungen zu Walther herauszugeben; ebenso zum Iwein[11]), dessen Text von allen Ausgaben Lachmanns die meisten Spuren von Willkühr und Gewaltthätigkeit trägt. Ich habe im letzten Jahre viel im Iwein gelesen, bei jeder Zeile die Lesarten geprüft und wunderbare Dinge gefunden. Mancher wird wol staunen, wenn ich einmal das Ergebnis meiner Prüfung vorlege."

---

10) Wackernagels Standpunkt beleuchtet folgende Stelle eines Briefes an Karl Bartsch vom 23. August 1858: „Lachmann hat die deutsche Philologie zu einseitig in eine Behandlung nach der gewohnten Art der classischen gebracht, einseitig und auch viel zu früh: Manches in seiner und seiner Nachahmer Kritik, manche seiner metrischen Festsetzungen wird wieder dahinfallen müssen, sobald wir Grammatik und Wörterbuch und Litteraturgeschichte noch etwas besser inne haben und die Autoren auch von Seiten des Sachinhaltes besser werden erklären können. Mich gemahnen die vorzeitigen Überfeinheiten der engeren Berliner Schule an jene Worte, die in unserm Todtentanze das Kind spricht: 'Muß ich tanzen und kann nicht gehn!'"

11) Beide Pläne sind nicht zur Ausführung gekommen; vgl. aber für Walther Germania 5, 21 und Pfeiffers eigene Ausgabe (Leipzig 1864), für den Iwein ebenda 3, 338. 6, 357.

Anhang.

1. Wackernagels Waltram-Bruchstücke.

Die frühste Veröffentlichung Wackernagels waren zwei von ihm selbst verfaßte mhd. Bruchstücke, die in der Geschichte der germanischen Philologie eine gewisse Berühmtheit erlangt haben und eine der gelungensten Mystifikationen darstellen, die die neuere Gelehrtengeschichte aufzuweisen hat (vgl. Jugendjahre S. 41). Da die Blätter heute zu den größten Seltenheiten gehören, wird es nicht unwillkommen sein, wenn ich sie im folgenden nach dem im Nachlaß des Freiherrn von Meusebach erhaltenen Exemplar (Berliner Königliche Bibliothek Yn 4876) wieder abdrucke.

Sie waren Hoffmann von Fallersleben Ende des Jahres 1826 als Weihnachtsgabe dargebracht worden und Wackernagel sandte sie seinen Lehrern Lachmann und Maßmann sowie den Brüdern Grimm und dem Freiherrn von Laßberg alsbald zu. Die harmlose Täuschung gelang vollkommen: selbst Lachmann, der strenge Kritiker, hielt die Bruchstücke für echt; Docen, der sie öffentlich besprach, desgleichen. Laßberg hatte dagegen mit staunenswertem Feingefühl die Mystifikation sogleich durchschaut. Maßmann machte dann den Zweifeln durch öffentliche Enthüllung des Geheimnisses der Autorschaft ein definitives Ende. Ich stelle diese Urkunden hier zusammen.

Docens Artikel in der Münchener Zeitschrift 'Eos, Blicke in Leben und Kunst', Jahrgang 1827 (Nr. 37 vom 5. März) hat folgenden Wortlaut:

„Aus einem unbekannten alten Heldenliede.

Den unvergleichlichen reichthum unsrer alten poetischen literatur an ritterlichen epopöen und anderen größeren erzählungen lernen wir kaum zur hälfte aus den noch erhaltenen abschriften derselben kennen; von dem einsmaligen daseyn so vieler andern geben uns theils die anführungen der dichter, theils einzelne wenige alte blätter und winzige bruchstücke die unbefriedigende kunde. Von

dem wiederauffinden solcher alter, meist zum einband späterer bücher verbrauchten pergamentblätter erhält man fast jährlich aus allen gegenden Deutschlands irgend eine erfreuliche nachricht; selten aber sind wir in dem fall, einen solchen fund sogleich näher kennen zu lernen, wie uns dieses gegenwärtig durch den gar splendiden abdruck „Zweyer Bruchstücke eines unbekannten mittelhochdeutschen Gedichtes“ von Berlin aus durch Hrn. Wackernagel gewährt wird. Von dem woher, wo und wie der beiden alten blätter (182 verse) wird nicht das mindeste bemerkt; die radirte zeichnung zu ende, mit der unterschrift „*Hie tötet waltram zwen hirze*“ (hirsche) ist sichtlich die arbeit eines lebenden künstlers. — der ohngefähre inhalt dieser fragmente ist, 1) wie Waltram, der junge sohn des königs von Galizen (Galizien), einem riesen nachschleicht, den er, am abhange eines waldes angelehnt, schlafend findet; weiter von ihm, an einen felsen hingestellt, erblickt er sein schwert, von dessen unendlichem glanz geblendet und erschrocken er anfangs zu boden sinkt; wie er sodann sein schild dem schwert gegenüber stellt, und auf dessen „schneeblanken“ oberfläche in der sonne das bild jenes riesenschwertes sich genau abspiegelt, wird er so als der erfinder aller schilderkunst bezeichnet, wie mich, setzt der dichter hinzu, ein weiser meister zu Köln (wo jeder zuerst doch eher an einen dichter, als an einen maler denken muß) dessen berichtet hat. 2) Sodann, wie zur zeit, als der frühling den winter verjagt — was hier sogar überpoetisch und ohne noth umständlich beumredet wird, daß man wohl merkt, wie der dichter noch in sehr jungen jahren dieses geschrieben, — wie itzt das junge prinzchen mit seinem schwerte allein von walde zu walde auf abentheuer ausgeht, und auf jene beiden, miteinander kämpfenden hirsche stößt. Von dem inhalt dieses alten gedichtes — worin, seltsam, romanische namen und örter mit germanischen namen und vorstellungen zusammen treffen — ist uns sonst auch nicht das mindeste, dahin bezügliche je vorgekommen. Die form der kurzen verse und der styl des gedichts deutet auf die zwei ersten dezennien des dreizehnten jahrhunderts; die sprache ist jene altschwäbische, die aber freilich damals nicht als blos auf den schwäbischen kreis confinirt gedacht werden muß; auffallend ist indessen die gar nicht oberdeutsche form *phlit*, im reim auf *zit*, statt *phliget;* fast eben so: *das gehilze* (der griff, das gefäß) und auch *stal*, im reim auf *gemal*, statt *stahel* (wo *h* wie *ch* zu lesen). Noch weniger weiß ich mit der formen-

lehre die stelle zu reimen, *Nu underwant sich sin der knabe, ob er das waffen* (das große schwert des riesen) *gehabe mit sinen wissen henden*, ob er die waffe mit seinen händen heben möchte, wo also dieses, oder doch „*wie er das waffen gehübe*“ stehen müßte. Denn an ein „haben möchte“ (was wir wol statt „erlangen“ gebrauchen) ist hier wol nicht zu denken, so wenig, wie an das alte reguläre *haben*, festhalten, da man ja nur festhalten kann, was man schon in händen hat. Anderes der art, was mir unklar war, übergehe ich, und erneuere hier nur noch das gesuch, daß die besitzer ähnlicher alter bruchstücke deutscher poetischer oder prosaischer werke, deren sich in Bayern ja noch manche finden dürften, selbe, zu weiterer bereitwilliger berichterstattung, an die k. Akademie der Wissenschaften zu München auf kurze zeit zu überschicken belieben möchten. Docen.“

Laßberg schreibt am Aschermittwoch (28. Februar) 1827 an Uhland (Briefwechsel S. 91): „Maßmann hat mir ein Berliner Neujahrsblatt, einen Schwank, den sich ein Studiosus Wackernagel zu machen erlaubt hat, zugeschickt, vermutlich Ihnen auch. Ich bin nicht getäuscht worden: der 87. Vers: *Sazt er sines schiltes rant, By daz swert an die want* gab mir mit dem Berliner Akkusativ sogleich Aufschluß über den Verfasser; auch erkannte ich die beiden kämpfenden Hirsche hinten sogleich als ein Plagiat aus unsres Landsmannes Elias Riedinger Kupferstichen. Lachmann soll damit angeführt worden sein: es ist kaum zu glauben.“

Im Novemberheft der Heidelberger Jahrbücher der Literatur von 1827 (S. 1071) bespricht Maßmann dann Wackernagels „*Spiritalia theotisca*“ und Hoffmanns „Altdeutsches aus Wolfenbütteler Handschriften“ und bemerkt dort (S. 1072):

„In Nr. 1 tritt uns, wie gesagt, ein junger Mann Wilhelm Wackernagel (aus und in Berlin) entgegen, der mit dem redlichsten Eifer jetzt schon und mit strengster Gründlichkeit dereinst der Diutiska ein Diener, Ehalte und Anwalt zu sein verspricht. Derselbe hat in kurzer Zeit eine Reihe Studien auf fliegenden Blättern an die Freunde der älteren deutschen Literatur gedruckt ausgehen lassen, die wir hier kurz aufführen und besprechen wollen.

Sein erstes Auftreten war sehr eigentümlicher Art. Er versendete mit jugendlicher Necklust „Zwei Bruchstücke eines unbekannten mittelhochdeutschen Gedichtes“ in 4. 8 Seiten gewidmet dem Verfasser von unsrer Nr. 2 „Herrn H. Hoffmann von Fallersleben“.

Wohl war das Gedicht gänzlich unbekannt und wird es auch bleiben, denn — es war von dem jungen W. erdichtet samt dem daruntergesetzten Faksimile der Schrift und der zugegebenen Zeichnung seines jungen Freundes, des Malers Bräuer aus Schlesien, welcher freilich, obschon sie an sich gelungen genannt werden kann, neuere Anatomie nicht abzusprechen ist. Ich verweile noch einen Augenblick bei diesem literärischen (frommen?) Betruge, einmal weil ich den jungen Mann vor nun fast vier Jahren für die Diutiska — ich möchte sagen — warb und zuerst entwickelte, sodann weil ich glaube, daß an einem Orte für die Zukunft niedergelegt werden müsse, wie es sich mit diesem Machwerk, gerade weil es eine gelungene Täuschung zu nennen ist, in Wahrheit verhält, damit nicht unnötig in späteren Zeiten nachgesucht oder untersucht werde herüber und hinüber. Ich lasse den Verfasser selber aus einem Brief an mich (Berlin den 16. Januar 1827) hier reden:

'Du bekömmst also zwei Fragmente eines mittelhochdeutschen Gedichtes, das ich in Gemeinschaft mit Bräuer, der Dich herzlich grüssen lässt, herausgegeben habe. Ich will Dir kein Geheimnis daraus machen, wie es sich damit verhält. Die Fragmente sind aus meiner Fabrik, das Bild aus Bräuers. Er wollte gern eine deutschere Idee über die Erfindung der Malerei in Verse gebracht haben. Daraus entstand die Absicht, die gelehrten Häupter anzuführen. Um besser zum Zwecke zu gelangen, erwählte ich mir die Schreibweise einer bestimmten Handschrift, der Würzburger. Aus ihren Buchstaben ward nun auch die Unterschrift des Bildes zusammengesetzt. Auch sie setzt an solchen Stellen wie S. 7 eine Hand an den Rand. Ich habe damit auch den höchsten, gar nicht erwarteten Triumph errungen. L******* hat sich betrügen lassen: jetzt weiss ers freilich. Er hatte schon Untersuchungen über den Waltram angefangen und auffallende Reime und Sprachformen bemerkt — — L******* hat mir aber geraten, denen (G**** u. s. w.) gleich die Wahrheit zu gestehen, weil sie, angeführt, leicht nachgrollen könnten. Du sagst es ihnen also wohl.'

So weit der Briefauszug. Der Versuch des jungen Mannes ist ein erfreulicher Beweis, zu welcher grammatischen Sicherheit und selbst poetischen Anschauungskraft die Forschung des Altdeutschen seit zehen und zwölf Jahren besonders durch Grimms, Lachmanns, Schmellers, Docens, Beneckes, Graffs u. s. w. Bemühungen gediehen ist. Welcher Unterschied zwischen diesem gelungenen Wagestück gegen die beiden

endlich nach langer Gültigkeit als unecht erkannten Sprachdenkmale vermeintlich aus Karls des Großen Zeit, das Gebet an Wodan *(Hilli Kroti Wodana)* und eine Art Verpflichtung an den König Karl *(Hilken maktik konink Karolo)*, worin dem, der nur irgend Ahnung vom deutschen Sprachgesetze hat, schon das Schwanken der Formen hätte Verdacht erregen sollen.

Absichtlich hat der junge W. die selbst fehlerhaften Schreibungen einer bestimmten Handschrift nachgeahmt und es ist ihm daher nicht zu verargen, wie in einem Briefe an mich vom 28. Februar 1827 vom Meister Sepp geschah, wenn er — aus jener Schlauheit — schreibt: *alter seine* statt *alters eine*, *gaumen* statt *goumen* u. s. w. Wie aber dort *grozzen hant*, *gesivnes*, *by daz swert*, welches Berliner Accusativus gescholten wird, *frumt er tot schart* (wie: *sie frumten manigen helm schart*) Sprachunrichtigkeiten genannt werden, begreife ich nicht, auch nicht, dass *smidere* nicht vorkomme. Vergl. nur Graffs Diutiska I. 3. S. 491 (Reichenauer Glossen des achten bis neunten Jahrhunderts) *malleator-smidari* neben *coldsmid-um*, *silabarsmid-um*."[1])

1) Über Bräuer vgl. oben Lachmann Nr. 1 Anm. 14. Seine Idee war durch die griechische Erzählung von der Tochter des Töpfers Butades (Plinius, *Naturalis historia* 35, 151) angeregt. — Über die Würzburger Handschrift vgl. VON DER HAGEN, Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie S. 500. — Über die beiden Denkmäler aus der Zeit Karls des Großen, in deren einem das herrliche Wort *krisknechti* vorkommt, handelt ablehnend schon KINDLINGER, Geschichte der niedersächsischen oder sogenannten plattdeutschen Sprache S. 196. — „Meister Sepp" ist Laßberg. — Der Beleg von *smidari* jetzt in den Ahd. Glossen 1, 316, 17. — MEISNER und Erich SCHMIDT ist, wie noch bemerkt sei, das Mißgeschick begegnet, einen Auszug aus obigem Briefe Wackernagels an Maßmann, der sich unter Wolfgang Menzels Papieren fand und in dem der Adressat nur mit M. bezeichnet ist, für einen Brief Wackernagels an Menzel zu halten und in den Briefen an Wolfgang Menzel S. 282 abzudrucken. — Zu dem ganzen Aufsatz vgl. auch Maßmanns großenteils wörtlich damit stimmenden Artikel „Zu Herrn D—ns Nachrichten von den Bruchstücken eines altdeutschen Gedichtes" in der Eos Nr. 39 vom 9. März 1827.

ZWEY BRUCHSTÜKKE EINES UNBEKANNTEN MITTELHOCHDEÜTSCHEN GEDICHTES.

Herrn H. Hoffmann von Fallersleben.

Erstes Blatt.

A. a. *Bi eime stein geuelle.*
Den risen slafende vant.
Er het vf sin grozzen hant.
Sin haubet geneiget.
5. *Diu vogelin warn gesweiget.*
Von sines atemes duzze.
Al sam nach hageles guzze.
Daz laub reis ab den baumen.
Waltram begonde gaumen.
10. *Wa daz swert were.*
Als noch vngern verbere.
Ein iunger helt guoter.
Also wol gemuoter.
Swa er helde funde.
15. *Ob er gesehen kunde.*
Welch ir geweffen were. [2]
Nv was im vil swere.
Daz er sins swertes nit ensach.
Er gie dem spor allez nach.
20. *Da der rise gangen was.*
Die bluomen. vnd daz gruene gras.
Vnd der vil liehte cle.
Die warn val. vnd was in we.
Von dem isen kiuwen.
b. 25. *In hertze sweren riuwen.*
Sleich der iunge waltram.
Wie ebene er war nam.
Ze beiden sinen siten.
An des waldes liten.
30. *Sus was der wenige man.*
Vil nahen eine wil gegan.
Seiner. denne seine.
Zvo eime flinsch herten steine.
Bi des waldes ende.
35. *Da leinde an der wende.*
Gagrazines swert.
Waltram. der sun wert.
Des küniges von galizen.
Was von des staheles glizzen.
40. *Gesivnes gar verirret.*
Vnd sinnen gevirret.
Ez schein von der sunnen.
Sam al die baume brunnen.
Zvo der erden seig er nidere. [3]
45. *Iedoch er kam er widere.*
Daz er ez moht an sehen.
Er muost im geiehen.
Also ein swert sol sin getan.
B. a. *Die wirde moht ez wol han.*
50. *Dar zvo was gezieret.*
Mit golde geflorieret.
Daz gehiltze. vnd doch der stahel.
Von edelen steinen gemal.
Waz daz hant gespenge.
55. *Ze wit. noch zvo enge.*
Ivch dunket liht besunder.
Swie lützzel ez mich wunder.
Da der rise slafende lac.
Ob ein sin hant vf rac.
60. *Er moht ez wol geuazzet han.*
So was waltram verre gegan.
Nvo vnderwant sich sin der knabe.
Ob er daz waffen gehabe.
Mit sinen wizzen henden.
65. *Des enmoht er nit verenden.*
Swie erz oc flizzig were.
Sin ringer muot wart swere.
Ie doch trost er sich des kumbers.
q *Min vater der hat ze coumbers*
70. *Vil waffenere.*
Guoter swert smidere.
Der hat er mer denne gnuoc. [4]
b. *Der dekeiner nie gewuoc.*
Swenne er sie bereitte.

75. *Waz mere man in seite.*
Von dem gote wlcane.
Des bin ich sorgen ane.
Sit ich mac ditz swert gewinnen.
Vnd trag iz iedoch nit hinnen.
80. *Nu waz sold ich auch des waffens.*
Sit gargazyn slafens.
Da sunder sin swert phlit.
Nv gienc er an der zit.
Da er koln wiste.
85. *Mit vil spehem liste.*
Satzt er sines schiltes rant.
Bi daz swert an die want.
Daz vf der sne blanken blate.
Diu liehte sunne mit ierm schate.
90. *Sin bevollen bilde gap.*
Sus was waltram ein vrhap.
Aller schiltere.
Also mir daz mere.
Ein wiser meister hat gesaget.
95. *Vnd hat mich des nit verdaget.*
Ze kolne inder werden stat.

Zweytes Blatt. [5]

A. a. *Nv was ez aber an der zit.*
Daz ein herter velt strit.
Erhaben was mit krefte.
Von der ritterschefte.
5. *Des wunnebern meyen.*
Vf den grisen stuben heyen.
Den verwazzenen winder.
Er drank in hin hinder.
Vnd wart an im sigehaft.
10. *Des riffen. vnd des snewes craft.*
Die enmohten nit bestan.
Wanne sie fluhen allez an.
Swie des ir herre tobete.
Mit schalle ez in obete.
15. *Vnd ir stridecliher wer.*
Der suezzen. liehten bluomen her.
Nu dirre strit also ergienc.
Die der winder vor bevienc.
Die vogel aber sungen.
20. *Vnd froliche sprungen.*
Nach dem winder sige liet.
Also in ir muot des riet.
So blanten im sin augen.
Die bluomen mit iern laugen.
b. 25. *Vnd mit ierm liehten brehen.* [6]
Daz er en mohte wider sehen.
Ander stunt. noch ein sin man.
Nu si die rede hin getan.
Vnd an den iungen man gelan.
30. *Er gienc alter seine.*
Von steine zvo steine.
Von walde zvo walde.
Vil drate vnd balde.
Daz tumbe künigelin.
35. *Sin vil sendez muetelin.*
Niuwanne des einen gerte.
Wie er mit sinem swerte.
Daz im die smide worhten.
Die guoten. vnerforhten.
40. *Auentiure funde.*
Nv was im vil unkünde.
Diu werelt vnd auch ir site.
Er volgete niür allez mite.
Sim wan vnd sim swerte.
45. *Do geuielen vf der verte.*
Im al solhe strazzen ie.
Da nieman wanne er eine gie.
Der tumbe. niht der wise.
B. a. *Für sin küniges spise.*
50. *Walt ber azz er.*
So tranc er wildez wazzer.
Für win von romenye.
An kündikeit er frie. [7]
Swie er des libes were.
55. *Ein rehter ritter.*
An sinnen was er gar ein kint.
Ich sag iuch an vnderbint.
Daz mir min meister hat geseit.
Waltram sin swert reit.
60. *Swenne er muoden began.*
Als ich auch dicke han getan.
So ich vf den stecken saz.
Der muede min lip ie vergaz.

Nvo was ez an den stunden.
65. *Die hirze sich begunden.*
Vf die hirz kuewe lan.
Vnd wolden sich begangen han.
Die hirze die hant einen site.
Dar schadent sie in selber mite.

70. *Vnd tuont ez noch vf disen tag.*
Des sites phliget. vnd phlac.
Auch manig minnere.
b. *Der vil gern eine were.*
Bi sins hertzen trute.
75. *Ob sich ir einer brutte.*
Gerne zeime tyere.
Des werdent im vil schiere.
Die andern nidig. vnd gehaz.
Ist disem wol. der wil ez baz.
80. *Des wirt im vbele. vnd ienem we.* [8]
So tuont sie nu. so tatens .ê.
Sie tuontz auch mer wan hiure.
Waltramme auentiure.
An zwein vil schonen hirzen wart.
85. *Die beide frumt er tot schart.*
Ir gehürne daz was in.

Kupferstich:
Auf einer Wiese, hinter der ein Wald aufragt, im Vordergrunde zwei mit den Köpfen und Geweihen gegeneinander gepreßte Hirsche: Waltram, das Schwert mit der Rechten am Griff, mit der Linken am Querstab fassend, will den einen durchstoßen.

hie tötet waltram zwen hirze.

W. W.
B.
18 27

Ich gebe zu dem Texte ein paar Hinweise auf Stellen mhd. Dichtungen, die Wackernagels Quellen und Vorbilder gewesen sind.

1, 1. *steingevelle* Maria 156, 17; Tristan 8995.

5. *gesweiget sint diu vogelîn* Ulrich von Lichtenstein 104, 10.

24. *jâ wæne ich in wol ein îsenkiuwen* Neidhart 172, 134.

25. *herzeswære* als Adjektiv wurde erst später bei Walther von Rheinau 189, 15 belegt.

32. *blinder danne blint* Barlaam 249, 19; *herter danne herte* 396, 24; vgl. auch ZINGERLE in der Germania 9, 403.

33. *vlinsherte* Nibelungen 2156, 3.

45. Die sinnliche Grundbedeutung von *erkomen* ist nirgends belegt; ebenso 54 *hantgespenge.*

64. *mit sînen handen wîzen* Maria 152, 30.

70. *wâfenære* in diesem Sinne ist nirgends belegt; ebenso 71 *swertsmidære.*

82. *phlît*, an dem Docen mit gutem mhd. Sprachgefühl Anstoß nahm, nach Grimms Grammatik 1, 943, wo aber keine Belege angeführt sind.

87. Von den im Mhd. Wörterbuch 1, 112b aufgeführten Belegen von *bî* mit dem Akkusativ, den Laßberg hübsch den Berliner nennt, konnte Wackernagel keiner bekannt sein außer Reinhart Fuchs 641 *bî daz hûs.*

88. *snêblanc* ist nirgends belegt.

91. *dises mæres ein urhap* Parzival 392, 29; *der urhap dises mæres* Barlaam 5, 22.

96. *von Kölne noch von Mâstrieht dehein schiltære entwürfe in baz* Parzival 158, 14.

2, 2. *veltstrît* Parzival 356, 11; Tristan 18777.

6. *winter nieman vreude gît wan den stubenheien* Neidhart 85, 12.

14. *oben* Goldene Schmiede 730. 897.

21. *sigeliet* Tristan 7103.

24. *sam ob al daz lant mit louge wære enbrunnen* Nibelungen 552, 3.

25. *alsolhez brehen* Parzival 71, 1.

27. Der Dreireim nach dem Vorbilde von Wirnts Wigalois, wenn nicht Vernachlässigung einer Zeile fingiert sein soll.

34. *künegelîn* Tristan 437.

35. *müetelîn* Tristan 17913.

41. *in beiden was unkünde* Nibelungen 1254, 4.

48. *diu wîse, niht diu tumbe* Parzival 779, 7; vgl. KINZEL in der Zeitschrift für deutsche Philologie 5, 12.

50. *waltber* ist nirgends belegt.

57. *âne underbint* häufig in Konrads Trojanerkrieg; vgl. HAUPT zu Engelhard 1067.

62. *sît der stunde, daz ich ûf mînem stabe reit* Hartmann in Minnesangs Frühling 206, 18; *sô tump, daz ich die gerten reit* Ulrich von Lichtenstein 3, 23.

66. *hirzkuo* ist nirgends belegt.

75. Reflexives *briuten* ist nirgends belegt.

78. *die mir ie wâren nîdec und gehaz* Iwein 4112.

85. *tôt vrumen* Nibelungen 233, 3. 1695, 4. 1906, 2. 2160, 1. *tôtschart* ist nirgends belegt.

2. Zwölf Lieder in mittelhochdeutscher Mundart.

Dem Freyherren Joseph von Laßberg
auf Eppishausen zugeeignet.

I. *Verholniu minne.*

Gên âbende nâhen
hôhe stât mîn muot:
Sô vinde ich bî der linden
einen man vil guot;
Des eigen muoz ich wesen
nû und iemer mêre
unz an mîn suontac.
in weiz, wiez mir komen sî,
deich sîn enberen niene mac.

Swenne er mit den megeden
an dem reigen gât,
Er wil mîn lützel kennen
(des hân ich gerne rât),
Wan daz er ane mich
mit ougen eteswenne
verholenlîchen siht.
swes sô manegiu wænet,
deist doch allez enwiht.

Ich weiz wol, wen er meine:
er kennet mich vil wol;
Des ich im ouch getriuwe
iemer wesen sol.
Swiez alle vernemen,
so er wünneclîchen singet
sîniu wineliet, —
ich weiz, wem er si singe;
wan den anderen niet.

So er âbendes spâte
die strâzen rîtèt,
Wie manec maget schœne
tœrschen bîtèt!
Ich weiz verre baz,
warumbe er sie sô gâhes
eine stân lât,
so er mich unz an den morgen
mit armen umbeslozzen hât.

II. *Scheiden.*

Spar dich der rîche got gesunt:
des vlêge ich in tûsent stunt.
unde wis dû mir ie getriuwe,
liep, vil reinez magedîn:
sô mac ich wol gemeit sîn.

Des brunnen grunt ist riuwe und leit,
dâ man daz wazzer în treit.
gelogeniu minne und valschiu liebe,
die berent dicke leit und zorn
und hânt nâch süeze scharpfen dorn.

Dâ liep von herzeliebe schiet,
dane wehset gras noch bluomen niet,
unde gelwet diu liehte gilije;
die rôse vallent ab ir zwî,
dane singet niemer vogelî.

„Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen in mînem herzen;
verloren ist daz slüzzelîn;
dû muost iemer drinne sîn.“

III. *Boteschaft.*

Lieber vogel guoter,
hebe dich ûf und vliuc von dan
Über walt und ouwen
hin zeiner vrouwen wolgetân.

Sô stât an der zinnen
lieb mîn magedîn
wartende al mit sinnen
an die strâzen mîn.

Sô valt dîn gevidere —
deich dir ie müeze holder sîn!
Zuo der reinen megede
wis dû der liebe bote mîn
Unde wirp dîn mære,
sît ich selbe enmac:
daz ist mir vil swære
und ein leider tac.

Sinc dû mîner vrouwen
mit sinnen alsô süeze ein sanc. —
Nâch ir stât mit trûren
mîn herze und aller mîn gedanc. —
„Âbent und den morgen
hât er dîn gedâht;
al die naht mit sorgen
hât er sus verbrâht.“

IV. *Widerkêre.*

Maget, ob dîme hûse
ein liehter sterre stât,
Des schîn sô lûterlîchen
her nidere gât.
Ich bin im her gevolget
lant und ouch den sê.
und hæte er einen valschen schîn,
zwâre in verwundez niemer mê.

Ez wonent an den boumen
zwô nahtegaln;
Die habent mit ir lieden
alsô lûten galn.
Swâ sich gelieben scheident,
daz ist ein michel nôt.
und solde ich dîn nû âne wesen,
mir wære lieber vil der tôt.

In dîme grüenen garten
zwêne boume stânt,
Die sich mit ir esten
undervangen hânt.
Dich hân ich mir ze liebe
vor anderen erlesen.
und wærest mir nû ungetriu,
wie möhte ich trûriger wesen?

Dîn gedâhte ich iemer,
swâ ich der lande was,
Daz mir mîn lîp der nœte
kûme genas.
Lieb mîn liep erwache,
tuo ûf dîn vensterlîn:
wegemüede ist mîn lîp,
und gert mîn sendez herze dîn.

V. *Aneganc.*

Al mîn leben muoz mir werden,
sît ich, magt, dich hân gesehen,
Schœnest wîp über al die erden!
heiles vil muoz ich mir jehen:
Nahtegal sô suoze sanc;
schône lûhte rôsebluome:
deist ein sælec aneganc.

Sol ich, vrouwe, dir versmâhen,
sô hât glücke mich getrogen;
Sol ich iestunt dir unnâhen,
sô hât mir mîn sin gelogen, —
Sô bin ich der vröude vrî.
sinc dû mir ein süezer mære,
nahtegal ame rôsezwî!

Nahtegal, daz singen dîne
hât mich nû gevangen gar;
Rôse süeziu rôse mîne,
wan dîn einer nim ich war.
Wol mich wol der herzenôt!
vrouwe; lâ mich bî dir blîben;
âne dich sô bin ich tôt.

VI. *Liebe leide.*

Sol ich lachen? sol ich weinen?
vrouwe, zwâre in weiz es niht.
Wibe minnen, wîbe meinen,
dem diz liebe leit geschiht,
Zwâre der enweiz des niht,
sül er lachen, sül er weinen.

Michel liebe michel leide —
daz ist ein als wârez wort.
Wil er einez, habe beide,
wil er hie, sô sî ouch dort.
Ez ist ein als wârez wort:
michel liebe michel leide.

Ich was vrô und vrîes muotes;
nû muoz ich din eigen sin,
Eigen lîbes unde guotes.
herzeliebez vrouwelîn,
Mac ich ie dîn eigen sîn,
ich bin vrô und vrîes muotes.

VII. *Schœne unde güete.*

Nâch liebe stuont mîns herzen wân;
nû wil mir michel leit geschehen.
Swie sô dîn lîp si wolgetân,
der güete enmac ich dir niht jehen.
Vrouwe mîn, nû wis ouch guot
zuo der wolgetæne.
haben wîp zer güete muot,
zwâre, alsô ich wæne,
schœne enwas nie baz behuot.

Der wîbe schœne ist al enwiht,
und sint diu ougen uns verboten.
Den guoten verre baz geschiht:
als vil der man, als vil der boten:
Alle hœrent, alle sagent
ditze salec mære;
alle prîsent, alle klagent,
wie si schœne wære.
wan der übelen sie gedagent.

Nim güete zuo der schœne dîn,
ob ich dir, vrouwe, râten sol.
In güete ein liebez wörtelîn,
daz stât den schœnen wîben wol:
Lieht muoz bî der sunnen wesen,
bî dem meigen wünne.
von den wîben liebe lesen
kunde ie mannes künne —
unt diu wîp sint doch genesen.

VIII. *Nahtegaln sanc.*

Ist dir mîn stætez singen swære,
vil liebiu reiniu vrouwe zart,
Sô sprich zuo mir ein liebez mære;
und ist in liep mîn leit gekart,
Sô schaffe ich, daz mîn zunge dage:
ine weiz ouch danne, waz ich klage.

Ez singent nahtegaln als lange,
unz daz ir leit volendet ist,
Und swîgent mêre mit ir sange:
ir leit, daz birt ir süezen list.
Ine sanc nie nahtegalen sanc;
doch was ez leit, dâ von ich sanc.

Sich, vrouwe, ist dir mîn liet unmære,
dune wendest liet, dune wendest leit.
Den site hânt et senedære:
ir kumber ist nie ungekleit.
Dû guote, meine dû ouch mich:
sone sing ich, wan ich küsse dich.

IX. *Swanen liet.*

Dem swanen bin ich wol gelîch,
der singet, sô er sterben sol.
Mîn leben ist sô kumberlîch:
ich zellez zuo dem tôde wol.
Zer werlde bin ich gar ein zage;
ich lebe und stirbe iedoch von tage ze tage.

Ein wîp, diu liebet mir den tôt —
ein wîp, diu leidet mir mîn leben.
Ê was ich stump; wan disiu nôt,
diu hât mir sanges vil gegeben.
Sus lâze ich singende al mîn wé —
adê dû tœtærinne adê adê!

Waz hilfet mich mîns liedes klage?
diu guote enwil sîn niht verstân:
Sine hœret niht, swie vil ich sage,
noch trœstet, swie si trœsten kan.
Wan sterbest vröudekranker lîp!
der mort ist dîn: nû klage et, statez wîp!

X. *Warnunge.*

Tuo ich nû ûf hôher wîch
vor der micheln samenunge:
Wand ir kraft ist mir ze rîch:
hundert alte, tûsent junge!
Solde ichz klagen? nein ich niemer.
mit den tôren muoz si rûnen:
ungehœret stân ich iemer.

Sterren vil gât ûf und abe:
sich, wer wartet dâ des einen?
Ob er bluomen tûsent habe,
wer mac der wan eine meinen?
Swer zer verte an breiten strâzen
bî gesellen niuwe vindet,
mac die kleinen pfede lâzen.

Vrouwe, ich bin nû mîn als é,
sît iu liebent ander tôren.
Niuwan einez tuot mir wê:
mich erbarment iuwer ôren,
Diu iu diezent ir gesanges.
vrouwe, hüetet iuwer schâpels:
al ze vil ist ir gedranges.

XI. *Minnesanges ende.*

Ende hât nû sanc und spil;
vrouwe, in mac iu mêre singen:
Wand ich sanc iu alsô vil,
daz kein seite mê wil klingen.
Vrouwe, wâ ist iuwer vriedel?
singe ouch er nû sîniu liedel.

Er ist alsô schœne und guot:
er mac iu ze danke singen:
Er weiz wol, wie liebe tuot
liep von liebem arme twingen.
Zwiu gert ir noch mîner stiure?
vert sanc ich; sô singe er hiure.

Wirt im danne iur habedanc,
sunne, war dich sîner sprünge!
Sô wære al mîn vröude kranc,
ob im niht als wol gelünge.
Welt ir mir mîn swære büezen?
gnâdet mir: sô wil ich grüezen.

XII. *Vereinunge.*

Nein lât mich eine, vriunde mîn:
ir kêret widere, weset vrô.
Ine mac doch niuwan trûric sîn,
und sît ir vrœlîch sus und sô.
Gesellen, lât ir mich vereinen:
ir muget lachen, ich muoz weinen.

Sô sitze ich an des baches bort
und schouwe sinen ünden nâch:
Nû sint si hie, nû sint si dort;
wie balde entweich, daz ich noch sach!
Gesellen, lât ir mich vereinen:
ir muget lachen, ich muoz weinen.

Diu sunne leite ir lesten schîn
noch obene an den hœhsten boum;
Si seic, und in dem herzen mîn
bleip tunkel und ein vinster troum.
Gesellen, lât ir mich vereinen:
ir muget lachen, ich muoz weinen.

Die vorstehenden Gedichte erschienen 1828 in den Gedichten eines fahrenden Schülers S. 109—125; vgl. auch Jugendjahre S. 67. Ebendort (S. 68) wird Lachmanns Urteil darüber berichtet, daß Wackernagel einen recht guten mittelhochdeutschen Stil schreibe. Ein Brief Wackernagels an Laßberg vom 14. Dezember 1827 enthält sechs mhd. Gedichte, ein in der oben abgedruckten Reihe nicht mit enthaltenes und die obigen Nummern 6, 5, 3, 8 und 9, die er mit den Worten einleitet: „Lassen Sie mich Ihnen einige mhd. Lieder, selbstgemachte, abschreiben; es wäre mir lieb, hätten Sie sie nicht ungern gelesen.“ Das erste Lied lautet hier:

„Nu muoz ich von dir scheiden:
owê der herzenôt!
und sol ich lange verre sîn,
in sorgen lig ich tôt.“

Si want ir wîzen hende:
neinâ vil lieber man!
owê mich wê der leide,
und wellest mich nu lân.

„Ich bin dir ie getriuwe,
in meine niuwan dich.
vil herzeliebiu vrouwe,
nu tuoz ouch umbe mich!“

Nun welle got von himele
deich breche mînen eit!
nâch küssen weinden beidiu:
ir scheiden was in leit.

Dô zôch si ab ir hende
ein guldîn vingerlîn,
ir ougen weinden heize.
dâbî gedenke mîn!

Adê adê vil lieber man!
mîn herzeliep var wol! —
ân umbesehen reit er hin,
sîn lîp was kumbers vol.

Der briefliche Text hat folgende Abweichungen: 3, 4 *zuo der;* 5, 3 *ob al der;* 14 *am rôsenzwî;* 9, 14 *wil.*

Im einzelnen bemerke ich folgendes, ohne irgend Vollständigkeit der Parallelen anzustreben:

1, 12. 20. *kennen* ist mhd. sehr selten und begegnet bei den Klassikern niemals.

1, 25. *wineliet* stammt aus Neidhart 62, 33.

2, 16. Diese bekannte Strophe (Minnesangs Frühling 3,1) hatte zuerst Benecke zu Iwein 5546 nach Docens Mitteilung veröffentlicht.

7, 5. Vgl. Walther 86, 5.

8, 7. *Ez ist site der nahtegal, swan si ir liep* (die Handschriften *liet*) *volendet, sô geswîget sie* Heinrich von Morungen in Minnesangs Frühling 127, 34. Wackernagel hatte Bodmers Text vor Augen, der fälschlich *leit* bietet, wie auch später Bartsch einsetzte.

9, 1. Zum Gesang des sterbenden Schwans vgl. WACKERNAGEL, Afrz. Lieder und Leiche S. 242 und die reiche Stellensammlung bei BARTSCH, Albrecht von Halberstadt S. CXX.

9, 12. *tœtœrinne* stammt aus Minnesangs Frühling 147, 4, *adê adê* aus Tristan 3856.

Register.

ÜBER DIE CARITAS DES LEONARDO DA VINCI IN DER KURFÜRSTLICHEN GALERIE ZU CASSEL

VON

FRIEDRICH MARX

DES XXXIV. BANDES
DER ABHANDLUNGEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

N° II

MIT 3 TAFELN UND 8 ABBILDUNGEN IM TEXT

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER
1916

Vorgetragen für die Abhandlungen am 6. Mai 1916
Das Manuskript eingeliefert am 8. Mai 1916
Der letzte Bogen druckfertig erklärt am 30. August 1916

ÜBER DIE CARITAS DES LEONARDO DA VINCI IN DER KURFÜRSTLICHEN GALERIE ZU CASSEL

VON

FRIEDRICH MARX

Die wesentlichen Ergebnisse der folgenden Untersuchung sind bereits vor Jahresfrist in einer im Buchhandel erschienenen Schrift, die dieselbe Aufschrift führt wie diese Abhandlung, veröffentlicht worden (Bonn 1915 bei Ludwig Röhrscheid). In dieser Schrift ist das Gemälde, dessen Bestimmung und Erklärung das Endziel dieser Untersuchung bildet, durch eine möglichst getreue Photographie wiedergegeben, während für die folgenden Ausführungen der auf der beigehefteten Tafel gegebene Lichtdruck ausreichen wird. Sowohl die Zeugnisse über die Caritas des Leonardo wie der Stoff für ihre kunstgeschichtliche Würdigung haben sich seit jener Veröffentlichung derart vermehrt, daß diese erneute Behandlung nicht nur als berechtigt, sondern vielmehr als notwendig erscheinen wird. Am meisten brachte die Vermehrung der Zeugnisse über das Bild der Caritas, sowohl der aus der bildlichen wie der aus der schriftlichen Überlieferung, Licht und Förderung im einzelnen wie im ganzen. Für die hilfsbereite Unterstützung der Nachforschungen spreche ich neben den in jener Schrift bereits genannten Förderern meiner Arbeit insbesondere Sr. Exzellenz Herrn Geheimen Rat Richard Schoene in Berlin, Fräulein Helene Hauptmann in Leipzig, der Besitzerin der S. 33 abgebildeten Kopie und der S. 11 und S. 90 abgebildeten Zeichnungen, meinen aufrichtigsten Dank aus.

Mit dieser Aufzählung ist indessen die Zahl derer, deren Hilfe ich in Anspruch nehmen mußte, keineswegs erschöpft; sie werden im Laufe der folgenden Abhandlung bei den Einzelfragen, deren Lösung sie durch ihre Hilfe gefördert haben, zu nennen sein. Mein Kollege Herr Dr. HERIBERT REINERS hat in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 21. November 1915 (drittes Blatt) eine Besprechung der oben genannten Schrift veröffentlicht, in der einzelne wertvolle Bemerkungen eingestreut sind. Die Besprechung von G. PAULI in der „Deutschen Literaturzeitung" von 1916, Nr. 15, S. 760ff., ist mir erst nach Vollendung dieser Arbeit bekannt geworden; da der Verfasser nur Althergebrachtes neu vorbringt, bedeutet dieser Umstand für diese Arbeit keinen Verlust.

Der Umstand, daß ich zeitweise der Besitzer und Hüter dieses Bildes geworden war, hat mir es ermöglicht, die Holztafel selbst eingehender zu untersuchen, als dies in einer Galerie oder einem fremden Hause möglich gewesen wäre. Zu meiner Verwunderung erkannte ich, daß dieses Bild nicht nur noch nicht veröffentlicht, sondern daß die Frage nach dem Schicksal und nach dem Aussehen der Caritas des Leonardo überhaupt eine wissenschaftliche Behandlung noch nicht erfahren habe. Das ist in vieler Hinsicht recht sehr zu bedauern. Denn die Behandlung dieser Fragen kommt ein halbes Jahrhundert zu spät. Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten viele, die die sicheren Aufklärungen mit leichter Mühe geben konnten, an deren Stelle wir heute nur unklare und zum Teil absichtlich verkürzte schriftliche Berichte, so gut es geht, verwerten müssen. Die, die noch durch mündliche Überlieferung fördern konnten, sind zumeist mit dem Jahrhundert zugleich zu Grabe getragen. Meine Nachforschungen im Nachlaß J. H. W. Tischbeins in Oldenburg, meine Nachfragen bei der Firma Artaria in Wien und bei den lebenden Mitgliedern der Familie von Ludwig Hummel, von Rumohr und von Wilhelm und Ludwig Grimm u. a. m. hatten kein Ergebnis, das über die schriftliche Überlieferung wesentlich hinausführen konnte. Ein Direktor der Akademie in Cassel, Friedrich Müller, und ein Direktor der Galerie, Ludwig Sigismund Ruhl, haben in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch Kunde von Kopien der Caritas; statt eine derartige Kopie zu veröffentlichen, geben sie nur unklare, geheimnisvoll klingende Nachrichten in die Öffentlichkeit, in denen mehr verschwiegen als mitgeteilt wird; denn es wird verschwiegen, von wessen Hand die Kopie herrührt, wann und wo sie gemacht ist, wo sie sich zurzeit befindet (siehe unten S. 36 und S. 43). Das sind bedauerliche Versäumnisse, die kaum mehr gut gemacht werden können.

Um einem ähnlichen Vorwurf zu entgehen, habe ich mich entschlossen, alles, was ich durch mündliche Besprechung noch erfahren konnte, zu veröffentlichen, und mit den recht zerstreuten und schwer zugänglichen schriftlichen Berichten über die Caritas des Leonardo hier zusammenzustellen. Daß die Veröffentlichung dieser Arbeit vielen sehr wenig erwünscht war, konnte ich aus mancherlei Anzeichen erschließen. Sie war außerdem erschwert durch die Unzugänglichkeit der Literatur über die Beraubung der Galerie außerhalb Cassels, durch den Umstand, daß die Geschichte dieser Beraubung noch nicht ge-

schrieben, wichtige Urkunden über diese Beraubung noch nicht veröffentlicht sind. Größere Teilnahme werden erst dann diese Ausführungen erwecken, wenn der Streit über den Künstler der Wachsbüste der Flora und des auferstandenen Christus in Berlin beigelegt und vergessen ist; die weitere Öffentlichkeit ist zurzeit dererlei Streitigkeiten müde und davon übersättigt. Das Ziel der folgenden Untersuchung ist zunächst, das verlorene Bild der Caritas von Leonardo nachzuweisen und die Darstellung herzustellen und zu erklären; danach darzulegen, ob diese künstlerische Schöpfung einem Schüler und Nachahmer oder einem führenden und bahnbrechenden Meister zuzuschreiben ist. Über ein Bild eigenen Besitzes schreibe ich nicht mehr. Das auf der beigegebenen Tafel abgebildete Gemälde ist in den Besitz Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein übergegangen und wird, sobald der Friede eingekehrt sein wird, im Großherzoglichen Schloß zu Darmstadt Aufstellung finden. Ich hoffe, daß es als Kunstwerk den Vergleich mit dem auferstandenen Christus und mit der Florabüste wird ertragen können, hoffe auch, daß die Sammlung der Zeugnisse, die Darlegung seiner Geschichte und seiner hohen Wertschätzung in der Zeit unserer großen Dichter von Wert bleiben wird selbst dann, wenn diese Wertschätzung sich als unberechtigt erweisen sollte. Ich wiederhole endlich hier gern die in der früheren Schrift ausgesprochene Danksagung für einzelne wichtige Mitteilungen von seiten des Direktors der Casseler Galerie, Herrn Dr. Georg Gronau.

I.

In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war in den Kreisen der Kunstkenner und Kunstforscher wohl bekannt, daß unter den Schätzen der kurfürstlichen Galerie zu Cassel vor ihrer Beraubung durch die Franzosen sich ein Gemälde von Leonardo da Vinci befunden hatte, das eine Caritas darstellte, und das als eine Perle unter diesen Schätzen betrachtet wurde. Die urteilsfähigsten unter den Zeitgenossen hatten über dieses Bild mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung, ja des Entzückens sich mündlich und schriftlich vernehmen lassen. Anfang Oktober des Jahres 1806, einige Wochen vor dem Einrücken der Franzosen, ließ der Kurfürst die 48 besten Bilder der Galerie in 6 Kisten verpacken, um sie baldigst außer Landes zu bringen: sie sind genau aufgeführt von E. F. F. ROBERT: Versuch eines Verzeichnisses der kurfürstlich Hessischen Gemälde-Sammlung Cassel 1819, S. IVff. Diese

Kisten blieben aber bedauerlicherweise im Residenzschloß zu Cassel und wurden bald darauf von dem französischen General Lagrange beschlagnahmt, um als Kriegsbeute nach dem Schloß der Kaiserin la Malmaison versandt zu werden. Im Jahre 1815 haben die Erben dieser immer von Schulden bedrängten und geldbedürftigen Kaiserin Josephine einen großen Teil jener entführten 48 Gemälde dem Kaiser Alexander I. von Rußland verkauft; sie bilden jetzt die Zierde der Gemäldesammlung der Eremitage in St. Petersburg. Nach den aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts stammenden Aufzeichnungen der Galerie zu Cassel befand sich die Caritas des Leonardo und eine heilige Familie desselben Meisters zusammen mit einem Bild von Schalcken und einem Bilde von van Dyck in derselben mit Nr. 2 gezeichneten Kiste. Beide Bilder, die einzigen Werke der Galerie, die den Namen Leonardos trugen, die u. a. JOHANN HEINRICH WILHELM TISCHBEIN (Aus meinem Leben, I, Braunschweig 1861, S. 127) als 'la Carità' und 'eine heilige Familie' erwähnt hat, waren danach vollständig verschollen; in St. Petersburg, in London, in Paris suchte man sie vergebens. Daß sie deshalb, weil sie verpackt, auch nach Malmaison verschickt sein müssen, ist nach den Gesetzen der Logik kein sicherer Schluß. Nach dem Bericht beispielsweise bei E. STENGEL, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, II, Marburg 1886, S. 400, wurde von den 299 später von Denon beschlagnahmten Bildern ein Bild gleich 'beim Einpacken in Cassel gestohlen'. Und ein Augenzeuge der Vorgänge bei der Verpackung des Raubs ist voller Besorgnis, was geschehen würde, 'wenn dann Denon gewahr wird, daß eines oder das andere auf die Seite gebracht worden' (A. DUNCKER, Zeitschrift des Vereins f. Hess. Geschichte IX, 1881, S. 270). Denn 'viele Stücke des Medaillencabinets und eine Menge von Schmuckgegenständen wurden schon in Kassel aus den Kisten gestohlen' (derselbe, Deutsche Rundschau XXXIV, 1883 (Januar—März), S. 224). Es darf vielmehr als so gut wie feststehend betrachtet werden, daß weder die Caritas, noch die heilige Familie des Leonardo nach Malmaison überführt worden sind, weil Kaiser Alexander die beiden Werke des seltensten und größten aller Meister sich nicht würde haben entgehen lassen, wenn er sie in Malmaison vorgefunden hätte; und weil die geldbedürftigen Beauharnais sie gewiß gern recht bald zu einem hohen Preis einem sicheren Käufer überlassen hätten. Daß die Caritas während der acht Jahre in Malmaison unter den entführten Gemälden, die daselbst

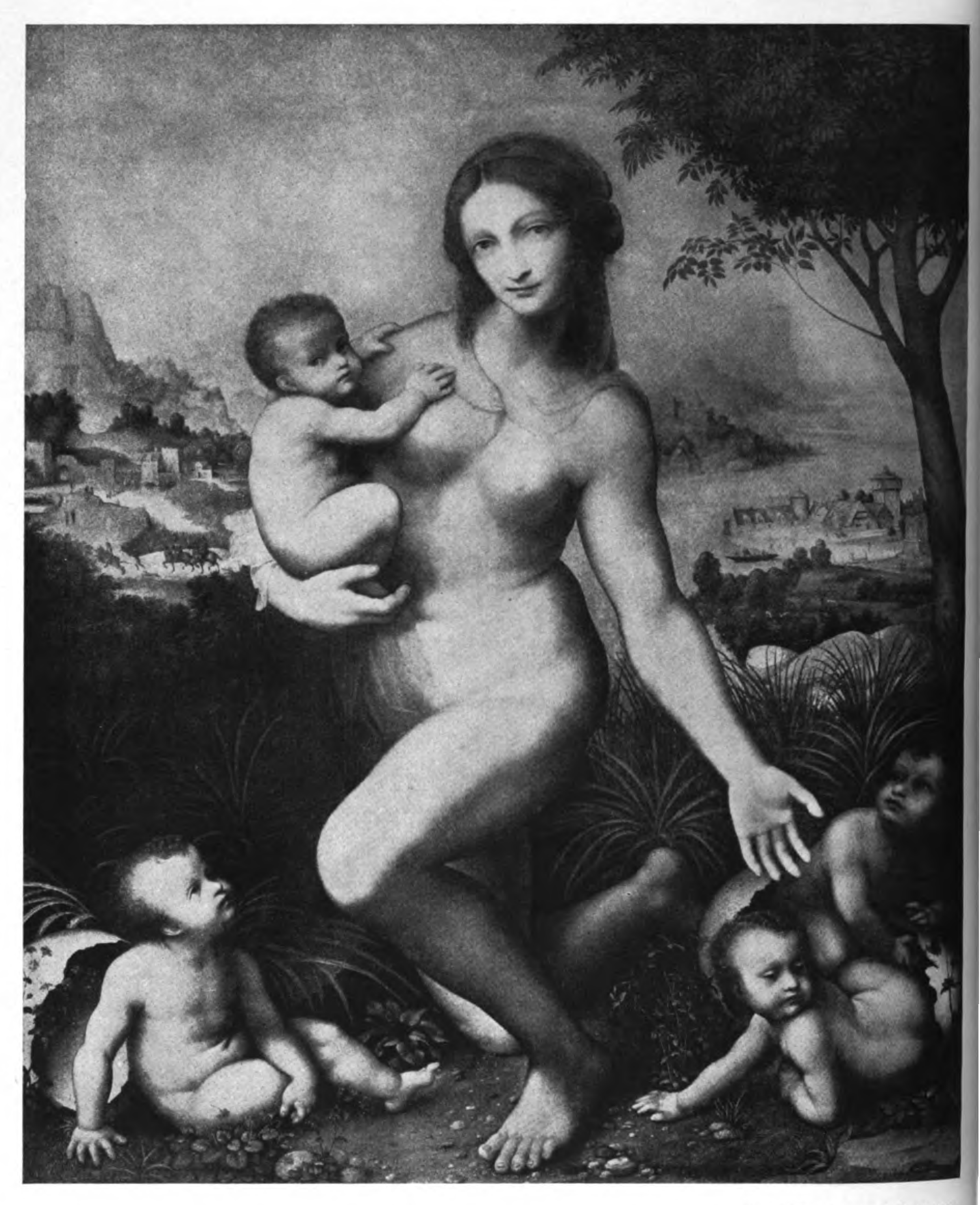
'die Casseler Künstler mit traurigem Herzen oft genug gesehen haben' (W. GRIMM, Kleinere Schriften, I, Berlin 1881, S. 556), nicht aufzufinden war, bezeugt zudem in dem amtlichen Bericht für den Kurfürsten JAKOB GRIMM bei E. Stengel, a. a. O. S. 41 ausdrücklich mit der Erklärung: 'Ich gestehe, daß es mir kaum glaublich erscheint, alle diese 48 oder jetzt 45 uns fehlenden Bilder seyen jemals zusammen in Malmaison und Josephinens Besitz gewesen. Die Carità des Leonardo da Vinci erinnert sich auch niemand je wiedergesehen zu haben, weder daselbst noch anderswo' (Bericht vom 8. Oktober 1815). Und unter den Besuchern des Schlosses von Malmaison waren ausgezeichnete Kenner der Casseler Bilderschätze, wie der Maler Unger, der Neffe des Galerieinspektors Tischbein (Stengel, a. a. O. S. II, S. 400, 12). So trauerte man um den Verlust der von Lagrange geraubten und bis heute nicht zurückerstatteten herrlichen Gemälde, unter denen WILHELM GRIMM, der Verfasser des ihnen gewidmeten Nachrufs im Rheinischen Merkur (vom 6. Dezember 1815 Nr. 340) 'eine heilige Familie von da Vinci' und 'die wunderherrliche Charitas' besonders hervorhebt (abgedruckt bei WILHELM GRIMM, Kleinere Schriften, a. a. O.). Über die Schicksale der vier Bilder in jener Kiste Nr. 2 wird im folgenden unter VI eingehend gehandelt werden.

Da überraschte zu einer Zeit, in der die Zahl derer, die die Caritas noch betrachtet und gewürdigt hatten, sehr zusammengeschmolzen war, im Jahr 1844 der Frankfurter Kunstgelehrte und Künstler Johann David Passavant die gelehrte Welt mit der Nachricht, daß das verschollene Bild, das er selbst in der Zeit vor der Entführung nie gesehen hatte, wirklich wiedergefunden sei. Im Jahr 1835 hatte LUDWIG SCHORN im Kunstblatt des Jahres S. 431 bei Gelegenheit einer Besprechung dreier Schriften über Kunstwerke in den Niederlanden auf eine dem Leonardo zugeschriebene Darstellung der Leda hingewiesen, die er im Schloß Tervuren bei Brüssel in der Sammlung des Prinzen von Oranien gesehen hatte: die Landschaft des Hintergrundes erschien ihm als 'fast niederländisch'. Dieses Bild war kurz vorher, im Jahr 1833, wie wir sehen werden, auf einer Versteigerung in England für den Prinzen erworben worden.

Aus dem Nachlaß Schorns gab FÖRSTER 1843 den dritten Band der Lebensbeschreibungen Vasaris heraus, in dem (S. 41, Anmerkung) Schorn auf jene Leda zurückkommt und berichtet: 'Eine schöne Federzeichnung von Lionardo, Leda nackt, halb knieend zwischen Schilf,

mit dem Schwan zur Seite, dem sie liebkosend die Eier zeigt, aus deren einem eben das Kind hervorkommt, ist bei Ottley the Italian school of design (London 1823) p. 24 (*20*?) nachgebildet. Dasselbe Motiv, jedoch verkünstelt, findet sich in dem ebenfalls unserm Meister zugeschriebenen Gemälde, in der Sammlung des Königs von Holland (*Wilhelm II, seit 1840 König*) im Haag. Leda ist hier fast in derselben Stellung, aber ein Kind auf dem rechten Arme haltend, den linken nach zwei Kindern ausstreckend, die <*neben*> ihr links an der Erde liegen, das vierte rechts vor ihr. Ihr Kopf ist hier mit einem Schleier geschmückt und der Hintergrund eine Landschaft.' Von der Herkunft des Bildes ist weder in dieser noch in der früheren Beschreibung mit irgendeinem Wort die Rede. Das von Schorn entdeckte Gemälde befindet sich jetzt im Schloß zu Neuwied und war zugleich mit dem hier auf der beigegebenen Tafel abgebildeten im Jahr 1904 in Düsseldorf ausgestellt; es ist beschrieben im Katalog. Kunsthistorische Ausstellung Düsseldorf 1904, Nr. 252, und bei P. Clemen u. E. Firmenich Richartz, Meisterwerke der Malerei auf der kunsthistorischen Ausstellung zu Düsseldorf 1904, S. 34, zu Tafel 74, hier abgebildet nach einer von der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München hergestellten Kupferätzung nach S. 8 und S. 24. In einer Besprechung des angeführten Bandes der Übersetzung des Vasari von Schorn im Kunstblatt von 1844, S. 118, fällte Passavant über das von Schorn beschriebene Bild der Leda folgendes vorschnelle Urteil: 'Die ferner erwähnte Leda in der Königlichen Galerie im Haag stammt aus der Casseler Galerie, wo sie für eine Caritas gehalten wurde. Rumohr glaubt sie Original und gedenkt ihrer mit ausgezeichnetem Lob: ich habe sie nie gesehen.'

Nach seinem eigenen Geständnis hat demnach Passavant die Caritas in Cassel niemals gesehen: wie aber aus dem Fehlen jedes Urteils über den künstlerischen Wert und dem Fehlen des Berichtes über den Eindruck des Bildes im Haag ersichtlich ist, hatte Passavant auch die Leda im Jahr 1844 noch nicht gesehen. Schorn war nicht mehr unter den Lebenden; würde Rumohr diese überstürzte Behauptung zu Gesicht bekommen haben, dann hätte Passavant sich eine Zurechtweisung zugezogen; aber der war 1843, ein Jahr nach Schorn, gleichfalls gestorben. Denn Passavants Aufstellung war übereilt und deshalb ungehörig, weil er sich weder um die Beschreibung der alten Kataloge, noch um die Rumohrs, noch um eine Nachprüfung der Maße



Phot. F. Bruckmann A. G. München

Leda im Schloß zu Neuwied



Phot. Braun in Dornach
Verlag Velhagen und Klasing

Handzeichnung in Chatsworth

des Bildes zu kümmern für notwendig erachtet hat, besonders aber weil er jeden Nachweis über die Herkunft der Leda aus der Casseler Galerie schuldig geblieben ist und so viele auf einen Irrweg geführt hat. Indessen ist bei dieser kühnen Behauptung Passavants zweierlei auffallend und bedenkenerregend. Einmal, daß weder von ihm selbst, noch von anderer Seite eine angemessene wissenschaftliche Behandlung der aufgeworfenen, gewiß wichtigen Frage bis auf die Gegenwart erfolgt ist. Dies weist darauf hin, daß man bald nach Beginn der Bearbeitung erkannte, daß diese Bearbeitung zu keinem erfreulichen Ergebnis führte und sie deshalb aufgab. Anderntei1s ist es eine naheliegende Vermutung, daß die erhaltene Leda in Neuwied tatsächlich die größte Ähnlichkeit in der Darstellung mit der damals verschollenen Caritas der Casseler Galerie aufweisen muß. Es entsteht nun die Frage, wie Passavant, der keines von beiden Bildern gesehen hatte, im besten Fall nur wenig eingehende Beschreibungen zu Hilfe nehmen konnte, mit solcher Sicherheit die Gleichsetzung beider Bilder aufstellen konnte. Diese Frage läßt sich nur derart befriedigend beantworten, daß man annimmt, er habe Nachforschungen anderer Gelehrter benützt, denen sowohl die verlorene Caritas in Cassel aus der Erinnerung wie die Leda im Haag durch eine Zeichnung oder durch eigene Besichtigung gut bekannt gewesen ist. Und tatsächlich hat lange vor Passavants Veröffentlichung in Cassel selbst ein Künstler, der die Caritas noch gesehen hatte und die Leda aus dem Haag durch eine Zeichnung kannte, dieselbe Gleichsetzung versucht; er hat es aber aus irgendwelchen Gründen Passavant überlassen, sich damit in die Öffentlichkeit zu wagen, war zu der Zeit, als Passavant zuerst die Öffentlichkeit über die Wiederauffindung der Caritas in Kenntnis setzte, bereits vier Jahre verstorben.

Im Spätsommer des Jahres 1840 war in Cassel der Direktor der Kunstakademie, Ludwig Hummel, gestorben, ein in Neapel geborener Schüler des sogenannten Neapolitaners Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, dessen eingehende Beschreibung der Caritas Leonardos unten S. 53 mitgeteilt werden wird: über das Datum seines Todesjahrs H. Knackfuss, Geschichte der Kunstakademie zu Cassel, Cassel 1908, S. 186. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hummel, dessen künstlerische Tätigkeit in den Jahren 1802—1805 in Cassel eine sehr rege war, die besten Werke der Galerie genau kannte. Aus dem Nachlaß Hummels stammt die S. 11 mitgeteilte Zeichnung der Leda aus



Handzeichnung Gustines

dem Haag, die nebst einer Bause derselben Zeichnung sich jetzt im Besitz der Enkelin Hummels, Fräulein Helene Hauptmann in Leipzig, befindet. Auf dieser Zeichnung ist von der Hand der Tochter Hummels, der Mutter der Besitzerin, der folgende Vermerk beigeschrieben: 'v. Gusdine gez. nach Leonardo': auf der von Hummel hergestellten Bause (siehe unten S. 43): 'Durchzeichnung nach einer Skizze von Gusdine. Charitas (Leda) v. Lionardo da Vinci welche nach dem Originalgemälde gemacht ist. (Wo?) Nach einer Restauration sind die Eierschalen und noch ein Kind zum Vorschein gekommen und wurde das Bild seitdem „Leda" getauft. so erinnere ich mich genau von meinem Vater gehört zu haben.' Aus diesen Aufzeichnungen und Zeichnungen ergibt sich, daß zwischen 1833 und 1840 der Direktor der Kunstakademie, Ludwig Hummel, in Cassel in Erfahrung gebracht hatte, daß im Haag sich ein Gemälde einer Leda von der Hand des Leonardo befand, das der verlorenen Caritas der alten Galerie von Cassel sehr ähnlich war. Er ließ sich eine Abbildung dieser Leda anfertigen, und zwar durch den aus Hanau stammenden Maler Nikolaus Gustine, über den Herr Dr. phil. und med. K. Siebert in Freiburg i. B. die Güte hatte, mir wertvolle Mitteilungen zugehen zu lassen. Danach hat Gustine nach 1823 für die Kurfürstin Auguste von Hessen-Cassel und für deren Schwester, die Königin Wilhelmine von Holland, abwechselnd in Cassel und in der Niederlande Arbeiten ausgeführt. Er ist es gewesen, der die Zeichnung in Tervuren oder im Haag angefertigt und zusammengefaltet an Hummel übersandt hat; in der Landschaft brachte er an zwei Punkten die Buchstaben x und z an, die er dann in einem beiliegenden Brief an Hummel genauer erläutert haben wird: über ihn SIEBERT in dem Aufsatz über Konrad Westermayr und seine Schüler, Hanauer Geschichtsblätter 1911, S. 93ff. An der Zeichnung Gustines ist noch die Spur der in Cassel über das Bild geführten wissenschaftlichen Erörterung in den groben Bleistiftstrichen sichtbar, die über die nackte linke Hüfte, deren Rand von Gustine mit Vierecken schraffiert ist, aufgesetzt sind und die die angebliche Übermalung der Caritas durch ein später angebrachtes Gewand bezeichnen sollten. Wie wir sehen werden, hatte man von dem Oberkörper der Caritas eine Kopie der Frau von Malsburg in dem Hummelschen Hause zur Verfügung (siehe unten S. 33). Von dem Unterkörper wußte man nichts mehr; wie denn der Verfasser einer Schrift über Leonardo vom Jahre 1819 wohl über die verschwundene heilige Familie zu berichten weiß, aber

über die Caritas nur den mageren Bericht des Katalogs von 1799 anführen kann (siehe unten S. 86). Trotz alledem ist diese Aufstellung Hummels ein wertvolles Zeugnis für den oberen Teil des verschwundenen Bildes der Caritas, der der Leda genau entsprochen haben muß. Von Hummel selbst wahrscheinlich oder aus einem ihm nahestehenden Kreise kam diese Aufstellung nach Frankfurt und zur Kenntnis Passavants, der sie erst vier Jahre nach Hummels Tod in der oben getadelten unvollkommenen Weise in die Öffentlichkeit gebracht hat. Daß der hochbetagte, oft durch Krankheit geplagte Hummel in den letzten sieben Jahren seines Lebens eine Reise nach den Niederlanden unternommen habe, ist nicht glaublich; die Leda kannte er demnach nur aus der Zeichnung Gustines, die Caritas hatte er in Cassel in den ersten Jahren des Jahrhunderts noch mit eigenen Augen zusammen mit Tischbein geschaut und bewundert.

Das Handbuch FRANZ KUGLERS über die Geschichte der Malerei, I, 2. Auflage, Berlin 1847, S. 505 = II, 3. Auflage, 1867, S. 121, brachte dieser ohne jeden Beleg und Beweis in die Welt gesetzten Behauptung Passavants weite Verbreitung und Anerkennung. Indessen drückt sich Kugler a. a. O. über das Gemälde einigermaßen vorsichtig aus: '... es befand sich in der alten Galerie zu Cassel und ist erst in neuerer Zeit, wie es scheint, in der Königlichen Galerie im Haag wieder zum Vorschein gekommen. Es war ursprünglich eine nackte, stehende Leda mit den beiden Kindern; eine aus Gründen der Decenz unternommene Übermalung hatte sie zur Caritas umgeschaffen.' Der Ausdruck 'nackte, stehende Leda', 'mit den beiden Kindern' ist wie manches andere in dieser Darlegung unzutreffend. Im Haag hatten die Beamten der Königlichen Galerie sowohl durch Gustine wie durch Kuglers Handbuch Gelegenheit, diese Entdeckung kennen zu lernen. Es ist nicht zu verwundern, wenn der Katalog der Versteigerung der Gemälde König Wilhelms II. vom August 1850 angibt: 'Léonard — Léda et ses enfants qui sortent de la coquille. De la galerie de Hesse-Cassel et de la Malmaison. 1,26 × 1,04.' (BLANC, trésor de l'art II, S. 480; mir nicht zugänglich.) Nur wegen der Verbreitung der Aufstellungen Passavants ist es erforderlich, genauer auf dessen weitere Meinungsäußerungen einzugehen. Die Art, wie er für eine offenkundige Übereilung später Stützen zu gewinnen sucht, ist psychologisch lehrreich. Nachdem er sich die Schwierigkeiten der Gleichsetzung beider Darstellungen, der Leda und der Caritas, etwas eingehender überlegt hatte, schrieb er

neun Jahre nach der oben angeführten ersten Mitteilung im Kunstblatt von 1853, S. 188, über das Bild der Leda: 'Es stammt aus der kurfürstlichen Casseler Galerie, wo die Leda aber, mit einem Gewand übermalt, als eine Caritas gegolten und von Herrn von Rumohr noch so gesehen und beschrieben worden ist'; und in derselben Zeitschrift 1856, S. 272, Kol. 2, nachdem er, wie wenigstens aus dem Kunsturteil zu vermuten ist, das Bild zum erstenmal selbst gesehen hatte, dementsprechend ausführlicher: 'Einem noch untergeordneteren Schüler unseres Meisters ist jenes Bild der Leda <*zuzuweisen*>, welches aus Cassel nach dem Haag gekommen ist und ehedem mit einem Gewand theilweise übermalt war. Da nun Leda liebreich nach dem dem Ei entschlüpften Castor und Pollux sieht, glaubte Rumohr eine Caritas darin zu erkennen und hielt das Gemälde von Leonardo selbst ausgeführt. Die Komposition allerdings ist einer Zeichnung des Leonardo, die sich gleichfalls noch im Haag befindet, entnommen, und es ist nur der aufgehobene Arm der Leda sehr unvorteilhaft im Bild abgeändert und die Zeichnung und Modellierung ohne feines Verständnis, der Ton schwer und hart.'

Und dieses Bild, so glaubte man bis 1915, sollte die 'wunderherrliche Charitas', wie sie Wilhelm Grimm nannte, 'die größte Zierde der kurfürstlichen Gemäldesammlung zu Cassel', 'die köstliche Carità', wie Rumohr schrieb, der 'Diamant der Casseler Sammlung', wie der Neapolitaner Tischbein sich ausgedrückt hatte, das Bild, vor dem Goethe stundenlang gesessen hatte, gewesen sein! Aber diese Aufstellungen gingen in die kunstgeschichtliche Literatur über: so in das Werk von FELICE TUROTTI, Leonardo da Vinci e la sua scuola, Milano 1857, S. 7, von da in die Ausgabe des Vasari von Milanesi, IV, Firenze 1879, S. 62, in das Werk von W. VON SEIDLITZ über Leonardo, II, Berlin 1909, S. 130, und in den Katalog der Casseler Galerie von G. Gronau von 1913, S. XIII, u. a. m. Allerdings teilt der Verfasser dieses Katalogs in einer Zuschrift vom 3. April 1915, I. N. 121/15, mit, daß er die Leda in Neuwied 'im Original nie', das hier nach S. 24 abgebildete Gemälde 'nur einmal flüchtig' gesehen habe. Und demgemäß wird auch das mir nachträglich bekannt gewordene Urteil GRONAUS, Hessenland 1914, S. 272, zu bemessen sein, der die Leda in Neuwied mit den Worten 'dieses bedeutende, aber nicht sehr erfreuliche Bild' einführt. Der Preis, den es auf der Versteigerung im Jahre 1850 erzielt haben soll, war 31 175 Franken. Wenn Gronau vermutet, daß es heute 'kaum einen besonderen

Preis erzielen würde', so möchte ich nach dem, was mir ein bedeutender Vertreter des Kunsthandels über die Selbständigkeit des Urteils der kaufenden Kundschaft unlängst mitteilte, vermuten, daß das Beiwort 'bedeutend' heute den angegebenen Preis noch mächtig in die Höhe treiben würde. Der Urheber dieses Urteils hat, wie mir scheint, erkannt, daß selbst in der minderwertigen Nachahmung die Wirkung eines bedeutenden Vorbildes noch zu verspüren ist.

Wie im weiteren die Kunstschriftsteller des Auslands glaubten, über Rumohr aburteilen zu können, zeigen die Ausführungen von EUGEN MÜNTZ, Léonard de Vinci, Paris 1899, S. 430, 1: 'Une Léda faisait partie de la collection de la Malmaison, entrée par la suite dans celle du roi de Hollande, avec laquelle elle fut vendue en 1850. (L'on affirme qu'elle se trouve aujourd'hui à Neuwied, où elle serait allée échouer après avoir figuré quelque temps à Cassel.) On y voit la mère de Castor et de Pollux, un genou en terre, soulevant avec amour l'un des deux jumeaux qui viennent de naître. L'hypercritique baron de Rumohr parle avec enthousiasme de ce tableau, dans lequel il reconnaît une Charité. M. Morelli, par contre, y voit un ouvrage flamand.' Und der eben genannte MORELLI, der in seinen Kunstkritischen Studien (Die Galerieen Borghese usw.), Leipzig 1890, S. 420, von Passavant schreibt: 'Ihm folgten dann, wie dies in der Welt zu gehen pflegt, die meisten Fachgenossen nach, denen man ja stets einen großen Gefallen erweist, wenn man ihnen das Selbstdenken erspart', derselbe MORELLI erklärt a. a. O. S. 193: 'Baron von Rumohr glaubt allerdings in Cassel eine Leda von Lionardo gefunden zu haben.' Er steht also in der Geringschätzung des Rumohrschen Berichtes ganz unter dem Einfluß Passavants, über dessen Methode er anderswo schreibt: 'Übrigens mag er (*Passavant*) sonst ein sehr rechtschaffener und gelehrter Mann sein: aber sobald er vom Faktenerzählen abgeht, scheint er mir die Bügel zu verlieren' (Kunstkritische Studien, Die Galerie zu Berlin, Leipzig 1893, S. XXXV). In diesem Fall hatte jener tatsächlich die Bügel verloren, und zwar beim Ritt auf einem fremden Pferd, das er aus Cassel entlehnt hatte.

Denselben Vorwurf indessen kann man gegen KUGLER nicht erheben. Im Handbuch der Kunstgeschichte, II, 4. Auflage, Stuttgart 1861, S. 343, 5. Auflage 1872, S. 404, urteilt er noch weit zurückhaltender als vordem: 'Über ein in neuerer Zeit verschollenes Bild, das sich früher in der Galerie von Cassel befand, und als eines der vorzüglichsten

Werke von Leonardo galt, läßt sich kaum etwas Sicheres sagen. Das Bild, eine Mutter mit ihren Kindern, führte den Namen der Caritas; der tiefsinnig süße und sehnsuchtsvolle Ausdruck der Köpfe desselben wird höchlichst gerühmt. Neuerdings wird indes mit Bestimmtheit versichert, das Gemälde habe ursprünglich eine Leda vorgestellt und sei nur durch Übermalung, die Nacktheit in etwas zu verhüllen, zu einer Caritas umgestempelt worden; auch habe sich dasselbe zuletzt in der Sammlung des Königs von Holland im Haag befunden.' Neu ist in allen diesen Ausführungen Kuglers, daß als Grund der Übermalung der Leda die Schamhaftigkeit des für die Übermalung verantwortlichen, unbekannten einstigen Besitzers des Gemäldes angegeben wird.

Die am besten unterrichteten Gelehrten in Cassel selbst erfuhren wohl von der durch Passavant veröffentlichten Aufstellung, verhielten sich aber vollständig ablehnend. Der Verfasser einer kleinen, in Cassel 1880 erschienenen Schrift, der sich S. L. nennt, nach HEIDELBACH, Hessenland 1914, S. 256, der Direktor der Gemäldegalerie Sigismund LUDWIG RUHL, berichtet in dieser 'Die Gründung der Hessen-Casselschen Gemälde-Gallerie und ihre nachmaligen Schicksale' benannten Schrift S. 19: 'Nach einem unverbürgten Gerücht soll diese Charitas in den Besitz des einstmaligen Königs der Niederlande übergegangen sein; wo sich das Bild befinde, wurde nicht gesagt. Mir ist es unwahrscheinlich; dennoch würde es sich für reisende Kunstautoren empfehlen, in diese Sache Licht zu bringen, wenn etwa eine Verwechselung vorgegangen wäre.' Weder der Direktor der Akademie in Cassel, FRIEDRICH MÜLLER (in Lützows Zeitschrift, VI, 1871, S. 188), noch der gelehrte Oberbibliothekar ALBERT DUNCKER (in der Deutschen Rundschau, XXXIV 1883, S. 236, und in der Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte, IX, 1881, S. 270) erwähnen jene Umwandlung der Leda in eine Caritas; für sie ist das berühmte Bild spurlos verschwunden und verschollen. Demnach hatte die Kritik in dieser Frage doch nicht ohne Ausnahme versagt. Über jenen Bericht Ruhls wird unten S. 43 ff. ausführlicher zu handeln sein.

Die Aufstellungen Passavants zu widerlegen ist nicht schwer. Dem Leser muß schon aufgefallen sein, daß seine Beschreibung der Leda unrichtig ist in dem Satz: 'Da nun Leda liebreich nach dem dem Ei entschlüpften Castor und Pollux sieht, glaubte Rumohr eine Caritas darin zu erkennen und hielt das Gemälde von Leonardo selbst

ausgeführt.' In Wirklichkeit richtet die Leda den Blick nach dem Beschauer. Es folgt darauf der Tadel des jetzt in Neuwied befindlichen Bildes, das Rumohr dem Meister selbst zugesprochen habe.

Die wertvollen Schilderungen Rumohrs (siehe unten S. 48) eingehender zu würdigen und zu fragen, ob sie mit der Leda zu vereinigen seien, hielt Passavant nicht für erforderlich. Seine geringschätzige Behandlung der Darlegungen und des Urteils Rumohrs erhält noch eine psychologische Erläuterung dadurch, daß er erbost auf Rumohr war infolge einer ablehnenden Besprechung einer seiner Schriften im Kunstblatt von 1821, S. 201 ff.; der Gegensatz war dadurch verschärft worden, daß Rumohr zur katholischen Kirche übergetreten war, Passavant in Rom einem sehr streng protestantisch gesinnten Kreise angehört hatte (CORNILL im Neujahrsblatt des Vereins f. Gesch. u. Altertumsk. zu Frankfurt a. M. 1864 S. 70ff.). Fernerhin ist es bemerkenswert, daß Passavant selbst in Rom ein eine Caritas mit drei Kindern darstellendes Bild gemalt hatte (CORNILL, a. a. O. S. 73), das wenig Beifall fand und zurzeit im Vorratsraum des Städelschen Instituts aufbewahrt wird.

Ebensowenig glaubte Passavant Rücksicht auf die Beschreibung und die Maßangaben der alten Kataloge der Casseler Galerie nehmen zu müssen. Nach jener Beschreibung (siehe unten S. 21) war die Caritas dargestellt als 'eine entblößte Frauensperson, die ein Kind zärtlich im Arme hält und zwey andere zur Seite hat, die mit Blumen spielen'. Um den Sinn des Beschreibenden zu erfassen, kann der, dem das gleich zu nennende Bild zugänglich ist, vielleicht die Beschreibung des Bildes des Adrian van der Werf (S. 3, 10) verwerten: 'Am Postament sind zwei halbnakkende Mädchen, welche mit Blumen spielen.' Jene Beschreibung aber stimmt mit den Kindern des Ledabildes nicht überein. Die Kinder der Leda sind eben dem Ei entschlüpft, liegen hilflos auf der Erde, überrascht vom Anblick der Mutter und vom Tageslicht; mit Blumen haben sie nichts zu schaffen. Kinder, die mit Blumen spielen, sind kaum anders darzustellen, als so, daß wenigstens das eine der Kinder Blumen in der Hand hält: siehe unten S. 55 die Beschreibung der Caritas des Cignani im Museum zu Gotha. Die Hände der Ledakinder sind aber leer.

Seit dem Erscheinen des Katalogs der Düsseldorfer Ausstellung ist man ferner imstande, die Maße nachzuprüfen und zu vergleichen. Diese Vergleichung ist, da beide Bilder auf Holz gemalt sind, wichtig

und beweiskräftig; bei auf Leinwand gemalten Bildern kann durch Aufspannen auf neue Leinwand und auf neue Blendrahmen, auch durch Beschneiden eine Vergrößerung wie eine Verkleinerung des Bildes stattfinden; bei Holz ist nur eine Verkleinerung und auch diese nur selten vorgenommen worden, eine Vergrößerung so selten, daß man von diesem stets deutlich an der Tafel nachweisbaren Fall hier ganz absehen kann. Aus der Weisung des Casseler Katalogs von 1783 auf dem Blatt vor S. 1 lernen wir: 'NB. Sämmtliche Gemählde sind nach Rheinländischem Maase gemessen worden.' In demselben Katalog von 1783 und 1799 wird S. 47 die Höhe der Holztafel der Caritas auf 4 Fuß, das sind 1,255 Meter angegeben, die Höhe des Bildes in Neuwied wird in dem Düsseldorfer Katalog S. 112 angegeben auf 1,29 Meter; das Bild müßte also inzwischen um $3^1/_2$ cm gewachsen sein. Über diesen Unterschied wird der, der die Maße der erhaltenen Holzbilder des Katalogs selbst verglichen hat, sich nicht leichten Herzens hinwegsetzen. Denn der alte Katalog gibt oft die Maße auf $^1/_2$, ja $^1/_3$ und $^1/_4$ Zoll genau an: bei der Umrechnung tritt zumeist, wenn die Maße nicht genau stimmen, ein Unterschied von 1 cm, aber nicht mehr in die Erscheinung, doch fast durchweg so, daß das Bild heute um so viel kleiner erscheint, nicht größer, wie in diesem Falle. (Siehe den Anhang.) Der Unterschied der Breite ist geringer: nach dem alten Katalog war die Caritas 3 Fuß 4 Zoll = 1,04 m breit, die Leda ist jetzt 1,06 m breit, also um 2 cm breiter als die Caritas. Das Neuwieder Bild ist demnach etwas größer, als die Casseler Caritas einst gewesen war. Die Maßangaben des Versteigerungskatalogs von 1850 oben S. 13 brauchen wir heute nicht mehr in Betracht zu ziehen.

Es bleibt noch, die Behauptung der Übermalung des Bildes und der Herkunft aus Malmaison und Cassel einer Beurteilung zu unterziehen. Für beide Behauptungen sind bis heute keinerlei Beweise vorgebracht worden. Der Beamte im Neuwieder Schloß, der zurzeit die Aufsicht über die Gemälde führt, und der seine Anweisungen noch von dem verstorbenen Fürsten erhalten hat, erklärte mir mit Bestimmtheit nur dies eine, das Bild stamme aus England, und bei einer Reinigung seien Teile des Baumes klarer in die Erscheinung getreten. Die Verantwortung für die Annahme einer Übermalung und für die Herleitung des Bildes aus den Sammlungen von Malmaison und Cassel überließ er der Schriftstellerei der Kunstgelehrten. Nach dem Bericht in dem Düsseldorfer Katalog S. 112 kaufte die holländische Königs-



familie das Gemälde von dem 'Händler' Nieuwenhuys: nach dem Katalog der Gemäldegalerie der Eremitage von A. SOMOF, Band II, Petersburg 1895, zu Nr. 872, S. 384, wurden die Bilder von Nieuwenhuys 1833 bei Christie in London versteigert. Ist aber wirklich der Nachweis der Herkunft der Leda aus Malmaison erbracht, dann wird man ebensosehr überzeugt sein, daß sie die Caritas des Leonardo nicht sein kann, weil nach dem zuverlässigen Bericht Grimms die Caritas niemals nach Malmaison gekommen sein kann (oben S. 7). Erst wenn jene beiden Annahmen, die Annahme der Herkunft und die der Übermalung, durch beweiskräftige Zeugnisse erhärtet sein werden, erst dann wird man verpflichtet sein, sie ernstlich für die Forschung in Betracht zu ziehen. Denn wenn auch die Nachricht richtig wäre, daß die Leda einst in Malmaison gewesen war, so wäre damit die Herkunft aus Cassel keineswegs erwiesen; zahlreiche Bilder der Eremitage waren in Malmaison, aber niemals in der landgräflichen Galerie zu Cassel. Die Aufstellungen Passavants über die ohne Grund und willkürlich unternommene Übermalung sind als abenteuerlich zu bezeichnen. Ohne sich darum zu kümmern, daß die Beschreibung des alten Katalogs diese Caritas als 'eine entblößte Frauensperson' bezeichnet, weiß er zu berichten, daß das Bild 'ehedem mit einem Gewand teilweise übermalt war', ohne die Gründe, die Spuren, die Ausdehnung dieser Übermalung nachzuweisen. Er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, wie die Tochter Hummels in dem oben S. 12 angeführten Bericht, auszuführen, was alles hätte übermalt werden müssen. Drei Kinder liegen neben den zerbrochenen Eierschalen, ein deutlicher Hinweis auf die Ledasage. Nicht nur diese Eierschalen mußten übermalt werden, sondern auch eines der Kinder, da die Caritas in Cassel nicht vier, sondern im ganzen nur drei Kinder bei sich hatte. Und in welchem Jahrhundert sollte diese Übermalung vollzogen sein? Etwa im Zeitalter Tizians oder Rembrandts oder der Pompadour oder auf Befehl Landgraf Wilhelm VIII.? Es ist allerdings bemerkenswert, daß der Ausdruck 'aus Gründen der Decenz unternommene Übermalung' sich bei Passavant nicht findet, sondern erst bei Kugler. Aber man darf ohne Scheu behaupten, daß ebensowenig für den jetzigen Besitzer eine Veranlassung vorliegt, das Bild aus Gründen der Schicklichkeit übermalen zu lassen, wie für die Besitzer jener früheren Jahrhunderte. Ein Hinweis auf ähnliche Übermalungen oder Veränderungen, wie die Übermalung des Christus des Michel Angelo in der Sixtinischen

Kapelle oder gar bei Darstellungen aus der Iosage oder der Ledasage ist hier ganz unangebracht.

Über den künstlerischen Wert der Leda aber hat Passavant nach dem Vorgang von Schorn a. a. O. (1856) richtig geurteilt, indem er das Bild einem Nachahmer des Leonardo zuschrieb, so wie es in dem Katalog der Düsseldorfer Ausstellung von 1904 und sonstwo dem Giampetrino zugeschrieben wird. Die Richtigkeit dieser Zuteilung wird schon dadurch in Frage gestellt, daß das Bild auf Erlenholz gemalt ist (siehe unten unter VI), einem Malgrund, der in Italien ungewöhnlich ist und der auf einen nordischen Künstler hinweist. Die Lösung dieser Frage hängt ab von einer genauen Untersuchung der Landschaft, die schon Schorn für 'fast niederländisch' erklärt hat. Seitdem ist die Leda öfters einem Niederländer zugeschrieben worden, so von A. BAYERSDORFER und O. EISENMANN in dem Katalog der Casseler Galerie von 1888, S. XIX, und — wenigstens nach dem S. 15 angeführten Bericht von MÜNTZ — auch von MORELLI; daß die beiden Häuser linker Hand von dem Kind auf dem Arm und rechter Hand von der linken Schulter der Leda wie nordische Bauernhäuser mit Mansarden oder Dachhauben aussehen, bemerkt richtig der Konservator der Gemäldesammlung in Oldenburg Herr Tom Dieck. Der Leser wird sich nur verwundern, daß weder Passavant noch seine Nachfolger sich die Frage vorgelegt haben, ob die Schilderungen Rumohrs, die allgemein bekannt waren, vor dem Bild der Leda überhaupt denkbar waren. Er wird diese Frage verneinen. Die Schilderungen bei Goethe und Tischbein, die unten S. 48 aufgeführt sind, waren gar nicht oder nur ganz wenigen bekannt; sonst hätten sie die richtige Erkenntnis vermitteln müssen, daß sie auf das Bild in Neuwied ganz und gar nicht passen und die Überzeugung, daß es ganz unglaublich ist, daß Goethe den Kopf der Leda von Riepenhausen hätte nachbilden und in Weimar ausstellen lassen. Aber auch Riepenhausen war zu jener Zeit längst nicht mehr am Leben.

II.

Das erste sichere Ergebnis dieser Untersuchung ist demnach dies: ob die Leda in Neuwied jemals in Malmaison gewesen ist oder nicht, ist für diese Darlegungen gleichgültig; jedenfalls ist sie nie in der landgräflichen Galerie in Cassel gewesen. Als die Darstellung dieser Leda bald nach ihrem Ankauf in England in Cassel um 1833 bekannt wurde, erinnerten sich die, die die verschwundene Caritas des Leonardo noch geschaut hatten, daß die obere Hälfte fast gleich, die untere aber derart verschieden war, daß ohne die Annahme einer Übermalung die sofort ausgesprochene Vermutung, es sei diese Leda die von den Franzosen entführte Caritas, nicht aufrecht erhalten werden konnte. Diese Vermutung überließ man aber Passavant in Frankfurt ohne jeden Beweis in den besprochenen Ausführungen in die Öffentlichkeit zu bringen.

Es ist jetzt an der Zeit, die Beschreibung der Caritas des Leonardo da Vinci in den Katalogen der Casseler Galerie aus dem 18. Jahrhundert kennen zu lernen. In dem 'Verzeichniß der Hochfürstlich-Hessischen Gemählde-Sammlung in Cassel. Gedruckt bey J. F. Estienne 1783 (und 1799)', mit Vorrede von SIMON CAUSID, S. 47, wird das in dem 'Herrschaftlichen Palais, nächst der Gallerie, in der Frankfurter Straße' aufgestellte Bild beschrieben wie folgt:

'III. In dem grünen Cabinet.

Nr. 46.

Leonhard da Vinci.

Die mütterliche und wohlthätige Liebe durch eine entblößte Frauensperson vorgestelt, die ein Kind zärtlich im Arme hält und zwey andre zur Seite hat, die mit Blumen spielen. Im Hintergrunde Wasser, Felsen und Gebäude. Auf Holz, 4 Fuß hoch, 3 Fuß 4 Zoll breit.'

Es liegt jetzt wohl keinerlei Grund mehr vor, diese Caritas für eine maskierte Leda zu halten. Die Ledadarstellung in Neuwied ist eine ganz vereinzelte Fassung unter den Ledadarstellungen; die Caritasdarstellung die übliche, weit verbreitete und wohlbekannte. KARL WILHELM RAMLER, Allegorische Personen zum Gebrauch der bildenden Künstler, Berlin 1788, S. 54, lehrt: Die Liebe zu den Kindern wird mit entblößter Brust vorgestellt, wie sie ein Kind auf dem Arme trägt

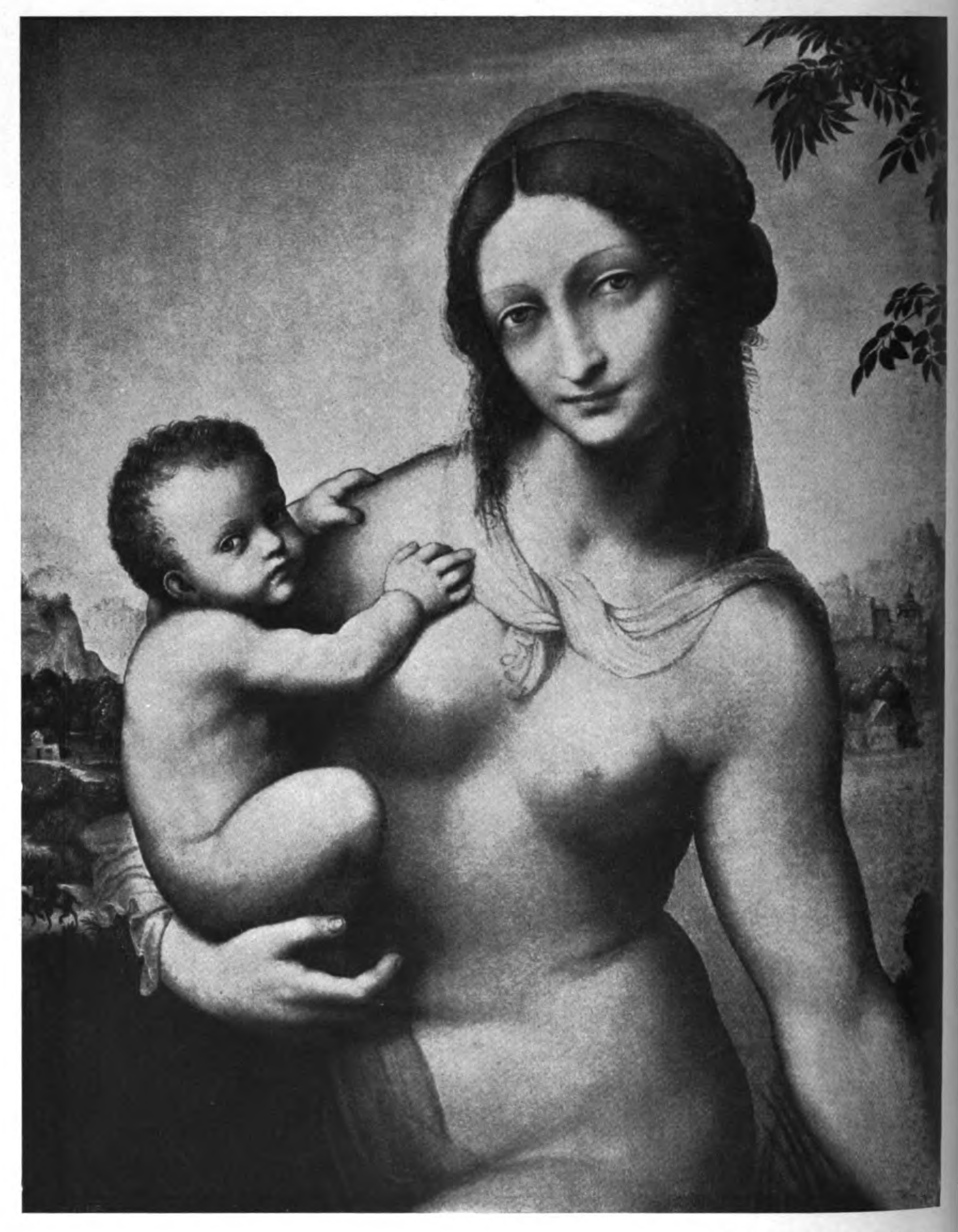
und das andre, welches neben ihr steht, zärtlich an sich drückt'; eine Beschreibung, die auch für die italienische Kunst zutrifft, nur daß die Dreizahl der Kinder die kanonische Zahl geworden ist, also insgemein zwei Kinder der Caritas zur Seite stehen. Andrea del



Aus Richter, Siena, Leipzig
E. A. Seemann

Caritas des Sodoma im Museum zu Berlin

Sarto hat beispielsweise dreimal dieselbe Gestalt der Caritas unter Anwendung dieser Dreizahl der Kinder zur Darstellung gebracht: in dem Freskobild bei der Brüderschaft dello Scalzo in Florenz, in dem Bild im Louvre (siehe unten S. 76), und in einem dritten Bild, das VASARI beschreibt als una Carità bellissima con tre putti, Band V, Firenze 1880, S. 51, ed. Milanesi (Verzeichnis des Kunstmuseums in

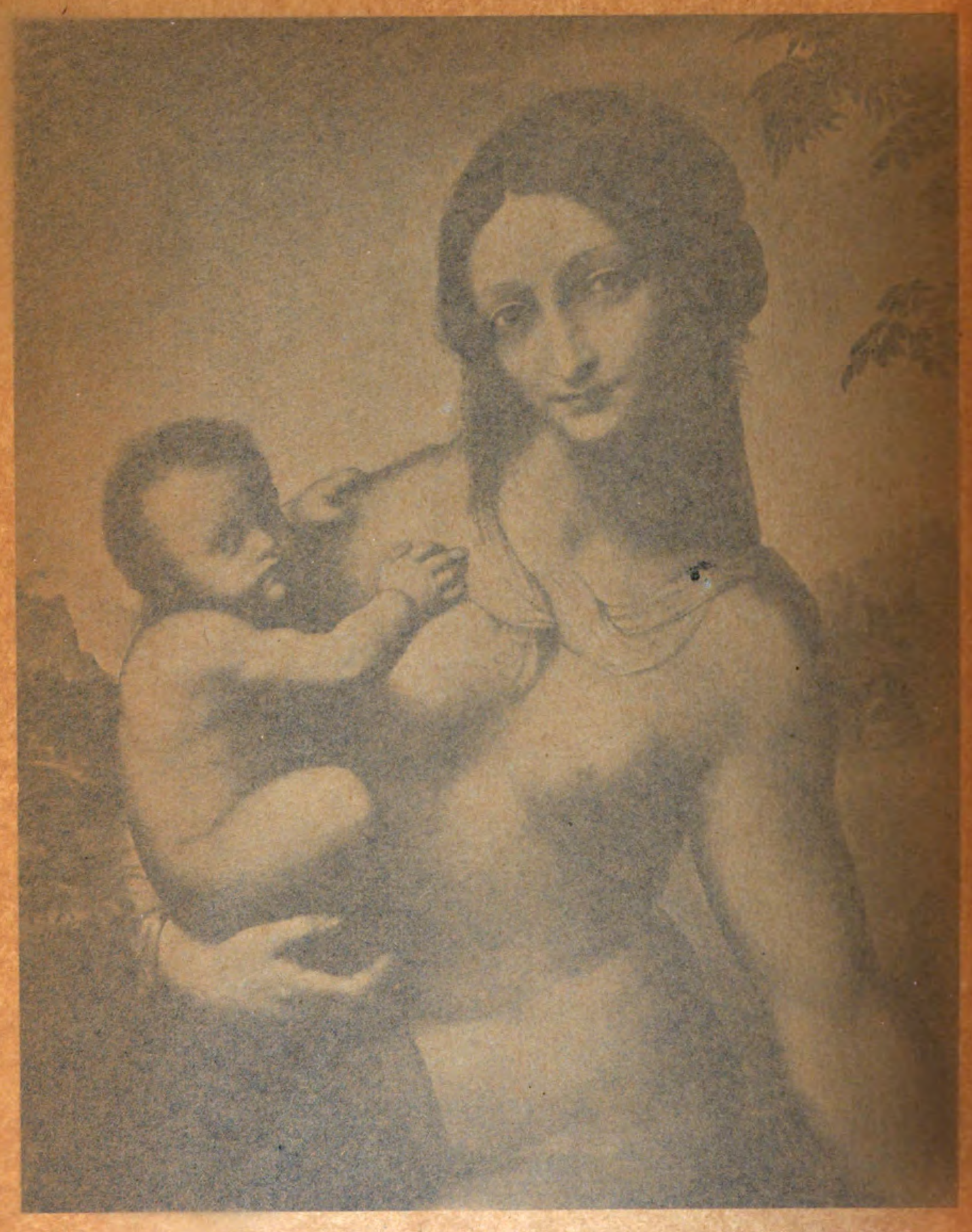


Phot. F. Bruckmann A. G. München

Leda im Schloß zu Neuwied

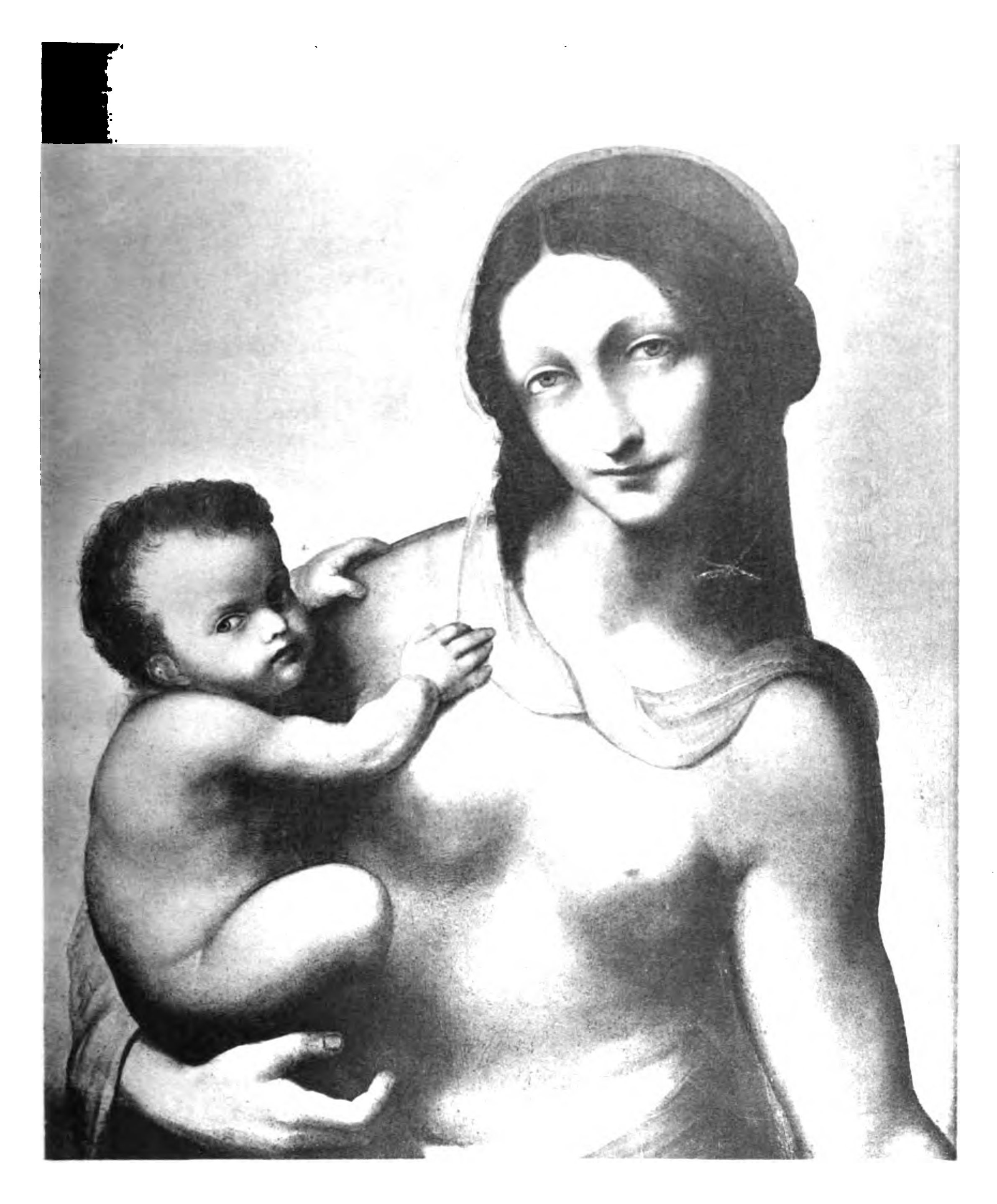


Caritas des Leonardo



Phot. F. Bruckmann A.G. München

Leda im Schloß zu Neuwied



Caritas des Leonardo

Straßburg, Nr. 265). Indessen, da es sich bei dem Bild der Caritas von Leonardo um ein Bild der Mailänder Schule handelt, ist die für uns zunächst in Betracht kommende Darstellung das Bild des Berliner Museums, das hier S. 22 nach L. M. RICHTER, Siena, Leipzig 1915, E. A. Seemann, S. 167, mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung abgebildet ist. Es ist beschrieben von H. POSSE, D. kaiserl. Gemäldegalerie, Berlin 1912, S. 161; G. FRIZZONI, Arte italiana del rinascimento, Milano 1891, S. 146 Anm., Tafel X; MORELLI, Galerie zu Berlin, S. 141, besonders eingehend von C. SCHUCHHARDT, Jahrb. d. K. Pr. Kunstsamml. XVIII, 1897, S. 207 besprochen und in den Werken über Sodoma von EMIL JACOBSEN, Straßburg 1910, S. 31, und R. H. HOBART CUST, London 1906, S. 85, 102 u. a. m. Morelli hat diese Darstellung der Caritas dem Sodoma wohl mit Recht zugeteilt, eine Zuteilung, die durch die offenkundige Verwandtschaft mit der Caritas des Leonardo eine weitere Stütze erhält. Denn es wird schwerlich Widerspruch erregen, wenn statt des Vorbildes der Statue des Quercia, auf die in einzelnen der angeführten Abhandlungen hingewiesen wird, das Vorbild der Caritas des Leonardo zuvörderst in Betracht gezogen wird. Die Übereinstimmung dieses Bildes mit der Beschreibung der Caritas der Casseler Galerie ist offenkundig. Wir sehen eine Frau mit entblößtem Oberkörper; um den Unterkörper und um die Hüften ist ein Mantel geschlungen, der auch den linken Arm bedeckt, auf dem sie mit beiden Händen ein nacktes Knäblein hält. Die zwei andern, etwas älteren Kinder klammern sich von rechts und von links her an das faltenreiche Gewand. Im Hintergrund Berge, Wasser und Häuser, zur linken ein Baum mit einem Nest, auf dem ein Pelikan sitzt mit ausgebreiteten Flügeln.

In dieselbe Reihe der Darstellungen gehört augenscheinlich das auf der beigegebenen Tafel im Lichtdruck abgebildete, zum erstenmal in der oben S. 3 angeführten Abhandlung auf einer beigegebenen Photographie veröffentlichte Bild, dessen Erklärung und Bestimmung die eigentliche Aufgabe der oben genannten und dieser Abhandlung bildet. Es war zugleich mit der Leda aus Neuwied im Jahr 1904 in Düsseldorf ausgestellt und ist demgemäß in dem Katalog unter Nr. 253 beschrieben (S. 112): 'Schule des Lionardo da Vinci. Leda, ein Kind auf dem Arm. Nackte Halbfigur. Fragment einer Gruppe. Vormals in der Casseler Galerie. Holz: H. 0,62 m, Br. 0,52 m (Wiederholung aus dem Bilde des Fürsten zu Wied)'.

Wir sehen den nackten Oberkörper einer jungen Frau vor uns, die auf dem rechten Arm ein nacktes Knäblein trägt. Der Blick von Mutter und Kind ist auf den Beschauer gerichtet. Das Gesicht der Frau ist von großer Schönheit, erfüllt von einem Ausdruck der duldenden Liebe und Traurigkeit, der von dem Künstler durch eine besondere Gestaltung der Augen und des Mundes erreicht ist. Dadurch, daß die Sehachsen der Augen leise voneinander abweichen, erhält der Blick die Eigenart des Liebesblicks, der dem Halbschielen gleichgesetzt werden kann. Die Römer nannten diese Augen oculi paeti. Im Roman des PETRON (68, 8) lesen wir, daß mit diesem Blick die Göttin der Liebe anschaut: in einem Roman der republikanischen Zeit, den VARRO in seinen Satiren zitiert (375 der Ausgabe von BUECHELER), werden die Augen der Romanschönheit 'leise schielende Äuglein' genannt; von diesem Liebesblick ist Venus mit dem Beinamen paeta bezeichnet worden. In übertriebener Weise ist die Abweichung der Sehachsen in den Augen einer Frau, die ein Knäblein genau derselben Bildung auf dem Arm trägt, zum Ausdruck gebracht auf dem Gemälde eines Schülers des Leonardo der Oldenburger Galerie Nr. 45 (hier abgebildet S. 67), das unter dem Einfluß dieser oder einer ähnlichen Darstellung steht; und auf einem zweiten Bild der Mailänder Schule in der Galerie von Hampton Court Nr. 61 im Katalog der Royal Gallery of H. C., London 1898. Auf dem hier besprochenen und in dieser Abhandlung veröffentlichten Bilde ist außer dieser Abweichung der Sehachsen, um dieselbe oder eine ähnliche Wirkung zu erreichen, die Unterlippe etwas nach links vom Beschauer nach der Seite gezogen; ihr Schatten ist in der Grube des Kinns zudem sehr stark ausgeprägt. Die rotbraunen Haare sind über der Stirn gescheitelt; wie bei der Gioconda Leonardos in der Hauptmasse flächenartig behandelt, am Rande aber fein bis ins einzelne ausgeführt; sie fallen rechts und links ebenso wie bei der Gioconda in je einer Strähne vorne hin auf die Schultern nieder. Der linke Arm war schräg zur Erde gesenkt, und diese Haltung im Verein mit der Belastung des rechten Armes durch das Kind bewirkte ein Senken der linken und ein Heben der rechten Schulter und zugleich jene für die Frauen der Mailänder Schule bedeutsame Kopfhaltung, die der Meister in der Schrift über die Malerei empfohlen hatte mit den Worten: 'Come le donne si deono figurare con atti vergognosi, gambe insieme strette, braccia raccolte insieme, teste

basse e piegate in traverso' (J. P. RICHTER, Literary works of Leonardo, London 1883, I, S. 291 [583]). Besonders auffallend ist das Fehlen der Augenbrauen, eine Eigentümlichkeit, die das Bild mit der Gioconda Leonardos in ihrem jetzigen Zustand gemein hat, worüber später (S. 59) gehandelt werden wird. Ein feiner gelber Schleier zieht sich wie bei der Gioconda über die Scheitellinie hin; sein eines Ende ist von rechts her quer über Brust und linke Schulter nach dem Rücken hingeführt, das andere Ende von der linken Schulter nach rechts, und dann in der Gegend des Brustbeins eingesteckt, damit das Ganze hafte; der Schleier zeigt auf der linken Schulter am Saum ein kleines Ornament. Daß das Schleierende zu kurz ist, um zu haften, bei jeder Bewegung der Knoten sich lösen mußte, machte dem Maler des Bildes keinerlei Bedenken, wohl aber den Kopisten, wie wir sehen werden. Ein braungelbes Gewand war um die Hüften und den Unterkörper geschlungen, dann vom Rücken her über den rechten Arm gelegt, der das Kind zu tragen hat: die Führung dieses Gewandes wird uns durch das Bild des Sodoma wie durch einen Kommentar erläutert. Wer mit dieser Anordnung des Gewandes die entsprechenden Teile des Unterkörpers der Leda S. 8. 24 vergleicht, wird zu der Überzeugung kommen, daß hier eine wesentliche Verschiedenheit vorliegt und es nicht zutreffend ist, wenn verschiedentlich dieses Bild als eine Wiederholung aus dem Bilde des Fürsten von Wied bezeichnet worden ist. Der Oberkörper war gleichartig in der Darstellung, der Unterkörper verschieden. Die Farbe der nackten Teile ist gelbbraun, bei wechselnder Beleuchtung oft ins Grünliche oder Violette schillernd, die Schattengebung außerordentlich stark und in die Augen fallend. Das Bild ist nicht aus einem Guß geworden. Eine Berichtigung, von den Italienern pentimento genannt, ist am rechten Unterarm des Kindes erkenntlich, der vordem höher auf der Brust der Frau auflag. Die Fingerspitzen dieser rechten Kinderhand sind, soweit sie auf dem Schleier aufliegen, eigentümlich gelbgrau gefärbt, als ob durch einen Farbenversuch die Farbe des Schleiers durchgeschlagen wäre. Neben dem Rücken des Kindes und dem Umriß des Mantels, der den rechten Arm der Frau bedeckt, erkennt man deutlich einen früheren engeren Umriß, mehr nach einwärts gewendet, der also späterhin zugunsten des weiteren Umrisses verworfen wurde, wie Heribert Reiners zuerst gesehen hat. Die die Regungen der Seele eindrucksvoll wiedergebende Malerei des Kopfes und dessen

psychologische Durcharbeitung sowie die Malerei der schönen rechten Hand verrät den großen Meister; unter den Wangen glaubt man das Blut durchschimmern zu sehen.

Über die Schicksale dieses Bildes habe ich folgendes feststellen können. Der früheste nachweisbare Besitzer ist der kurfürstlich hessische Premierleutnant, Kreissekretär, Verwaltungsbeamter und Assessor Gustav Karl Christian Avenarius gewesen, der 1793 geboren, 1814 den Feldzug in Frankreich mitgemacht hatte, seit 1819 ausschließlich in kleinen Städten Kurhessens, in Ziegenhain, Homberg, Rinteln, Waldau, Schmalkalden, seit 1839 oder 1843 in Rinteln gelebt hat, wo er 1861 kinderlos gestorben ist. Sein wissenschaftliches Andenken lebt fort in einer Schrift 'Statistische Darstellung des Kreises Schaumburg, Rinteln-Leipzig 1840'. Er wohnte in Rinteln im Hause des Kaufmanns Louis Steinfeld an der Ecke der Klosterstraße und des Kollegienplatzes nach gütiger Mitteilung des Geheimen Justizrats Adolf Dunker in Hannover, der als Knabe in den Zimmern des alten, sehr zurückgezogen lebenden Herrn gewesen zu sein sich noch erinnert und dem ich für die Ergänzung meiner Ermittlungen zu großem Dank verpflichtet bin. Es wird ferner berichtet, daß Avenarius keineswegs ein Sammler gewesen sei, der bedeutendere Kunstschätze hinterlassen habe. Über den Ursprung des Bildes hat er sich angeblich niemals irgendwie geäußert: von seinen Verwandten wird berichtet, es sei in der westfälischen Zeit in die Familie gekommen, in der man mit dem Kunstbesitz vornehmer Häuser nicht sehr gewissenhaft verfahren sei. Die Stadt Rinteln erhielt erst etwa 20 Jahre nach Avenarius' Tod Eisenbahnverbindung. Dieses und der Umstand, daß Avenarius sein Leben in den vorgenannten, abgelegenen und weltabgeschiedenen Städten verbracht hat, macht es erklärlich, daß das Bild in Cassel und in der übrigen Welt so ganz unbekannt bleiben konnte. Die Zeit, in der es in die Familie Avenarius gekommen sein mag, ist doch wohl die westfälische Zeit oder die Zeit vor 1819. Denn in den genannten kleinen Landstädten ist kaum Gelegenheit, ein derartiges Bild zu erwerben. Avenarius' Vater, Johann Tilmann Avenarius, war kurfürstlich hessischer Kriegsrat, dann königlich westfälischer Kriegskommissar in Cassel; im Jahr 1809 hat ihn auf einer Dienstreise der Tod ereilt. Seine Mutter war die Tochter des kurfürstlichen Kriegs- und Domänenrats J. B. Schröder in Cassel (LUDWIG AVENARIUS, Avenarianische Chronik, Leipzig 1912, S. 290f., 283f.). Daß Avenarius den



Namen der dargestellten Frau oder den Meister des Bildes seinen Verwandten genannt habe, ist mir nicht wahrscheinlich; es müßte sich dann doch in der Familie eine Kunde irgendwelcher Art erhalten haben. Daraus geht aber keineswegs hervor, daß der Name ihm unbekannt gewesen ist. Der Königl. Preußische Kammerherr W. K. L. Stach von Goltzheim in Rinteln hat sich viel Mühe gegeben, das Bild von Avenarius zu erwerben, aber seine Bemühungen waren ohne Erfolg. Auf der Rückseite des Bildes lesen wir den Namen 'Louise Avenarius', wohl von der Hand des Besitzers als Meinungsäußerung über seinen letzten Willen aufgeschrieben. Es ist dies der Name einer Verwandten, die dem kinderlosen Witwer die Wirtschaft geführt hatte. Aus deren Besitz kam das Bild in den Besitz einer Verwandten von Avenarius und von Justi, die es als Leihgabe dem berühmten Gelehrten überließ, solange er lebte. Er ist demnach nicht der Besitzer, wie man aus dem Wortlaut des Düsseldorfer Katalogs schließen könnte und wie unrichtig wiederholt worden ist, sondern nur der Hüter des Bildes gewesen, das er, wie ich mich erinnere, sehr hoch schätzte und demgemäß auch zum Vorteil der Besitzerin einer Galerie zu verkaufen suchte, aber, wie es in einer brieflichen Mitteilung von nahestehender Seite an mich vom 18. Mai 1915 heißt, 'schnöde abgewiesen wurde'. Mir selbst hat er die dargestellte Frau, ebenso wie dem Verfasser des Düsseldorfer Katalogs a. a. O. und dem Verfasser der Kunstdenkmäler der Stadt Bonn, P. CLEMEN (Düsseldorf 1905, S. 211) als Leda bezeichnet. Der Beziehungen zu dem verlorenen Casseler Bild tat er mir Erwähnung, erklärte aber die Schwierigkeiten, die sich aus der Betrachtung der Überlieferung ergeben, nicht lösen zu können. Den Verfassern der beiden eben genannten Schriften gab Justi als Herkunft die Casseler Galerie an. Ob er etwa noch sichereren Anhalt und bessere Stützen für diese wiederholte Angabe des Ursprungs hatte, als ich sie in dieser Abhandlung aufbieten kann, muß ich dahin gestellt sein lassen. Noch zu seinen Lebzeiten wurde das Bild von dem Cölner Maler und Restaurator Wilhelm Batzem untersucht, der die Spuren einer grün gemalten Landschaft auf dem Hintergrund feststellte. Das Bild wurde in ungereinigtem und ungünstigem Zustand auf die Düsseldorfer Ausstellung geschickt; nach der mir vorliegenden Urkunde war es damals mit 6000 Mark versichert, während Justi für das unter Nr. 249 im Katalog beschriebene Bild des Greco aus seinem Besitz nur 4000 Mark als Versicherungssumme

festsetzte. Da in dem Katalog die Leda dem matten Giampetrino zugeschrieben, das hier besprochene Bild nur als Wiederholung aus dem Bild des Fürsten zu Wied, also als Wiederholung dieser Leda des Giampetrino bezeichnet wurde, so schien seine Minderwertigkeit öffentlich festgestellt. Nach Justis Tod hatte ich das Glück, das Bild für den Preis von 1300 Mark zu erwerben. Es stellte sich heraus, daß auf der rechten Wange der Frau eine Blase aufgeworfen und diese dann aufgesprungen war. Eine weitere Untersuchung ergab, daß der Meister in der Wahl des Malgrundes, d. h. der Holztafel, recht fahrlässig verfahren hat. Über der linken Schulter der Frau drängte ein Astloch durch und verursachte strahlenförmige Risse in der Ölfarbe. Nachdem das Bild durch den Photographen Karl Steinle aufgenommen war, übergab ich es dem Maler Johannes Diekmann in Cöln, dem Restaurator an unsern Museen in Bonn und Cöln, der es von Schmutz und Firnis reinigte; danach wurde es abermals von Steinle aufgenommen. Die letztere Aufnahme liegt der Photographie in der Veröffentlichung von 1915 und dem hier beigegebenen Lichtdrucke zugrunde. Die Förderung, die die Herstellung des Bildes durch Diekmanns Arbeit erfahren hat, war, wie der Vergleich der beiden Aufnahmen Steinles lehrt, eine außerordentliche. Der weichliche und krankhafte Ausdruck des Gesichts war gewichen; die überaus sorgfältige Verteilung von Licht und Schatten im Gesicht und an dem nackten Körper trat nach Entfernung der störenden Flecken in überraschender Weise zutage. Demnach sind Eindrücke, die von dem Bilde auf der Düsseldorfer Ausstellung genommen sind, heute nicht mehr zu verwerten.

Eine Betrachtung des Bildes ergibt, daß so, wie es sich heute uns darstellt, es niemals aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen sein kann. Infolge der Schmalheit des Raumes zwischen dem Rand der Zeichnung und dem Rand der Holztafel lastet der Rahmen von unten her und von den Seiten schwer auf dem Gemälde und beeinträchtigt die Wirkung. Kein Künstler, der ein solches Werk zu schaffen vermag, füllt seine Holztafel derart mit der Darstellung, daß nur solch schmale Streifen unten und seitlich übrig bleiben können. Die nämliche Erkenntnis vermittelt die Betrachtung des linken Arms der Frau. Eine derartige häßliche Durchschneidung wird niemals ein Künstler übers Herz bringen. Ein Blick auf die Caritas des Sodoma und auf andere verwandte Darstellungen lehrt, wohin die linke Hand gehörte:

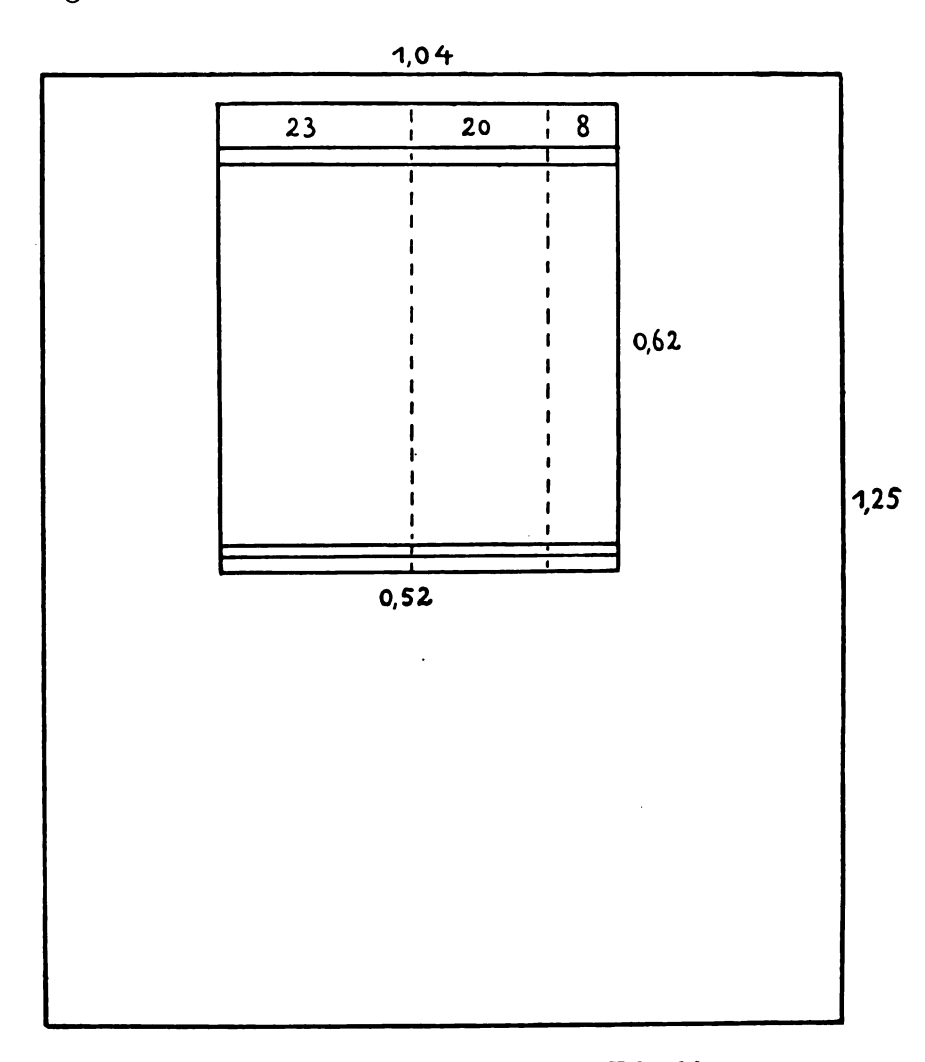


sie mußte der rechten helfen, den schweren Knaben zu tragen. Selbst in dem Zeitalter der Halbfiguren des Guercino und des Reni würde eine derartige Verstümmelung ungewöhnlich erscheinen. Mit andern Worten: an dem Bild ist eine Tat der absichtlichen Zerstörung begangen, indem man zuerst im senkrechten Schnitt die beiden Seiten und dann die untere Hälfte im wagerechten Schnitt beseitigt hat. Was hierbei verloren ging, wird der Leser aus den vordem besprochenen gleichartigen Darstellungen erkannt haben. Eine Gruppe von zwei Kindern auf einer Seite oder zwei einzelne Kinder, je eines zur rechten und eines zur linken, sind weggeschnitten. Aber nicht nur durch Verstümmelung, sondern auch durch Tilgen der Farbe des Hintergrundes hat man die ursprüngliche Darstellung zerstört und — darüber kann kein Zweifel sein — durch diese Zerstörung versucht, das Bild unkenntlich zu machen. Zur rechten und zur linken Seite erkennt man deutlich die Reste der grünen Farbe der Landschaft, die den farbenzerstörenden Chemikalien Widerstand geleistet haben. Sie sind am dichtesten am unteren Rande erhalten, wo die gefährliche Nähe des gelben Gewandes links und des linken Armes rechts vom Beschauer ein rücksichtsloses Reiben verhinderte oder hemmte. Aber am Rücken des Kindes, etwa von der Mitte des Rückens ausgehend, erkennt man noch deutlich die schräg aufsteigende Berglinie eines grünen Felskegels.

Dieses Ergebnis der Untersuchung der Vorderseite der Holztafel wurde bestätigt durch eine Untersuchung der Rückseite, die ich durch einen Sachverständigen in der Holzbildhauerei vornehmen ließ. Er erkannte sofort den Sachverhalt und erklärte, daß er in einem derartigen Fall vereidigt vor Gericht der Überzeugung Ausdruck geben müßte, daß die ganze untere Hälfte des Bildes weggeschnitten sei. Denn von den beiden noch vorhandenen Querleisten, die, in Rinnen laufend, dazu bestimmt waren, die drei Bretter sicher zu einer Einheit zu festigen und gerade zu halten, erscheint die obere sachgemäß etwa handbreit vom oberen Rand entfernt angebracht. Die untere sitzt aber derart knapp am unteren Rand des Bildes, daß die untere nur wenige Millimeter schmale Kante der Gleitrinne notwendigerweise ausbrechen mußte. Diese letztere Geradleiste war demnach ursprünglich etwa in der Mitte der Tafel befestigt, eine dritte Querleiste am unteren Rand des Bildes, wiederum etwa handbreit von der Kante der verlorenen unteren Hälfte entfernt, angebracht. Die drei

Bretter, aus denen sich die Tafel zusammensetzt, haben von links nach rechts, vom Beschauer der Rückseite beschrieben, die Breite von 23, 20, 8 cm; das Brett auf der rechten Seite ist so schmal, daß diese Schmalheit wohl als eine Folge des Abschneidens des linker Hand (vom Beschauer der Vorderseite) gelegenen Teiles des Bildes anzusehen ist. Der Verstümmler des Bildes hat schließlich, um den Abfall der unteren Geradleiste zu verhindern, durch drei eingeschlagene Nägel in roher Weise diese Leiste angeheftet und unbeweglich gemacht.

Eine Vorstellung von dem durch die Verstümmelung verursachten Verlust kann die beifolgende Zeichnung gewähren. Ihre Darstellung ist insofern im einzelnen unsicher, als die Größe der links



Herstellungsversuch der Rückseite der Holztafel

und rechts weggeschnittenen Streifen nur nach der Länge, nicht aber jeder einzelne nach der Breite bestimmt werden können. Dagegen wies mich H. Schrader mit Recht darauf hin, daß die untere der beiden erhaltenen Querleisten wahrscheinlich genau in der Mitte der vollständigen Holztafel aufgesetzt war; wenigstens war dies das natürliche. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, ergibt sich, daß auch oben über dem Kopf der Frau ein schmaler Streifen weggenommen worden sein muß. Ob bei dieser Zerschneidung, die ohne ein festes Einschrauben der Tafel kaum bewerkstelligt werden konnte, auch einige Teile der ursprünglichen Malerei verletzt worden sind, und infolgedessen ein Restaurator der Biedermeierzeit da und dort abgesprungene Stellen nachbessern mußte, bedarf noch der besonderen Untersuchung.

Über die Holzart des Bildes einen Sachverständigen zu befragen, war mir in der Kriegszeit nicht möglich. Nach der Maserung erkannte ein Holzbildhauer auf Eichenholz; es ist dieses Holz aber verschieden von dem Eichenholz, das die holländischen Maler zu benützen pflegen. Daß es als eine feststehende Tatsache gilt, daß die Italiener Eichenholz insgemein nicht verwenden, ist mir bekannt, ebenso daß das von Ricci einem Vlämen zugeschriebene Medusenhaupt der Sammlung der Uffizien in Florenz, das früher für ein Werk des Leonardo galt, auf Eichenholz gemalt ist. Aber nach TH. V. FRIMMEL, Handbuch der Gemäldekunde, Leipzig 1904, S. 7, ist auch das Bild des Kaisers Maximilian I. von dem Leonardoschüler Ambrogio de Predis auf dünnes Eichenbrett gemalt, nach dem Katalog der Kaiserlichen Galerie zu Wien hat das Bildnis des Mailänders G. P. Lomazzo und das Bild des Römers F. Zucchero (Nr. 367 und 110), nach dem Katalog der Dresdner Galerie haben die Bilder des Polidoro Veneziano (Nr. 216), der Mailänder Procaccini (Nr. 643) und Panfilo (Nr. 381) Eichenholz als Malgrund. Diese Beispiele genügen zu dem Nachweis, daß auch in der italienischen Malerei, besonders in Norditalien, Eichenholz zu Malbrettern verwendet worden ist. Dem Gebrauch der Italiener entsprechend ist dieses Holz nicht zu einem dünnen Brett ausgesägt, sondern in Gestalt einer Bohle und verhältnismäßig dick belassen (FRIMMEL, a. a. O. S. 6).

Was die Benennung der Frau betrifft, so führt die Beschreibung des alten Katalogs, die Darlegung RAMLERS oben S. 21, das Bild des Sodoma zu dem Namen der Caritas. Es wird sich schwerlich eine

Benennung auffinden lassen, die neben dieser ernstlich in Betracht kommen könnte. Die Ablehnung der willkürlichen und abenteuerlichen Annahme einer Übermalung, die Verschiedenheit der Maße, die Unmöglichkeit, die Leda in Neuwied mit den Schilderungen bei Goethe und Rumohr zu vereinigen, die Unmöglichkeit, für beide Bilder in dem Katalog der Casseler Galerie einen Beleg zu finden: all dies hatte mich erst nach langer Zeit zu der Loslösung der Darstellung dieses Bildes von der Leda in Neuwied hingeführt, und ich habe diese Loslösung als eine Erlösung empfunden. Denn der Ausdruck dieses Gesichtes ist keinesfalls der einer Leda, wohl aber der Ausdruck einer Caritas und für diese ganz allein geeignet. Denn dieser Blick und dieser Gesichtsausdruck wirkt auf den Beschauer wie die Worte in dem Brief an die Korinther: 'Die Liebe . . . erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles', oder wie der Meister des Bildes auf der Epistelseite des Altars die Worte verlesen hörte: 'Caritas . . . omnia suffert, omnia credit, omnia sperat, omnia sustinet' (I, 13, 7).

Aber glücklicherweise läßt sich erweisen, daß wahrscheinlich in der Zeit, bevor das Bild, das leider bereits in verstümmeltem Zustand war, von Avenarius in seine weltabgeschiedene Landstadt entführt wurde, die vornehme und zugleich geistig hochstehende Gesellschaft Cassels es noch als ein außerordentliches Stück Kunstwert ansah, indem eines ihrer erlesensten Mitglieder eine noch erhaltene Kopie anfertigte und mit einem ebenfalls erhaltenen prachtvollen, mit zwei Engelsköpfen gezierten Goldrahmen umgeben ließ. Diese schon oben S. 12 erwähnte Kopie ist im Besitz der Enkelin Ludwig Hummels, Fräulein Helene Hauptmann in Leipzig; der Nachweis wird Seiner Exzellenz Herrn Geheimen Rat Richard Schoene verdankt: sie ist ohne den Rahmen hier abgebildet (S. 33). Das Bild ist auf Leinwand gemalt, es gibt den erhaltenen Rest der Caritas wieder, deren linker Arm genau an derselben Stelle abschneidet wie auf dem auf Holz gemalten Vorbild. Die Leinwand ist durch ein großes Stück Pappe vor der Feuchtigkeit der Wand geschützt. Auf dieser Pappe ist von der Hand der Tochter Hummels, der Gattin des berühmten Musikers und Kantors an St. Thomas in Leipzig, Moritz Hauptmann, folgende Aufschrift angebracht: 'Copie nach Bernardino Luini, Schüler des Lionardo da Vinci, um 1505. nach dem Originale gemalt von Frau von M . . . . . Original ehemals in der kurfürstlichen Gallerie zu Cassel, unter Napoleon I. nach Frankreich entführt und seitdem



an unbekanntem Orte, angeblich in Paris verborgen.' Moritz Hauptmann hatte von 1822 bis 1842 in Cassel gewirkt, seine Gattin war die aus LUDWIG RICHTERS Selbstbiographie (7. Aufl., Frankfurt am Main 1890, S. 7 der Nachträge) bekannte 'die Malerkunst liebende und talentvoll übende' Tochter des Casseler Akademiedirektors Ludwig Hummel und vom Vater her mit einer Frau von Malsburg nahe befreundet, die nach dem Bericht der Tochter Hauptmanns, der oben genannten Besitzerin der Kopie, die mit M . . . bezeichnete Malerin gewesen ist. Unter den verschiedenen Trägerinnen dieses Namens



Copie der Frau von Malsburg

kommt nur eine in Betracht: die Gattin des am 14. Mai 1780 geborenen, am 21. März 1857 verstorbenen Ehrenstallmeisters des Königs von Westfalen Wilhelm Ernst Ludwig Otto von der Malsburg, der 1817 das Gut Glimmerode im Meisnergebirge erbte, aber infolge seiner nahen Beziehungen zu König Jérôme nach der Rückkehr des Kurfürsten verbannt worden war (FR. MÜLLER, Cassel seit 70 Jahren, Cassel 1876, S. 121). Sie war eine nahe Freundin Wilhelm Grimms und Ludwig Hummels. Hierüber berichtet W. GRIMM in einem Brief an A. v. Haxthausen bei A. Reifferscheid, 'Freundesbriefe von W. und J. Grimm', Heilbronn 1878, S. 62, vom 25. April 1818: 'Den Donnerstag nach Ostern, den 14. Mai, ist Malsburgs Geburtstag, und da habe ich schon längst seiner Frau versprechen müssen, hin nach Glimmerode zu kommen, und das will ich, besonders da er im Exil lebt, gerne halten' (vgl. S. 68); derselbe W. GRIMM in einem Brief an Gerling vom 24. Juli 1817 bei E. STENGEL, Private und amtliche Beziehungen usw., I S. 125: 'Ich wollte mit Hummel, seiner Frau und der Räthin Pfeiffer den

Meisner besuchen, wir bekamen aber so viel Regen, daß wir uns begnügten, zwei Tage in Glimmerode, einem Gute der Frau von Malsburg, welches am Fuß des Berges liegt, zu bleiben, wo wir uns ganz wohl vergnügten und dann wieder heim fuhren.' Nach R. v. BUTLAR-ELBERBERG, Stammbuch der althessischen Ritterschaft, Wolfhagen 1888, fol. 55, war Caroline Luise von Dubuys, geboren am 11. April 1787, seit 1. August 1808 mit jenem Herrn von Malsburg vermählt; sie starb zu Cassel am 8. Mai 1863. Sie ist demnach eine Altersgenossin und Zeitgenossin jenes Avenarius, des Besitzers des Originalgemäldes der Caritas. Vermutlich waren ihr Hummels Bemühungen um die Aufklärung des Schicksals der Caritas des Leonardo bekannt geworden, so daß ihm die Kopie des Avenariusschen Bildes von ihr als Geschenk überwiesen wurde. Daß diese Kopie von einer Frau herrührt, ist aus den frauenzimmerlichen Zusätzen, die gleich Feigenblättern wirken sollen, klar zu ersehen. Um die linke Brust möglichst zu verbergen, ist in sehr ungeschickter Weise das untergesteckte Ende des Schleiers auffallend weit verlängert; und um die rechte Seite des Unterkörpers zu verhüllen, ist dort ein Gewand angebracht, auf dem die Hand der Frau aufliegt; beides sehr ungeschickte Zusätze, die sehr gut einen Beschauer wie den Besitzer des Bildes Hummel auf den Gedanken führen konnten, die Leda der Casseler Galerie sei aus Rücksichten der Schamhaftigkeit übermalt gewesen. Erst durch den Nachweis des Avenariusschen Originals ist die richtige Erkenntnis ermöglicht. Die Aufschrift von der Hand der Tochter Hummels ist, wie mir berichtet wurde, die Abschrift einer Inschrift, die nach Angaben der Malerin selbst auf der Rückseite des Bildes angebracht war. Wie aus der Benennung 'Napoleon I.' hervorgeht, sind diese Zeilen nach dem 2. Dezember 1852 geschrieben, wahrscheinlich aus dem Gedächtnis, lange Zeit nach Anfertigung der Kopie. Sie verschweigen und verbergen mehr, als sie enthüllen; die Frau eines zeitweise Verbannten hat gelernt, in einer derartig heikeln Angelegenheit möglichst zurückhaltend in ihren Mitteilungen zu sein. Ihre Angaben stehen inhaltlich nicht im Einklang mit der oben S. 12 mitgeteilten Aufschrift auf der Zeichnung Gustines und sind gerade deshalb von selbständigem Wert. Merkwürdig ist, daß die Malerin sich nur mit dem Anfangsbuchstaben, nicht mit vollem Namen bezeichnen mochte; auffallend, daß die dargestellte Frau nicht benannt ist, weder mit dem Namen Leda, noch mit dem Namen Caritas. Ebenso auffallend

ist die Benennung des Künstlers: 'Copie nach Bernardino Luini, Schüler des Lionardo da Vinci, um 1505', auffallend durch die Umständlichkeit und Weitschweifigkeit und durch den schülerhaften Zusatz der Jahreszahl; das eine Wort Luini hätte genügt. Nur das eine wagt sie zu verraten: das Original war früher in der Casseler Galerie und ist von den Franzosen entführt worden. Aber wenn sie hinzusetzt: 'seitdem an unbekanntem Orte, angeblich in Paris verborgen', so müssen wir diesem Satz den guten Glauben aberkennen; die Malerin hat Avenarius überlebt und mußte wissen, wo das Bild, das sie erst nach seiner Rettung vor den Franzosen und nach seiner Verstümmelung nachgebildet, sich zur Zeit der Nachbildung befunden hatte und zur Zeit ihrer Äußerung noch befand. Das absichtliche Verschweigen wichtiger Angaben sucht sie gut zu machen durch möglichst breite Darlegung von Unwesentlichem und Unbedenklichem: der Name des Luini ist wohl nur deshalb angeführt, weil man die Schule des Künstlers bezeichnen wollte und sich scheute, den Namen des Leonardo auszusprechen. Das Nennen der Namen Caritas und Leonardo da Vinci hätte den Stein ins Rollen gebracht.

Der Gewinn, den wir aus diesem Bild und seiner Aufschrift ziehen können, ist trotzdem kein geringer. Wir ersehen daraus, daß das Bild bei Avenarius tatsächlich aus der Casseler Galerie von den Franzosen entführt worden war; ferner, daß diesem Bild in dem Kreise, zu dem Frau von Malsburg gehörte, eine außergewöhnliche Bedeutung zuerkannt wurde. Aus dem oben angeführten Brief ersehen wir schließlich, daß im Juli 1817 auf ihrem Glimmerode genannten Gut die drei Persönlichkeiten zusammengewesen sind, die unter allen Zeitgenossen sich am eifrigsten um das Schicksal der Caritas des Leonardo bekümmert haben: Ludwig Hummel, dessen Nachforschungen schon ausführlich S. 10 besprochen sind, Wilhelm Grimm, der 1815 dem Bilde den oben S. 7 erwähnten Nachruf gewidmet hat, und der vorher in Cassel, wie sogleich dargelegt werden wird, gleichfalls das damals noch vollständige Bild nachgezeichnet hatte, und die Gutsherrin, Frau von der Malsburg, deren erhaltene Kopie die Veranlassung zu diesen Ausführungen geben mußte. Daß Wilhelm Grimm ein eigenes Urteil und ein persönliches Verhältnis zu dem Gemälde Leonardos gehabt hat, ließ sich aus dem oben S. 7 angeführten Satz von der 'wunderherrlichen Charitas' vermuten. In einem Brief aus Cassel vom 13. ⟨*Dezember 1805*⟩ (Zeitschrift für deutsche Philologie XXXVI,

1904, S. 213) schreibt er an Ernst von der Malsburg, einen Verwandten der Malerin, über die eben gehandelt ist: 'Noch eins, ich habe das wunderschöne Bild, die charitas fertig, und man muß es auch lieb haben.' Daraus geht hervor, daß er, durch das Beispiel Riepenhausens, wie wir sehen werden, angeeifert, versucht hat, sich eine Kopie der Caritas des Leonardo herzustellen, auf die der Ausdruck 'wunderschöne Bild' deutlich hinweist. Meine Nachforschungen nach dieser Zeichnung Grimms waren erfolglos.

Jene Kopie der Frau von Malsburg gelangte also in die Hände Hummels, das Jahr dieses Übergangs ist indessen nicht mehr zu ermitteln und auch in der Familie Hummels unbekannt. Daß aber diese Kopie auch dem Direktor der Gemäldegalerie und den Professoren der Akademie bekannt geworden ist, ist bei der großen Teilnahme, die man in Cassel für das Schicksal der Caritas haben mußte, zu vermuten. Einer der letzteren, der spätere Nachfolger Hummels, der Maler und Professor FRIEDRICH MÜLLER, schreibt über die verlorene Caritas in Lützows Zeitschrift VI, 1871, S. 188: 'Auch soll die spurlos verschwundene Carità von Lionardo da Vinci ein bewunderungswürdiges Bild des großen Meisters gewesen sein, wie Rumohr versichert. Es ist uns nur einmal eine Kopie davon zu Gesicht gekommen, welche trotz ihrer Schwächlichkeit dieses Urteil bestätigt.' Wahrscheinlich war diese Kopie die der Frau von Malsburg aus dem Besitz seines Vorgängers; denn es ist sehr auffallend, daß auch hier weder der Name des Malers der Kopie noch deren Aufbewahrungsort erwähnt wird. Die Beurteilung der Kopie ist zutreffend, der Abglanz der Schönheit des Vorbildes ist noch in der Kopie erkenntlich. Man mag erwägen, ob eine schwächliche Kopie der schwächlichen Leda in Neuwied, von der nichts bekannt geworden ist, den Eindruck eines verlorenen, bewunderungswürdigen Urbildes hervorrufen könnte. Aber die auffallende Kargheit in den Mitteilungen Müllers über jene Kopie legt die Auffassung nahe, daß dem Berichterstatter seinerzeit über die Herkunft des Bildes Schweigen auferlegt worden ist.

Eine Abbildung oder eine Kopie des vollständigen Bildes der Caritas von Leonardo konnte jedoch der Direktor der Kunstakademie in Cassel, Ludwig Hummel, nicht mehr zur Stelle schaffen; sie hätte ihn vermutlich vor den besprochenen Irrtümern und Vermutungen bewahrt. Als im Jahre 1819 GEORG CHRISTIAN BRAUN sein wunderliches Buch schrieb: 'Des Leonardo da Vinci Leben und Kunst. Nebst einer

Lebensbeschreibung Johann Gottl. Prestels und einigen poetischen Versuchen über die Mahlerey', Halle 1819, da konnte er wohl von dem zweiten verschwundenen Leonardo der Casseler Galerie eine Beschreibung geben und sogar eine Kopie nachweisen (S. 24 Anm., 25 Anm.), aber von der Caritas weiß er nichts zu sagen; er druckt deshalb S. 135 nur die magere Beschreibung des alten Katalogs der Galerie ab.

Aber im Oktober 1821 war der aus dem Katalog der Casseler Galerie von EISENMANN S. XXII, aus dem Katalog der Darmstädter Galerie von BACK (z. B. zu Nr. 270) und sonsther bekannte Mannheimer Kunsthändler Dominik Artaria noch in der Lage, das verschwundene Bild der Caritas des Leonardo samt der heiligen Familie desselben Meisters und das Bild von Schalcken, die alle drei in derselben Kiste Nr. 2 verpackt gewesen waren, zusammen mit vier anderen der von Lagrange beschlagnahmten Gemälde und mit acht anderen Bildern aus der Galerie dem Vorstand der Casseler Galerie zum Kauf anzubieten (siehe oben S. 6 und unten VI).

In der Bibliothek C. Justis befindet sich ein Abzug des oft schon erwähnten Katalogs von 1799, den Justi, wie berichtet wird, bei einem Antiquar erworben hatte. Er ist sehr wertvoll deshalb, weil bei vielen Nummern wichtige Bemerkungen in Bleistift beigeschrieben sind, die von einem Unterbeamten der Casseler Galerie herrühren müssen; denn nur ein niederer Beamter wird den Kunsthändler Artaria als 'Herr Artaria' bezeichnen und bei den Wertangaben immer und immer wieder die drei Worte pedantisch wiederholen: 'Geschätzt an Werth' soundso viele Reichstaler. Geschrieben sind diese oft unorthographischen Bemerkungen nach Oktober 1821, vor 1837, da als Besitzer einiger Bilder in London 'der König' genannt wird. Dieser Beamte hat bei allen Bildern, die zurzeit vorhanden waren, den Ort der Aufstellung in Cassel angegeben, die fehlenden durch einen Strich, von S. 191 ab durch Weglassen jeder Ortsangabe bezeichnet. Seine Ortsangaben sind sehr zuverlässig, sie beziehen sich auf die nach Petersburg, London, Paris, Boulogne, Caen, Warschau und nach Schloß Bellevue weggeschafften Bilder. Unter den beigeschriebenen Anmerkungen treten zwei Gruppen besonders hervor: zu 18 Bildern ist die Bemerkung beigeschrieben: 'Von Rogge Ludwig angeboten im April 1820', zu 15 Bildern: 'Konnte H. Artaria im October 1821 wiederverschaffen'. Diesen 33 Bildern ist keine Ortsangabe zugefügt, außer zweien: nämlich den S. 135, 151 beschriebenen Kartenspielern von

Teniers, die von Rogge-Ludwig angeboten wurden, ist beigeschrieben: 'Petersburg 10 000 fr.', dem von Artaria angebotenen Raphael S. 48, 48 'Paris 80 000 fr.' Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß in einem auf den April 1820 datierten Schreiben an den Vorstand der Galerie ein angesehener und wohlhabender Casseler Bürger, der den Doppelnamen Rogge-Ludwig führte und Besitzer von einer Sammlung von 18 Bildern der Galerie geworden war, diese zum Ankauf anbot. Da in der westfälischen Zeit die Regierung selbst weit über 200 Bilder der Galerie in öffentlicher Versteigerung verkauft hat, hat dieses Angebot nichts Auffallendes. Dasselbe gilt für das Angebot an die Galerie, das von Artaria herrührt, das nur ein Gesamtangebot vermutlich einer zum Verkauf ihm übergebenen Privatgalerie des Kreises Cassel betroffen haben kann; es war datiert auf Oktober 1821. Zu der Beschreibung der Caritas auf S. 47, 46 ist links am Rand beigeschrieben: 'Konnte H. Artaria im Oct. 1821 wiederverschaffen'; rechts am Rand von anderer Hand: 'Geschätzt an Werth 10 000 R.' Diese Schätzungen sind in dem Katalog nur den von Lagrange beschlagnahmten Bildern, die nicht zurückgekommen sind, beigeschrieben; derartige Bilder aber hat nur Artaria, nicht aber Rogge-Ludwig angeboten. Daß die ganze Sammlung der von Artaria angebotenen 15 Bilder nicht etwa ein französischer Besitzer statt nach London oder Paris lieber nach Mannheim zum Vertrieb bei dem damals wenig kaufkräftigen deutschen Kundenkreis gegeben hat, sondern daß diese Bilder aus Cassel oder der nächsten Umgebung Cassels stammten, scheint mir schon in Erwägung der Verkehrsverhältnisse jener Zeit durchaus wahrscheinlich; daß Avenarius etwa damals das Bild von Artaria angekauft habe, bei seinen bescheidenen Vermögensverhältnissen wenig glaublich. Der Malerei soll er sich niemals gewidmet haben.

Wann, woher und wie das Bild in den Besitz von Avenarius gekommen ist, darüber fehlt jede Kunde. Eine Aufklärung der vorher besprochenen einzelnen Nachrichten ist gewiß erwünscht; aber eine Förderung des wesentlichen Endziels dieser Forschungen, die Herstellung der verlorenen Teile des Bildes, und die weitere Sicherung der Rückführung des Bildes auf die verschwundene Caritas der Casseler Galerie wird durch weitere Aufklärungen in dieser Richtung kaum erzielt werden. Naheliegend ist die Vermutung, daß die Caritas im Hause von Avenarius der Rest ist jener Sammlung von 15 Bildern der Galerie, den zu veräußern man sich wegen der Verstümmelung ge-



schämt hatte, daß Herbst 1821 der mit Avenarius gut bekannte Besitzer aller dieser Bilder verstorben ist und die Erben dem Kunsthändler Artaria in Mannheim den erwähnten Verkaufsauftrag gegeben haben. Daß gerade die Caritas verstümmelt worden ist, erklärt sich aus dem Eigenartigen und Absonderlichen des Bildes, von dem bis heute weder eine vollständige Nachbildung noch eine vollständige Abbildung nachgewiesen ist, das als das bekannteste und berühmteste am leichtesten und sichersten zu erkennen war, während beispielsweise von der heiligen Familie des Leonardo bis jetzt zwei Wiederholungen, in Mailand und in Neuwied, nachweisbar sind. Als nach der Franzosenherrschaft der Kurfürst zurückgekehrt war, wurde von den öffentlich versteigerten Bildern aus der Masse des von Denon zurückgelassenen Restes der Galerie 'das Meiste' wieder zurückgegeben. 'Da aber von einer Entschädigung der Käufer keine Rede war, so ist Manches vorenthalten geblieben oder nach auswärts gekommen' (W. UNGER, Die Galerie zu Cassel, Leipzig 1872, S. 6). Die von Artaria und Rogge-Ludwig angebotenen Bilder gehörten eben zu den vorenthaltenen.

Ich habe bereits den wichtigsten Teil der Akten, die für die Feststellung des Urteils von Bedeutung sind, in den bisher gegebenen Darlegungen vorgeführt. Nach dem Zeugnis des Katalogs von 1799 befand sich in der Galerie das Bild einer entblößten Frau, mit einem Kind auf dem Arm, zwei Kindern zur Seite; es stellte die mütterliche Liebe dar und galt als ein Bild von Leonardo da Vinci. Wilhelm Grimm hat es 'die wunderherrliche Charitas' genannt, Tischbein, der Neapolitaner, eingehend beschrieben und gewürdigt, wie wir sehen werden; im August 1801 sahen es noch Goethe und Rumohr, wie unten ausgeführt werden wird, Ende 1805 hat es Wilhelm Grimm nachzubilden versucht. Dieses ausgezeichnete Kunstwerk der Mailänder Schule wurde mit vielen anderen Bildern von Lagrange beschlagnahmt, ist aber nie in Malmaison, dem Ort seiner Bestimmung, angelangt, nach der Franzosenzeit verschwunden und verschollen. Über diese Zeit lesen wir im Katalog der Casseler Galerie von GEORG GRONAU von 1913, S. XII: 'Der kostbare Bestand der landgräflichen Sammlung hat dann während der französischen Invasion aufs schwerste leiden müssen. Was in den Jahren von 1806—1813 auf verschiedenste Weise in Verlust geraten ist, läßt sich nicht einmal in vollem Umfang feststellen; geraubt, auf gesetzlichem Wege fortgeschafft, im Ausland verloren gegangen, durch ungetreue Beamte gestohlen, durch unwissende

verschleudert wurden die Schätze, an denen Generationen von Fürsten mit Liebe gesammelt hatten.' So wurden im Jahr 1808, wenn ich richtig berechne, weit über 200 Bilder von der Regierung im öffentlichen Verkauf verschleudert (GRONAU, a. a. O. S. XIV). Da taucht um die Mitte des Jahrhunderts in dem kurhessischen Städtchen Rinteln im Regierungsbezirk Cassel im Besitz des Sohnes einer Casseler Beamtenfamilie der landgräflichen und der westfälischen Zeit ein absichtlich entstelltes Bild derselben Schule, derselben Zeit, der jene Caritas angehörte, und derselben sehr seltenen Darstellung auf, die bis jetzt nur einmal noch bei einem Schüler des Leonardo, dem Sodoma, nachgewiesen ist. Es muß einleuchtend erscheinen, daß die Verstümmelung des Bildes nur erklärlich ist, wenn der Besitzer, der sie vollzogen, innerhalb des Machtbereiches der Obrigkeit von Cassel, nicht im Ausland wohnte, und daß das Bild vorher einen hohen und mächtigen Besitzer gehabt hat; in Bürgerhäusern pflegen zudem derartige Bilder nicht heimisch zu sein. Die Bekanntmachung des Gouverneurs von Cassel Ende 1806 setzte 'Todesstrafe auf die Hinterziehung der Statseffekten' (H. BRUNNER, General Lagrange, Cassel 1897, S. 13, 52). Deshalb wird die Zerschneidung des Bildes sofort nach dessen Entwendung noch Ende des Jahres 1806 erfolgt sein. Der Unbekannte, der das Bild sich angeeignet und zerschnitten hatte, um die Wiederentdeckung durch die Franzosen zu verhindern, wird sich ins Fäustchen gelacht haben, wenn er späterhin vernahm, die Caritas sei unversehrt im Besitz des Königs von Holland wiedergefunden; von da ab war die Gefahr der Entdeckung vermindert, wenn auch noch nicht ganz beseitigt. Aber selbst von dem nach der bedauernswerten Zerschneidung übrig gebliebenen Rest hat eine Dame des hohen hessischen Adels, die Angehörige einer durch Geistesbildung sehr hoch stehenden Familie aus der nächsten Umgebung von Cassel, eine Kopie angefertigt und diese rahmen lassen, als wäre sie ein eigenhändiges Werk von Raphael. Daß das verstümmelte Bild einst in der Casseler Galerie aufgestellt war, haben nach Justis Angaben auch die beiden Gelehrten, die es zuerst erwähnt, als tatsächliche Angabe veröffentlicht. Da der alte Katalog von 1799 außer der Caritas und der heiligen Familie des Leonardo überhaupt kein Bild der Mailänder Schule verzeichnet, so ist, die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, der bereits vorweggenommene Schluß zwingend, daß in diesem Bild das Mittelstück der verschollenen Caritas des Leonardo da Vinci wieder-



gefunden ist. Denn die übrig bleibenden Möglichkeiten der Erklärung dieser Tatsachen sind derart, daß man von ihrer Besprechung absehen kann. Es ist ausgeschlossen, daß etwa in der Mangelhaftigkeit oder Lückenhaftigkeit des alten Katalogs eine Erklärung gesucht werden könnte; denn es werden darin selbst die Kopien van Freeses nach DOU und VAN DYCK und die Sopraporten 'nach verschiedenen Meistern' (S. 48) gewissenhaft verzeichnet. Es ist auch ausgeschlossen, daß, ohne daß wir hierüber Kunde haben, zwei ganz gleiche Darstellungen derselben absonderlichen Art, derselben Zeit und desselben Mailänder Stils zusammen gerade nach Cassel oder in die Landgrafschaft Hessen-Cassel verschlagen und — dies ist wesentlich — beide gleicherweise auf eine den Besitzer gefährdenden Weise beseitigt worden wären.

Wenn in einer Stadt Italiens, wo solche Kunstwerke gleichzeitig in Fülle entstanden sind, zwei gleichzeitige Bildnisse des Papstes Julius II. von Raphael nachweisbar sind, so ist dies nicht auffallend; aber nach Petersburg kommen nicht zwei gleichwertige Bilder der sogenannten Colombine, ebensowenig wie zwei gleiche Florabüsten aus Wachs nach Berlin oder zwei Marien mit der Meyerschen Familie von Holbein nach Darmstadt. Wir haben länger als ein Jahrhundert warten müssen, bis die Caritas des Leonardo endlich zum Vorschein kam; wir werden jetzt so lange das erhaltene Bild für die verlorene Nr. 46 der Sammlung im Palais zu Cassel zu betrachten haben, bis sicher erwiesen ist, daß es nur Kopie, niemals aber Original sein kann, beziehungsweise bis einmal bei einem anderen Bild eine neue Anwartschaft auf diese Ehre nachgewiesen ist. Endlich wird niemand bestreiten können, daß die hier vertretene Auffassung nur die Hälfte der Kühnheit zur Voraussetzung hat, wie die zugehörigen Angaben des Katalogs der Düsseldorfer Ausstellung, in dem zwei Bilder, die Leda in Neuwied und das behandelte Bild, auf Grund einzelner Angaben der Casseler Galerie zugewiesen werden, wofür in dem alten Katalog die genügenden Grundlagen nicht vorhanden sind; daß doch wohl auch die Veränderung einer Leda zu einer Caritas durch Übermalung eine gewagtere Aufstellung ist, als der hier unter möglichster Schonung der Überlieferung auf Grund der Tatsachen gezogene einfache und bündige Schluß. Zu diesem Schluß wird jeden Unbefangenen schon der Umstand hinleiten, daß sich bis heute seit etwa dem Jahr 1835 sowohl die Gustinesche Zeichnung der Leda—Caritas wie die Malsburgsche Kopie der Caritas in derselben Hand, in der Hand Hummels oder der Erben Hummels

befunden haben oder noch befinden. Daß jetzt viele, die mit nur ungenügender Kenntnis der Zeugnisse und der Überlieferung voll Vertrauensseligkeit die Leda in Neuwied für die aus Cassel entführte Caritas erklärt haben, dieser Schlußfolgerung voller Bedenken gegenüberstehen, darf nicht wundernehmen.

Dieser Schluß würde eine vollkommene Bestätigung erhalten, wenn es gelänge, jene Malsburgsche Kopie oder auch die von FRIEDRICH MÜLLER erwähnte in Beziehung zu dem Namen oder der Familie von Avenarius zu bringen. Tatsächlich ist diese Beziehung nachweisbar, aber in einem Bericht, der absichtlich ebenso wortkarg, unklar und schwer verständlich gehalten ist, wie die Berichte über die genannten beiden Kopien, indem diese drei Berichte vermutlich auf eine und dieselbe Nachbildung zu beziehen sind. In der oben S. 16 erwähnten, zu Cassel im Oktober 1879 abgefaßten Schrift von SIGISMUND LUDWIG RUHL, dem Direktor der Casseler Gemäldegalerie (seit 1832), die 'die Gründung der Hessen-Casselschen Gemäldegallerie und ihre nachmaligen Schicksale' behandelt, hat der 1794 geborene, zur Zeit der Abfassung der Schrift also 85 jährige Verfasser, der es aus irgendwelchen Gründen vorzog, seinen Namen unter den Buchstaben S. L. zu verbergen, auf 30 Oktavseiten kleinen Formats eine Sammlung von urkundlichen Nachrichten und ungenauen Erzählungen, zum Teil aus schriftlichen Aufzeichnungen, zum Teil aus mündlichen Berichten, zum Teil aus der Erinnerung, der Öffentlichkeit übergeben in der Überzeugung, daß es an der Zeit sei, 'dasjenige gänzlichem Vergessen zu entreißen, was etwa gegenwärtig noch durch Überlieferung über Entstehung, Erweiterung, Verluste und Schicksale der ... Gemäldesammlung beigebracht werden kann' (S. 3). 'Ich unterziehe mich dieser Nachlese, weil ich glaube, daß Manches, was mir bekannt, wohl kaum sonst Jemand wissen dürfte': so versichert der Verfasser a. a. O., und tatsächlich hat er über die Caritas mehr gewußt als irgend jemand seiner Zeit, aber dieses sein Wissen in der unklaren und ungenügenden Weise offenbart, die vermuten läßt, daß er gewisse Rücksichten zu nehmen hatte. Die Beurteilung dieser Mitteilung wird noch erschwert dadurch, daß dem hochbetagten Verfasser im Laufe seiner Darstellung viele offenkundige Versehen und Irrtümer unterlaufen sind. Im Jahr 1806, dem letzten Jahr der Galerie vor der Beraubung durch die Franzosen, war er 12 Jahre alt; er gesteht deshalb bezüglich der von Lagrange geraubten Bilder S. 10: 'Ich kann natürlich über die Vorzüge

dieser sich nun in Petersburg befindlichen Meisterstücke, die ich in ganz früher Jugend kaum gesehen, viel weniger noch verstanden habe, durchaus nicht urteilen'; ein Geständnis, das wir auch auf seine Angaben über die Caritas übertragen werden. Aber auch seine Angaben über die Schicksale der Bilder sind ungenau. S. 16 lesen wir über die Beraubung der Galerie durch Denon im Beisein Tischbeins: 'Der Inspector glaubte in die Erde zu versinken, als an die vier Claude Lorrains der verhängnisvolle Kreidestrich gemacht wurde.' Aber diese vier Bilder waren schon auf Befehl des Kurfürsten lange vor dem Eintreffen der Franzosen verpackt und damals längst bereits in Malmaison. S. 10 berichtet er: 'Goethes Besuche müßten, wenn ich nicht irre, zwischen die Jahre 1802 bis 1805 gefallen sein.' Aber dies ist ein Irrtum: Goethes Besuch fällt August 1801 (siehe unten S. 48). 'Man wußte und besprach seine Äußerungen, man disputierte wie vielmals er zu dem einen oder dem anderen Bilde zurückgekehrt sei, wie lange er in Betrachtung vertieft davor gesessen . . .' Dies stimmt überein mit dem Bericht Rumohrs unten S. 48.

S. 17 folgt der Bericht über die Caritas. 'An der Spitze von allen der Casseler Gallerie entzogenen Meisterwerken wird die Charitas von Leonardo da Vinci — Nr. 46 des alten Katalogs, für immer der unersetzlichste Verlust bleiben. Ich gebe das nicht als mein Urteil, und erinnere mich nur, daß dieses Bild in dem grünen Cabinet des herrschaftlichen Palais bei der dort mangelnden guten Beleuchtung einen nicht vortheilhaften Platz einnahm.' Dieser Tadel steht im geraden Widerspruch zu dem Lob der Aufstellung des Bildes bei Rumohr (unten S. 48). 'Späterhin sah ich davon eine Durchzeichnung, die Hummel gemacht (siehe oben S. 12) und von Avenarius eine Kopie des Kopfes, welche Anerkennung gefunden hat. Stundenlang habe, so sagt man, Tischbein, der Neapolitaner, im Anschauen dieses Gemäldes verweilt und sich von seiner Herrlichkeit durchdringen lassen.' Dieser mündliche Bericht beruht auf einer Verwechslung Tischbeins mit Goethe: siehe unten S. 48. 'Nun mag ein Maler, der bekannt mit dem Besten, was Italien aus seiner Zeit besitzt, gar wohl berechtigt sein, diesen Leonardo den Diamant der ganzen Sammlung zu nennen, wenn auch die Mehrzahl, denen anderes besser gefallen, nicht übereinstimmte.' Dieses Urteil Tischbeins stimmt überein mit den aus seiner Lebensbeschreibung S. 53 mitgeteilten Sätzen. Er berichtet im weiteren von den Bildern der italienischen Schule der

Galerie und kommt dabei auf die verschwundene Caritas zurück, S. 18: 'Bevor ich mich zu dem wende, was sie ausgezeichnetes aufzuweisen hat, kehre ich nochmals zu dem Leonardo zurück, über dessen Erwerbung man ebensowenig Nachrichten hat, als man die Umstände kennt, welche es möglich machten, daß ein so bedeutendes Bild sich auf lange Zeit hätte verheimlichen lassen.' Die Nachrichten über die Erwerbung der Caritas in Paris sind S. 56 mitgeteilt. Die Gründe, warum das in dem abgelegenen, von der Eisenbahn nicht berührten Städtchen Rinteln befindliche Bild unbekannt blieb, sind S. 26 dargelegt; der Ort galt in kurhessischer Zeit geradezu als eine Stelle der Strafversetzung. 'In Paris ist die Tafel nicht zurückgeblieben, nach Petersburg ist sie nicht gekommen, und wenn jemand auf unehrenvolle Weise in ihren Besitz gelangte, so hat ihm das keine Frucht eintragen können, kurz das Schicksal dieses Bildes ist und bleibt bis jetzt ein Räthsel. Es sind ja Fälle, und zwar mehr als einer bekannt, wo entwendete Gemälde, um sie zu verheimlichen, übermalt wurden; wer so verfährt, hofft sich zunächst der Strafe zu entziehen, den Gewinn will er keineswegs dadurch aufgeben. Nun wäre aber von 1806 bis heute eine zu lange Geduldszeit, an die sich eben so wenig denken läßt, als an die Vernichtung des Bildes, es sei denn, daß ein Mißgeschick sie herbeiführte. Geht es doch mit vergrabenem Gelde so, wenn der Tod den Eigentümer heim führt, bevor die rechte Stunde kam. Dann wäre immer noch möglich, daß die einstige Wiederentdeckung einem günstigen Zufall vorbehalten bleibt. Nach einem unverbürgten Gerücht soll diese Charitas in den Besitz des einstmaligen Königs der Niederlande übergegangen sein; wo sich das Bild befinde, wurde nicht gesagt. Mir ist es unwahrscheinlich; dennoch würde es sich für reisende Kunstautoren empfehlen, in diese Sache Licht zu bringen, wenn etwa eine Verwechselung vorgegangen wäre. Zu dem Ende gebe ich hier die Maaße . . .'

Die mannigfachen Betrachtungen, die diese mit der breiten Redseligkeit des Alters vorgetragenen, das Unwesentliche mehr als das Wesentliche behandelnden Ausführungen zu erwecken geeignet sind, will ich dem Leser überlassen anzustellen. Der Direktor der Galerie war weder mit den Akten, noch mit Kuglers Handbüchern, noch mit Rumohrs noch mit Passavants Aufsätzen vertraut; auch sein Gedächtnis hatte ihn im Stich gelassen. Die Erwähnung des 'einstmaligen Königs der Niederlande' weist darauf hin, daß die von Ruhl

benutzten Aufzeichnungen zwischen der Abdankung Wilhelms I. 1840 und seinem Tod, der in Berlin 1843 erfolgte, aufgezeichnet sind, also kurz nach Hummels Tod; wohl möglich, daß Hummel wie Gustine aus Rücksicht auf den Hof von Holland verschweigen mußten, daß die Leda im Haag als ein aus Cassel von den Franzosen entwendetes Bild anzusprechen sei, den Ort ihrer Aufbewahrung nicht nennen durften. Am wichtigsten ist der Satz: 'Späterhin sah ich davon eine Durchzeichnung, die Hummel gemacht, und von Avenarius eine Kopie des Kopfes, welche Anerkennung gefunden hat.' Es ist ohne weiteres zu verstehen, daß der Direktor der Kunstakademie Hummel oder seine Familie nach seinem Tode dem Direktor der Gemäldegalerie Ruhl, ebenso wie Passavant, von der Wiedererkennung der Caritas in der Leda beim König der Niederlande Mitteilung machte und die Durchzeichnung der Gustineschen Kopie gezeigt hat; eine für die Galerie so wichtige Entdeckung konnte dem Direktor nicht verborgen werden. Aber Ruhl lehnte diese Gleichsetzung mit der Leda, von der er nach vierzig Jahren nichts mehr im Gedächtnis behalten, kurzweg ab. Diese 'Durchzeichnung' ist die im Besitz der Enkelin Hummels befindliche, die oben S. 12 erwähnt ist. Von der Übermalung der Leda zur Caritas weiß Ruhl nichts zu berichten, er hat vergessen, daß das Bild beim König von Holland im Haag bzw. in Neuwied eine Leda darstellt und benennt es fälschlich als Caritas. Ganz unklar ist der wichtigere zweite Teil des Satzes: 'und von Avenarius eine Kopie des Kopfes, welche Anerkennung gefunden hat'. Wenn Ruhl, wie es sehr wahrscheinlich ist, diese Kopie gleichfalls durch oder bei Hummel gesehen hat, dann kann es nur die Kopie der Frau von M . . ., d. h. der Frau von Malsburg sein, die sich, wie jene Durchzeichnung, heute noch im Besitz der Enkelin Hummels befindet. Dann ist bei der Beurteilung der Kopie, die hier ähnlich wie bei Friedrich Müller (oben S. 36) gegeben ist, der Name des Besitzers des Vorbildes, Avenarius, gefallen, oder dieser als Urheber der Kopie bezeichnet worden, weil Frau von Malsburg nicht genannt werden wollte, und so dieser Bericht Ruhls, der gleichfalls ja als Verfasser der Schrift nicht genannt werden will, entstanden, der unklar und deshalb kaum weiterhilft. Unmöglich ist es, daß irgend jemand das erhaltene Bild der Caritas auf der dicken Holztafel für ein Werk eines zeitgenössischen Avenarius gehalten hätte oder gar des Besitzers selbst. Möglich wäre, daß Ruhl mit Avenarius den einzigen namhaften Maler seiner Zeit, der diesen

Namen trug, den 1836 in Bonn geborenen, 1891 in Cöln verstorbenen Sohn eines Vetters des einstigen Besitzers der Caritas, den Maler Tony Avenarius bezeichnen wollte, der seine Ausbildung in München erhalten hat. Wir müßten dann annehmen, daß er als etwa 20jähriger etwa im Jahr 1856 den Verwandten in Rinteln besucht, die Caritas kopiert und diese Kopie nach Cassel zu Ruhl oder zu Hummel gebracht habe. Aber diese Annahme stößt insofern auf Schwierigkeiten, als Ruhl bei einer Kopie eines 1836 geborenen Malers mit zwingender Notwendigkeit zu der Überzeugung geführt werden mußte, daß das Bild noch im Hessenland irgendwo verborgen war, eine Überzeugung, die er schwerlich verschwiegen hätte. Zudem weiß weder die noch in Cöln lebende Witwe des Malers noch die Verwandten von Avenarius in Rinteln irgend etwas über jene Reise nach Rinteln noch über eine derartige Kopie zu berichten. Und so ist der Tatbestand derartig verdunkelt, wie es bei einer derartig heiklen und dunklen Angelegenheit zu erwarten ist. Nur die Übereinstimmung des Namens Avenarius wird nicht zufällig sein und die erste Annahme deshalb wahrscheinlicher, weil Ruhl nicht angibt, wo diese Kopie des Kopfes von Avenarius sich befand, so daß jeder sie unwillkürlich mit Hummel, der in demselben Satz genannt ist, in Zusammenhang bringen muß. Diese Kopie war aber in Cassel, denn es haben sie viele gesehen, sonst konnte Ruhl nicht allgemein schreiben: 'welche Anerkennung gefunden hat', Worte, die sich vielleicht auf den oben S. 36 angeführten Aufsatz Friedrich Müllers beziehen sollen, der, wie wir sahen, es gleichfalls vorgezogen hat, über Urheber, Zeit, Aufbewahrungsort der Kopie sich auszuschweigen. Der Vorgänger Ruhls, der Inspektor Robert, hat noch gewußt, daß die Caritas im Oktober 1821 der Galerie von der Kunsthandlung Artaria angeboten war, daß aber das Angebot keine Berücksichtigung gefunden hatte. Das Schweigen über jene Kopie bei Ruhl ist um so auffallender, als er (S. 22) über ein verschwundenes Bild von Schalcken genau berichtet, daß der Minister von Eschen eine gute, doch nicht ganz beendete Kopie angekauft habe. Fest steht endlich durch den Bericht Ruhls, daß der Besitzer der Caritas in Rinteln, Gustav Avenarius, von diesem Schatz weder Robert noch Ruhl, den zunächst zuständigen Direktoren der Galerie in Cassel, Mitteilung gemacht hat; lange nach seinem Tod erhielt zuerst der Direktor Eisenmann durch Justi Mitteilung.

So muß das in meiner früheren und in dieser Abhandlung veröffentlichte Bruchstück der Caritas seine Sache selbst führen und



durch seine hervorragenden Eigenschaften erweisen, daß es der ihm hier zugedachten Ehre würdig, daß es ein Bruchstück, aber immerhin den wertvollsten Teil der alten Herrlichkeit darstellt, insbesondere aber, daß es vor den Kunsturteilen derer, die das Bild noch unverletzt in Cassel gesehen haben, bestehen kann. Da die schwache Nachbildung in Neuwied bisher dieser Ehre teilhaftig geworden ist — wie wir sahen allerdings nur in einem beschränkten Kreise —, so kann es ihm nicht sehr schwer fallen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, wie bereits bei vielen der urteilsfähigen, deren Urteil mir bekannt geworden ist, schon die Betrachtung der S. 24 gegenübergestellten Köpfe dieselbe Überzeugung erwecken konnte.

III.

Es ist nunmehr an der Zeit, zu der Darlegung und Würdigung der künstlerischen und kunstgeschichtlichen Bedeutung des Bildes der Caritas überzugehen. Diese Aufgabe wird uns dadurch erleichtert, und zu einer besonders anziehenden gestaltet, weil uns über die Caritas die Kunsturteile der Ersten unseres Volkes erhalten sind, des Philologen Wilhelm Grimm, des ausgezeichneten Kunstforschers Karl von Rumohr, des Dichters Goethe und des Malers Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, welch letzterer uns auch die Urteile der großen Menge der Beschauer übermittelt hat. Daß Wilhelm Grimm das Bild als 'die wunderherrliche' Caritas des Leonardo da Vinci bezeichnet hat, ist oben S. 7 schon berichtet; er gibt uns wohl das Urteil der geistig hochstehenden Kreise Cassels, zu denen auch die Familie von Malsburg gehörte, getreu wieder.

Im 18. Jahrhundert war die Caritas des Leonardo ebenso wie die in demselben Raum aufgestellte 'heilige Familie' desselben Meisters nur in einem engbegrenzten Kreise bekannt geworden, in Cassel nur in dem Kreise des landgräflichen Hofs und seiner Günstlinge. Dasselbe muß gelten für die Zeit, in der sich das Bild in Paris befunden hat; sonst wäre es unerklärlich, daß in den Schriften des 18. Jahrhunderts über die Kunst der Italiener des Bildes gar keine Erwähnung geschieht. In dem der Stadt Cassel benachbarten Göttingen erschien im Jahr 1798 J. D. FIORILLOS Geschichte der zeichnenden Künste, Band I, in dem S. 287 ff. der in Göttingen selbst lebende Verfasser ausführlich über Leonardos Werke gehandelt hat; er erwähnt mit keinem Wort die beiden berühmten Bilder der Galerie des Landgrafen. Nach dem

Urteil CAUSIDS in der Vorrede des Katalogs von 1783 war unter Wilhelm VIII. 'ihr Nutzen nur auf ihren erhabenen Besitzer, und auf das verdiente Lob sie bewundernder Kunstfreunde, eingeschränkt', indem sie dem ersteren 'als ihrem einsichtsvollen Stifter stets anständige Erholung war'. Erst unter Wilhelms Nachfolger, Friedrich II. (1760—1785), wurde die Galerie weiteren Kreisen zugänglich und durch den wertvollen Katalog Causids eine Grundlage der Forschung auf dem Gebiet der Kunstgeschichte. Eine Neubearbeitung dieses Katalogs mit Angabe der Schicksale der einzelnen Bilder, der verlorenen wie der erhaltenen, ist ein dringendes Bedürfnis der kunstgeschichtlichen Wissenschaft.

Indessen der, der zuerst die Augen von ganz Deutschland auf die Caritas des Leonardo hingelenkt hat, war Deutschlands größter Dichter, war Goethe. Mitte August des Jahres 1801, nach dem Fremdenbuch der Galerie am 18. (GRONAU, Zeitschrift f. d. bild. Kunst, L (N. F. XXVI), 1915, S. 159), war Goethe in Cassel, und seine Augen haben lange auf diesem Bilde geruht. Er war von Göttingen gekommen und berichtet über seinen Aufenthalt dort in den Tag- und Jahresheften (XXVII 1, S. 68, Hempel) wie folgt: 'Von da begab ich mich nach Kassel... Wir beachteten sorgfältig die köstlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses...' Ein einziges dieser Bilder ließ er, wie wir sehen werden, bald darauf für die Weimarer Kunstausstellung in Wasserfarben von dem Maler Riepenhausen nachbilden, den Kopf der Caritas des Leonardo. Unmittelbar nach Goethe betrat der ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, Karl von Rumohr, das Zimmer des kurfürstlichen Palais, in dem die Caritas in besonders günstiger Beleuchtung aufgehängt war. Er berichtet über seine Eindrücke in dem Werk: Drey Reisen nach Italien Leipzig 1832 S. 70: 'Unvergesslich bleibt mir die Carità der alten Casseler Gallerie, jenes verschwundene, beynahe verschollene Bild des Lionardo da Vinci. Kürzlich war Göthe in Cassel vorgesprochen [*am 18. August 1801*]; stundenlang, erzählte man, habe er vor dem Bilde gesessen, und fast war die Stelle noch warm, als ich dahin kam. Es hing in einem nicht hohen Nebenzimmer [*in dem grünen Cabinet des Palais nächst der Galerie in der Frankfurter Strasse*] ziemlich niedrig und beynahe den Boden erreichend, daher sehr hell und etwas von oben her beleuchtet, was alles die Auffassung des feinen Formenspiels, des rührenden Ausdrucks der Köpfe ungemein begünstigte. Ein

Hauptbild sollte man jederzeit beynahe isoliert zeigen. [*Es befanden sich in demselben Raum nur noch eine heilige Familie von Leonardo und eine Maria mit dem Kinde von Raphael.*] Deutlich erkenne ich in meiner noch sehr lebhaften Erinnerung dieses Bildes darin den Schüler des Verocchio, den Genossen des Lorenzo di Credi, dessen Kindern die da noch ziemlich ähnlich waren. Nur mehr Verstand in allen Theilen, mehr Tiefe im Charakter und im Ausdruck. In den Zügen der Mutter und von den drey Kindern, besonders des kleineren auf ihrem Arme, lag, ich weiß nicht welcher tiefe Gram, welche unbeherrschte Sehnsucht ... Es liegt mir deutlich im Gedächtnis, dass Lionardo dieses Bild in Öl gemalt hatte. Sowohl desshalb, als weil Vasari des Bildes nicht erwähnt, halte ich es für eine Arbeit seiner mayländischen Zeit. Der violett-schmutzige Localton der Carnation stimmt überein mit den Bildnissen des Lodovico Sforza und seiner Gemahlin, welche in der Gallerie der Ambrosiana zu Mayland aufgestellt sind.'

Danach spricht Rumohr von den Bildern des Claude Lorrain, die er noch in Cassel gesehen hatte und die zurzeit in St. Petersburg seien, wonach sich unter Berücksichtigung seiner Bemerkung über den Besuch Goethes in Cassel die Zeit seiner Reise in der oben angegebenen Weise mit Sicherheit bestimmen läßt. Derselbe RUMOHR hatte bereits früher auf dies Bild von Leonardo hingewiesen in seinen Italienischen Forschungen, II, Berlin 1827, S. 307: '... die köstliche, leider verschollene Carità, ehemals die größte Zierde der churfürstlichen Gemäldesammlung zu Cassel, zeugte, bei hoher Ausbildung der Köpfe und fast bildnerischem Style der Anordnung, doch in der Ausführung des Nackten für die Vermuthung, dass Lionardo eine längere Zeit hindurch gemalt habe, bevor er zu jener Gründlichkeit des Wissens und jener Sicherheit der Zeichnung gelangte, welche wir ihn um das Jahr 1490 in seinen mayländischen Arbeiten darlegen sehen.'

Der Gewinn, den wir aus den Ausführungen Rumohrs ziehen können, ist kein geringer. Erstlich für die Wiederherstellung der Darstellung. Die Caritas wird als Mutter mit drei Kindern bezeichnet; diese drei Kinder waren nicht gleichalterige Drillinge, wie die eben geborenen Kinder der Leda, sondern vielmehr verschiedenen Alters, wie es das übliche und natürliche ist: zwei Kinder befanden sich zur Seite der Frau, eines wurde auf ihrem Arm getragen, und dies letztere hat er als das kleinere bezeichnet.

Die Kinder schienen ihm noch altertümlich im Stil, denen des Verocchio noch ähnlich, aber in allen Teilen war mehr Verstand, mehr Tiefe im Charakter und im Ausdruck sichtbar. In den Zügen des kleineren auf dem Arm, ebenso wie in den Zügen der Mutter, lag, wie er zu empfinden glaubte, ein schwer zu bestimmender Ausdruck tiefen Grams und unbeherrschter Sehnsucht, ein Eindruck, der sich in dem scharf auf den Beschauer gerichteten, ernst und traurig wirkenden Blick des erhaltenen Kindes nachempfinden läßt; dieser Ausdruck hat Rumohr veranlaßt, eine Erörterung über die Darstellungen der Caritas und deren mystische Bedeutung hinzuzufügen, die weiter unten (S. 68) wiedergegeben werden wird. Was den Kopf der Mutter betrifft, so müssen uns die Schilderungen Goethes und Tischbeins hier als Ergänzung dienen, über die später zu handeln sein wird. Dazu kommen die wichtigen Bemerkungen über die Beleuchtung; er rühmt das Oberlicht in der Klarstellung des feinen Formenspiels, wie es vornehmlich durch die sorgfältige Verteilung der Schatten erzielt war. Nach der mir zu Gebote stehenden Erfahrung war die Wirkung des Bildes dann am größten, wenn es durch ein einziges Fenster Licht erhielt, der Lehre der Abhandlung Leonardos über die Malerei gemäß (literary works by J. P. RICHTER, I, S. 259 [519]): 'Come la pittura debe essere vista da una sola finestra.' Ausgezeichnet ist ferner die Kennzeichnung des Stils des Bildes als eines 'bildnerischen', der starken Schattengebung entsprechend, die die Darstellung wie ein Werk der Plastik wirken läßt; ebenso können wir bei wechselnder Beleuchtung die eigentümliche Bezeichnung des Lokaltons der Karnation als eines 'violettschmutzigen' einigermaßen verstehen, während Tischbein, wie wir sehen werden, den Gesamtton als 'gelb' zutreffend angegeben hat. Neben diesen Vorzügen wird getadelt die Ausführung des Nackten, wobei er die spätere Sicherheit des Leonardo in der Zeichnung vermißt. Wir können diesen Tadel nicht ganz verstehen, da uns die untere Hälfte des Bildes entrissen ist, wohl aber vermuten, daß Rumohr die später verworfenen und beseitigten Entwürfe auf dem erhaltenen Teil bereits erkannt hatte. Rumohr spricht die Meinung aus, daß die Caritas älter sei als das Abendmahl (1495—1497), und ich habe bis jetzt keine Veranlassung gefunden, von diesem Ansatz abzugehen, wenn wir auch heutzutage die beiden ausgezeichneten Bilder der Ambrosiana nicht mehr zur Zeitbestimmung der Werke Leonardos heranzuziehen wagen.

Für den Mangel der Beschreibung des schönen Kopfes der Frau, nicht aber für die fehlende Beschreibung der Gesamtgruppe, entschädigt uns der sehr wertvolle, wenngleich etwas kleinstädtische Bericht über ein Vorkommnis auf der Kunstausstellung zu Weimar im Jahr 1803, den Goethe in den oben bezeichneten Jahresheften (a. a. O. S. 100) mitzuteilen für gut findet, eine Stelle, auf die mich mein Kollege Franz Winter seinerzeit zuerst aufmerksam gemacht hat: 'Unter den Schätzen der Galerie zu Kassel verdient die Charitas von Leonardo da Vinci die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hatte den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben trefflich kopiert, zur Ausstellung eingesandt. Die süsse Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen'... (= Jenaische Allgem. Literaturzeitung 1804, I, S. VII).

Die kurze Schilderung des Kopfes ist ausgezeichnet und alle wesentlichen Züge umfassend, die oben S. 24 behandelt sind: die eigentümliche Stellung der Lippen, die Wirkung der abweichenden Richtung der beiden Augensterne, durch die die 'süße Traurigkeit' des Ausdrucks erreicht wurde, die für Leonardo bezeichnende sanfte Neigung des Hauptes, endlich 'der gedämpfte Farbenton' der Malweise. Alle diese einzelnen Züge lassen sich an dem Bilde selbst wie an der Photographie und selbst an dem Lichtdruck S. 24 nachprüfen und wiedererkennen, und es läßt sich hierbei die Überzeugung gewinnen, daß der Kopf der Neuwieder Leda (S. 24), über dessen Kunstwert schon Schorn und Passavant richtig geurteilt haben, eine derartige Bewunderung unmöglich hervorrufen konnte. Was weiterhin a. a. O. bei Goethe uns mitgeteilt wird, ist uns nur als Zeugnis für die Teilnahme des großen Mannes an kleinen Geschehnissen von Bedeutung; er erzählt weiter über das Schicksal des Kopfes: 'ja derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen auf dem Glase da, wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden.' Im folgenden ist über die sicher zum Ziel führende Methode, mit der es gelang, den Übeltäter festzustellen, eingehend gehandelt. Wichtiger für uns ist der Satz am Schluß: 'So viel wir

wissen, ist das Bild nach Dorpat gekommen.' Nachforschungen, die mein Kollege Bergbohm in Dorpat einzuleiten die Güte hatte, wurden durch den Ausbruch des Krieges vereitelt. Hoffen wir, daß in diesen Nachforschungen der Friede eine Förderung bringen wird. Denn trotzdem, daß uns die Deutung des Bildes als Caritas durch die wahrscheinlich von Hummel, jedenfalls von solchen, die die Caritas noch in der Galerie gesehen hatten, ausgehende falsche Deutung der Leda gesichert ist, so wird doch die Kopie von Riepenhausen uns berichten können, ob etwa beim Zerschneiden des Bildes an dem Oberkörper der Frau, etwa an dem Schleier, ein Schaden entstanden ist. Zu derselben Zeit etwa, als Riepenhausen die Caritas in Aquarellfarben gemalt hat, hat das zweite Bild von Leonardo, das in demselben Raum aufgestellt war, die 'heilige Familie', die Frau des später in Hanau, damals in Weimar wirkenden Akademiedirektors Konrad Westermayr unter der Anleitung von Tischbein gleichfalls in Wasserfarben nachgebildet (G. CH. BRAUN, Des Leonardo da Vinci Leben und Kunst, S. 24 und 25; K. SIEBERT, Hanauer Geschichtsblätter 1911, S. 82).

Goethes Urteil über Leonardos Malweise in der Geschichte der Farbenlehre (XXXVI, S. 227, Hempel) vom Jahr 1805 wird zum größten Teil unter dem frischen und nachhaltigen Eindruck des Casseler Bildes geschrieben sein, da er die Bilder Leonardos in Florenz und in Paris nicht kannte und sich in der italienischen Reise keine Ausführung verwandter Art nachweisen läßt. Denn er hat an der Urheberschaft des Leonardo bei der Casseler Caritas nicht gezweifelt. Dieses Urteil erinnert in manchen Wendungen an die oben angeführten Betrachtungen RUMOHRS: 'Durch Leonardo da Vinci, der ebenfalls aus der Schule des Andrea Verrocchio hervorging, erhielt das Kolorit mittelbar eine höchst bedeutende Verbesserung. Dieser große Künstler beobachtete nämlich Licht und Schatten mit weit mehr Genauigkeit, als zuvor geschehen war. Er malte zwar mit wenig freundlichem, etwas hefenartigen Kolorit; aber seine Werke zeigten nur durch zart angegebene Mitteltinten die Rundung der Teile, richtiges Vor- und Zurücktreten derselben und eine große, noch nie gesehene Kraft in den Schatten.' Dies Urteil Goethes wie die unten zu besprechenden Urteile Vasaris (siehe unten S. 71) können durch keines der erhaltenen Gemälde besser verständlich gemacht werden, als durch die erhaltene Caritas der Casseler Galerie. Auch in den Schriften Rumohrs ist in allen Ausführungen über die Kunst des Leonardo die Nachwirkung des

Eindrucks dieses Bildes deutlich erkennbar. Was Rumohr mit dem Ausdruck 'violett-schmutzige Localton' wiedergab, das wird ergänzt durch die von Goethe gebrauchte Bezeichnung 'wenig freundlichem, hefenartigen Kolorit', und 'gedämpfte Farbenton'.

Es bleibt noch ein Zeugnis zu besprechen, das einzige, das uns über die Stellung, in der die Caritas dargestellt war, eine wichtige, wenn auch nur unvollkommene und infolge des unklaren Ausdrucks unsichere Aufklärung vermitteln kann. Der Schriftsteller, der es uns überliefert, ist ein tüchtiger Maler, aber kein gewandter Meister der Feder gewesen (F. von Alten, Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel, Leipzig 1872, S. 9 Anm.). Wir lesen bei Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, Aus meinem Leben, II, Braunschweig 1861, S. 17: 'Die meisten Bilder des Leonardo haben auch wirklich etwas Eigenes, das nicht gefällt, zum Beispiel seine "Carità", wo eine Frau sich bückt und drei Kinder von der Erde aufnimmt. Ich habe Menschen gesehen, denen es nicht gefallen wollte. Die Frau mit den mageren Armen und dem gelben Colorit hat nichts Schönes. Der Künstler hat mit Schattentönen gerundet; man kann aber auch mit Farbe runden; das nebelige Blaue fernet mehr als das dunkle. Ist man ein Kenner der Menschen und betrachtet dieses Gesicht, so sieht man in den Augen das mitleidende Herz, wie gerne sie hilft und beisteht und wie sie mit dem Blick der Liebe beklagt, nicht in dem Masse wohlthun zu können, als sie wünsche.' Die Schilderung des Gesichtsausdrucks der dargestellten Frau ist derart, daß jedes Wort hinzuzufügen sich erübrigt. Ihre Leibesgestalt aber hatte für den Maler 'nichts Schönes'; er mißbilligt die mageren Arme, das gelbe Kolorit, die Rundung durch Schattentöne, für die er den Malern eine andere Kunstweise aus seiner eigenen Erfahrung empfiehlt. Man muß diese Worte mit dem Bild selbst vergleichen, um die Übereinstimmung der Schilderung mit der Wirklichkeit zu empfinden. Endlich 'das Eigene' der Bilder des Leonardo, das dem Maler stark zum Bewußtsein kam: es ist vielleicht das beste Beweismittel dafür, daß wir es mit einem Werk des Meisters selbst in dieser Caritas zu tun haben; hierüber wird unten S. 70 zu handeln sein. Es mag tatsächlich viele gegeben haben, denen das Bild nicht gefallen wollte. Ich habe dieselbe Erfahrung gemacht, als dieses Bild noch in meinem Haus aufgestellt war. Nur eine ganz erlesene Schar hatte von dieser Frauengestalt, insbesondere dem schönen Kopf, den großen und nachhaltigen Eindruck, den Goethe empfangen hat, wie

Rumohr, Grimm und Tischbein. Dasselbe gilt aber für alle Bilder des großen Meisters. Aber Tischbein hat trotz dieser Ausstellungen die Caritas des Leonardo als den 'Diamant' der Casseler Sammlung bezeichnet (siehe oben S. 43).

Aber von der größten Wichtigkeit sind die wenigen Worte, in denen Tischbein die Stellung und Bewegung der Caritas zu deuten versucht hat: 'wo eine Frau sich bückt und drei Kinder von der Erde aufnimmt'. Sie sind bis heute das einzige, was wir an Überlieferung über das Aussehen des Gesamtbildes besitzen und für die Herstellung des verlorenen Teiles benützen können. Der Maler hatte den Eindruck, daß die Frau sich bückte und damit beschäftigt war, drei Kinder von der Erde aufzunehmen; eines hatte sie bereits, wie der Katalog und Rumohr bezeugen, auf dem Arm; ein zweites schien sie vermutlich mit der linken Hand zu ergreifen: denn nur so konnte Tischbein zu dieser auffallenden Auffassung gelangen, daß sie drei Kinder von der Erde aufnehmend dargestellt war. Die Ausdrucksweise ist derart, daß in den Worten 'sich bückt' und 'von der Erde aufnimmt' nicht die Vorstellung der Ruhe, sondern die einer augenblicklichen, fast heftigen Bewegung zu erwecken von dem Beschreiber beabsichtigt gewesen sein muß; diese Bewegung war gewiß dem Hinknien der Leda sehr ähnlich. Es kann aber keinesfalls ein ruhiges, dem Sitzen ähnliches Knien auf der Erde zu beschreiben die Absicht Tischbeins gewesen sein. Wer sich der wunderlichen und kühnen Anordnung der Glieder des Hieronymus im Vatikan, der heiligen Anna selbdritt und des Bacchus im Louvre erinnert, dem mag die Lust vergehen, sich hier in magerem Gelehrtenwitz weiter in Vermutungen zu ergehen. Indessen, was den Bericht Tischbeins aus der übrigen Überlieferung zu bestätigen und zu ergänzen vermag, was gemäß den Gesetzen der Anatomie des menschlichen Körpers möglich und was unmöglich war, ist fürs erste die Aufgabe festzustellen. Das Bild hat nach unten etwas weniger als die Hälfte verloren, da es 1,25 m hoch war, jetzt nur noch 0,62 m hoch ist. Daraus geht hervor: in der langweiligen, statuenähnlichen Einfachheit der Caritas des Sodoma war dessen Vorbild nicht ausgeführt, eine stehende Darstellung herzustellen ist ausgeschlossen, wie sich jeder an Tafel VIII der 'Anatomie der Künstler' von A. FRORIEP, Leipzig 1890, abmessend vergewissern kann. Gerade so wie der Ausdruck Tischbeins 'wo eine Frau sich bückt' eine derartige Annahme unmöglich macht, es auch



unmöglich macht anzunehmen, der Künstler habe die Caritas der alten Überlieferung Toscanas folgend sitzend dargestellt, wie Andrea del Sarto in dem Bild im Louvre u. a. m. Sehr wichtig ist endlich der Ausdruck Tischbeins 'von der Erde aufnimmt'. Er weist darauf hin, daß die Kinder nicht, wie bei Sodoma und sonst, neben der Mutter stehend, sondern auf der Erde sitzend dargestellt waren; auch hierin ist eine Ähnlichkeit mit der Leda in Neuwied anzuerkennen. Mit der Beschreibung des gedruckten Katalogs, der von der entblößten Frauensperson berichtet: 'die ein Kind zärtlich im Arme hält und zwey andre zur Seite hat, die mit Blumen spielen', läßt sich diese Ortsbezeichnung bei Tischbein nicht weiter begründen. Wohl aber durch die S. 57 besprochene handschriftliche Beschreibung des Inventars, in dem zu lesen ist: 'Eine nackende Jungfrau, mit einem Kinde auf dem rechten Arm, und derselben zwey dito auf der Erden neben sich in einer Landschaft'; auch hier weist der Ausdruck 'auf der Erden' darauf hin, daß die Kinder sitzend, nicht stehend, dargestellt waren. Dieselbe Deutung empfiehlt auch der Ausdruck des gedruckten Katalogs: 'die mit Blumen spielen', indem man sich mit Blumen spielende Kinder eher sitzend als stehend vorstellen mag. Vielleicht sind die mit Blumen spielenden Dioskuren neben der Leda Borghese ein Nachklang dieser Gruppe; ähnlich sind die Kinder bei der Caritas des Carlo Cignani im Museum zu Gotha gebildet, die G. RATHGEBER, Beschreibung der Herzogl. Gemälde-Gallerie zu Gotha, 1835, S. 51 also beschreibt: 'Sie liegt von drei Kindern umgeben auf der Erde und nimmt von der Wiege, in der das kleinste schläft, die Decke weg. Dem andern, welches sie noch stillt, reicht das älteste eine Blume dar.' Ob je ein Kind zur Rechten und zur Linken lag, ob, was als das Glaublichere erscheint, beide zusammen auf der linken Seite der Frau am Boden lagen, das wird, so ist zu hoffen, eine zuverlässige Beschreibung oder eine Nachbildung des Bildes, wenn sie nachgewiesen wird, klarzustellen vermögen. Und diese Beschreibung nachzuweisen oder eine Nachbildung aufzuspüren, wird, so hoffe ich, diese Veröffentlichung die Veranlassung geben. Ebenso hoffe ich — und eine derartige Hoffnung braucht man nie aufzugeben —, daß durch sie die Anregung gegeben wird, die verlorenen Teile der Caritas des Leonardo im Bereich des früheren Kurfürstentums zu suchen und zu finden.

Die Besprechung der erhaltenen Kunsturteile über die Caritas ergab also, daß sie nur auf das Avenariussche Bild, unmöglich aber

auf die Leda in Neuwied bezogen werden können. Wer heute wie Rumohr berichten würde, daß ein Mann von der Bedeutung Goethes stundenlang in Bewunderung versunken vor dem Bild in Neuwied gesessen habe, der würde nur Kopfschütteln oder Unglauben erregen.

IV.

Die Urheber der in dem voraufgehenden Abschnitt behandelten Kunsturteile, Rumohr, Goethe, Tischbein, die Gebrüder Grimm, betrachten die Caritas als ein eigenhändiges Werk des Leonardo da Vinci auf Grund einer festgefügten Überlieferung, deren Berechtigung oder Unrechtmäßigkeit wir zurzeit nicht mehr nachweisen können. Es wäre verkehrt, sich hinter die berühmten und hochangesehenen Namen wie hinter ein Bollwerk flüchten zu wollen, um von da aus unter dem Schutz 'maassgebender Kenner' die Urheberschaft des Leonardo zu verteidigen, etwa mit der billigen, aber zu allen Zeiten sehr beliebten und auf allen Gebieten als Haupttrumpf verwandten Bemerkung, daß man im Fall des Irrtums sich in der denkbar besten Genossenschaft befinde. Da es in der Wissenschaft nur eine Autorität gibt, das Argument, so ist auch nur dieses geeignet, in dieser, der schwierigsten aller mit diesem Bild verbundenen Fragen ein begründetes Urteil zutage zu fördern oder wenigstens anzubahnen.

Die Überlieferung weist dieses Bild dem Leonardo da Vinci zu. Nach der Mitteilung in dem Katalog von 1913, S. X, wurde die Caritas um 1756 von dem Bevollmächtigten Landgraf Wilhelms VIII. in Paris erworben, dort, wo sich heute die Hauptwerke aus der Werkstatt des Leonardo befinden, vor allem die Gioconda. König Franz I., in dessen Reich der große Meister gestorben ist, hatte sich bemüht, alles zu erwerben, was von der Hand des Malers noch zu gewinnen war; und große Staatsmänner, wie Richelieu, der die heilige Anna selbdritt aus Mailand nach Paris gebracht hat, sind dem Beispiel jenes Königs gefolgt. Wilhelm VIII. war ein Kenner allerersten Rangs; es genügt zu seinem Ruhm, daß später der Beauftragte des Kaisers Napoleon von seiner Sammlung erklärte, nirgendwo sei die Auswahl ihm so schwer gefallen, 'car tous sont des perles et des bijoux' (W. UNGER, Die Galerie zu Cassel, Leipzig 1872, S. 6). Die Liebe zur Kunst war Familienüberlieferung; es wird keine gedankenlose Erfindung sein, wenn in dem alten Volksbuch von Till Eulenspiegel gerade die Malereien beim Landgrafen von Hessen erwähnt werden. Dabei war der Landgraf selbständig in

seinem Urteil, unabhängig von den Lehren der Theoretiker und der Tagesmeinung. 'Rembrandt hat zu seiner Zeit wohl Nachahmer gehabt, doch die Zeitströmung ging andere Wege, ließ ihn zur Seite liegen und untergehen. Aber die das Organ für malerische Genüsse besaßen, die Liebhaber der Kupferstiche und Gemälde, haben ihn selbst in den Tagen der Verdunkelung seines Sterns hochgehalten, Wilhelm VIII. von Hessen und Katharina II.' So schreibt C. JUSTI, Michelangelo, Berlin 1909, S. 397. Die handschriftlich erhaltene Beschreibung des Bildes im Hauptinventar der Casseler Galerie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gibt dem Bilde noch nicht den Namen der 'mütterlichen und wohltätigen Liebe', spricht aber das Bild bereits dem Leonardo zu. Sie lautet: 'Leonardo (da Vinci). Eine nackende Jungfrau, mit einem Kinde auf dem rechten Arm, und derselben zwey dito auf der Erden neben sich in einer Landschaft, auf Holtz in vergoldetem Rahmen. Höhe 4 Schuh, Breite 3 Schuh 4 Zoll.' Die richtige Benennung konnte von einem Kenner italienischer Kunst, beispielsweise aus der oben S. 22 erwähnten Darstellung des Sarto, aber auch aus dem Bild des Cranach im Weimarer Museum leicht erschlossen werden, dem wie oft der Name CHARITAS beigeschrieben ist (Katalog von 1913, S. 41; CHR. SCHUCHHARDT, L. Cranach, III, Leipzig 1871, S. 196; K. WOERMANN, Cranach-Ausstellung, Dresden 1899, Nr. 94, S. 64). Die Galerie des Landgrafen wies noch eine zweite Darstellung einer Caritas auf, die im Katalog S. 101, 53, beschrieben wird: 'Carl Cignani. Eine in einer ländlichen Gegend liegende Frauensperson mit ihren drey Kindern, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit unterhält. Auf Leinwand, 4 Fuß 3 Zoll hoch, 6 Fuß breit': ähnlich das von F. WAAGEN, Die Gemäldesammlung in der K. Eremitage, München 1864, S. 96, beschriebene Bild desselben Meisters und das oben S. 55 erwähnte Bild in Gotha. Die richtige Benennung der Caritas des Leonardo erscheint in dem ersten Druck des S. 21 angeführten Katalogs von 1783, wo der übertriebene Ausdruck 'nackende' durch den gemäßigteren 'entblösste' mit Recht ersetzt worden ist. Die Zuteilung an Leonardo ist dagegen in dem geschriebenen Hauptinventar bereits Tatsache.

Es ist nunmehr festzustellen erforderlich, in welcher Weise man einer derartigen Überlieferung gegenüber Stellung zu nehmen hat, ob man sie zu verwerfen hat, wenn sie nicht durch andere Beweisgründe sich stützen läßt; oder ob man ihr folgen muß, wenn sie sich nicht infolge durchschlagender Gegenbeweise als unhaltbar erweist. Diese Über-

lieferung schlechthin zu verwerfen, wäre ebenso voreilig, wie ihr blind zu vertrauen; es gibt keine andere Art der Beweisführung, als die Gründe, die zu ihren Gunsten sprechen, zusammenzustellen und ebenso die Gegengründe, und beide gegeneinander abzuwägen. Ebenso klar muß die Frage gestellt werden bezüglich des Endergebnisses der Untersuchung, das entweder zu der Feststellung eines eigenhändigen Werkes des Leonardo führen muß oder zu der Feststellung des Werkes nur eines Schülers oder auch zu der Feststellung, daß Meister und Schüler gleichmäßig an dem Werke beteiligt waren. Endlich muß dargelegt werden, in welcher Weise die urkundlich bezeugten Werke des Leonardo mit der zu bestimmenden Darstellung eine Verwandtschaft näherer oder fernerer Art erkennen lassen. Eine vollständige und unumstößliche Sicherheit des Ergebnisses wird sich mit der dieser Forschung zu Gebote stehenden Methode niemals erzielen lassen.

Es kommen also für die Vergleichung folgende Werke des Leonardo in Betracht:

1. Die 1481 in Auftrag gegebene Anbetung der Könige, das unvollendete Gemälde der Sammlung der Uffizien in Florenz, das uns am treuesten und unverfälschtesten die Eigenart des Künstlers überliefert hat. Es besteht aus einer Reihe von unvollendeten Entwürfen, unter denen die fünf Studien zu Reiterbildern im Hintergrund durch ihre bildhauerische, nicht malerische Formengebung besonders eindrucksvoll sind. Sie weisen darauf hin, daß dieser Hintergrund zu einer Zeit entstand, in der der Meister an der Reiterstatue des Sforza arbeitete, also nach 1487. Der Kopf der Jungfrau Maria ist mit dem Kopf der Caritas am nächsten verwandt, ebenso die Darstellung des Kindes dem von der Caritas gehaltenen Kind am nächsten stehend.

2. Die schon zur Zeit Goethes bis zur Unkenntlichkeit zerstörte Wandmalerei des Abendmahls in Mailand, 1487—1499 entstanden, enthält keine weibliche Gestalt, die allein hier zur Vergleichung geeignet sein könnte. Nahe verwandt ist der Kopf des Johannes, des Apostels der Caritas.

3. Das die heilige Anna selbdritt darstellende Gemälde im Louvre, das nach dem in dem S. 60 angeführten Brief beschriebenen, um 1500 in Florenz entstandenen Karton des Leonardo ausgeführt ist. Daß diese Ausführung von Leonardo selbst herrührt, dafür spricht vornehmlich der Zustand des Unvollendeten, aber sonst keinerlei Überlieferung. Das Bild ist für den Kardinal Richelieu 1629 aus Mailand



nach Paris gebracht worden und die Urheberschaft des Leonardo ganz unsicher. Das Gemälde aber, das Leonardo auf Befehl des Königs Franz nach dem von Vasari beschriebenen Karton ausführen sollte, war von dem Bild im Louvre wesentlich verschieden, da in diesem Karton die Gestalt des kleinen Johannes der Gruppe zugefügt war (siehe unter VI).

4. Das Bildnis der Gioconda im Louvre, um 1500 in Florenz entstanden, ist als Abbild einer lebenden, wirklichen Persönlichkeit zum Vergleich weniger geeignet, vor allem aber durch Wiederherstellungsversuche verändert; die Bilderschätze König Franz I. waren im Badezimmer zu Fontainebleau untergebracht und darum bald in Verfall geraten (L. DIMIER, Le Primatice, Paris 1900, S. 281; MÜNTZ, Léonard, S. 421, VON SEIDLITZ, II, S. 49, 50). Auf einige verwandte Züge ist im Verlauf dieser Untersuchungen schon hingewiesen, insbesondere die Übereinstimmung in der Darstellung des Haars, des Kopfschleiers und der Augenlider.

5. Die Maria in der Felsengrotte in der Nationalgalerie in London ungewisser Zeit und die Wiederholung dieses Bildes im Louvre. Der Marientypus ist von dem in der Florentiner Anbetung der Könige wesentlich verschieden; es ist ungewiß, an welcher von beiden Darstellungen der Meister selbst Hand angelegt hat und in welchem Umfange. Vasari erwähnt diese Bilder nicht.

6. Der Hieronymus im Vatikan, ein Entwurf ungewisser Zeit, der nur zur Vergleichung der Körperstellung geeignet ist. Das Bild ist weder durch Vasari noch durch andere Schriftsteller als ein Werk des Leonardo bezeugt, wohl aber durch die unverkennbare Eigenart seiner Erfindung und Darstellung als dessen Werk so gut wie gesichert. Die Kniestellung ist mit der Kniestellung der Caritas nahe verwandt, und beide Werke gehören wahrscheinlich in denselben Lebensabschnitt des Meisters.

Die demnach für die Vergleichung in Betracht kommenden Werke sind sehr gering an Zahl und schlecht in der Erhaltung, unsicher in der Bestimmung, oft auch schwer mit der Überlieferung der Schriftsteller über Leonardo in Einklang zu bringen. Mit der Gioconda hat die Caritas die Eigentümlichkeit gemein, daß die Augenbrauen fehlen, eine Eigentümlichkeit, die H. WÖLFFLIN, Die klassische Kunst, München 1901, S. 31, in überzeugender Weise mit der Frauentracht der damaligen Zeit erklärt hat; mißlich aber ist, daß Vasari in

der Beschreibung des Bildes der Madonna Lisa bellissima gerade die außerordentlich feine Ausführung der Augenbrauen rühmt (VON SEIDLITZ a. a. O.), vermutlich ein Irrtum des Schriftstellers. Aber was uns die Anbetung der Könige so anschaulich vor Augen führt, der Meister hatte die Gewohnheit, ein Werk anzufangen und bald darauf, des Malens überdrüssig, es unfertig liegen zu lassen. Wer mit einer uns übernatürlich erscheinenden Begabung ausgerüstet, mit einer an Vermessenheit grenzenden Kühnheit und mit unaufhaltsamem, stürmischem Vorwärtsdrängen die schwersten Fragen der Physik, der Anatomie, der Biologie, der Geologie, der Philosophie und der Theologie lösen zu können die Kraft fühlt, dem ist es lästig, wenn er Andachtsbilder fertig zu malen gemahnt oder gedrängt wird. Nichts war ihm in der Malerei fesselnder und anziehender als die rein physikalische Frage des Lichtes und der Schatten, die Bildhauerkunst stellte er höher als die Kunst der Malerei (siehe unten S. 71). Und so lesen wir bei Vasari von dem Bild der Anbetung der Könige: 'la quale anche ella rimase imperfetta come l' altre cose sua'; vom Kopf des Heilands im Abendmahl: 'quella del Cristo lasciò imperfetta', dasselbe Urteil von der Statue des Sforza, 'poichè delle cose sue ne son molte rimase imperfette', von dem Bild der heiligen Anna selbdritt: 'abbandonò il lavoro a' frati', von dem Bild der mona Lisa: 'quattro anni penatovi, lo lasciò imperfetto'; ähnlich von dem Bild der Schlacht von Anghiari.

Diese Schilderung der Unstetigkeit des Leonardo bei Vasari wird vortrefflich ergänzt durch den von Alessandro Luzio entdeckten, für die Forschung unschätzbaren Brief des Generals der Karmeliter, Fra Pietro da Nuvolaria, an die Markgräfin Isabella von Este vom 3. April 1501 (A. LUZIO, i precettori d'Isabella d'Este, Ancona 1887, mir unzugänglich und auf den Staatsbibliotheken von Berlin und München nicht vorhanden; danach Archivio storico dell'arte I, 1888, S. 46): Fra Pietro berichtet wenig vertrauensvoll: . . . 'farò cum omni celerità et diligencia quanto ella me scrive; ma, per quanto me occorre, la vita di Leonardo è varia e indeterminata forte, sì che pare vivere a giornata. Ha facto solo dopoi che è a Firenci uno schizo in uno cartone . . . (d. i. das Bild der heiligen Anna selbdritt, das im folgenden eingehend beschrieben und als Allegorie erklärt wird) e questo schizo ancora non è finito. Altro non a facto, se non che dui suoi garzoni fano retrati et lui a le volte in alcuno mette mano; da opra forte ad la geometria * * impacientissimo al penello.' In dieser Weise ist auch das



Bild der Gioconda entstanden. Aus allem dem geht hervor, daß ein Gemälde, das durchaus einheitlich in der Malart und durchaus vollendet und abgeschlossen befunden wird, wenig Anspruch hat, für ein eigenhändiges Werk des großen Meisters zu gelten, der nicht nur seiner Entwürfe, die er auf verschiedenen Tafeln begonnen hatte, bald überdrüssig wurde, sondern auch die Entwürfe, die er auf derselben Tafel hingeworfen hatte, bald beseitigte und durch andere zu ersetzen versuchte, weil sie ihn bald nicht mehr befriedigten; wie insbesondere die Anbetung der Könige in Florenz diese Eigentümlichkeit uns bezeugt und vor Augen führt. In Anbetracht der so geringen Anzahl und der schlechten Erhaltung der beglaubigten Werke des Meisters und in Erwägung seiner Eigenart wird es kaum möglich sein, ein nicht beglaubigtes Werk seiner Zeit und seiner Schule ihm selbst mit Sicherheit zuzuschreiben. Es wird nur möglich sein darzulegen, ob ein derartiges Werk das Gepräge eines führenden und die Schüler weit überragenden Geistes an sich trägt oder ob es die Anzeichen eines Schülers oder Nachahmers aufweist. Hat einer der Schüler wirklich in einer Arbeit den Meister erreicht, dann ist der Versuch eines derartigen Nachweises aussichtslos.

Bei der nunmehr zu behandelnden Frage nach dem Schöpfer der Caritas wird es deshalb zu empfehlen sein, fürs erste den Namen des Leonardo beiseite zu lassen und nur darzulegen zu versuchen, welcher Grad von künstlerischer Bedeutung, schöpferischer Kraft und Eigenart der Erfindung dem Meister des Bildes zuzuerkennen ist. Die Beantwortung dieser Frage wird nicht schwer sein.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Meister des Bildes eine bedeutende und führende künstlerische Kraft der Mailänder Malerschule gewesen sein muß. Das erweist der überwältigende Eindruck, den der Kopf der schönen Frau auf die ersten und die führenden Geister unseres Volkes, wie Grimm und Goethe, Rumohr und Tischbein, ausgeübt hat. Eine derartige große Wirkung wird man nur bei dem Werk eines schöpferischen Künstlers, nicht bei dem Werk eines Schülers oder eines Nachahmers voraussetzen dürfen. Der Kopf der Caritas wetteifert an Schönheit mit den schönsten Frauenköpfen des Giorgione. Der Ausdruck des Gesichts erinnert an die Worte der Markgräfin, mit denen sie den Mönch bittet, Leonardo zu bestimmen, er möchte für sie ausführen 'un quadretto della Madonna, devoto e dolce, come è il suo naturale' (a. a. O. S. 45). Wenn Tischbein über die ge-

samte Darstellung berichtet: 'Ich habe Menschen gesehen, denen es nicht gefallen wollte', so kann ich diese Erfahrung nur bestätigen; um so nachhaltiger wirkte vor allem der Kopf der Mutter und des Kindes auf solche, denen zum selbständigen Urteil die erforderliche kunstgeschichtliche Bildung die Grundlage gewähren konnte. Der vornehmste Sachkenner der Franzosen, DENON, berichtet von den Bildern der Casseler Galerie, es seien dort ausschließlich Perlen und Kleinode (oben S. 56); der vornehmste Sachkenner der Deutschen, RUMOHR, nennt die Caritas des Leonardo 'ehemals die grösste Zierde der churfürstlichen Gemäldesammlung zu Cassel' (oben S. 49); daß ein derartiges Werk das Werk eines Schülers und Nachahmers gewesen sei, ist ebensowenig zu glauben, wie daß dieses Werk die Leda in Neuwied gewesen sein könne. Zu dieser Überzeugung wird jeder kommen müssen, der vor dem Bild in Neuwied die oben unter III behandelten Schilderungen Goethes, Grimms, Rumohrs und Tischbeins sich zu vergegenwärtigen in der Lage ist.

Bei der Einschätzung und Bewertung dieser Kunsturteile Rumohrs, Goethes und Tischbeins haben wir uns nur die Frage vorzulegen, ob wir den Genannten die Fähigkeit zutrauen, ein Kunstwerk von außerordentlicher, überragender Bedeutung zu erkennen und von dem mittelmäßigen zu scheiden. Es ist bei der Beantwortung dieser Frage ganz unwesentlich, wenn darauf hingewiesen wird, daß in jener Zeit beispielsweise das Bild des Morette in Dresden verkehrterweise dem Leonardo zugeschrieben wurde, während dieses Bildnis vielmehr dem Holbein gehört. In der Benennung des Künstlers hat man hierbei ja geirrt: aber den außerordentlichen Wert der Arbeit richtig eingeschätzt, indem man als deren Urheber auf den Namen Leonardos, den Namen eines Meisters ersten Ranges zu erkennen wagte. Rumohr hat in dem oben S. 49 besprochenen Bericht die beiden Bildnisse der Ambrosiana dem Leonardo zugeschrieben, wie es heutzutage noch viele tun; wenn aber diese Bildnisse auch dem de Predis gehören, dann ist man darüber nicht im Zweifel, daß dieser ein ausgezeichneter Künstler ist, die Bildnisse selbst ausgezeichnete Werke, für die wohl niemand als Urheber die Namen des matten sogenannten Giampetrino oder des Schülers Melzi in Vorschlag bringen würde, wie dies für die Leda geschehen ist. Auch was Tischbein betrifft, der die italienische Kunst genau in Italien kennen gelernt und dort eine bedeutende Bildersammlung erworben hatte, so kann man die Zuversicht hegen, daß sein

Urteil wertvoll und zutreffend ist. Das Kunsturteil Goethes aber wird jeder hoch einschätzen, der sich des Urteils erinnert, das der Dichter über die Decke der Sixtinischen Kapelle und über Michelangelo ausgesprochen hat (C. JUSTI, Michelangelo, Leipzig 1900, S. 196ff.); es ist nicht erforderlich, an seinen Briefwechsel mit Boisserée u. a. zu erinnern. Es handelt sich also nur bei dieser Bewertung der Urteile Rumohrs und der anderen um die Frage nach dem Wert des Kunstwerks, keineswegs aber um die Frage nach dem Namen des Leonardo. Das Urteil all dieser Männer ist uns aber schon deshalb so wertvoll, weil sie das Gemälde noch im unzerstörten Zustand gesehen haben, das heute uns nur noch in einem Bruchstück erhalten ist.

Aber die Bedeutung des Künstlers der Caritas als eines schöpferischen Meisters und eines führenden Neuerers wird nicht minder ersichtlich durch die Eigenart und Kraft seiner Erfindung. Wer auch der Meister des Bildes sein mag: hier ist die Deutung auf die himmlische Liebe gesichert, und in der Geschichte der christlichen Kunst ist dies Bild von außergewöhnlicher Bedeutung. Denn er hat den Begriff der Liebe zum Ausdruck gebracht wie niemand vor ihm und niemand nach ihm: die liebenswürdigen Bilder der Caritas von Sodoma, von Raphael und von Sarto u. a. m. dürfen sich diesem nicht als gleichwertig an die Seite stellen. Um diese Bedeutung zu würdigen, ist es erforderlich, die Entstehung der Einzeldarstellungen der Caritas im Verlauf der Kunstgeschichte zu versuchen darzulegen.

Eine Darstellung der Caritas findet sich unter den zahlreichen Personifikationen der römischen Kunst des Altertums noch nicht. Das christliche Mittelalter hat den vier Haupttugenden der Heiden, der prudentia, iustitia, fortitudo, temperantia, die drei christlichen Tugenden der fides, caritas, spes hinzugefügt. Im 29. Gesang des Fegefeuers von Dante umgibt der Reigen der sieben den von dem Greifen gezogenen Wagen der Kirche. Unter ihnen ist die caritas die größte, und über diese Tugend prüft nach dem Bericht im Paradies 26, 10ff., der Apostel Johannes den Dichter. Die sieben Tugenden zusammen mit den sieben freien Künsten hat ein Florentiner Meister auf einem Bilde der Sammlung Wittgenstein in Wien vereinigt, das dem Andrea da Castagno, von anderen dem Pesellino zugeschrieben wird (A. VENTURI, Storia dell'arte Italiana VII, 1, Milano 1911, S. 28, 396 Anm., Klass. Bilderschatz VI, 853). Die Caritas sitzt, ganz bekleidet, ein nacktes Kind auf dem linken Arm haltend, auf dem Ehren-

platz in der Mitte; aus ihrer rechten vorgestreckten Hand lodert eine Feuerflamme. Einer ähnlichen Darstellung erinnert sich Rumohr bei seiner Beschreibung der Caritas des Leonardo (siehe unten S. 68). Die Erklärung für diese Symbolik steht im Hohelied geschrieben, im letzten Kapitel V. 6ff.: 'fortis est ut mors dilectio . . . lampades eius lampades ignis atque flammarum; aquae multae non potuerunt exstinguere caritatem.' In die Reihenfolge dieser Kreise einer Mehrheit von Darstellungen gehören die Bildwerke des Jacopo della Quercia an der berühmten Fonte Gaia in Siena (C. CORNELIUS, Quercia, Halle 1896, S. 80; VENTURI, a. a. O. VI, 1908, S. 75) und des Andrea Pisano auf den beiden untersten Streifen der Südtür des Baptisteriums in Florenz (F. X. KRAUS, Gesch. d. christl. Kunst, Freiburg 1897, II 2, S. 98), die Gemälde des Giotto in der cappella dell'arena zu Padua (VENTURI a. a. O. V, 1907, S. 366, 367), wo die Caritas stehend und langbekleidet gebildet ist u. a. m., bis zu den Fresken des Andrea del Sarto bei der Bruderschaft dello Scalzo in Florenz von 1520, die nur den Kranz der drei christlichen Tugenden darstellen (F. KNAPP, A. del Sarto, Bielefeld-Leipzig 1907, S. 55, 56, 66); zu den letztgenannten Bildern dieser drei Tugenden gehört die Predelle Raphaels zur Grablegung im Vatikan (E. MÜNTZ, Raphael, Paris 1881, S. 256; OTTLEY, Italian school of design, London 1823, S. 43), das von VASARI beschriebene Bild von Albertinelli (IV, S. 223, ed. Milanesi) u. a. m.: vgl. KRAUS a. a. O. II 1, S. 392.

Aber neben den Gruppen der sieben und der drei Tugenden kommt Ende des 15. Jahrhunderts die Einzeldarstellung der höchsten der christlichen Tugenden, der Liebe, immer mehr in Aufnahme. Welcher Künstler hier Vorbild gewesen ist, ist fürs erste nicht mehr festzustellen: vielleicht war es Leonardo. Um die Frauengestalt von der Mutter des Erlösers zu unterscheiden, hatte man sie mit zum mindesten drei Kindern umgeben müssen, die eine Deutung auf das Christkind und den kindlichen Johannes verhinderten. Auf die altertümliche Beigabe des Symbols der Flamme in der Hand haben die Künstler mit der Zeit verzichtet. Hierher gehört das Bild im Hause Poldi-Pezzoli in Mailand, das einem Nachahmer des Cosimo Tura zugeschrieben wird (VENTURI a. a. O. VIII, 1914, T. 3, S. 584, Klass. Bilderschatz III, 392), die oben (S. 22) erwähnten zwei Bilder des Sarto, die Handzeichnung der Albertina in Wien bei H. KNACKFUSS, Raffael, Bielefeld-Leipzig 1908, S. 51, auch die oben S. 23 besprochene Caritas

des Sodoma, von der noch unten zu handeln sein wird; außerdem aber eine große Anzahl von späteren Gemälden und Kupferstichen, Bildern von Domenichino (in Dresden), Cignani, Ludovico Caracci, Reni, Stichen von Agostino Veneziano und Morghen u. a. m.; auf das Bild Marattas in der Augsburger Galerie weist mein Kollege DYROFF hin (Katalog von 1869, S. 80, Nr. 276). Alle diese genannten wie die übrigen sonst erwähnten Darstellungen der Caritas werden von dem hier besprochenen Bilde, was die psychologische Durchbildung des Kopfes betrifft, bei weitem überragt. Innerhalb dieser Formenentwicklung erkennen wir in der Gestaltung der Casseler Caritas einen kühnen Neuerer in mehrfacher Hinsicht: der Künstler hat, um die Beziehung auf Maria unmöglich zu machen, den Oberkörper der Frau entblößt dargestellt, dieselbe Frau in eine Landschaft versetzt, in einer knienden Bewegung dem Beschauer vorgeführt; endlich aber als der erste versucht, in den Zügen des Gesichts der Frau das innerste Seelenleben und insbesondere die Empfindung der Liebe in meisterhafter Weise zum Ausdruck zu bringen. Auch dies alles weist hin auf einen kühnen Neuerer und Bahnbrecher, auf einen Künstler ersten Ranges.

Dieselbe Überzeugung wird vermittelt durch die Erkenntnis der nachhaltigen Einwirkung dieser Darstellung auf die Nachfolger und Nachahmer, die Überzeugung, daß der Urheber der Casseler Caritas eine bedeutende und mächtig wirkende Persönlichkeit gewesen ist, ein Meister von bezwingender Kraft. Dies erweist die fast sklavische Nachahmung durch den Künstler des Neuwieder Bildes, der es vorzog, diese eigenartige Darstellung der Caritas zu einer Leda umzuwandeln; wie denn bis jetzt eine getreue Nachahmung der besprochenen Darstellung der Caritas nicht nachgewiesen ist, auch nicht eine Kopie des ganzen Bildes. Ist aber der Urheber dieser Leda kein Niederländer, sondern Giampetrino, wie auch im Katalog der Casseler Galerie von 1913, S. XIII, gelehrt wird (nach dem Urteil einer Mehrzahl 'maßgebender Kenner'), dann kann der Meister der Caritas, die jenem zum Vorbild diente, niemals Giampetrino gewesen sein. Dies erweist ferner die Nachahmung des Sodoma. Denn daß dies liebreizende, aber glatte und als Ganzes genommen unbedeutende Werk des Sodoma, dessen Schwächen von SCHUCHHARDT a. a. O. (siehe oben S. 23) dargelegt sind, in dieser Entwicklungsreihe die Führung hatte, ist eine unmögliche Annahme. In dem 'Cicerone in der K. Gemäldegalerie in Berlin' (1889) von MUTHER und HIRTH (S. 77) lesen wir über dieses

Bild, daß es seinen Meister 'noch ganz in den Bahnen Leonardos zeigt'. Von Leonardo entnahm er die Entblößung des Oberkörpers, die Führung des Gewandes über den das Kind tragenden Arm und um die Hüften, den landschaftlichen Hintergrund. Aber in der Darstellung der knienden Stellung wagte Sodoma seinem Vorbild nicht zu folgen: er reckte vielmehr die gebeugten Glieder gerade empor zu einem Bild statuenhafter Einförmigkeit. Andere haben in der Abbildung der Caritas die Frau auf ein Knie niedergelassen und von der Seite dargestellt, so Luca Cambiaso, der Genuese, in dem Bild der Berliner Galerie (Nr. 358, S. 216, des oben 23 angeführten Katalogs von POSSE); noch andere haben sie liegend abgebildet, so der Bolognese Carlo Cignani in dem Bild der Casseler Galerie, das der alte Katalog S. 101, 53, also beschreibt: 'Eine in einer ländlichen Gegend liegende Frauensperson mit ihren drey Kindern, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit unterhält'; ähnlich das Bild des Domenichino in der Dresdner Galerie (351), auf dem die Mutter mit drei Kindern in einer Landschaft liegend ähnlich dargestellt ist. Beide haben den landschaftlichen Hintergrund beibehalten, ebenso wie Cranach in den oben S. 57 erwähnten Darstellungen der Caritas in sitzender Stellung. Von den Nachahmern des Leonardo weiß ich nur das Bild einer Mutter mit dem Kinde, vielleicht die Darstellung einer Caritas, aus dem Museum zu Oldenburg Nr. 45 anzuführen, das in der Bildung des Kindes unverkennbar die Abhängigkeit von dem Kind, das die Caritas von Cassel auf dem Arm trägt, aufweist. Es ist oben S. 24 bereits erwähnt und wird für ein Werk des Salaino oder des Marco d'Oggiono ausgegeben; mit der Erlaubnis der Onckenschen Kunsthandlung in Oldenburg ist das Bild hier S. 67 wiedergegeben nach einer von der genannten Firma dankenswerterweise überlassenen Aufnahme.

Wenn aber die bisher erörterten Tatsachen ergeben haben, daß der Erfinder und Schöpfer der Caritas von Cassel eine Persönlichkeit von führender Bedeutung und von beherrschender Kraft gewesen sein muß, so gewinnen wir dieses Ergebnis mit noch weit größerer Sicherheit aus der Betrachtung des einzig schönen Kopfes, der in der Tat die Benennung der 'wunderherrlichen Charitas', die ihm Wilhelm Grimm gegeben hat, verdient hat. Im Bildnis der Gioconda hat der Meister die Stimmungen der Seele und die Gedanken einer reichen und verwöhnten Frau der vornehmen Gesellschaft von Florenz in den Zügen des Angesichts widerzuspiegeln versucht. In dem überaus feinsinnig



Phot. d. Onckenschen Kunsthandl. Oldenburg

Mailänder Meister im Museum zu Oldenburg

und feinfühlig ausgearbeiteten Gesicht der Caritas war es ihm in noch weit wirkungsvollerer Weise geglückt, den Geist der duldenden und sich aufopfernden Liebe aus der Seele einer Mutter heraus in der Kunst zu offenbaren, wie dies Rumohr, Goethe und Tischbein nachempfunden haben. Der Meister dieses Bildes hat sich diese Aufgabe zuerst, und von allen er allein gestellt: die Frage, wie er diese Aufgabe gelöst hat, können uns die öfters zu Zeugen angerufenen Schilderungen der eben genannten Träger berühmter Namen in befriedigender Weise beantworten. Rumohr schreibt an der oben S. 49 angeführten Stelle: 'In den Zügen der Mutter, und von den drey Kindern, insbesondere des kleineren auf ihrem Arme, lag, ich weiß nicht welcher tiefe Gram, welche unbeherrschte Sehnsucht. Man nannte das Bild die Carità. Unter diesem Namen sind ähnliche Gruppen in späterer Zeit sehr häufig von den Italienern dargestellt worden, doch stets in dem Sinne mütterlichen Entzückens an einer munter um sie her aufblühenden Nachkommenschaft. Hier aber scheint Lionardo nicht diese näher liegende Vorstellung verfolgt zu haben; auch lag es in seiner Art, über das Nächste hinauszugehen. Entweder mag er auf das verlorene Paradies haben anspielen, daher Kummer und Sorgen und ein sehnsüchtiges, unbefriedigtes Verlangen ausdrücken wollen; oder es lag ihm sonst irgendein mystisches Wesen im Sinne, wozu denen der Schlüssel gefehlt, welche in späterer Zeit seinen Gegenstand wieder aufgenommen haben. Gewiß gedieh die Mutter mit drey Kindern in der Folge zu einem Symbol der Liebe zu Gott nach christlichen Begriffen. So gab es auch Raphael, doch mit dem Ausdruck gesunden Behagens, welcher genau genommen dem Sinnbilde nicht so ganz angemessen ist. Glaube und Hoffnung hatten bereits im 14. Jahrhundert jenen vereinbarlichten Zuschnitt erhalten, den Raphael beybehalten hat. Wie man aber vorzeiten die Liebe dargestellt, will mir gar nicht erinnerlich werden. Ich denke mit der Flamme in der Hand (*siehe oben S.* 64); denn auf die Kinder konnte man nicht eher verfallen seyn, als nachdem man begonnen, dem Nackten einige Züge abzugewinnen.' Wir ersehen aus diesen Ausführungen des gelehrten und kunstverständigen Verfassers, daß nach seiner Meinung das Kunstwerk, das er beschrieb, seinesgleichen nicht hatte, daß es alle die zahllosen Darstellungen der Caritas weit überragte, daß es eine Schöpfung war einzig in ihrer Art unter den Idealfiguren der italienischen Kunst infolge der psychologischen Durcharbeitung des Antlitzes, so



wie aus dem gleichen Grunde das Bildnis der Gioconda einzig in seiner Art ist unter den Bildnissen der italienischen Kunst. Der mystische Ausdruck, den Rumohr in dem Gesicht der Caritas der Casseler Galerie zu erkennen glaubte, erinnert uns daran, daß in der Zeit, in der dieses Bild entstanden ist, der Ferrarese Hieronymus Savonarola seine mystische Lehre von der carità und dem amore di Gesù Cristo in der Vaterstadt des Leonardo verkündete. Im Anschluß an Thomas von Aquino lehrte der Prophet in jener schweren Zeit der Bedrängnis durch die Franzosen: 'l'umiltà e la carità sono due virtù nel edificio spirituale estreme; perocchè l'umiltà è il fondamento ... e la carità è la perfezione' (VILLARI, Storia di Savonarola, I, 1910, S. 116). 'L'amore di Gesù Cristo è quel vivo affetto, per cui il fedele desidera, che la sua anima diventi come parte di quella di Cristo ... Questo amore è omnipotente, nè si puo avere senza la grazia, perchè esso solleva l'uomo sopra se stesso e congiunge la cretura finita al Creatore infinito' (VILLARI, a. a. O. S. 119). Diese mystische Liebe ist demnach fast einem Sakrament vergleichbar. In den Predigten, die der Prophet November und Dezember 1494 in Santa Maria del Fiore gehalten hat, spricht er oft über die carità. Er zählt einmal, wie Dante, die sieben Tugenden auf und fügt dann hinzu: 'Hor nota che la bellezza de l'anima sono le virtu, io dico etiam naturalmente le virtu naturali, come e la prudentia, iustitia, fortezza & temperanza sono ornamento de l'anima de l'huomo. hor pensa, quanto la fanno piu bella le virtu sopranaturali, come sono la fede, la speranza & massime la carita, laquale e quella che conduce l'huomo all' ultimo suo fine. habbi adunque carita prima verso Dio, poi verso el prossimo tuo e farai bella l'anima tua.' (Stefano da Codiponte Prediche del rev. p. f. Hieronymo Sauonarola ... sopra alquanti salmi & sopra Aggeo ... Vineggia 1544 fol. 22v.) Indessen wird es uns wohl möglich sein, ohne Zuhilfenahme des Hinweises auf die Mystik jener Zeit den Gesichtsausdruck von Mutter und Kind dem Beschauer verständlich zu machen.

Nachdem die Gründe angegeben sind, weshalb der Schöpfer der Casseler Caritas nur ein Künstler von führender Bedeutung und bezwingender Kraft gewesen sein kann, ist der Name des Leonardo, da über die Zugehörigkeit des Bildes zu dessen Schule kein Zweifel herrschen kann, der, der allein für die Benennung des Malers genannt werden kann. Es ist nunmehr die Aufgabe, festzustellen, durch welche

Gründe sich die überlieferte Überheberschaft des Leonardo wenn nicht erweisen, so doch wahrscheinlich machen läßt.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, wodurch sich die Werke des Meisters selbst von den sicher bestimmten und vermeintlichen Werken der Schüler, des Luini und Sesto, des Oggiono, Salai, Melzi und Giampetrino unterscheiden, so kann die oben S. 53 gegebene Äußerung Tischbeins als Beantwortung hierher gesetzt werden: 'Die meisten Bilder des Leonardo haben auch wirklich etwas Eigenes, das nicht gefällt, zum Beispiel seine Carità . . .' Einer der feinsinnigsten und feinfühligsten deutschen Maler, Edward von Steinle, hat sich ganz ähnlich über das bekannteste Bild des Leonardo, die Gioconda, geäußert: 'Mona Lisa von Lionardo ist zwar außerordentlich schön, allein zu sehr nach Absonderlichem ringend, was allerdings in seinen übrigen Bildern im Louvre noch mehr hervortritt, als in diesem Porträte'. (EDWARD VON STEINLES Briefwechsel, herausgegeben von A. M. v. Steinle, Freiburg i. B. 1897, I, S. 70). Diese Absonderlichkeiten sind in den Werken der Nachahmer gemildert und möglichst verwischt oder vermieden; der Absonderlichkeit der Darstellung wegen hat der Maler der Leda in Neuwied aus der Caritas lieber eine Leda entstehen lassen. Den Hieronymus im Vatikan wird niemand dem Luini oder Salai zuschreiben wollen. Weder in der Darstellung der harten und herben Schönheit der Caritas noch des Kindes ist die weiche und sinngefällige Schönheit der Colombine in Petersburg oder der Pomona in Berlin, noch auch die für die große Menge so ansprechende Malweise des Luini erkennbar, ebensowenig als die süßliche Flachheit der vermeintlichen Werke des Cesare da Sesto und des Giampetrino oder die schülerhafte Weise der Bilder, die insgemein dem Salaino und Melzi zugesprochen werden. Von der eigenartigen und leichter erkennbaren Formengebung des Boltraffio kann man als einer völlig verschiedenen ganz absehen. Diese Eigenart des Meisters kommt in den Worten Rumohrs zum Ausdruck, in denen er über ihn und über die Caritas zugleich lehrt: 'auch lag es in seiner Art, über das Nächste hinauszugehen' (oben S. 68).

Es ist weiterhin von Wichtigkeit, daß die Malweise des Bildes übereinstimmt mit dem, was uns die schriftstellerische Überlieferung über die hervorstechendste Eigentümlichkeit des Stils des Leonardo und über seine wesentlichste Neuerung in der Geschichte der Malerei bezeugt. Richtig hat Rumohr in der S. 49 angeführten Beschreibung



der Caritas hingewiesen auf den 'fast bildnerischen Styl der Anordnung'. Denselben Eindruck der fast bildnerischen Formengebung empfängt der Beschauer bei der Betrachtung des erhaltenen Bruchstücks. Plastisch treten die Formen des weiblichen Körpers und die des Körpers des Kindes hervor, so daß damit verglichen die übrigen Aktfiguren der Werkstatt Leonardos, das weibliche Bildnis der Eremitage, der Bacchus und der Johannes des Louvre matt und ausdruckslos erscheinen. Auch Stirn, Wangen und Nase wirken wie aus geglättetem Marmor gebildet und sind so scharf modelliert und ausgeprägt, wie die Züge der Isabella von Este auf der Zeichnung in den Uffizien. 'Plasticen ante alia <*laudabat et*> penicillo praeponebat' berichtet die vita Leonardi Vincii des Paolo Giovio (TIRABOSCHI, Storia della letteratura Italiana, IX (Naples 1786), S. 311). Vasari lehrt dementsprechend von seinem Bestreben 'di dar sommo rilievo alle cose che egli faceva' (IV, S. 26, Milanesi) und abschließend an einer andern Stelle: 'Nell' arte della pittura aggiunse costui alla maniera del colorire ad olio una certa oscurità, donde hanno dato i moderni gran forza e rilievo alle loro figure' (S. 50, 185).

Wir dürfen voraussetzen, daß diese Angleichung der Wirkung der Malkunst an die Wirkung der Bildhauerkunst in einer Zeit erfolgte, in der der Meister auf beiden Gebieten zugleich tätig gewesen ist. Als wesentlichen Unterschied beider Künste gibt er selbst an die Behandlung von Licht und Schatten (I, S. 329, Richter): 'la scoltura è sottoposta a cierti lumi, cioè di sopra; e la pittura porta per tutto con seco lume e ombra. E lume e ombra è la importantia adunque della scoltura; lo scultore in questo caso è ajutato dalla natura del rilievo ch'ella gienera per se, e 'l pittore per accidentale arte lo fa ne' lochi dove ragionevolmente lo farebbe la natura.' In jener Zeit ist die Abhandlung della luce e delle ombre entstanden, vor der der Satz zu lesen ist: 'A di 23 d'aprile 1490 cominciai questo libro e ricominciai il cavallo' (II, S. 14, 720, Richter); diese Worte erweisen, daß der Meister zur Zeit mit seinem berühmtesten Werk, einem Werk der Plastik, beschäftigt war. In der Lehre über Licht und Schatten in der Schrift über die Malerei schärft er eindringlich ein, auch den kleinsten Teilen des dargestellten Gegenstandes, insofern sie vorspringen oder zurücktreten, die entsprechenden Lichter oder Schatten aufzusetzen: 'Ogni parte del corpo ed ogni minima particula, che si truova avere alquanto di rilievo, io ti ricordo che guardi a darli

i principali del ombre e de' lumi' (I, S. 280, 557, Richter); dieselbe Mahnung lesen wir für die Darstellung des menschlichen Körpers ausgesprochen, indem er darauf dringt le quantità, le qualità e le figure de' lumi e onbre di ciascun muscolo in der Zeichnung zum Ausdruck zu bringen (I, S. 132, 238, Richter); ja wir finden selbst den Schatten der Nase in einer besonderen Lehrfigur in derselben Schrift veranschaulicht (I, S. 290, 576) mit der Beischrift: 'dove si debe fare cadere l'ombra sul volto'.

Wenn demnach der Hieronymus im Vatikan für eine anatomische Studie des Leonardo gelten kann, so kann die Caritas eine Studie über Licht und Schatten genannt werden. Die von Vasari oscurità genannten starken Schatten fallen besonders unterhalb der linken Achselhöhle der Frau und auf ihrer linken Schulter in die Augen; sie sind in allen Abstufungen über das Gesicht und den Körper verteilt, so daß das Ganze in der Photographie wirkt wie ein Marmorbildwerk. 'Der Künstler hat mit Schattentönen gerundet', schreibt der Maler Tischbein a. a. O. (oben S. 53). Das Licht kommt aus der Höhe links vom Beschauer; darum wird von seinen Strahlen am meisten der am meisten vorstehende rechte Oberschenkel des Kindes getroffen. So ist auch auf der Zeichnung des Leonardo I, Tafel XXVIII, 5, S. 224, Richter, die Sonne links vom Beschauer in der Höhe dargestellt, die Schatten fallen nach der rechten Seite. In dieser Erkenntnis hatte der Landgraf das Bild auch 'ziemlich niedrig und beynahe den Boden erreichend, daher sehr hell und etwas von oben her beleuchtet' aufhängen lassen, 'was alles die Auffassung des feinen Formenspiels . . . ungemein begünstigte' (Rumohr, a. a. O. oben S. 48). Unvergleichlich plastisch wirkt ferner der geschmeidig gebogene und nach links geneigte Oberkörper der Frau gerade in dieser Biegung und Neigung. In dem späteren Bildnis der Gioconda ist die starke Wirkung der auf Brust und Stirn aufgesetzten Lichter leicht zu empfinden; von der Plastik aber der Caritas ist bei ihr keine Spur vorhanden, abgesehen von den Händen. Eine ganz bekleidete Figur gab zu dieser Art der Darstellung im 'bildnerischen Styl' keinen geeigneten Vorwurf. Und was diese Hände betrifft, so wird jedem unbefangenen Beurteiler die schöngebildete rechte Hand der Caritas in der künstlerischen Ausführung den Händen der Gioconda überlegen erscheinen.

Indessen wäre das Werk aus einem Guß und in allen Teilen gleichartig und gleichwertig, also von dem Meister selbst vollständig fertig-



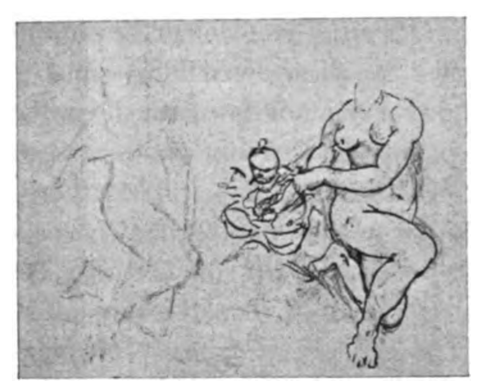
gestellt, es würde nach alle dem, was wir von Leonardo wissen, keinen Anspruch darauf erheben können, als ein Werk gelten können, an dem er selbst mit Hand angelegt hat. Aber schon bei der Beschreibung des erhaltenen Teils (oben S. 25) ist darauf hingewiesen, daß innerhalb des Randes des den rechten Arm bedeckenden Gewandes der Frau und innerhalb des Rückens des Kindes, ebenso oberhalb der rechten Hand des Kindes, frühere, von dem Maler später verworfene Entwürfe noch erkenntlich sind, eine Eigentümlichkeit, die für Leonardo, nicht für seine Schüler spricht, und die uns an die verschiedenen Entwürfe nebeneinander in der Anbetung der Könige erinnert. Verschiedenwertig ist ferner der Schleier in der Ausführung; er ist, insoweit er den schönen Kopf bedeckt, von überaus feiner und luftiger Malart, dem Schleier der Gioconda entsprechend und ebenbürtig; aber — worauf mich Jan Six hinwies — da, wo er über die Brust geführt ist, schwer in den Falten, fast teigartig: am schwerfälligsten da, wo die Linie der rechten Schulter ihn durchschneidet. Er scheint einer andern Hand zu entstammen, als der unvergleichlich schöne Kopf und die schöne Hand, die, ebenso wie das Kind, den großen Meister verraten. Überhalb und unterhalb der Stelle, wo der Schleier geknotet ist, sind derbe Pinselstriche sichtbar, die den Eindruck eines unvollendeten Stücks Malerei erwecken, das der Schleier zu verdecken bestimmt war. Und so hat es denn auch neben dem begeisterten Lob der Köpfe nicht an Tadel der übrigen Teile gefehlt, weder zur Zeit, als das Bild noch in Cassel war, noch in der Gegenwart. Rumohr, a. a. O. (oben S. 49), tadelt die 'Ausführung des Nackten', vermißt 'die Gründlichkeit des Wissens' und 'die Sicherheit der Zeichnung' der späteren Werke des Meisters; Tischbein findet die 'mageren Arme' und das 'gelbe Kolorit', das der altertümlichen, gelbbraunen Farbengebung der nackten Figuren des Verochio ähnlich ist, das Goethe mit den Worten 'gedämpfte Farbenton' wiedergibt, unschön. Leider hat Rumohr seinen Tadel nicht im einzelnen begründet, der Unterkörper der Frau und die Gruppe der zwei Kinder ist zudem weggeschnitten und verloren. Wir dürfen aber vermuten, daß er über die Zeichnung des Oberkörpers ähnlich geurteilt hat, wie oben geschehen ist. Was Arnold Houbraken von den großen Bildnismalern in England berichtet, daß es dort 'eine allgemeine Regel, daß von dem Meister nur Gesicht und Hände, die Kleider und das Beiwerk aber von andern gemalt werden' (Grosse Schouburgh, übersetzt von

A. v. Wurzbach, Wien 1880, S. 386), das wird auch für Leonardo gelten, über den man hierzu den oben angeführten Bericht des Fra Pietro vergleichen mag. Kein Zweifel, daß gerade diese Verschiedenheiten in der Ausführung dafür sprechen, daß hier der Meister selbst begonnen, verworfen, verbessert, und daß ein Schüler vollendet hat, wie wir es nach dem Bericht des Fra Pietro bei Leonardo erwarten dürfen.

Auch die Beobachtung, daß der Meister dieses Bildes in der Wahl des Malgrundes wenig Voraussicht zeigte, indem er ein Brett mit einem derben Astloch nicht verschmähte, weil es ihm gerade zur Hand war, steht im Einklang mit der unvorsichtigen Art Leonardos, die den Untergang des Abendmahls und der Schlacht von Anghiari verschuldet hat. Endlich die wundersame Wahl einer dicken Bohle aus Eichenholz als Holztafel. Er empfiehlt 'Il legnio sarà d'arcipresso o pero o sorbo o noce' (I, S. 319, 628, Richter); warum das in Italien fast durchweg übliche Pappelholz nicht erwähnt wird, ob das Holz der Tafel der Gioconda und der andern Bilder unter die genannten Arten fällt, habe ich nicht feststellen können. Wie es scheint, zeigt sich auch in dem Verschmähen der allgemein üblichen Holzart das Bestreben nach dem Absonderlichen und Eigenartigen. Jedenfalls ist es begreiflich, daß wir gerade bei Leonardo, der in seinen beiden berühmtesten Werken, was den Malgrund betrifft, ganz neue, von dem Brauch der Zeit abweichende Bahnen einschlug, gerade das seltenste und ungewöhnlichste Material erwarten dürfen. Und absonderlich ist diese aus dicken Bohlen zusammengezimmerte Holztafel auf alle Fälle, absonderlich, daß der Künstler das erste 23 cm breite Brett mit dem Astloch nicht durch ein glatteres ersetzen mochte, das eine solche Unebenheit nicht aufwies. Daß das Eichenholz als Malgrund in Oberitalien nachweisbar ist, ist oben dargelegt (S. 31). Die in der Berliner Galerie dem Leonardo, Conti, Giampetrino, Melzi, Oggiono, Luini zugeteilten Bilder sind sämtlich, wenn überhaupt auf Holz, auf das allgemein übliche Pappelholz gemalt, das Leonardo a. a. O. auffallenderweise mit Stillschweigen übergeht, während er ganz ungewöhnliche Holzarten aufzählt.

Wenn endlich durch eine Reihe von Beobachtungen es wahrscheinlich geworden ist, daß die alte Überlieferung dem Bild der Caritas von Cassel mit gutem Grund den Leonardo als Meister zugesprochen hat, so wird diese Überzeugung noch gestützt durch eine nach der

Meinung des Herausgebers dem Meister gehörige flüchtige Handzeichnung, die MÜLLER-WALDE, Jahrbuch der Königl. Preuß. Kunstsammlungen XIX, 1898, S. 253, veröffentlicht hat (V. SEIDLITZ, Leonardo, II, S. 130). Eine nackte Frau hat sich auf das linke Knie niedergelassen und ist in dem Augenblick dargestellt, in dem sie ein Kind von der Erde mit beiden Händen emporgehoben hat: der Kopf dieser flüchtigen Skizze ist nicht ausgeführt. In dieser Darstellung erinnert nichts an die Darstellungen der Leda, alles an die der Caritas, indem sie uns die Worte Tischbeins ins Gedächtnis zurückruft (oben S. 53):



Handzeichnung wiederholt aus dem Jahrb. d. K. Preuß. Kunstsamml. XIX. 1898. S. 253

'wo eine Frau sich bückt und drei Kinder von der Erde aufnimmt'. Die Skizze, die hier mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung wiedergegeben ist, macht durchaus den Eindruck eines ersten Entwurfs, eines ersten Gedankens und Versuchs: sie ist jedoch zu flüchtig und ungenügend, um einem Schüler als Anhalt für ein großes Gemälde oder als Vorbild zu dienen.

Wenn wir nunmehr versuchen die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung zusammenzufassen, so stellt sich uns das Gemälde der Caritas der Casseler Galerie folgendermaßen dar. Eine Frau mit entblößtem Oberkörper war im Begriff sich auf ein Knie niederzulassen, um zwei Kinder zu sich aufzunehmen, die an ihrer linken Seite auf der Erde kauerten und mit Blumen spielten; ein drittes Kind trug sie bereits auf dem rechten Arm. Die Szene spielte sich in einer einsamen Gegend, in freier Natur ab. Mit unvergleichlicher Meisterschaft war der Ausdruck einer liebevollen und barmherzigen Seele in dem Gesicht der Mutter widergespiegelt, der Ausdruck der Cari-

tas, der Liebe zu Gott und den Menschen. Der Meister hatte hier seine eigene Seele im Bilde wiedergegeben; eines seiner Gebete lautete: 'Io t'ubidisco, Signore, prima per l'amore che ragionevolmente portare ti debo, secondariamente chè tu sai abbreviare o prolungare le vite ali omini' (II, S. 285, Richter). Von seiner Liebe zu aller Kreatur des Schöpfers zeugt der Bericht des VASARI, der erzählt, Leonardo habe, so oft er an den Läden der Vogelhändler vorbeiging, die Tiere aus ihrem Gefängnis genommen, den Preis bezahlt, und ihnen dann die Freiheit wiedergeschenkt, dies zu einer Zeit, wo er selbst wenig hatte und wenig arbeitete (ed. Milanesi, IV, S. 21). Die Arbeiten des Leonardo sind sämtlich auf Grund einer bestimmten Bestellung entstanden, und zumeist ist diese Bestellung nicht ausgeführt worden, weil er die Arbeit unvollendet liegen ließ, ihrer überdrüssig geworden war. Wir werden nicht irren, wenn wir voraussetzen, daß auch die Caritas dasselbe Schicksal erfahren hat. Von einer Caritas des Leonardo erfahren wir nichts durch die Überlieferung der Schriftsteller; wir müssen das bedauern, dürfen aber deshalb ebensowenig ihm die Caritas absprechen wie den Hieronymus. Daß ihn zeitweise die Darstellungen der Tugenden, in der Weise, wie sie seit Dante gebildet wurden, beschäftigten, ersehen wir aus seinen Aufzeichnungen über einen bildlichen Schmuck am Denkmal eines Sforza: es sollte abgebildet werden die fortezza, die 'prudentia vestita di rosso per la carità, sedente in focosa quadriga e un ramicello di lauro in man a significatione della speranza' (I, S. 351, Richter). Aber die Caritas der Casseler Galerie war gewiß ein Einzelbild. Wenn wir uns fragen, für welche Stätte sie bestimmt gewesen sei, so gibt uns GIOVAN PAOLO LOMAZZO im trattato della pittura (Roma 1844) I, S. 274, die Antwort an der Stelle, wo er über den Ausdruck der misericordia gehandelt hat. Er lehrt, derartige Bilder seien 'a guisa di S. Eligio o della Carità e Misericordia, che si dipinge ai luoghi pii ed ospedali: quale è quella che già dipinse sopra la porta nella facciata dell' ospitale della Carità di Milano Bernardino Luino', erwähnt auch das in Frankreich entstandene Bild der Caritas, das Andrea del Sarto für Franz von Valois, König von Frankreich gemalt habe (PIERRE DAN, Le trésor des merveilles de Fontainebleau, Paris 1642, S. 136; über die Kopie S. 97 DIMIER, Le Primatice, Paris 1900, S. 281), das sich jetzt im Louvre befindet. Eine Urkunde von 1524 (bei MARCO FORMENTINI, Il ducato di Milano, Milano 1877, S. 450) zählt die luochi pii der Stadt der

Rangordnung nach auf wie folgt: l'Hospitale, fabrica, misericordia, Quattro Marie und la Carità. Ein derartiger Auftrag war es, der den Künstler veranlaßte, sich eine neue und eigenartige Auffassung der Caritas auszudenken: vielleicht war das Bild für die berühmte Stiftung des Hauses der Sforza, den Prachtbau des Ospedale Maggiore von Filarete in Mailand, bestimmt gewesen. Diese Erwägungen erst machen uns den Gesichtsausdruck des Kindes verständlich, der Rumohr deshalb so rätselhaft erschien, weil er zu den glücklich lachenden, fröhlichen, pausbackigen Kindern, die sonst die Caritas als Sinnbilder des Mutterglücks umgeben, so ganz und gar nicht passen mag. 'In den Zügen der Mutter und von den drey Kindern, besonders des kleineren auf ihrem Arme, lag ich weiß nicht welcher tiefe Gram, welche unbeherrschte Sehnsucht', schreibt Rumohr, und sucht dann nach einer Erklärung (siehe oben S. 68). Tatsächlich schaut das erhaltene Kind auf dem Arm den Beschauer so trüb und traurig aus den Augen, als wollte es ausdrücken, es sei von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt: die Sehnsucht, die Rumohr in seinem Ausdruck nachempfand, war die Sehnsucht nach Vater und Mutter. Den Grund dieses Ausdrucks werden wir jetzt verstehen: es ist eines der enterbten und ausgestoßenen, der vaterlosen Kinder, ein Findelkind, dessen sich die christliche Liebe erbarmen muß. Ebenso vergrämt war nach Rumohrs Bericht der Gesichtsausdruck der beiden auf der Erde kauernden verlorenen Kinder. Wir verstehen jetzt auch die Bedeutung der von dem Meister ausgedachten ganz neuen und überraschenden Darstellung: die Gestalt der christlichen Liebe und Barmherzigkeit ist in die Einsamkeit geeilt, sie bückt sich, drei verstoßene, vergrämte, nackte, vielleicht kranke Kinder auf ihre Arme zu nehmen und zu bergen. Es ist dies nicht eine einmalige Begebenheit, ein einziges Ereignis, das uns vor Augen geführt wird, sondern eine wiederholte, der göttlichen Frauengestalt vertraute und von ihr tagtäglich ausgeübte Handlung des Erbarmens. Darum konnte der Künstler es sich gestatten, die Augen der Mutter auf den Beschauer statt auf die Kinder sich richten zu lassen, eben deshalb, weil sie ihrer gewohnten Handlung ganz sicher und mit ihr ganz vertraut ist, weil die Hände auch ohne Beaufsichtigung durch die Augen ihren Weg und ihre Ziele zu erkennen vermögen und keine Besorgnis vorhanden ist, daß ihr Griff fehle. Eine derartig schwierige Aufgabe der Darstellung stellt sich aber nur ein Meister ersten Ranges, und nur ein Meister ersten

Ranges kann sie lösen. Man versuche den Nachweis, ob ein Luini oder Oggiono, Giulio Romano oder Vasari ein derartiges Kunstwerk gewagt oder ersonnen. Wie es so oft zu geschehen pflegt, haben die Nachahmer, die statt des Bückens ein Stehen, Sitzen oder Liegen in der freien Natur dargestellt haben, den tiefen Sinn des Bildes verwischt und unkenntlich gemacht. So Sodoma auf dem oben S. 22 wiedergegebenen Bild, das in dem S. 23 angeführten Katalog in die Zeit zwischen 1503 und 1505 angesetzt wird. Er hat die Caritas des Leonardo, die zwischen 1487 und 1499 entstanden sein mag, in der Werkstatt des Meisters betrachtet, später die Nacktheit des Oberkörpers, die Führung des Gewandes, den landschaftlichen Hintergrund nachgeahmt; aber die Stellung und Anordnung seiner Gruppe ist ohne rechten Sinn und ohne tiefere Bedeutung. Die freie Hand, die sich bei Leonardo senkte, die beiden Kinder von der Erde aufzunehmen, ist von Sodoma überflüssigerweise auf das Knie des Kindes auf dem Arm aufgelegt, die Frau selbst sinnt vor sich hin, ohne Teilnahme für dieses Kind, das sie auf ihrem Arm trägt, und ohne sich um die ihr Gewand anfassenden Kinder ihr zur Seite irgendwie zu kümmern, als ob es sich um die Darstellung eines Spaziergangs in freier Natur handelte, nicht um tiefernste, religiöse Symbolik. Es ist zu erwarten, daß auch die Nachahmung der Caritas durch den Maler der Leda in Neuwied zu keinem günstigen Endergebnis führte; über das Verhältnis dieser beiden Bilder zueinander soll im folgenden gehandelt werden. Das letztere Bild ist dem Giampetrino zugeschrieben worden; versteht man darunter allgemein einen Nachahmer, und ist die Leda das Werk eines Italieners, mit Recht. Aber nach den im vorstehenden gegebenen Ausführungen kann ich mich über den Namen des Giampetrino als des Urhebers der Caritas kurz fassen. Der Name ist ein Sammelname geworden; ein Bild, das, weil es auf Grund eines urkundlichen Zeugnisses ihm zugesprochen ist, als Grundlage der Untersuchung dienen könnte, ist noch nicht nachgewiesen. Statt des Namens des Giampetrino wird es vorzuziehen sein, den Namen 'Meister der Colombine', 'der Pomona' u. dgl. mehr anzuwenden, um nicht irre zu führen: die Colombine in Petersburg aber und die Pomonagruppe in Berlin, die Morelli ihm zuschrieb, geben andere dem Luini oder dem Melzi, von dessen Werken ebenso wie von denen des Salai ähnlich bezüglich der Urkundlichkeit der Benennung zu urteilen ist. MORELLI (Die Galerien Borghese usw., S. 204) lehrt, Giampetrino habe 'zumeist

Halbfigurenbilder, höchst selten größere Altarwerke' gemalt, er gilt andern als 'schwacher Nachahmer' ohne eigene Gedanken, süßlich und unbedeutend. Diese Kennzeichnung der Persönlichkeit des Malers und seiner Werke ist derart, daß man von ihm bei der Behandlung der Caritas absehen kann. Der Meister der Caritas war von derselben Kraft und Erfindungsgabe wie der Meister des Hieronymus im Vatikan; den Meister des Hieronymus Leonardo zu benennen, war aber zum mindesten ein ebenso kühnes Verfahren, als bei der Caritas den überlieferten Namen beizubehalten.

V.

Im Gegensatz zu der Darstellung der Caritas, in der die dauernde und gewohnte Tätigkeit einer göttlichen Gestalt in der Ausübung eines der Werke der Barmherzigkeit zum Ausdruck kommen sollte, soll das Bild der Leda in Neuwied eine einmalige Begebenheit veranschaulichen: die Geburt der vier Kinder des Zeus und der Leda aus den Eiern des Schwans und ihre gleich darauf erfolgende Auffindung durch die Mutter. Diese Darstellung ist in der Weise erfolgt, daß der Maler den einen der neugeborenen Dioskuren, sagen wir den Kastor, die Mutter auf dem rechten Arm tragen ließ; die übrigen, Polydeukes, Helena und Klytämestra erscheinen kauernd neben ihren Eierschalen am Boden, die neue Erscheinung der Mutter anstaunend oder wie vom neuen Lebenslicht geblendet den Kopf abwendend. Der obere Teil des Bildes stimmt mit dem oberen Teil der Caritas vollständig überein. Das Früher oder Später wird unter den beiden Bildern durch die einfache Erwägung entschieden, daß die Zahl der Darstellungen der Caritas mit dem Kind auf dem Arm eine so außerordentlich große ist, daß wir mit Ramler diese Darstellung als die feststehende bezeichnen dürfen (siehe oben S. 21); daß aber eine Darstellung der Leda in dieser Art weder aus dem Altertum noch aus der Neuzeit außer dieser einzigen in Neuwied bis jetzt nachgewiesen ist. Hierdurch ist die Abhängigkeit des Neuwieder Bildes von der Caritas aus Cassel schon entschieden und wird es verständlich, daß über die Caritas die bewundernden Urteile ausgesprochen werden konnten, die wir oben besprochen haben (S. 47), während die Urteile Schorns und Passavants über die Leda nur Geringschätzung und Enttäuschung zum Ausdruck bringen.

Mit dem Namen des Leonardo werden drei Darstellungen der Leda in Verbindung gebracht:

1. Die Darstellung, die GIOVAN PAOLO LOMAZZO im trattato dell' arte della pittura usw. I (Roma 1844), S. 274, als ein Werk des Leonardo bezeugt: 'Leonardo da Vinci l'osservò facendo Leda tutta ignuda col cigno in grembo, che vergognosamente abbassa gl' occhi.' Vielleicht waren für dieses Gemälde, das verschollen ist, Bildwerke aus dem Altertum die Vorbilder. Für die hier zu behandelnden Fragen hat diese Darstellung keinerlei Bedeutung und kann außer Betracht bleiben.

2. Die Darstellungen der stehenden nackten Heroine mit dem Schwan an ihrer linken Seite. Sie sind wegen der Figuren der Kinder für diese Untersuchungen von Wichtigkeit. Die Leda der Galerie Borghese hat, ähnlich wie nach der Beschreibung die Casseler Caritas, zwei Knaben neben sich, die mit Blumen spielen (siehe oben S. 17; MORELLI, Die Galerieen Borghese usw., S. 192, ROSENBERG, Leonardo, S. 129); die Leda der Sammlung de Ruble in Paris bei MÜNTZ, Léonard, S. 427, statt dieser die vier, eben den Eiern entschlüpften Zeuskinder: neben diesen beiden Darstellungen sind mancherlei Abarten vorhanden. Eine Handzeichnung in Windsor mit einer verwandten Darstellung zeigt den Stil des Raphael (MORELLI, a. a. O. S. 197, MÜNTZ, S. 431). MÜLLER-WALDE hat das Verdienst, eine winzige Skizze dieser Art im codex Atlanticus nachgewiesen zu haben (Jahrbuch der Königl. Preuß. Kunstsammlungen XVIII, 1897, S. 136), deren große Kleinheit eher für eine Erinnerung an fremde Erfindung spricht, als für einen selbständigen Entwurf; es steht fest, daß eine Zeichnung des Leonardo den David des Michelangelo aus dem Gedächtnis wiedergibt (J. P. RICHTER, Literary works II, London 1883, Tafel 83; MÜNTZ, Léonard, S. 399). Die Zuweisung all dieser Darstellungen an Sodoma ist für diese Untersuchung nur insofern von Wichtigkeit, als daraus hervorgeht, daß nach der Meinung vieler Leonardo keinerlei Anteil daran haben kann. Und diese Meinung beruht auf einem richtigen und zutreffenden Urteil über den Stil.

3. Die Darstellung der knienden Leda nach Art des Neuwieder Bildes. Die Betrachtung des letzteren, des einzigen dieser Bilder, das in Öl ausgeführt ist, führt zu der Überzeugung, daß seine Darstellung der Leda auf die Handzeichnungen zurückzuführen ist, die diese nahe verwandte Darstellung aufweisen. Hierfür kommen zwei Handzeichnungen in Betracht:



a) Die Zeichnung in Chatsworth, abgebildet bei MORELLI a. a. O. S. 197, ROSENBERG, Leonardo, S. 130; die Firma Braun und Comp. in Dornach und die Verlagsbuchhandlung Velhagen und Klasing in Leipzig hatten die Gefälligkeit, die Erlaubnis zu geben, die letztere Abbildung hier S. 9 zu wiederholen. Die Heroine hat Kindergeschrei aus dem Schilf des Eurotas herausschallen gehört, mit dem die Vierlinge, die eben den Eiern entschlüpft sind, das Tageslicht begrüßen. Sie schiebt das Schilf zur Seite, kniet nieder, um das Wunder zu beschauen. Zu gleicher Zeit flüstert ihr der Schwan des Zeus, dessen Worten sie willig das Ohr leiht, die Erklärung des Wunders ins Ohr. Es verlohnt sich, die Darstellungen der griechischen Vasenbilder, die die gleiche Sage behandeln, zum Vergleich heranzuziehen (KEKULE, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. W. XXXII, 1908, S. 691 ff.). Die Handzeichnung weist weder, was den Stil, noch was die Darstellung betrifft, auf Leonardo als den Urheber; sie ist das Vorbild für die untere Hälfte der Leda von Neuwied.

b) Die Zeichnung in Weimar (bei MORELLI, a. a. O. S. 196, OTTLEY, Italian school of design, London 1823, S. 20: siehe oben S. 8) weicht insofern ab, als Leda nicht das Ohr, sondern die Augen und das Gesicht zärtlich nach links hin zu dem Schwan wendet; sie ist dem Stil nach jünger als die Zeichnung von Chatsworth und gibt für die Bildung der Kinder infolge der Undeutlichkeit keinen Aufschluß.

Bei der oben S. 75 erwähnten Zeichnung einer knienden Frau mit dem Kind auf dem rechten Arm ist eine Beziehung auf die Ledasage nicht nachweisbar. Auf dem unter 2. hier aufgeführten Bild der Sammlung de Ruble ist nur das Häuflein der Vierlinge zur Rechten der Leda für diese Untersuchung bemerkenswert.

Wie bereits angedeutet, ist es erforderlich, bei dem Nachweis der Vorbilder der Leda in Neuwied die untere und die obere Hälfte des Bildes getrennt zu behandeln. Wir beginnen mit der Besprechung der unteren Hälfte. Legen wir uns hierbei die Frage vor, auf welcher Seite das Früher und das Später ist, so kann auch hier über die Entscheidung kein Zweifel sein: die Darstellung des Neuwieder Bildes ist in doppelter Weise alleinstehend und ungewöhnlich. Wir vermissen hier den Schwan, der sonst niemals bei diesen Darstellungen fehlt, und vermissen die vollständige Nacktheit, die bei allen Darstellungen der Heroine vorhanden ist; Leda ist hier leicht bekleidet, zu wenig oder zu viel, offenbar unter dem Einfluß des Vorbildes der nur halb

bekleideten Caritas. Ebensowenig kann ein Zweifel darüber sein, daß der Maler die lebendige und dramatische Darstellung der Handzeichnung verschlechtert und verwischt hat. Die Vierlinge eines einzigen Satzes von Vogeleiern gehören in dasselbe Nest, d. h. an ein und dieselbe Stelle, so wie vernünftigerweise die Handzeichnungen in Chatsworth und in Weimar und das Gemälde der Sammlung de Ruble anordnen. Auf dem Neuwieder Bild ist dagegen die Einheit der vier Kinder auseinandergesprengt, indem sie auf die rechte, auf die linke Seite der Mutter und unter dem Einfluß des Vorbildes der Caritas auf den Arm der Mutter verteilt werden. Hierdurch wird das Drama der wunderbaren Geburt unverständlich und zum Opfer des unglücklichen Versuchs, die Caritas mit der knienden Leda zu vereinigen; einzig und allein das Vorbild der Caritas zwang den Maler, eines der Kinder aus der Vierzahl herauszunehmen. Es ist dies das Kind auf dem Arm, das von den drei übrigen dem Stil nach sichtlich verschieden ist, da jene drei auf der Erde kauernden weicher in der Form und somit später in der Darstellung erscheinen. Der Künstler der Handzeichnung von Chatsworth hat die Verbindung zweier Handlungen, die Entdeckung der Kinder und die Aufnahme des Zuspruchs oder der Liebkosung von seiten des Schwans, in wenig glücklicher Weise vereinigt. Er bedurfte des Schwans als eines stehenden Attributs der Leda und versuchte ihn in die Handlung, so gut es ging, mit hereinzuziehen. Der Maler des Neuwieder Bildes stand unter dem Einfluß der Caritas und zog es deshalb vor, den Schwan wegzulassen. Aber durch die Vermengung der Ledadarstellung mit der Caritas des Leonardo ist das Ganze noch verworrener, noch unklarer geworden. Schorn hat die Zusammenstellung der Gruppe treffend mit dem Ausdruck 'verkünstelt' bezeichnet (siehe oben S. 8). Die Gruppe der beiden mit Blumen spielenden Kinder neben der Caritas konnte der Maler der Leda nicht verwenden; er entnahm die beiden Kinder links und rechts im Vordergrund den Vorbildern der Kinder der Handzeichnung links im Vordergrund und links im Hintergrund. Woher er das dritte Kind rechts im Hintergrund entnahm, weiß ich nicht zu sagen. Aber die Caritas des Leonardo faßte mit der flachen linken Hand eines der beiden spielenden Kinder auf den Rücken, wie um es aufzunehmen. Diese Stellung des linken, durchgeschnittenen Arms erweist die deutlich sichtbare Höhlung des Ellbogens der Caritas, die auch auf dem Bild der Leda nachgebildet ist: die linke Hand

der Caritas war demnach nicht sichtbar. Aber eben diese anfassende Bewegung mußte der Nachahmer, da er die angefaßten Kinder wegließ, gleichermaßen weglassen und hinterließ so in seinem Bild eine auffallend leere und gähnend öde Stelle, die Stelle des linken Unterarms. Der tief herabhängende, langgestreckte linke Arm entwickelt so eine unschöne, marktschreierisch wirkende Gebärde, die schon Passavant als 'unvorteilhaft' getadelt hat; die sehr breite unschöne Hand und die Handfläche ist dabei in wenig ansprechender Weise nach außen dem Beschauer zugekehrt (siehe oben S. 14). Hier hat der Nachahmer mit seinem eigenen Können gearbeitet, ebenso in der Bildung des Unterkörpers der Leda, der bei der Caritas ähnlich gebildet, aber mit einem Gewand verhüllt war. Der Oberschenkel der Leda ist unverhältnismäßig stark hervortretend; ebenso wie der Oberarm nicht mehr die Beschreibung Tischbeins, die von den 'mageren Armen' der Frau spricht, heranzuziehen erlaubt (siehe oben S. 53). Man vergleiche die vollendet schöne, dem Vorbild der Caritas entnommene rechte Hand der Leda mit der der Erfindung des Nachahmers entstammenden schaufelförmigen, plumpen Linken, um den Gegensatz der Meisterschaft und der Mittelmäßigkeit zu empfinden.

Was nunmehr die obere Hälfte des Neuwieder Gemäldes betrifft, so ist die Abhängigkeit von der Caritas des Leonardo offenkundig und dadurch erwiesen, daß auf dem Casseler Bild die Darstellung klar und sachgemäß, hier aber unklar und unsachgemäß erscheint. Dieses Urteil wird schon durch die oben S. 77 erörterte Beobachtung als richtig erwiesen, daß der auf den Beschauer gerichtete Blick der Frau bei der Caritas durchaus am Platz, bei der Leda verfehlt und bei keiner der oben aufgezählten Darstellungen der Leda nachgewiesen werden kann. Das Kind auf dem Arm ist besser nachgebildet als die Mutter, deren Gesichtszüge verbreitert und verflacht erscheinen. Diese Unsicherheit in der Wiedergabe dieser Gesichtszüge läßt sich auch aus der Vergleichung der hier beigegebenen Veröffentlichungen erkennen. Sie wird aber besonders augenfällig bei der Betrachtung des Bildes der Leda selbst bei guter Sonnenbeleuchtung. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob der Maler nicht imstande war, den bewundernswerten Gesichtsausdruck der Caritas wiederzugeben, oder ob er es für seine Aufgabe gehalten hat, den Ausdruck der christlichen und himmlischen Liebe in den der heidnischen und recht eigentlich irdischen Liebe umzuwandeln. Das einheitliche Gewand, das wie bei

Sodoma den Unterkörper der Caritas bedeckt und in einfacher und natürlicher Weise über ihren rechten Arm gelegt ist, veränderte der Nachahmer in einen dem Kind untergelegten, faltenreichen, in die Luft prall abstehenden Zipfel, der hier wie eine Windel, und in einen kurzen Halbschurz, der wie eine Schürze von Feigenblättern wirkt. Das auf der Brust der Caritas verborgene und geknüpfte Schleierende glaubte er etwas hervorziehen zu müssen, ähnlich wie auf der Malsburgschen Kopie geschehen ist (S. 33). Die Maße der Holztafel entnahm er ungefähr von der Caritas, da hier die Handzeichnung keinen Anhalt für die Wahl der Größe des Bildes gewähren konnte (siehe oben S. 18). Was die Farbengebung des Neuwieder Bildes betrifft, so ist dem Urteil Passavants nichts hinzuzufügen (siehe oben S. 14): sie ist gleichförmig gelbgrau, die scharfe Schattierung, die an dem Bilde der Caritas so sehr an die Schilderungen des Vasari gemahnt, ist gemildert. Die Landschaft des Neuwieder Bildes in ihrer vielgestaltigen Mannigfaltigkeit von Einzelheiten ist vielen als das Werk eines Niederländers erschienen. Sie ist jedenfalls weit entfernt von jener erhabenen und großartigen Einfachheit des landschaftlichen Hintergrundes der Gioconda. Über die Landschaft der Caritas haben wir keine Nachricht, außer in den dürren Worten des Katalogs: 'Im Hintergrunde Wasser, Felsen und Gebäude.' Wer die Landschaft des Neuwieder Bildes bei guter Sonnenbeleuchtung besichtigt, wird sich die Frage vorlegen, ob er schon jemals eine derartige Landschaft auf dem Bild eines Italieners gesehen haben könne, und schwerlich zu einer Bejahung dieser Frage gelangen. Wie bei der Maria Holbeins in Darmstadt so sind bei der Caritas die S. 25 erwähnten pentimenti Kennzeichen der Ursprünglichkeit.

Wer unter Zuhilfenahme einer Handzeichnung aus einer Caritas eine Leda umformt, ist ein mittelmäßiger Kopf und ein mittelmäßiger Künstler, vielmehr kein Künstler, sondern nur ein Maler. So hat nach Morelli der Florentiner Ubertini, genannt Bacchiaca, aus der Handzeichnung Peruginos, die Apollo und Marsyas darstellt, eine Gruppe des Adam und der Eva umgeschaffen, die so unerfreulich ist wie das Bild der Leda (MORELLI, Galerien Borghese und Doria, S. 133). Wie im 17. Jahrhundert im Hause des Cölner Bankiers Jabach in Paris die Maler nach Handzeichnungen berühmter Meister Kopien herstellten und diese dann als Originalwerke verkauften, hat MORELLI, a. a. O. S. 412, nachgewiesen; der Ausdruck pasticcio, den er für diese



zumeist vlämischen Erzeugnisse anwendet, ist, wenn irgendwo, dann bei der Leda in Neuwied angebracht. Es ist wohl möglich, daß der Maler der Leda eine Fälschung auf einen berühmten Namen beabsichtigte, die der Umstand begünstigte, daß die Caritas, wie jene Handzeichnung, nur wenigen bekannt war, so wie der Ort ihrer Aufstellung in Paris vor ihrer Einverleibung in die Galerie des Landgrafen bis heute noch nicht ermittelt ist. Über die Art des Holzes, auf das die Leda gemalt ist, bin ich in der Lage, das Ergebnis der Untersuchung durch den vor dem Krieg in Paris tätigen Kunsttischler Fr. Krüger in Neuwied mitzuteilen; er erklärt das Holz mit Bestimmtheit für Erlenholz, eine Verwechslung mit Pappelholz sei ausgeschlossen. Meines Wissens ist bis jetzt nur nördlich der Alpen die Verwendung dieses Holzes zu Maltafeln nachgewiesen, nach VON FRIMMEL, Gemäldekunde, Leipzig 1904, S. 6, selten bei den Oberdeutschen. Eine heilige Familie in Neuwied, deren Darstellung sich genau deckt mit dem zweiten aus der Casseler Galerie verschwundenen Leonardo, ist nach dem Urteil desselben Sachverständigen gleichfalls auf dem selten angewendeten Erlenholz gemalt. Das Bild war ebenso wie die Leda vordem im Besitz des Königs von Holland. Über dieses Bild soll im folgenden gehandelt werden. Auf den Namen des Giampetrino als Urheber der Leda, genauer als bisher geschehen ist, hier einzugehen, habe ich keine Veranlassung, da diese Meinung wohl ausgesprochen, nie aber eingehender begründet worden ist.

VI.

Nach einer Mitteilung von der Direktion des Königl. Museums in Cassel war in der Kiste Nr. 2, welche die Caritas des Leonardo enthielt, noch ein zweites Gemälde von Leonardo, ein Bild von Schalcken und ein Bild von van Dyck mit eingepackt. Neben der Caritas kennt der Katalog von 1799 nur noch ein Bild von Leonardo: es hing zusammen mit der Caritas und einer Maria mit dem Christkind von Raphael in demselben oben S. 21 erwähnten Grünen Kabinett des kurfürstlichen Palais, dessen einziger Schmuck diese drei kostbarsten Kleinode der Sammlung gebildet haben. S. 48 Nr. 47 des Katalogs wird es so beschrieben: 'Nr. 47: Leonhard da Vinci. Eine heilige Familie. Maria hält sitzend das Kind Jesus auf dem Schoß. Vor demselben liegt mit gebogenem Knie der junge Johannes, der von ihm den Segen erhält. Währenddem unterhält sich die Mutter

des Erlösers mit der hierdurch erfreuten Elisabeth. Rechter Hand steht Joseph nachdenkend mit einem Stabe in der Hand. Auf Holz, 2 Fuß 11 Zoll hoch, 2 Fuß 2 Zoll breit': also 0,91 m × 0,679 m. Auch dieses Bild ist vollständig verschollen. In dem Katalog der Casseler Galerie von 1830 wird unter Nr. 1 beschrieben: 'Lionardo da Vinci . . . Die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde. Auf Holz. 1 Fuß 11 Zoll hoch. 1 Fuß 5 Zoll breit' (S. 3). Dieses Gemälde wurde 1831 nach Wilhelmsbad gebracht und befindet sich jetzt auf Schloß Philippsruhe bei Hanau; es steht zu dem besprochenen Bild in keiner Beziehung. Aber sowohl Beschreibungen wie Wiederholungen dieses Bildes sind noch nachzuweisen, und es ist wahrscheinlich, daß wie die Caritas, so auch dieses Bild eines Tages wieder aus dem Dunkel auftauchen wird. Der Verfasser eines etwas wunderlichen und teilweise unklaren und verwirrten Sammelwerks, betitelt 'Des Leonardo da Vinci Leben und Kunst. Nebst einer Lebensbeschreibung Johann Gottl. Prestels und einigen poetischen Versuchen über die Mahlerey', Halle 1819, gibt (S. 24) eine Beschreibung dieses Bildes, die teilweise auf der Kenntnis einer Kopie von der Hand der Frau des oben S. 12 erwähnten Hanauer Akademiedirektors Westermayr, teilweise auf der oben angeführten Beschreibung des Katalogs, schwerlich aber auch auf Erinnerung an das Bild selbst, zur Zeit als es noch in Cassel war, beruht: denn von der Caritas, die in demselben Kabinett aufgestellt war, hat er gar keine Kenntnis und druckt S. 135 nur die Beschreibung des Katalogs ab. Er erwähnt S. 24 zuerst den von Vasari beschriebenen Karton der heiligen Anna selbdritt und fügt die Beschreibung der verlorenen Casseler heiligen Familie des Leonardo unmittelbar hinzu: '. . . machte er den Entwurf zu einem Bilde, der ganz Florenz zur Beschauung lange Zeit lockte. Es war eine heilige Familie mit der alten freundlich lächelnden Anna, die dem ehemals in der Gallerie zu Cassel befindlichen Gemählde ziemlich ähnlich muss gewesen seyn. Wenigstens gehört letzteres Gemählde zu dem Vollendetsten, was Leonardo in seiner besten Zeit gemahlt hat . . . Späterhin zog sich seine Seele mehr ins Stille und Gemüthliche zurück. Und für dies ist das Casseler Bild Muster.*' Hierzu ist die Anmerkung hinzugefügt: 'Das Original (*auf Holz 2 Fuss 11 Zoll hoch, 2 Fuss 2 Zoll breit*) sah ich 1811 in Paris; eine sehr fleissige getreue Copie in Wasserfarben hat Frau Westermeyer in Hanau verfertigt.' Er fährt im Text fort: 'Das Lächeln der alten, immer noch Spuren halb erloschener Schön-

heit zeigenden *Elisabeth* ist so natürlich, daß es sympathetisch einnimmt und zur Nachahmung reizt; die Behandlung des Kopfes und der Gewänder so duftig, zart und weich, dass ein glänzender Nebel oder vielmehr ein gefärbter Thau über die Tafel zu fließen scheint. *Das Kind Jesus,* mit einem schönen Spiel der Mittelschatten und Mitteltöne wohl gerundet, ertheilt *sitzend auf dem Schosse* der Mutter dem kleinen *mit gebogenem Knie vor ihm liegenden Johannes den Segen. Die Mutter des Erlösers unterhält sich* indess *mit der* darüber lächelnden *Elisabeth.* Rechts *steht Joseph nachdenkend mit einem Stabe in der Hand.* Die Färbung des Bildes ist kräftig, frisch und klar, und die zarte Behandlung, das Verschmelzen der dabey doch bestimmten Umrisse, die daher entstehende Rundung aller Theile geben dem Ganzen ruhigen Überblick, und lassen, vereinigt mit dem Ausdrucke in Gedächtniss und Gemüth des empfindenden Beschauers eine unvergänglich süsse Erinnerung. — Olim meminisse iuvabit schrieb der Ritter von Klein in sein Exemplar der Beschreibung d. Casseler Gallerie.*' Hier ist nochmals auffallenderweise die Anmerkung hinzugefügt: 'Ein sehr genaues und selbst in den Wasserfarben kräftiges Nachbild hat Frau Professor Westermeyer in Hanau von diesem Bilde geliefert.' Leider ist nicht nur das ganze Buch entstellt durch 'Fehler gegen Rechtschreibung und Grammatik', wie der Verfasser im Anhang bekennt, sondern auch die Darstellung ist auffallend verworren und unklar. Das Wichtigste, was wir ihr entnehmen, ist die große Wertschätzung, die das Bild in Cassel genossen hat. Wir werden sehen, daß, in Ziffern ausgedrückt, die heilige Familie doppelt so hoch bewertet wurde als die berühmte Caritas. Dazu kommt die glaubwürdige Nachricht über eine Kopie in Wasserfarben von der Gattin Westermayrs (der Verfasser schreibt den Namen falsch), die oben S. 52 bereits erwähnt ist.

Diese Kopie hat Braun wohl selbst in Hanau betrachtet und aus der Unterhaltung mit den Besitzern sein Kunsturteil entlehnt; denn in Cassel hat er das Bild nicht gesehen, wie aus dem Schweigen über die Casseler Galerie mit Sicherheit geschlossen werden kann. Aber mit diesem Kunsturteil vermengt er die Beschreibung des Katalogs, der ihm in dem von dem Ritter von Klein stammenden Abzug vorgelegen hat. Es ist dies insbesondere dadurch ersichtlich, daß der Verfasser, vermutlich durch das Ehepaar Westermayr über die Verwandtschaft des Bildes mit der heiligen Anna Selbdritt unterrichtet, demgemäß zu-

erst von 'der alten freundlich lächelnden Anna' spricht; auch S. 47 handelt er über das Lächeln der Frauen Leonardos, indem er ausführt: 'Ein Musterbild für erstere Art ist die schöne Joconde, die heilige Anna in dem Bilde, das einst Cassel zierte'; hier ist stillschweigend die Bezeichnung des alten Katalogs, der die Frau 'Elisabeth' benennt, richtig gestellt. Aber in der folgenden Ausführung, in der die aus dem Katalog entnommenen Wendungen oben in Kursivschrift wiedergegeben sind, nennt er gedankenlos dieselbe Frau zweimal Elisabeth. Die Maße des Bildes gibt er in der oben angeführten Anmerkung ebenfalls nach dem Katalog an: wenn er hinzufügt 'das Original sah ich 1811 in Paris', so ist dies wohl wiederum ein Versehen und eine Verwechslung mit der im Louvre befindlichen Anna selbdritt; denn auf derselben Seite steht über dieser Anmerkung eine vorhergehende Anmerkung, die sich auf den Karton des Bildes bezieht, der nach Vasari beschrieben wird: 'Im Kabinet des Königs von Frankreich befand sich eine solche heil. Familie mit der h. Anna. s. unten.' Es kommt dazu, daß BRAUN, S. 16, die Beschreibung eines Bildes des Luini im Museum zu Paris gibt, das eine Wiederholung der heiligen Familie aus Cassel war, ohne auch nur mit einem Wort diese gesicherte Tatsache zu erwähnen; über diese Beschreibung wird unten S. 88 zu handeln sein. Das Bild des Luini hat er aber 1811 in Paris wirklich selbst gesehen.

Von demselben Bild der Casseler Galerie spricht mit derselben Bewunderung GEORGE FORSTER, Ansichten vom Niederrhein I, Berlin 1791, S. 496, eine Bemerkung, auf die mich mein Kollege Firmenich-Richartz unter Bezugnahme auf die Leda des Leonardo früher hingewiesen hatte. Forster schildert a. a. O. ein Bild des Leonardo bei dem Bankier Danhot in Brüssel, das er Joconde benennt: 'Frau Joconde erinnerte mich augenblicklich an mein Lieblingsbild in der Landgräflichen Galerie zu Cassel, wo dem Künstler genau dasselbe Gesicht zu einer himmlischen Madonna gedient haben muß'; auf dasselbe Bild bezieht sich die Bemerkung Forsters, S. 222, Mitte.

Indessen das Bild der heiligen Familie des Leonardo in Cassel ist gut bekannt durch eine Reihe von Nachbildungen, die dem Luini zugeschrieben werden. Die bekannteste ist in der Ambrosiana in Mailand, abgebildet Gazette des Beaux Arts III 18, 1897, Teil II, S. 377. Mit ihm stimmt überein die Beschreibung eines Bildes des Luini bei BRAUN, a. a. O. S. 16: 'Von diesem Schüler, den Leonardo besonders



liebte, befindet sich im Museum zu Paris eine heilige Familie, die ein Beweis ist, wie ganz ins Wesen Leonardos dieser Luini eingedrungen war. Man meint, den Leonardo selbst darin zu sehen. Maria, die auf den Knien der freundlich lächelnden gen Himmel deutenden Anna sitzt, hält das Kind mit beiden Händen, das in einer vorwärts strebenden Lage den kleinen Johannes mit der einen Hand am Kinne liebkost, mit der andern aufgehobenen aber segnet. Joseph hinter dem kleinen, auf ein Knie niedergelassenen Johannes, sieht ruhig mit zu. Sein Gesicht ist aber etwas unbedeutend und man sieht keine bestimmte Eigentümlichkeit darin. Der Grund ist eine Felsenvertiefung. Sonst war noch von diesem Luini der kleine Johannes mit dem Lamm ebendaselbst.' Das Bild der Ambrosiana zeigt als Hintergrund eine ähnliche, mit Sternblumen bewachsene Felsenvertiefung, es ist das von Braun beschriebene Bild, das sich damals in Paris befand; auch das Bild des Johannes mit dem Lamm befindet sich jetzt in der Ambrosiana (G. C. WILLIAMSON, B. Luini, London 1899, S. 126).

Auch diesem verlorenen Bilde des Leonardo suchte Hummel auf die Spur zu kommen. Auf der Rückseite der S. 10 erwähnten Zeichnung Gustines, die die Leda in Neuwied wiedergibt, sind deutlich die Umrisse jener heiligen Familie erkennbar, deren Anordnung genau mit den eben behandelten Beschreibungen übereinstimmt (abgebildet hier S. 90). Der Fuß der heiligen Anna ist mit Tinte nachgezogen; danach gab der, der so die halberloschene Zeichnung durch Tinte besser erkennbar machen wollte, dieses Vorhaben auf. Den Hinweis auf die folgende, im Katalog der Düsseldorfer Ausstellung von 1904, S. 109, Nr. 246, gegebene Beschreibung eines Bildes des Fürsten von Wied verdanke ich wiederum meinem Kollegen Firmenich-Richartz: 'Bernardino Luini. Die heilige Familie. Auf dem Schoosse der heiligen Anna, die zum Himmel emporweist, sitzt die Gottesmutter mit dem Christkind, das sich liegend zu dem Johannesknaben wendet, indem es die Rechte segnend erhebt. Rechts St. Joseph. Schwarzer Grund. Ehemals Musée Napoléon, Paris 1804, darauf in der Sammlung Wilhelms II., Königs der Niederlande. Holz H. 1,23 m, Br. 0,98 m. *Fürst zu Wied, Neuwied.* (Die enge Gruppenverbindung ist der berühmten Komposition des Lionardo da Vinci, Carton in der Royal Academy London entnommen; ein ähnliches Gemälde befindet sich in der Ambrosiana in Mailand.)' Das Bild in Neuwied stimmt insofern mit dem verlorenen Bild der Casseler Galerie überein, als es keinerlei land-

schaftlichen Hintergrund hat; hierdurch unterscheidet es sich wesentlich von dem Bild der Ambrosiana und von der Beschreibung Brauns. Das verlorene Bild in Cassel war indessen wesentlich, d. h. etwa um die Hälfte, kleiner als das Bild in Neuwied; deshalb ist auch eine Gleichsetzung von Hummel wie bei der Leda nicht versucht worden: es war



Handzeichnung, darstellend Heilige Familie

hoch nur 0,91 m, breit 0,679 m. Ob jene Zeichnung gleichfalls von Gustine herrührt und sie das jetzt in Neuwied, früher beim König von Holland befindliche Bild des Luini wiedergibt, oder etwa wirklich das verlorene Casseler Bild, ist unmöglich mit Sicherheit zu entscheiden. Es ist aber von großer Bedeutung, daß, wie S. 85 schon erwähnt, diese heilige Familie ebenso wie die Leda in Neuwied Erlenholz als Malgrund aufweist. Bei der außerordentlichen Seltenheit dieses Holzes darf mit Sicherheit angenommen werden, daß beide Bilder, wenn nicht von demselben Maler, so doch aus derselben Werkstatt ausgegangen

sind; diese Werkstatt ist aber die Werkstatt eines Kopisten gewesen, wie die Kopie der heiligen Familie erweisen kann. Denn es ist doch sehr wahrscheinlich, daß die heilige Familie in Neuwied eine Kopie jenes verlorenen Leonardos der Casseler Galerie ist, ebenso wie die Leda eine Kopie der Caritas; beide Kopien sind in den Maßen größer als ihre Vorbilder. Ob die Angabe der Herkunft 'Musée Napoléon 1804' zuverlässig ist, oder ob hier eine Verwechslung mit dem von Braun beschriebenen Bilde Luinis genau derselben Darstellung vorliegt, bin ich nicht imstande, genauer zu untersuchen. Würden die Maße der heiligen Familie in Neuwied, die früher im Haag gewesen ist, nicht die Gleichsetzung unmöglich machen, so würde wahrscheinlich seinerzeit diese Gleichsetzung mit dem zweiten Bild des Leonardo aus dem 'Grünen Cabinet' im Palais zu Cassel ebenso unbedenklich oder noch unbedenklicher erfolgt sein als bei der Leda; denn hierbei war ja die Hypothese der Übermalung nicht vonnöten. Es ist indessen auch hier die Hoffnung vorhanden, daß die Auffindung der Kopie der Frau des Direktors Westermayr unsere Erkenntnis in dieser Frage weiter fördern wird und daß auch dieses heute verlorene Bild eines Tages ebenso unvermutet auftauchen wird, wie das Bruchstück der 'wunderherrlichen Charitas'. Zu der Klärung der Frage über die beiden Darstellungen der heiligen Anna selbdritt Leonardos wird dieser Fund wesentlich beitragen, auch zur Klärung der Frage, inwieweit Leonardo sich an die altertümliche Darstellung Mantegnas (in der Dresdner Galerie Nr. 51) angeschlossen und inwieweit Raphaels Schüler in der Madonna del divino amore in Neapel dem Vorbild Leonardos gefolgt ist.

Wir werden vermuten, das in derselben Kiste verpackte Bild von Schalcken sei das beste der zahlreichen damals in der Galerie befindlichen Bilder dieses Meisters gewesen. Tatsächlich wird diese Vermutung durch die Mitteilung aus Cassel und die Angaben ROBERTS (siehe oben S. 5) bestätigt, wonach das im Katalog S. 117, Nr. 98, beschriebene Bild, das eine Gesellschaft von Kartenspielern bei Licht darstellte, zu verstehen ist. Auf seinen besonderen Wert konnte man daraus schließen, daß FORSTER, a. a. O. I, S. 186, gerade dieses Gemälde als Maßstab des Kunstwertes der Werke Schalckens bezeichnet mit den Worten: 'Die hier vorhandenen Stücke seiner Hand . . . sind alle nicht mit den Spielern zu vergleichen, die man in Kassel von demselben Meister in der erlesenen Galerie des Landgrafen bewundert.' Auch dieses Bild ist verschwunden und verschollen. Aber in dem oben S. 37

erwähnten Katalog der Galerie aus dem Nachlaß Justis sind an den Rändern folgende Bemerkungen mit Bleistift beigeschrieben:

1. Zu der Caritas Leonardos am linken Rand: Konnte H. Artaria im Oct. 1821 wieder verschaffen.' Am rechten Rand von anderer Hand: 'Geschätzt an Werth 10 000 R.'

2. Zu der heiligen Familie Leonardos am linken Rand: 'Konnte Herr Artaria Oct. 1821 wiederverschaffen.' Am rechten Rand von anderer Hand: 'Geschätzt an Werth 20 000 R.'

3. Zu den Kartenspielern Schalckens am linken Rand: 'Konnte H. Artaria im Oktob. 1821 wieder verschaffen.' Am rechten Rand von anderer Hand: 'Geschätzt an Werth 9000 R.'

Wir sehen daraus, daß die heilige Familie Leonardos doppelt so hoch bewertet wurde als die berühmte Caritas, was sehr auffallend ist. Denn die Caritas war 1,30 qm, die heilige Familie nur 0,619 qm groß. Dieser Preisunterschied wird scheinbar begreiflich, wenn wir annehmen, daß die Caritas damals bereits nur noch das heute erhaltene Bruchstück gewesen ist, also nur 0,3224 qm, d. i. etwa die Hälfte der Fläche der heiligen Familie einnahm. Indessen diese Wertangaben haben keinerlei Beziehung zu den Angeboten Artarias, sondern sind anderer Herkunft. Sie sind in dem Katalog ausschließlich solchen Bildern beigeschrieben, die von Lagrange beschlagnahmt und nicht zurückgekommen waren, diesen Bildern außer dreien insgesamt, also bei 42 unter 45. Anders verhält es sich mit dem vierten Bild, das den drei besprochenen beigesellt war, dem im Katalog S. 21, Nr. 69, beschriebenen Porträt von van Dyck. Hier ist beigeschrieben: Am linken Rand: 'Paris'; am rechten Rand von anderer Hand: 'Geschätzt an Werth 5000 R.' Es wird mir aus Cassel berichtet, daß dieses Bild tatsächlich 1835 in Paris auftauchte und von dort in den Besitz des Herzogs von Sutherland, des Besitzers von Stafford-Haus, gekommen ist. Hierbei ist zweierlei bemerkenswert. Einmal, daß hier der Vermerk über die Angebote von Artaria oder Rogge-Ludwig fehlt; dann, daß dieses Gemälde von den vieren der Kiste Nr. 2 am geringsten bewertet ist. Es wäre ein sehr merkwürdiger Zufall, wenn gerade die drei wertvollsten Bilder dem Pariser Kunsthandel und seinen Käufern fremd geblieben wären, im Falle daß alle vier Bilder das gleiche Schicksal hatten; wenn umgekehrt dem deutschen Kunsthandel gerade diese drei wertvollsten Bilder 1821 erreichbar, das billigste aber unerreichbar geblieben wäre. Dies weist darauf hin, daß die drei wertvollsten Bilder in Deutschland

geblieben sind, daß 1806 ein über den Wert der Gemälde genau unterrichteter Hofbeamter, der wußte, daß die Kiste Nr. 2 die kostbarsten und berühmtesten Stücke der Galerie enthielt, aus dieser Kiste die drei wertvollsten Stücke entfernt hat, aber den am geringsten bewerteten van Dyck mit der Kiste zur Versendung brachte. Denn eine Kiste vollständig zu unterschlagen, war bei der Aufsicht des französischen Beamten unmöglich; dies würde sofort bemerkt worden sein. Jakob Grimm vermutete, daß die nicht nach Malmaison gelangten Bilder von Lagrange oder Martellière unterschlagen worden seien (Stengel, Private und amtl. Beziehungen usw., II, S. 41, 90). Dem ersteren stellt indessen der Bericht des Zeitgenossen bei A. Duncker, Zeitschrift des Vereins f. hess. Geschichte, IX, 1881, S. 264 und S. 271, ein günstiges Zeugnis aus: 'Lagrange selbst hielt sein Wort, und so gern wohl seine Frau aus den Gemmen sich zu ihrem Putz einiges gewählt hätte, so ließ er doch nicht das mindeste wegnehmen.' Später allerdings nahm er Geld für die Erlaubnis der Bergung des Vermögens des Kurfürsten in Frankfurt am Main, wie bei H. Brunner, General Lagrange, Cassel 1897, S. 31, 52, nachgewiesen ist. Aber die Entführung und Entwendung eines Gemäldes ist leichter nachzuweisen und deshalb weit gefährlicher als der Diebstahl blanker Geldstücke. In der Brunnerschen Schrift mag man nachlesen, mit welchem Geschick die getreuen Untertanen des Kurfürsten eine Reihe von Kisten mit Kunstgegenständen und Wertsachen den Händen der französischen Beamten zu entziehen wußten. Außer den drei aufgeführten Bildern hat Artaria in der angegebenen Zeit noch vier Bilder aus der Zahl der von Lagrange beschlagnahmten der Galerie angeboten: den Raphael S. 48, Nr. 48, Slingelandt S. 195, 17, Wouwermann S. 201, 39, Teniers S. 210, 80. Unter diesen steht bei dem Raphael angeschrieben: 'Paris 80 000 fr.', d. i. der Kaufpreis; den Kauf hatte also der Mannheimer Kunsthändler vermittelt. Es fehlt hier die Angabe des Schätzungspreises in Reichstalern. Außer diesem Bild und der Caritas ist der Verbleib sämtlicher von Artaria angebotenen Bildern dem kundigen Besitzer jenes Kataloges und soweit ich weiß insgemein bis heute unbekannt geblieben. Unter den von Rogge-Ludwig angebotenen Bildern befindet sich kein einziges der von Lagrange beschlagnahmten. Dies alles weist darauf hin, daß diese sieben von Artaria angebotenen Bilder demselben Besitzer gehörten, der sie zur Zeit der Franzosenherrschaft erworben hatte, ungewiß wie und ungewiß woher. Sie waren aus den von Lagrange

beschlagnahmten Kisten entfernt, unzweifelhaft von einem Kunstverständigen und Sachkundigen, wahrscheinlich in der lobenswerten Absicht, die Bilder, die für die allerkostbarsten der Galerie angesehen wurden, dem Fürstenhaus und dem Vaterland zu retten. Die Angst vor der Strafe der Franzosen verursachte die Vornahme der Verstümmlung des berühmtesten Gemäldes; die übrigen sind, das wollen wir hoffen, dem gleichen Schicksal nicht verfallen.

Anhang zu S. 18.

Als Beispiele führe ich an: S. 2. des Katalogs von 1799 Nr. 5 Mor, Frau des Gallus, Höhe 2 F. 9 Z. = 0,86; im Katalog von 1913 Nr. 36: 0,85. — S. 7 Nr. 23 Rembrandt, Der Alte mit der Kette, Höhe 2 F. 2 Zoll = 0,679; jetzt Nr. 231 und 0,66. — S. 14 Nr. 44 Mor, Gallus, Höhe 2 F. 9 Z. = 0,86; jetzt Nr. 35 und 0,85. — S. 18 Nr. 57 Rubens, Kallisto, Höhe 4 F. 2 Z. = 1,30; jetzt Nr. 86 und 1,26. — S. 30 Nr. 101 van Lys, Musikgesellschaft, Höhe 2 F. = 0,62; jetzt Nr. 185 und 0,59; S. 30 Nr. 102 Teniers, Baderstube, Höhe 1 F. 9½ Z. = 0,56; jetzt Nr. 147 und 0,55. — S. 50 Nr. 55 Rubens, Mädchen mit Spiegel, Höhe 2 F. 5½ Z. = 0,77; jetzt Nr. 90 und 0,76. — S. 51 Nr. 56 Breenbergh, Landschaft, Höhe 1 F. 7 Z. = 0,49; jetzt Nr. 207 und 0,48. — S. 62 Nr. 90 Netscher, Frau mit Porträt, Höhe 10 Z. = 0,26; jetzt Nr. 291 und 0,25; ebenso bei van der Velde S. 66 Nr. 101, Rembrandt S. 66, 102, Breenbergh S. 68, 109, Poelenburgh S. 75 Nr. 129 u. a. m.

FORSCHUNGEN ZUR METROLOGIE DES ALTERTUMS

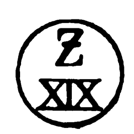
VON

OSKAR VIEDEBANTT

DES XXXIV. BANDES
DER ABHANDLUNGEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
N° III

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER
1917

Vorgetragen für die Abhandlungen am 24. Mai 1916.
Das Manuskript eingeliefert am 5. Juni 1916.
Der letzte Bogen druckfertig erklärt am 24. März 1917.



HERRN GEHEIMEM OBERREGIERUNGSRAT

PROF. DR. H. DIELS

ALS ZEICHEN AUFRICHTIGER VEREHRUNG
UND HERZLICHER DANKBARKEIT

Vorwort.

Mein Buch bedarf einer kurzen Vorerinnerung. Es enthält eine Sammlung von metrologischen Einzelaufsätzen, die unter eigenem Bandrücken zusammenzufassen ihr Umfang zur Notwendigkeit machte. So hatte ich es mir nicht von Anfang an gedacht, sonst würde ich dem Ganzen wahrscheinlich eine andere Anordnung gegeben haben. Ein oder zwei Aufsätze über Fragen, die mich gerade bewegten, und die der Klarstellung zu bedürfen schienen, sollten in einer Zeitschrift erscheinen, und die Hermesredaktion war wie immer wohlwollend bereit, das ihr Angebotene unter ihren Auspizien zu drucken. Da tauchten (es war Monate vor dem Kriege) neue und größere Fragen auf; es begannen mich Zweifel zu quälen, ob ich nicht auf einem Irrweg wanderte, und ob das allgemeine Ziel, das mir vorschwebte, nicht ein leeres Phantom sei. Im Ringen mit mir selbst gewann ich darüber Klarheit: nur eilige Umkehr konnte mich retten.

Erkenntnis und Wille zur Tat waren natürlich eins; denn unsere Göttin ist die Wahrheit, der wir zu dienen haben heute und morgen, wie wir sie schauen. Aber zu den Annehmlichkeiten im Leben des Forschers gehört das Umlernen allerdings nicht, ob ich zwar der erste, dem es obliegt, so wenig bin, wie ich der letzte bleiben werde. Einen Vorwurf daraus wird mir ja nur machen können, wer mir zu sagen wagen wird, ich habe vorschnell publiziert und meine Gedanken nicht ausreifen lassen. Das mag tun, wer dem Anfänger überhaupt verbieten will, etwas selbständig Erarbeitetes auf die Gefahr des Irrtums hin drucken zu lassen, er wäre denn zuvor in die Mannesjahre getreten. Als ob nicht auch der Mann sich irren könnte, irren nicht menschlich wäre!

Auf der neuen Warte wuchs meine Arbeitsfreudigkeit. Frage auf Frage wurde der Nachprüfung unterzogen, und bald gewann ich dabei die Überzeugung, daß ich ohne eine prinzipielle Stellungnahme zur Methode nicht auskommen, jedenfalls nur halbe Arbeit leisten würde. So entschloß ich mich, den Abschnitt I zu schreiben. Daß er als *πρόσωπον* des Ganzen, besonders in seinem ersten Teile ausgesprochen

polemisch-negativ gehalten ist, wird vielleicht nicht gerade das Wohlwollen des Lesers erwecken; allein an anderer Stelle konnte dieses prospektive und programmatische Kapitel nicht wohl stehen, und daß es polemisch gefärbt sein mußte, lag wieder an seinem programmatischen Charakter, da man natürlich verlangen konnte, daß ich die bislang geübte Methode als verfehlt erwiese, bevor ich einer neuen das Wort redete. Übrigens schien der neue Weg dann an manchem Landschaftsbild vorbeizuführen, das von der alten Straße aus auch gesehen wurde. Sollte dies als optische Täuschung befunden werden, so werde ich mir nachträglich die Frage vorzulegen haben, ob ich radikal genug umgebrochen, d. h. vor allem, ob ich nicht von der vergleichenden Metrologie vorderhand noch zu viel zu retten versucht habe.

Niedergeschrieben ist das Kapitel vor mehr denn zwei Jahren, und ich habe heute geglaubt, ihm seinen Zuschnitt von damals in allem lassen zu sollen, trotzdem es jetzt dieses Vorwort, dessen Funktion es eigentlich hätte mit übernehmen sollen, noch vor sich sieht.

Ob man Zwiespältigkeiten herausfinden wird zwischen meinem methodologischen Prospekt, wenn ich so sagen darf, und meiner Argumentation in den Einzelfragen? Man mag sie mit Scharfsinn suchen, vergesse aber ja nicht dabei, daß von dieser wissenschaftlichen Disziplin noch mehr gilt was ein anerkannter französischer Forscher von der Numismatik gesagt hat: sie ist ein verwickeltes und heikles Studium.

In letzter Zeit mehren sich die Klagen darüber, daß unsere metrologischen Handbücher, insbesondere das grundlegende Werk von Friedrich Hultsch, 'völlig veraltet' seien. Diese Lücke auszufüllen ist das vorliegende Buch natürlich nicht bestimmt. Die Zeit, von neuem ein Handbuch zu schreiben, das den Anforderungen entspräche, ist kaum schon gekommen. Denn wo ab ovo gearbeitet werden muß, da gilt's zunächst das Rohmaterial neu zu sammeln, zu ergänzen und zu behauen, gilt's ein Modell zu entwerfen. Das letztere habe ich versucht; die Materialbeschaffung geht zum guten Teil über meine Kraft. Aber an ihr hängt das letzte, wenn nicht alles; nicht an den Zahlen, die zwar, weil sie exakte Beweisführung gestatten, die Stärke, in ihrer grenzenlosen Relationsfreudigkeit aber auch die gefährliche Schwäche der metrologischen Methode bilden.

Heraus mit den monumentalen Zeugen!

Möge sich eine Bestandaufnahme wo nicht aller, so doch der bedeutendsten Antikensammlungen bewerkstelligen lassen, wenn der Friede

auch der wissenschaftlichen Forschung erst wieder freie Bewegung gegeben haben wird.

Heraus mit dem urkundlichen Material!

Möchte ein Hochschullehrer, der unsere Arbeit nicht achselzuckend als Parergon ansieht, einen fleißigen Schüler anregen, die zerstreuten Notizen der Inschriften, Ostraka und Papyri zu sammeln und zu sichten.

Vielen Männern habe ich für wohlwollende Förderung meiner Arbeiten zu danken. Aufrichtigen Dank sage ich voran der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften für die freundwillige Aufnahme des Buches in ihre Abhandlungen, besonderen Dank ihrem Mitgliede, Herrn Geheimen Hofrat H. Lipsius, der sich liebenswürdig bereitfand, das Manuskript vorzulegen und zu vertreten.

K. Reglings hilfsbereites Entgegenkommen gab mir die Möglichkeit, im Königl. Münzkabinett in Berlin an Ferien- und Freitagen Münzen zu wägen. E. Pernice danke ich wiederholt für die Überlassung seines gesamten, auf ausländischen Bibliotheken aufgenommenen Handschriftenmaterials. Ed. Meyer lieh mir willig Ohr und Rat, sooft ich ihn aufsuchte. W. Dörpfeld und W. Kubitschek haben durch gestrenge Prüfung meiner früheren Arbeiten dazu beigetragen, daß ich zur Selbstkritik schritt.

Den Namen Diels darf das Buch an der Stirne tragen. Ist's Mißbrauch, den Verfasser monumentalster Werke mit einer Vorarbeit, also mit etwas Halbem und Unfertigem in Verbindung zu bringen? Sei's: hier vertrug eine Dankesschuld keinen Aufschub.

Mit Wehmut endlich gedenke ich meines verstorbenen Lehrers Bruno Keil. Er hat mich in die Wissenschaft, in die Metrologie auch eingeführt, hat mir durch Wort und Tat, zuletzt durch seine schöne Arbeit in der Zeitschrift für Numismatik gezeigt, wie es zu machen ist. Aber sein Interesse ging viel weiter. Den einzigartigen Forscher und tiefgründigen Gelehrten vermissen wir alle: ich verlor auch den Lehrer und den Menschen.

Potsdam, im November 1916.

O. Viedebantt.

Inhalt.

FORSCHUNGEN ZUR METROLOGIE DES ALTERTUMS

VON

OSKAR VIEDEBANTT

I. Zur metrologischen Methode.

Die nachfolgenden Untersuchungen sind in grundlegenden Fragen nach anderer Methode gearbeitet als meine früheren metrologischen Beiträge[1]). Darob werden diejenigen den 'jüngsten Metrologen' nicht schelten, die mit W. Kubitschek von der Wahrheit des Erfahrungssatzes überzeugt sind, daß der Mensch irrt, solang er strebt, und die mit A. v. Harnack einmal empfunden haben, wie 'man zu leicht sich selbst schmeichelt, daß die' (ich füge hinzu: wirklich oder vermeintlich) 'richtigen Erkenntnisprinzipien und Hauptfaktoren, die man gewonnen hat, alles zu erklären imstande sind, und daß es neben ihnen nichts gibt'. Ich will keine umfangreiche methodologische Abhandlung schreiben, einmal weil es bereits Mißfallen erregt hat, daß in den Auseinandersetzungen der heutigen Metrologen 'soviel von Methoden und Theorien geredet wird'[2]), zum andern weil in beiden metrologischen Lagern zurzeit noch ein Kampf tobt, der weit davon entfernt, sich in den konzilianten Formen 'urbanen Meinungsaustauschs' zu bewegen, den Gegner vielmehr 'die Siedehitze deutschen Philologenunwillens' im Übermaße fühlen läßt. Aber die Frage der Methode ist einmal zur Debatte gestellt. Und das ist doch wohl gut. Denn wenn nach mehr denn 75 Jahren vergleichender Metrologie die Methoden heute umstrittener und strittiger denn je sind, dann sind sie verdächtig, und dann müssen sie auf Wert oder Unwert geprüft werden. Dieser Prüfung habe auch ich sie unterzogen. Nur zu den Grundfragen will ich hier kurz Stellung nehmen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß zwei gelegentliche Verdammungsurteile, die, einen Raum weniger Zeilen umfassend, die vergleichende Metrologie kurzerhand ihres wissenschaftlichen Charakters

1) Vgl. Hermes XLVII 1912 S. 422ff. und 562ff.

2) W. Kubitschek in seiner kurzen Besprechung der Arbeiten Weißbachs, Lehmann-Haupts und meiner Beiträge in der Wiener numism. Zeitschr. 1912 S. 211.

entkleiden zu können wähnten[1]), meinen Glauben an die Daseinsberechtigung und die Zukunft dieser Disziplin, von der vor allem die Geschichtswissenschaft noch erhebliche Dienste erwartet[2]), nicht erschüttert haben. Man kann ja die Überzeugung haben — und ich habe sie heute auch —, daß die komparativ-metrologische Forschung auf Abwege geraten sei: aber muß man in diesem Falle der Welt gleich ein principiis obsta verkünden? Existiert nicht die Wissenschaft unabhängig von ihren Trägern? Wer diesen, sei es in der Methode sei es in den Resultaten, Schwächen nachweist, erwirbt sich um jene jedesmal ein Verdienst. Aber warum dieses Verdienst durch die Annahme einer im höchsten Grade herausfordernden Sprache sofort wieder mindern? Denn darüber dürfte sich niemand im unklaren sein: gegenüber einer Wissenschaft, der Männer wie Böckh und Mommsen, ohne an ihr irre zu werden, ihre Dienste geliehen haben, nehmen Schlagworte wie 'mathematische Spielereien', 'methodische Verirrung', 'metrologisches Gerede der Abschreiber und Phantasten', 'Jonglieren mit Brüchen' oder ähnliche sich einigermaßen sonderbar aus. Oder glaubt man allen Ernstes, dieser Wissenschaft heute mit ein paar unartigen Redensarten das Verdikt sprechen zu können? Glaubt man wirklich, daß für die Zwecke der komparativ-metrologischen Forschung noch alle Prämissen fehlen, weil die numismatische Forschung noch nicht alle 'Münzkorpora mit genauen Wägungen für die gesamten Länderkomplexe des Mittelmeerbeckens' hat vorlegen können? Sind die Münzen die alleinige Quelle der vergleichenden Metrologie, und hat die Numismatik ihrerseits, insonderheit die englische, der Forschung bisher noch gar kein zuverlässiges Material zur Verfügung gestellt? Es freut sich gewiß keiner über jede neu erschlossene monumentale Quelle, also auch über jedes neuerscheinende Münzkorpus, mehr denn der vergleichende Metrologe. Er verleugnet dabei auch nicht, daß es ein Teil seiner eigenen Aufgabe ist, das monumentale Maß- und Gewichtsmaterial der Forschung zugänglich zu machen. Aber sind, was dies betrifft, die an der Quelle sitzenden Herren Gegner sich auch darüber klar, daß zu 'der Arbeit, die erhaltenen Gewichte und Münzen Stück für Stück auf ihre Echtheit zu untersuchen, sie richtig zu datieren und dann genau zu wägen', noch etwas mehr ge-

1) Vgl. H. WILLERS, Geschichte der römischen Kupferprägung, Leipzig 1909 Vorrede und S. 4 Anm. 1 sowie S. 7. H. v. FRITZE, Nomisma VI 1911 S. 31ff.

2) Vgl. ED. MEYER, G. d. A. II S. 536 in der Anm.



hört als Ausdauer und guter Wille? Kein Zweifel, wollte der Metrolog warten, bis die Prämissen für seine Untersuchungen im Sinne dieser Gegner gegeben sind, so könnte er den Beginn seiner Arbeiten getrost ad kalendas Graecas vertagen. Damit aber wäre der großen Wissenschaft kein Dienst erwiesen.

Aber jetzt die materielle Seite der Sache. Wo liegt die Ursache für solche Äußerungen schlecht verhaltener Verstimmung? Ausgelöst sind sie offenbar durch die scharfe Kritik, welche die vergleichende Metrologie in ihren namhaftesten Vertretern (ich nenne Brandis, Hultsch und Lehmann-Haupt) jüngst durch zwei Arbeiten des Assyriologen F. H. Weißbach erfahren hat[1]). Aber da liegen die Dinge doch etwas anders. Nicht als ob Weißbach die Zeit für die vergleichende Metrologie und ihre Zwecke für gekommen hielte; im Gegenteil, auch bei diesem Forscher erfreut sich unsere Wissenschaft, gemessen an dem bisher und heute in ihr herrschenden 'Betrieb', keiner Beliebtheit. Aber man findet hier, bei aller persönlichen und sachlichen Schärfe — übrigens Schärfe der Verteidigung, nicht des Angriffs —, wirkliche und ausgeführte wissenschaftliche Kritik, eine herzerfreuende Kritik, deren Tiefgründigkeit und in den meisten Fällen nicht wegzuleugnende Treffsicherheit den gegnerischen Vorwurf Lehmann-Haupts, der Verfasser laboriere an 'unzureichender Kenntnis der für die metrologische und metrologisch-numismatische Forschung maßgebenden Voraussetzungen und Vorbedingungen'[2]) als nicht gerade glücklich erscheinen läßt.

Was sind überhaupt maßgebende Voraussetzungen und Vorbedingungen auf diesem Gebiete? Meines Erachtens kann von dem Bestehen einer axiomatischen Grundthese in der Wissenschaft dann gesprochen werden, wenn ein wissenschaftlich begründeter Satz dermaßen Allgemeingut der Forschung geworden ist, daß ein einzelner Widerspruch gegen ihn klanglos verhallt. Ist dies bei dem Streit

1) 'Über die babylonischen, assyrischen und altpersischen Gewichte', Zeitschr. deutsch.-morgenländ. Gesellsch. (ZDMG.) LXI 1907 S. 379ff. und 'Zur keilinschriftlichen Gewichtskunde', ebd. LXV 1911 S. 625ff. Vgl. auch Philologus LXXI 1912 S. 479ff. [Fast mit derselben Post, die mir die ersten Korrekturen vorliegender Abhandlung bringt, erhalte ich Weißbachs jüngsten Aufsatz 'Neue Beiträge zur keilinschriftlichen Gewichtskunde', ZDMG. LXX 1916 S. 49ff. Eine Verarbeitung während des Druckes ist natürlich ausgeschlossen; ich beschränke mich auf gelegentliche Zitate.]

2) So Z(eitschr.) f. N(umism.). Berlin XXVII 1909 S. 117.

Lehmann-Haupts und Weißbachs der Fall? Weißbach leugnet, was Lehmann behauptet, daß die Babylonier, Assyrer und Perser neben dem allgemein gültigen Verkehrsgewicht für den internationalen Geldverkehr besondere Währungsgewichte (Goldminen und -talente, Silberminen und -talente; und zwar die Minen jeweils in 50 [statt 60] Sekel geteilt) entwickelt haben[1]), und er bezweifelt gleichzeitig das Nebeneinanderbestehen von mäßig differenzierten Sonderformen im Gewicht, die aus der gemeinen Grundnorm durch Zuschläge von $^1/_{20}$, $^1/_{24}$ und $^1/_{36}$ (sogenannte erhöhte oder königliche Norm A, B und C) entstanden wären[2]). So die Differenz der Ergebnisse. Bezüglich der uns hier zunächst mehr interessierenden Methode bedeutet der Gegensatz zwischen den beiden Forschern im Grunde kaum etwas anderes als einen Kampf zwischen Praxis und Theorie[3]). Weißbach ist unter vorläufiger Zurückstellung aller komparativ-metrologischen Spekulation bemüht, wo es irgendwie angängig ist, wie er sagt, die 'Originalquellen' sprechen zu lassen. Darob durchsucht er die schriftlichen Texte nach metrologisch-numismatischen Notizen, wählt aus der Zahl der babylonischen, assyrischen und persischen Gewichte diejenigen aus, die er gemäß dem Material, aus dem sie gefertigt sind, gemäß ihrer Signierung, gemäß der gesicherten Genauigkeit ihrer Justierung bei ausgezeichneter Erhaltung als Präzisionsgewichte ansprechen zu können glaubt. Den Münzgewichten räumt er keine entscheidende Bedeutung ein, doch ist es bemerkenswert, daß er (unter Berufung auf den Nationalökonomen W. Lexis)[4]) entgegen Mommsen, Brandis, Hultsch, Lehmann-Haupt, Regling u. a. die Münznormen nicht an den Maxima sondern am Mittel der Effektivgewichte beobachtet, ein Verfahren, in dem ich ihm, nachdem inzwischen auch Kubitschek zugestimmt, Babelon und Hill vorangegangen sind, in der Folge beitreten werde[5]). Die vergleichende Metrologie ist nach Weißbach erst eine Wissenschaft der Zukunft. 'Wenn die ‚Spezialmetrologie' ihre Arbeit getan hat und die von ihr ermittelten metrologischen Tatsachen fest und sicher dastehen', dann

---

1) [Bedingungsweise etwas eingeschränkt ZDMG. LXX S. 63 ff. 84 ff.]

2) [ZDMG. LXX passim. Vgl. das Schlußkapitel S. 80 ff; darin besonders lehrreich § 67 g. E. — 69.]

3) [Auch das kommt in Weißbachs neuer Arbeit wieder klar zum Ausdruck.]

4) In J. Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften III³ S. 579.

5) Ich komme darauf weiter unten zurück.

'kann der vergleichende Metrolog ans Werk gehen, Nobacks Münz-, Maß- und Gewichtsbuch oder ähnliche Hilfsmittel zur Hand nehmen und metrologische Einzelheiten aufsuchen, die den von dem ‚Spezialmetrologen' ermittelten völlig oder annähernd entsprechen. Hat man aber solche gefunden, so wäre es ein verhängnisvoller Optimismus zu glauben, daß mit dieser rein äußerlichen Vorarbeit die Aufgabe der vergleichenden Metrologen gelöst sei. Im Gegenteil: die wahren Schwierigkeiten beginnen erst. Denn jetzt handelt es sich darum, zu untersuchen, ob zwischen den äußerlich ganz oder nahezu übereinstimmenden Beträgen innere Zusammenhänge bestehen, ob Wanderungen oder Übernahmen erfolgt sind, und wenn ja, auf welchen Wegen und zu welchen Zwecken sie stattgefunden haben. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt aus die vergleichende Metrologie, so finden wir, daß sie zwar eine große Zukunft, aber noch so gut wie gar keine Gegenwart hat. Fast alle diese Aufgaben harren noch der Lösung' (ZDMG. LXV S. 601 f.).

Solcher Auffassung gegenüber stehen also Lehmann-Haupts 'maßgebende Voraussetzungen und Vorbedingungen'. Sie sind zusammengefaßt in zwei 'Leitsätzen', die ihr Redaktor 'mit den Begründern der vergleichenden Metrologie als einer wissenschaftlichen Disziplin' 'als unumstößliche Prinzipien' betrachtet. Ich muß sie hersetzen[1]).

1. 'Das mathematische Verhältnis der Normen, natürlich sofern sie zunächst unabhängig und ohne Rücksicht auf jenes festgestellt worden sind, hat den Wert einer vollgültigen, der Metrologie eigentümlichen Quelle. Wo Normaleinheiten einander gleich sind, oder untereinander im Verhältnis des Teils zum Ganzen stehen, ist bis zum strikten Beweise des Gegenteils ein Verkehrs- und Kulturzusammenhang anzunehmen. Denn die Frage, ob den äußeren Übereinstimmungen die innere Wahrscheinlichkeit verkehrs- und kulturgeschichtlichen Zusammenhanges entspricht[2]), hat sich in so vielen Fällen als zu bejahen oder bejahenswert erwiesen, daß der Beweis, ein solcher Zusammenhang bestehe nicht, denjenigen obliegt, die ihn im Einzelfalle leugnen wollen.

Daß erfahrungsmäßig auf dem Gebiete des Maß- und Gewichts-

1) Formuliert sind beide Sätze im Jahre 1912. Sie finden sich an der Spitze (S. 2 ff.) von Lehmanns Replik gegen Weißbach, die unter dem Titel 'Vergleichende Metrologie und keilinschriftliche Gewichtskunde' in ZDMG. LXVI 1912 S. 607 ff. gedruckt ist. Sperrungen lasse ich hier wie anderwärts fort.

2) 'entsprechen' bei LEHMANN-HAUPT ist offenbar Druckfehler.

wesens eine außerordentliche Zähigkeit herrscht — man kann geradezu von einem metrologischen Trägheitsgesetz sprechen —, kommt dabei grundlegend in Betracht'[1]).

2. ',Für die Bestimmung der antiken Gewichtsbeträge sind' zwar ,zunächst die erhaltenen Gewichtsstücke, namentlich die mit Nominalbezeichnung versehenen, in erster Linie als Leitsterne zu benutzen. Da aber erhaltene Normalgewichte naturgemäß zu den Seltenheiten gehören, die Gebrauchsgewichte im Altertum aber durchaus nicht immer die wünschenswerte Genauigkeit in der Justierung zeigen — von ihrem Erhaltungszustand ganz abgesehen —, so ist ein Mittel zur genaueren Kontrolle erforderlich. Ein solches bietet sich in den Gewichtsbeträgen der Münzen in Edelmetallen Gold, Silber, Elektron, die sämtlich einen bestimmten Bruchteil des in dem prägenden Orte gültigen Gewichtes darstellen'[2]). ,Da nun die geprägte Münze die Fortsetzung des als Kurant in abgewogenen Stücken umlaufenden ungeprägten Metalls ist, so geben uns die Münzen kontrollierende Aufschlüsse'[3]) für die Zeit vor der Erfindung der Prägung durch die Lyder. ,Natürlich sind nicht alle auf uns gekommenen Exemplare wohl erhalten und auch in der Ausprägung wird es im Altertum vielfach nicht an Ungenauigkeit gefehlt haben. Doch sind von wichtigeren Münzsorten der antiken Welt so zahlreiche Exemplare und Reihen erhalten, daß man ziemlich sicher sein kann, auch völlig wohlerhaltene unter denselben zu finden''[4]).

Dies sind Lehmann-Haupts Leitsätze. Sie stellen gewiß nur formell, nicht aber materiell ein Novum dar; denn de facto sind sie in minderem Maße seit der Begründung der vergleichenden Metrologie durch Böckh[5]), in verstärktem Maße seit Brandis und Hultsch[6]) und abermals in verstärktem Maße seit Lehmann-Haupts Erstlingsarbeiten[7]) in der Forschung beobachtet worden. Seitdem ist heute

1) Es folgen Verweise und Belegstellen aus älteren Arbeiten Lehmanns sowie polemische Bemerkungen gegen Weißbach.

2) Verweis auf Verhandl. Berlin. anthropol. Gesellsch. 1889 S. 248 Abs. 2.

3) Verweis auf Hermes XXXVI S. 118 Anm. 3.

4) Verweis auf Verh. anthropol. Gesellsch. 1889 S. 248 Abs. 2 a. E.

5) BÖCKHS Metrologische Untersuchungen erschienen 1838.

6) J. BRANDIS, Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien, Berlin 1866. — HULTSCH, Griech. und röm. Metrologie. 1. Bearb. Berlin 1862, 2. Bearb. 1882.

7) LEHMANNS metrologische Arbeiten begannen 1887; sein erster größerer Aufsatz erschien 1889 in den Verhandl. d. Berlin. anthropol. Gesellsch. S. 245 ff. Ihr

über $^3/_4$ bzw. $^1/_2$ und $^1/_4$ Jahrhundert verflossen, und man sollte glauben, daß eine Methode in solcher Spanne Zeit auf ihren wissenschaftlichen Wert oder Unwert genugsam hätte geprüft sein können, so daß Weißbachs Widerspruch von vornherein ein schlechtes Prognostikon hätte gestellt sein müssen. Trotzdem wird man billigerweise mit seinem Urteil vorsichtig zurückhalten, wenn man bedenkt, daß der Zeitraum zwar lang, die Zahl der forschenden Metrologen dagegen im Vergleich mit den Verhältnissen in anderen Disziplinen klein war, und daß von den wenigen wiederum nur ganz wenige etwas von Keilinschriften verstanden. Die Leitsätze Lehmanns selbst aber sind keineswegs so, daß sie auf den ersten Blick einleuchteten; sie fordern zur Kritik heraus, und sie sollen sachlich geprüft werden. Ich beginne aus Zweckmäßigkeitsgründen in umgekehrter Reihenfolge mit dem zweiten.

Wenn dieser Satz ausdrücklich als gegen Weißbach gerichtet bezeichnet wird, der (nach Lehmann) 'für die Feststellung der Normen und ihrer Differenzen als alleinige Hauptquelle die vorhandenen Gewichte ansieht', während 'was die Münzen sagen, lediglich sekundär in Betracht kommt' (Verweis auf ZDMG. LXV S. 675 ff.), so kann man, soweit bei dem Zwiespalt der Meinungen nichts mehr als die Bewertung der erhaltenen Gewichte und Münzen als Quellen der Forschung überhaupt in Betracht kommt, über den verschiedenen Standpunkt der beiden Forscher ruhig hinwegsehen. Denn ob Lehmann-Haupt die Münzen, Weißbach dagegen die Gewichte als metrologische Quellen mehr liebt, bleibt durchaus gleichgültig. Beide Forscher bezeichnen die Gewichte übereinstimmend als die natürliche Hauptquelle, und beide Quellen müssen unbedingt miteinander im Einklang stehen, wenn allgemein (d. h. für die Münze und das Verkehrsgewicht gleichmäßig) gültige Schlüsse gezogen werden sollen. Denn wo sie in ihren Aussagen divergieren, da besteht offenkundig zwischen dem Verkehrs- und Münzgewicht ein Unterschied, und in diesem Falle ist die platonische Liebe zum einen oder zum andern ganz gewiß bedeutungslos.

Ein anderes Gesicht freilich gewinnt die Sache, wenn Lehmann-Haupt meint, die relativ junge, auf dem Boden Kleinasiens geborene

folgte Das altbabylon. Maß- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Münz- und Maßsysteme (S.-A. aus den Akten des 8. Internat. Orientalistenkongresses — abgekürzt im folgenden meist 'Kongr.') Leiden 1893.

Münze könne zu rückläufiger Beurteilung der metrischen Verhältnisse des Zweistromlandes Verwendung finden. Da macht er sich die sogenannte Methode der Rückschlüsse zu eigen, die nach der Definition K. J. Neumanns (Gercke-Norden, Einl. III² S. 435) 'von den uns durch Überlieferung sicher bekannten Zuständen der späteren Zeiten ausgeht, und von da aus fragt: wie müssen die älteren uns nicht durch Überlieferung bekannten Zustände gewesen sein, wenn die uns bekannten späteren sich aus ihnen haben entwickeln können?' — bei der 'oft Versteinerungen, Petrefakte, der Institutionen einen festen Anhalt geben'. Aber um diese Methode der Rückschlüsse ist es doch ein eigen Ding, wenn man sie auf Einrichtungen und Verhältnisse anwendet, die nicht in dem Maße, wie etwa die Sakralinstitutionen, der Fortentwicklung abhold sind. Dahin gehört das in Lehmanns Leitsatz grundlegend hineinspielende Wertverhältnis der Metalle Gold und Silber, das man (von Mommsen und Brandis bis auf Weißbach) im Rückschluß aus den achämenidischen Münzverhältnissen auch für die ganze babylonisch-assyrische Zeit auf $13^1/_3 : 1$ anzusetzen pflegte. Dies aber erscheint aus merkantilem Grunde a priori bedenklich, wenn man erwägt, daß die Edelmetalle im Grunde nichts anderes als Handelsware sind und als solche, wie alle Handelsware, den Schwankungen des Marktpreises unterliegen. Zwar zeigt hier das Geld naturgemäß infolge der staatlichen Garantie gegenüber dem Rohmetall eine größere Konstanz, allein ein periodisches Schwanken werden wir jedenfalls für die klassische Zeit weiter unten (Abschn. VIII) auch bei jenem festzustellen haben, und eine über viele Jahrhunderte, über gestürzte und neuerblühte Reiche sich erstreckende gleichmäßig starre Konstanz erscheint geradezu undenkbar[1]).

Das scheint Lehmann-Haupt ja mittlerweile auch selbst in Erwägung gezogen zu haben; denn 1912 (ZDMG. LXVI S. 616) räumt er Weißbach ein, man könne deshalb um so ruhiger zugeben, daß im assyrischen Reiche Sargons II. das Gold-Silberverhältnis 13 : 1 betragen habe, weil die Gesamtentwicklung davon in Anbetracht der Tatsache, daß das Verhältnis $13^1/_3 : 1$ 'für eine weit ältere Zeit sicher nachweisbar' sei[2]), gar nicht betroffen werde. Damit gibt Lehmann implizite doch wohl selbst zu, daß mit einem Schwanken des Wert-

1) Vgl. unten Abschn. VIII S. 89ff. Auch E. J. HAEBERLIN, Zeitschr. f. Num. Berlin XXVII 1909 S. 26 Anm. 1 vor dem PS.

2) Verweis auf ebd. S. 653f. u. 694.



verhältnisses der Metalle im Laufe der Zeiten jedenfalls zu rechnen ist. Ob er aber dann noch berechtigt ist, der metrologischen Methode einen Leitsatz vorzuschreiben, der durchaus auf ein starres Verhältnis zugeschnitten ist? — Zweifellos liefert die Methode der Rückschlüsse nur in den allerseltensten Fällen wirklich unangreifbare Resultate. Von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit aber bis zur absoluten Sicherheit — darin hat Weißbach unbedingt recht[1]) — ist noch ein so weiter Weg, daß ein methodologischer Leitsatz, der mit solchem Rückschlusse rechnet, unbedingt nicht gebilligt werden kann.

Der andere Leitsatz steht folgendem angeblichen Grundsatz Weißbachs entgegen: 'In der Metrologie gilt nur das als bewiesen, was in Worten schriftlich ausgedrückt bezeugt ist'[2]).

Es ist richtig, daß Weißbach seinen Gegner einige Male darauf hinweist, daß seine Ermittlungen deshalb nicht zu überzeugen vermöchten, weil sie in den Keilinschriften keine Stütze fänden. Aber von den vier Belegstellen, die Lehmann-Haupt dafür zitiert[3]), beziehen sich drei auf die Theorie von dem Nebeneinanderbestehen der gemeinen und der erhöhten oder königlichen Norm, während die vierte, die lydischen Währungsverhältnisse des Kroisos betreffend, wörtlich lautet: 'daß 20 kleine Silberstücke den Wert eines Goldstücks ausmachten, ist zwar aus Mangel an jeder literarischen Überlieferung nicht zu beweisen, aber wahrscheinlich'. Dagegen kann meines Erachtens kaum etwas eingewendet werden, wie denn Beloch neuerdings (Griech. Geschichte² I 2. Abt. S. 342) viel weiter geht, indem er diese Wertung des Kroiseios kurzerhand leugnet. Bezüglich der gemeinen und erhöhten Norm aber bemerkt Weißbach in seiner ersten Arbeit (ZDMG. LXI S. 389)[4]): 'An sich ist die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens zweier Normen nicht zu bestreiten, so sehr sich unsere modernen Anschauungen dagegen auch auflehnen mögen. Aber sollte das so ganz ohne erklärenden, unterscheidenden Zusatz möglich sein?' Das ist dasselbe natürliche Bedenken, das man so häufig gegen Lehmanns Theorie erheben hört, und das es meines Erachtens auch verhindert

1) Vgl. ZDMG. LXV S. 647 und 668.

2) Als Belege werden von Lehmann aus Weißbachs Schriften angeführt: ZDMG. LXV S. 647 Abs. 2; S. 657 sub 2; S. 658 sub 6; S. 682 Abs. 2 v. u. Ich verzichte auf wörtliche Anführung der Zitate, sie können bei Lehmann leicht nachgelesen werden. [Vgl. übrigens jetzt Weißbach selbst ZDMG. LXX S. 88 § 71.]

3) Ich komme auf die Frage weiter unten zurück.

4) [Dazu jetzt ZDMG. LXX S. 84 ff.]

hat, daß diese in der Wissenschaft breitere Wurzeln geschlagen hat. Es läßt sich eben nicht denken, daß zwei Gewichte, von denen das eine $^{21}/_{20}$, $^{25}/_{24}$ oder ähnlich des andern gewogen hätte, nebeneinander bestanden hätten, ohne daß unterscheidende Aufschriften auf den verschiedenen Gewichtswert der beiden Stücke hingewiesen hätten. So sind Weißbachs Hinweise auf das Fehlen literarischer oder inschriftlicher Bezeugung in einem Falle veranlaßt durch eine nicht zu scheltende Skepsis, im andern Falle durch einen ganz natürlichen Grund, und in beiden Fällen sind sie aus dem Problem heraus geboren. Von einem ausgesprochenen, generellen Grundsatz aber ist nirgends die Rede, und wenn Lehmann-Haupt einen solchen konstruiert — gleich als wenn Weißbach überhaupt nur schriftlich bezeugtes 'in der Metrologie' gelten lasse —, und wenn er dann vollends dem Forscher in den Fällen, wo dieser trotz fehlender schriftlicher Zeugnisse Schlüsse zieht, Inkonsequenz und Widersprüche mit seiner eigenen Methode vorwirft, so fehlen hierzu offenbar die Voraussetzungen.

Im übrigen vermag Lehmann-Haupts erster Leitsatz ebensowenig zu befriedigen wie der oben behandelte zweite. Denn so zweifellos es auch ist, daß die altorientalischen μέτρα unter mannigfaltigen Modifikationen und Umbildungen die alte Welt durchwandert haben — mit dieser Erkenntnis hat Böckh ganz gewiß recht gehabt —, so bedenklich muß es doch erscheinen, daß Lehmann-Haupt in jedem Falle sogleich einen Zusammenhang annehmen will, bzw. die Annahme eines solchen Zusammenhanges a priori als methodisch gegeben vorschreiben will, wenn ein Gewicht zu einem fremden Gewicht im Verhältnis des Teils zum Ganzen befunden wird. Gewiß, solcher Zusammenhang ist ohne weiteres einleuchtend, wenn das römische Pfund zu gewisser Zeit $^{3}/_{4}$ der attischen Mine gewogen hat; denn daß Römer und Griechen, als sie miteinander in Verkehr traten, auch ihr Maß und Gewicht miteinander in Einklang gebracht haben, war natürlich eine zwingende handelspolitische Notwendigkeit. Aber etwas anderes ist es doch, wenn die attische Mine (von 436,6 g nach der üblichen Schätzung)[1]) sich zu $^{4}/_{5}$ einer orientalischen Mine (babylonischen 'Silbermine gemeiner Norm' [545,8 g] nach Lehmann-Haupts Terminologie) bestimmt. Das kann seinen Grund haben, aber es kann auch ein reiner Zufall sein, und hier einen Zusammenhang anzunehmen, ehe nicht die gesamte Entwicklung, an deren Anfang das babylonische und an deren Ende

1) Ich berechne die Norm jetzt geringer. Vgl. unten Abschn. III S. 51ff.



das attische Gewicht steht, in extenso klargelegt ist, kann aus Gründen der Logik und natürlichen Methode nicht gebilligt werden. Lehmann-Haupts Erklärung dieses Zusammenhanges (Kongr. S. 47) aber ist viel zu hypothetisch und problematisch, um sachlich befriedigen zu können. Man höre ihn selber[1]).

Der Forscher geht aus von der sicher richtigen Erkenntnis, daß 'die metrologischen Vorgänge, denen wir auf den Grund zu gehen suchen, wirtschaftliche Verhältnisse widerspiegeln', knüpft an an die Erwägung, daß die Euböer großen Reichtum an Kupfer besaßen (Chalkis = Kupferstadt), und daß ein solches Volk 'alles daran setzen wird, sein Kupfer im Verhältnis zum Silber zu einem möglichst hohen Preise veranschlagt zu sehen und zu verhandeln'; dann fährt er fort: 'Deshalb habe ich es (Hermes XXVII S. 549 Anm. 1) bereits gewagt, die Vermutung auszusprechen, daß die euböische Mine und das euböische Talent, die genau $^4/_5$ der babylonischen Silbermine gemeiner Norm und ihres Talents betrugen, dadurch entstanden sind, daß die Euböer zu einer Zeit das Kupfer um $^1/_5$ höher im Werte ansetzten als sonst üblich, d.h. statt 120 : 1 das Verhältnis 96 : 1 zwischen Silber und Kupfer in Geltung brachten. Für eine leichte Silbermine gemeiner Norm in Silber (545,75 g) zahlten sie nur $^4/_5$ des schweren Silbertalents (also $^4/_5 \times 100$[2]) = 96 Silberminen von 545,75 g) in Kupfer, für eine halbe leichte Silbermine gemeiner Norm (272,875 g) in Silber zahlten sie nur $^4/_5$ des leichten Silbertalents gemeiner Norm (also $^4/_5 \times 130$[2]) = 96 Halbsilberminen von 272,875 g) in Kupfer. Diese neuen Kupferäquivalente der uralten Silbereinheiten hätten sich dann zu Kupfereinheiten ausgebildet. Solche abweichende Preisverhältnisse pflegen aber nicht von langer Dauer zu sein. Zunächst wohl im inländischen, dann auch im internationalen Verkehr wird das alte Verhältnis 120 : 1 sich wieder Geltung verschafft haben. Dann konnte man entweder zur alten Wägung des Kupfers nach Silbergewicht zurückkehren, oder aber nunmehr auch das Silber nach der für das Kupfer neu geschaffenen Norm abwägen, so daß einem schweren euböischen Talent in Kupfer im Gewichtsbetrag von $^4/_5$ des schweren

1) Das Zitat nach Zeitschr. f. Numism. Berlin XXVII S. 124ff. Vgl. Kongr. S. 45ff., wo die oben in Klammer gesetzten Zahlenangaben fehlen, die Lehmann erst auf einen allgemein beherzigenswerten Wink Haeberlins (Zeitschr. f. Numism. XXVII S. 26 Anm. 1) aufgenommen hat.

2) Druckfehler: soll heißen 120.

babylonischen Silbertalents gemeiner Norm (96 × 1091,50 = 120 × 873,33 g) die leichte euböische Mine von $^4/_5$ der leichten babylonischen Silbermine gemeiner Norm in Silber (436,6 g) entsprach . . .'

Soweit Lehmann-Haupt. Was er bietet, ist scharfsinnig ausgedacht, im Grunde aber nichts als eine komplizierte, tastende und allen Zweifeln Raum lassende Hypothese; und schlecht verträgt sich diese mit dem was der Forscher im Grundsatz, nämlich im unmittelbaren Zusammenhang mit dem oben abgedruckten Leitsatz 1 lehrt. 'Daß diese äußeren Übereinstimmungen', heißt es dort, 'für uns nur deshalb von Wert sind, weil sie uns innere Zusammenhänge mit mathematischer Deutlichkeit erkennen lassen, habe ich schon bald, nachdem ich die Übereinstimmungen selbst festgestellt hatte, mit Nachdruck betont und die Forderung aufgestellt, daß die Ermittlung der inneren Gründe für einen Zusammenhang oder eine Differenzierung als die Hauptaufgabe der vergleichenden Metrologie zu betrachten sei.' Glaubt Lehmann-Haupt selbst, daß er dieser seiner Forderung mit dem was er über die attische Mine sagt, gerecht geworden ist? Ich glaube eher, daß es in eine Reihe gehört mit den 1889 an anderer Stelle[1]) von ihm verdizierten älteren metrologischen Arbeiten, deren 'Schwanken und Tasten' in der Untersuchung 'die vergleichende Metrologie, soweit dabei die Rückführung auf die ältesten orientalischen Systeme in Betracht kommt, . . . weit weniger als eine wissenschaftliche Disziplin, denn als Conglomerat von Combinationen und vielfach sehr gewagten Gleichsetzungsversuchen erscheinen' ließ. Darüber darf auch die reservatio mentalis nicht hinwegtäuschen, daß die Auslassung über die attische Mine zu jenen Hypothesen Lehmanns gehört, für die 'selbst bei der bloßen Fragestellung große Vorsicht aus verschiedenen Gründen geboten ist' (Kongr. S. 49). Denn die Hypothese ist ihm Argument gewesen, und bis auf den heutigen Tag hat er sie keiner Revision unterzogen, sie vielmehr, ohne neue Gesichtspunkte beizubringen, gelegentlich verteidigt: immer nur 'vermutungsweise' und immer ohne die nötige 'Vorsicht bei der Fragestellung' zu beachten. Denn die Auffassung ist erweisbar falsch, ein mißlungenes Zahlenmanöver; und die Wahrheit ist einfach genug.

Es fällt auf, daß dem attischen Gewichtssystem insofern die Einheitlichkeit im Aufbau mangelt, als es sexagesimale Bestandteile (1 Talent = 60 Minen = 120 Pfund) mit dezimalen (1 Mine = 50 Stateren =

1) Verh. Berlin. anthropol. Gesellsch. 1889 S. 255.



100 Drachmen) in sich vereinigt. Daraus ist meines Erachtens a priori zu entnehmen, daß es durch Fortentwicklung oder Modifikation eines einheitlichen Muttersystems entstanden ist. Führt man demgemäß die Sechzig- bzw. Hundertzwanzigteilung durch, so kommt man von der attischen Mine von ca. 429 g auf den großen bzw. kleinen 'phönizischen' Silbersekel von ca. 14,3 bzw. 7,15 g[1]), wodurch ein durchaus plausibler Zusammenhang hergestellt ist. Darauf hat bereits Hultsch hingewiesen[2]). Aber Lehmann-Haupt zieht hier offenbar das Komplizierte und Dunkele dem Einfachen und Plausibel-Klaren vor; denn sofort beeilt er sich noch einmal zu erklären: 'Ihrer Entstehung nach ist die nirgends sechzigfach geteilt auftretende euböische Mine keinesfalls die ‚Sechzigermine' dieses phönikischen Schekels, wie Hultsch a. a. O. will[3]). Wenn wir höhere Einheiten entstanden sein lassen aus kleineren, die jenen niemals als deren Bestandteile zugeordnet erscheinen, so verlieren wir völlig den Boden unter den Füßen. Ist es schon irreführend, die Betrachtung überwiegend an die kleineren Einheiten (Schekel, Loth, Drachme) anzuknüpfen, so läuft Hultschs Aufstellung, aus jeder solchen kleineren Einheit habe eine ‚Fünfziger- und eine Sechzigermine' gebildet werden können, direkt der metrologischen Entwicklung zuwider. Das einheimische babylonische Sexagesimalsystem ist bei der Einteilung der

1) Dies sind meine Rechnungswerte. Begründung unten Abschn. III S. 51 ff.

2) Die Gewichte des Altertums (Abh. Ges. d. Wiss. Leipzig XVIII 1898) S. 39 ff.

3) Eine ausdrückliche Überlieferung besitzen wir dafür allerdings nicht. Immerhin existiert das vielberufene Bronzelöwengewicht von Abydos, das aus dem 6. Jahrh. v. Chr. stammt, gegenwärtig 25,657 kg wiegt und nicht wesentlich beschädigt ist (vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 482). Dieses Gewicht stellt zweifellos ein Talent dar, und darum ist es sicher, daß es eine Mine von ca. $\left(\frac{25{,}657}{60}=\right)$ 427,6 g bezeugt. Diese Mine aber, wie geschehen ist, als eine etwas reichliche Fünfziger-Währungsmine des persischen Dareikos von (nach gewöhnlicher Schätzung 8,4 · 50 =) 420 g aufzufassen und den Löwen demnach als ein Goldgewicht zu betrachten, verbietet dessen (aramäische) Inschrift, die nach Ed. Meyers jetziger Lesung (S.-B. Akad. Berlin 1911 S. 1034 Anm. 1) wahrscheinlich 'exakt gemäß der Silberstateren' lautet. Vielmehr verbirgt sich meiner Überzeugung unter diesem Silberstater der sogenannte phönizische Silbersekel von 7,15 g, dessen Mine (60 Sekel) etwa 429 g und dessen Talent (60 Minen = 3600 Sekel) etwa 25,75 kg gewogen hat. Dieser Silberfuß hat seine Rolle im lydischen Geldwesen sowie in der lydisch-kleinasiatischen Elektronprägung gespielt. Näheres darüber unten S. 78 ff. 88 f. V.

'Währungsminen' zugunsten des in Ägypten und Syrien usw. herrschenden Dezimalsystems aufgegeben und nie wieder aufgenommen worden. Schon in dies. Ztschr.' [Herm.] 'XXVII 549 A. 1 schrieb ich, 'mit solcher rechnungsmäßigen und folglich mehr mechanischen Feststellung darf sich die metrologische Forschung nicht begnügen, sondern muß überall die Gründe für die Änderung der Normen festzustellen suchen, die bei den Gewichten in überwiegendem Maße merkantiler und handelspolitischer Natur sind'. Meinen Einspruch gegen die rein rechnerische Betrachtungsweise, die in Hultschs neuer Darstellung gerade auf Grund der genannten Aufstellung bedenklich hervortritt, möchte ich hier, wie an anderer Stelle, nachdrücklich wiederholen.'

So schreibt Lehmann-Haupt im Jahre 1900 im Hermes (S. 645 f.) und trifft — neben Hultsch — sich selbst. Denn daß die ratio zwischen Silber und Kupfer in Athen 100 : 1 und nicht, wie Lehmanns mehr oder weniger rechnerische Betrachtungsweise ergeben hat, 96 : 1 betrug, geht daraus einwandfrei hervor, daß der Doppelmine von ca. 858 g (oder 873,3 g nach Lehmann-Haupt) die gleiche Benennung — *στατήϱ* — eignete wie der hundertmal leichteren Doppeldrachme: es war 1 Stater Silber = 1 Stater Kupfer[1]). Ist aber die ursprüngliche ratio der beiden Metalle 120 : 1, so ist die einfachste und logische Folgerung aus dem Gesagten doch die, daß ehemals 1 Silberstück = 120, später = 100 gleich schweren Kupferstücken gestanden hat, mit anderen Worten, daß die (attische) Mine bzw. die Doppelmine, die in Griechenland zu 100 Drachmen bzw. Stateren angesetzt war, in ihrer phönizisch-orientalischen Heimat je in 120 Drachmen oder Sekel geteilt war[2]).

'Durch den Einwurf der Unverständlichkeit und Unbequemlichkeit', erklärte Lehmann-Haupt ein Jahr später (Herm. XXXVI 1901

1) In klarer Parallele damit steht die Benennung eines Goldquantums von 6 Drachmen als *τάλαντον* (Poll. IX 53 = Metrol. script. I p. 281, 11: *ἠδύνατο τὸ τοῦ χϱυσίου τάλαντον τϱεῖς χϱυσοῦς Ἀττικούς* u. a.). 3 Goldstatere oder 6 Drachmen wogen 4,29 · 6 = 25,74 g, das ist $^1/_{1000}$ Gewichtstalent von 25,74 kg. 1000 : 1 war das Würderungsverhältnis zwischen Gold und Kupfer; und es war 1 Talent Gold = 1 Talent Kupfer.

2) Wollte man umgekehrt verfahren und von der attischen Drachme (Stater), statt von der Mine (Doppelmine), ausgehen, so würde man 'den Boden unter den Füßen verlieren'; denn in diesem Falle käme man auf eine Mine von (4,29 · 120 =) 514,8, bzw., nach dem bisher üblichen Ansatz dieser Drachme, auf eine Mine von (4,366 · 120 =) 523,9 g, wofür es keinen Anhalt gibt.

S. 117) in anderem Zusammenhang gegen Pernice, 'sind metrologische Ermittlungen nicht zu entkräften'. Gewiß nicht; allein manchmal sind doch, wie der vorliegende Fall zeigt, die 'Ermittlungen' selbst etwas sonderbarer Art. Solange man in unserer Frage nicht wußte, daß das Duplum der attischen Mine auch Stater benannt war, so lange konnte man immerhin 'vermutungsweise' auf den Gedanken kommen, die angenommene ratio 96 : 1 komme darin zum Ausdruck, 'daß der *χαλκοῦς* (wozu dann zu ergänzen *στατήρ*) $^1/_8$ des Obolus, also $^1/_{96}$ des Stater, wert ist', wiewohl schon dabei zu bedenken gewesen wäre, daß der *χαλκοῦς* in diesem Falle auffälligerweise den Silberstater dargestellt hätte. Allein seitdem Pernice[1]), übrigens unter ausdrücklicher Zustimmung Lehmann-Haupts[2]), jene Benennung der Doppelmine monumental erwiesen hatte, hätte für jeden der vorher eine andere Erklärung plausibel gefunden hatte, nur das Umlernen in Betracht kommen dürfen.

Noch eine weitere Frage muß hier aufgeworfen werden. Ist es wenigstens erwiesen, daß die euböisch-solonische Mine 'ein genaues und organisches Teilstück von $^4/_5$ der leichten (resp. $^2/_5$ der schweren) babylonischen Silbermine gemeiner Norm' ist, was Lehmann-Haupt als so gewiß betrachtet, und was er auch in seiner jüngsten metrologischen Arbeit gegen Weißbach wieder behauptet?[3]) Setzen wir einmal voraus, daß die babylonische Silbermine von 545,8 g eine über jeden Zweifel gesicherte Größe wäre, so hat die euböisch-solonische Mine jedenfalls — den Beweis will ich im Abschn. III führen — nicht 436,6 sondern ca. 426—432 (Rechnungswert 429) g gehabt, womit das genaue und organische Verhältnis natürlich aufgehört hat zu existieren, und womit es sich einmal mehr zeigt, daß das 'Prinzip der Herleitung der antiken Gewichtsgrößen aus dem babylonischen System' sich doch nicht 'in jedem Falle mit einer Sicherheit bewährt, die an Gesetzmäßigkeit streift' (Lehmann, Kongr. S. 42).

Doch verlassen wir die euböische Mine und betrachten wir das ägyptische Gewicht, bezüglich dessen 'ein Zufall für jeden, der den ersten Hauptgrundsatz der metrologischen Forschungen anerkennt, ausgeschlossen ist'[4]). Denn 'vollkommen ungezwungen erklärt sich die Her-

1) Griech. Gewichte, Berlin 1894 S. 32. 2) Hermes XXXV S. 642f.
3) ZDMG. LXVI S. 3. So auch Hermes XXVII 1892 S. 549.
4) Lehmann, ZDMG. LXVI S. 47ff. Vorher Kongr. S. 45; Herm. XXXVI S. 119f.

leitung des ägyptischen Gewichts aus dem babylonischen, und zwar liegt diese Erklärung auf dem für die Differenzierung der Gewichte bedeutsamsten Gebiet, dem des Wertverhältnisses der Metalle. Das älteste nachweisbare Verhältnis zwischen Silber und Kupfer beträgt 120 : 1. . . . . Ist nämlich ein Stück Silber 120mal soviel wert als ein Stück Kupfer von gleichem Gewicht, so ist klar, daß das Silberäquivalent eines schweren Silbertalentes Kupfer von 60 schweren oder 120 halben schweren (das ist leichten) ‚Silberminen' gemeiner Norm die leichte ‚Silbermine' gemeiner Norm in Silber ist. Dann ist das ägyptische Lot, das genau $^1/_{60}$ der babylonischen Silbermine gemeiner Norm wiegt, nichts weiter als das Äquivalent einer schweren Silbermine Kupfers. Nachdem man einmal in dem kupferreichen Ägypten die leichte Silbermine als Kupfertalent verwendet hatte, ergab sich eben mit notwendiger Konsequenz die sexagesimale Teilung dieser als Talent verwendeten Mine. Das ägyptische Pfund aber ist nichts weiter als das dezimale Vielfache des Lotes und, vom Standpunkt des babylonischen Sexagesimalsystems betrachtet, die zwischen Talent und Mine stehende Einheit ‚zweiter Klasse', das Silberäquivalent von 10 Silberminen gemeiner Norm = $^1/_6$ Silbertalent gemeiner Norm in Kupfer' usw. — Dazu ein paar Bemerkungen.

Die Frage, ob es wirklich zutreffend ist, daß das älteste nachweisbare Verhältnis zwischen Kupfer und Silber im Gelde 1 : 120 betragen hat, will ich nur nebenher stellen[1]). Im übrigen setze ich voraus, daß die ägyptische Kite (Lot) wirklich einwandfrei, das heißt an Hand von Präzisionsgewichten und nicht in erster Linie auf komparativ-metrologischem Wege etwa in Ausrichtung nach dem römischen Pfund oder anderen Gewichten bestimmt ist[2]). Jedenfalls ist die Kite eine reale Größe, und das unterscheidet sie von der babylonischen 'Silbermine', die bisher lediglich ein theoretisches Gebilde, ein Niederschlag komparativ-metrologischer Rechnungen ist. Gewiß hat eine Mine von ca. 544 g (20 röm. Unzen) in der griechisch-römischen Welt bestanden; das beweisen die metrologischen Texte[3]). Allein für das alte Ägypten hält L. Borchardt 'Talent und

1) Vgl. ED. MEYER, G. d. A. I 2^3 S. 574.

2) Die Bestimmung der Kite zu 9,096 (9,0959) g stammt von LEPSIUS (Abh. Akad. Berlin 1871 S. 41). Betreffs der Genauigkeit und Zuverlässigkeit des Ansatzes hat mich Weißbach neuerdings skeptisch gemacht. [Vgl. jetzt ZDMG. LXX S. 370ff.]

3) Vgl. Metrol. script. Ind. s. μνᾶ 8 und 9).

Mine in vorpersischer Zeit' überhaupt 'für sehr unwahrscheinlich'[1]), und im Zweistromland fehlt für diese Silbermine einstweilen noch jede Stütze[2]). Und eben weil sie fehlt, darum ist die Lehre von der Herkunft des ägyptischen (wie des euböischen) Gewichts aus dem babylonischen vorläufig jedenfalls nichts weiter als eine gelehrte Hypothese.

Nach alledem ist unsere Schlußfolgerung spruchreif. Es geht unbedingt zu weit, wenn ein Forscher auf Grund der zitierten und ähnlicher Beispiele generalisierend lehrt: 'Die antiken, als Mine oder Pfund bezeichneten, und eine Anzahl moderner, von ihnen abstammender Gewichtseinheiten sind entstanden aus — und im Betrage gleich — einer der Einheiten der verschiedenen Normen des babylonischen Gewichtssystems oder gleich einem im Umlauf befindlichen, organischen Teilstück einer solchen Einheit'[3]). Da wird die Hypothese zur Basis einer Theorie. Und welche Rolle räumt diese dem Zufall ein? Unsere Reichsmark hat ein (theoretisches) Gewicht von 5,55556 g und unser Pfund oder halbes Kilogramm wiegt 500 g. Zu letzterem stimmt mit ca. 500,5 g die babylonisch-persische Mine, zu ersterem mit ca. 5,56 g der persische Silbersekel[4]). Zwischen der babylonisch-persischen Mine und dem Pfund besteht kein Zusammenhang; denn das Kilogramm ist eine moderne Bildung, bei dessen Bestimmung man an jenes antike Gewicht nicht gedacht hat; und nicht minder beruht die gewichtliche Übereinstimmung von Sekel und Mark auf reinem Zufall. So erkennt man, wie leicht die stets relationsfreudigen und akkommodationsbereiten Zahlen mit einem gutgläubigen Forscher ein neckisches Spiel zu treiben vermögen.

Wohin aber schließlich die Konsequenzen solch hypertheoretischer Methode führen, das zeigt mit größter Deutlichkeit die schon erwähnte — unter dem Titel 'Die Gewichte des Altertums nach ihrem Zusammenhange dargestellt'[5]) — erschienene letzte größere Arbeit Hultschs. Was da an verwandtschaftlichen Beziehungen vorgetragen wird, das macht in der Tat, um mit Beloch zu reden, den Eindruck, als ob es eben aus der Hexenküche käme. So etwas ist der Auswuchs

1) Schriftliche Mitteilung vom 21. IX. 1912 an Ed. Meyer zu meiner Kenntnisnahme. In dieser Frage muß die Ägyptologie um baldige Klarstellung gebeten werden.

2) Vgl. WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 659ff. [Neuerdings wieder LXX S. 375.]

3) Zitat nach (LEHMANN) ZDMG. LXVI S. 3. Vgl. Verh. anthropol. Gesellsch. 1889 S. 267. Kongr. S. 42.

4) Vgl. unten S. 29f.

5) Abh. Gesellsch. d. Wiss. Leipzig 1898, phil.-hist. Kl. XVIII, II.

einer Methode, die es mit sich gebracht hat, daß die vergleichende Metrologie bisher nicht in den Genuß der Ernte aus der reichen Aussaat Böckhs, ja daß sie als wissenschaftliche Disziplin direkt in Mißkredit kommen konnte. Beloch illustriert sein Verdikt der Hultschschen Arbeit, ebenso wie vor ihm Willers (a. a. O. Vorrede), an Hand einer drastischen im Wortlaut ausgeschriebenen Stelle. Ehrliche Pietät gegen den Namen Hultsch läßt mich auf ein derartiges Zitat hier verzichten. Eine ausgeführte Polemik wäre ja auch zwecklos, weil das Buch, soweit ich sehe, heute ziemlich allgemein richtig beurteilt, das heißt verurteilt wird, und weil überdies der Tote zu einer Revision oder Verteidigung seiner Anschauungen doch nicht mehr aufgerufen werden kann. Und man braucht Hultsch in diesem Falle auch wirklich nicht wortreich zu tadeln. Vielmehr darf gerade seine letzte Arbeit uns ein Vermächtnis sein, durch das der Forscher am Abend seines arbeitsreichen Lebens, selbst am Abwege stehend, uns (wenn auch unbewußt) zeigt, wohin der Weg zu gehen hat, und zu welchem Abgrund es führt, wenn man theoretisierend die Erde gewissermaßen mit einem Gradnetz gestaffelter metrologischer Beziehungen und Verwandtschaftsverhältnisse überspannt, wenn man sich im hypothetischen Ineinssetzen geduldiger Zahlengrößen, im Generalisieren und Schematisieren übersättigt.

Weiter. Es ist nur eine Konsequenz meiner im ganzen und großen veränderten Auffassung, wenn ich heute das Bekenntnis ablege, daß ich die viel umstrittene Theorie von dem Nebeneinanderbestehen der sogenannten gemeinen und erhöhten oder königlichen Norm, der ich früher im Lehmannschen Sinne uneingeschränkt das Wort geredet habe, in eben diesem Sinne jetzt ablehne. Nicht als ob ich damit den bloßen Gedanken verfehmen wollte, wie Willers und Beloch es getan haben; denn möglich ist es jedenfalls, daß hier und dort neben dem gemeinen Gewicht für bestimmte Zwecke erhöhte Sondergewichte bestanden haben, und insbesondere scheint Aristoteles *πολ. Ἀϑ.* X darzutun, daß im solonischen Athen zeitweilig die Gewichts- und Münznorm im Verhältnis 21 : 20 gestanden haben[1]). Allein man hat gerade auch hier des Guten zuviel getan in einer bloßen Kumulierung von Rechnungswerten, ohne daß man gleichzeitig befriedigende und in der Überlieferung einwandfrei gestützte Erklärungen für die Erscheinung hätte beibringen können. Denn mit solcher Hypertheorie läßt

1) Vgl. unten Abschn. II.

sich geradezu alles beweisen. Nach Lehmann-Haupt hätten die alten Babylonier nicht weniger denn zwölf verschiedene Minengewichte unterschieden, Stücke von 409,3, 420,7, 426,4, 429,8; 491,2, 504,6, 511,7, 515,8; 545,7, 560,9, 568,5 und 573 g; dazu kämen vier phönizische Gewichte, die ebenfalls 'im assyrischen Großreiche schon weitverbreitet' waren, Stücke von 363,8, 373,9, 379, 382,4 g[1]). Nun gut, man nehme irgendeine beliebige Gewichtsgröße, mag sie aus Grönland stammen oder aus Australien oder sonst woher: zu irgendeinem jener 'babylonischen' oder 'phönizischen' Gewichte wird sie bei Zugabe einer mäßigen Abrundung schon 'im Verhältnis des Teils zum Ganzen' befunden werden. Doch solcher Probe bedarf es nicht einmal; denn ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß die ganze Bedenklichkeit dieser Methode kein geringerer als Lehmann-Haupt selbst unfreiwillig an einem lehrreichen Beispiel bezeugen muß? Wir besitzen eine aus assyrischer (sargonidischer?) Zeit stammende Urkunde[2]), eine Kostenrechnung für vier Esel, von denen drei nach 'Minen' schlechthin, der vierte nach der 'Mine des Königs' taxiert ist. Aus deren Zahlen hat Lehmann-Haupt die Mine des Königs oder, wie er sagt, die königliche Mine oder Mine königlicher Norm zu $^{76}/_{50}$ der Mine schlechthin (Mine des Landes?) berechnet. 'Das ergibt', meint er (a. O. S. 375), 'die Mine zu 491,2 g gerechnet, für die königliche Mine ein Gewicht von 756,62 g, d. h. rund 757 g. Damit ist aber ein im assyrischen Großreiche schon vorhandenes weitverbreitetes Gewicht, die schwere phönikische Silbermine erhöhter, ‚königlicher' Form B ausgedrückt, in einer Genauigkeit der Annäherung, wie sie bei einem Vergleich von verschiedenen Systemen kaum zu erwarten war. Die schwere phönikische Silbermine gemeiner Norm beträgt 727,6 g, ihre Erhöhung um $^{1}/_{24}$ (Form B) ergibt 757,92 g, d. h. die königliche Mine unseres Dokuments unterscheidet sich von diesem vorhandenen Gewicht um höchstens 1,3 g, ist also so genau wieder-

1) Alle diese Gewichte sollen außerdem in Doppelbeträgen (sog. schweres System) existiert haben. [Doch vgl. WEISSBACH, ZDMG. LXX S. 70.]

2) Literatur bei LEHMANN-HAUPT, Klio XIV 1914 S. 370 Anm. 2. [Neuerdings WEISSBACH, ZDMG. LXX S. 76: 'Die Tontafel gehört einer Sammlung an, die Texte aus sehr verschiedenen Jahrhunderten enthält; die große Mehrzahl stammt aus der Zeit von Tiglatpileser an (745) bis zur Zerstörung Ninives. Da das Täfelchen kein Datum, ja nicht einmal einen Eigennamen enthält, fehlt jede Grundlage zu der Behauptung, daß es aus sargonidischer Zeit (von 705 an abwärts) stamme'.]

gegeben, wie es beim Ausdruck durch volle Minen und Schekel eines anderen Fußes nur irgend erwartet werden kann'[1]). Das klingt an und für sich ganz überzeugend. Und doch: unterzieht man sich einmal der Mühe genauer Nachprüfung, so erkennt man alsbald, daß Lehmann-Haupt sich verrechnet bzw. verschrieben hat; denn die Ausrechnung $\frac{491,2 \cdot 76}{50}$ ergibt nicht 756,62, sondern 746,62 g. Als es bereits zu spät war, hat der Forscher dies auch selbst erkannt. Allein was schadete der Fehler? Neben der Form B umfaßt das Normenrepertoire die Form C der erhöhten Norm (Erhöhung der schweren phönizischen Silbermine von 727,6 g um $^1/_{36}$); ihr eignet eine Mine von 747,88 g; und tut nicht sie der errechneten Zahl vorzüglich Genüge? Und ist nicht mit einer unauffälligen nachträglichen Berichtigung[2]) die Sache in Ordnung gebracht — ?

Ich wende mich zu der Frage der Gewinnung bzw. Beobachtung von Gewichtsnormen an Hand der Monumente. Letztere unterscheide ich nach Präzisionsgewichten und Verkehrsgewichten, beginne mit den ersteren.

Was ist ein Präzisionsgewicht? Die Frage könnte überflüssig erscheinen; aber sie ist es nicht, weder für moderne, geschweige denn für antike Verhältnisse.

Es ist bekannt, daß es schlechthin kein metrisches Instrument, sei es Längenmaß, Hohlmaß oder Gewicht, gibt, das eine absolut konstante Größe wäre; denn ein jedes ist ein Körper, der sich in keinem absolut starren Zustand befindet, der sich vielmehr je nach der Beschaffenheit seiner eigenen Materie unter dem Einfluß der ihn umgebenden Temperatur zu verkleinern oder zu vergrößern pflegt. Praktische Bedeutung hat diese Tatsache allerdings nur für die Längen- und Hohlmaße, da die Gewichte unter der Kontraktion und Expansion der Materie ihre Masse und damit ihre Schwere nicht ändern. Das Gewicht als solches ist daher von der es umgebenden Temperatur unabhängig. Aber dafür steht es seinerseits unter dem Einfluß der Anziehungskraft der Erde und unter dem Einfluß der es umgebenden Luft. Ersteres Moment wirkt an verschiedenen Punkten der Erde bekanntlich verschieden und vermindert bzw. verstärkt sich außerdem bei zunehmender Entfernung bzw. Annäherung an den Erd-

1) Verweis auf ZDMG. LXVI S. 663 (57); 666 (60)f.

2) Man vergleiche die beigegebene Berichtigungstabelle. [Jetzt auch Klio XIV Heft 4.]



mittelpunkt[1]); durch den Auftrieb der Luft aber, die natürlich ebenfalls je nach ihrer größeren oder geringeren Dichte verschieden wirkt, wird die Schwere eines Körpers um so mehr gesteigert oder gemindert, je kleiner oder größer sein Raumgehalt ist[2]).

Es leuchtet ein, daß all diese Momente und die durch sie hervorgerufenen Normschwankungen nicht schlechthin gleichgültig sind. Vielmehr wird, wo die Zwecke, denen ein (Längen- oder Hohl-) Maß zu dienen hat, subtiler sind, der Ausdehnungskoeffizient seiner Materie möglichst klein sein müssen, während im gewöhnlichen Verkehr des täglichen Lebens, wo die Schwankungen schlechthin unfühlbar sind, unbedenklich auch roheres Material zur Verwendung kommen kann. Und dasselbe gilt mutatis mutandis auch vom Gewicht.

Ferner. Ein Maßstab bzw. ein Hohlmaß, das bei einer Temperatur von 0^0 justiert worden ist, zeigt, so oft es in diese Temperatur zurückgebracht wird, aber auch nur dann, seine 'richtige' Länge bzw. sein 'richtiges' Volumen, und ein Gewicht, das bei x Millimeter Barometerstand, bei y Prozent Luftfeuchtigkeit usw. normiert worden ist, ist ebenfalls nur unter diesen Voraussetzungen absolut richtig. Daraus ergibt sich die Folgerung, daß die Eichämter für den Verkehr niemals absolute, sondern stets nur relative Genauigkeit der attestierten Stücke garantieren können, und dieser Tatsache trägt denn die heutige Eichordnung dadurch Rechnung, daß sie für alle zu eichenden Meßwerkzeuge einen gewissen Spielraum der Richtigkeit, die sogenannten Eichfehlergrenzen zuläßt[3]).

---

1) Nach W. BLOCK, Maße und Messen (Leipzig 1913) S. 13 verliert ein Kilogrammstück bei 1 Meter Erhebung etwa 0,3 mg. Dem anregend geschriebenen Büchlein verdanke ich manche Belehrung.

2) Für ein Gewicht aus Platiniridium von 46 ccm und ein Gewicht aus Bergkristall von 376 ccm Raumgehalt beträgt der nicht ausgeglichene Luftauftrieb bei einer Differenz des Raumgehalts von 330 ccm — wenn man das Liter Luft zu 1,3 g annimmt — 0,330 · 1,3 = ca. 0,4 g; darum erscheint das Bergkristallgewicht um 400 mg leichter als das Platiniridiumgewicht (BLOCK S. 13).

3) Diese Eichfehlergrenzen weisen nach BLOCK (S. 23) für die meist angewendeten Gewichte folgende Beträge auf: a) Verkehrsgewichte

50 kg ± 5 g	2 kg ± 0,6 g	100 g ± 60 mg	5 g ± 16 mg
10 „ ± 2,5 „	1 „ ± 0,4 „	50 „ ± 50 „	1 „ ± 10 „
5 „ ± 1,25 „	500 g ± 250 mg	10 „ ± 20 „	

b) Präzisionsgewichte bis 10 g abwärts haben die halben Fehlergrenzen; dann 5 g ± 6 mg, 1 g ± 2 mg usf. — 'Gleichzeitig geben diese Beträge an, wie genau die Maße und Meßinstrumente ohne größere Schwierigkeiten hergestellt, und

Was ist also ein Präzisionsgewicht? Im eigentlichen Sinne ein wirklich richtiges Gewicht. Dieser Zustand absoluter Richtigkeit aber kann nur bei den amtlichen Eichvorlagen als gegeben angesehen werden, bei denen, wenigstens so oft sie in Funktion treten, stets alle Momente auf Richtigkeit eingestellt werden. An erster Stelle unter diesen Gewichten stehen die sogenannten Prototyp- oder Urgewichte, an deren Spitze wiederum (in unserem System) das im Internationalen Maß- und Gewichtsbureau im Pavillon von Breteuil in Sèvres bei Paris aufbewahrte internationale Kilogramm-Prototyp; nächstdem die nationalen Prototype der einzelnen der internationalen Konvention angeschlossenen Staaten[1]). Auch die diesen Prototypen nachgebildeten Normalgewichte (oder kurz Normale genannt), die den einzelnen Eichämtern zur Verfügung stehen, dürfen noch zu den Präzisionsgewichten κατ' ἐξοχήν gezählt werden. Dagegen verdienen die subtiler justierten Gewichte des freien Verkehrs, die man gemeinhin als Präzisionsgewichte bezeichnet (zur Unterscheidung von den Verkehrsgewichten schlechthin; da man begreiflicherweise Gold nach besserem Gewicht verwiegt als Lumpen) diesen Namen nur im weitern Sinne. Denn auch sie sind zumeist nicht 'richtig'; und nur dadurch unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Verkehrsgewichten, daß ihre Eichfehlergrenzen gegenüber diesen auf ein Minimum reduziert sind[2]). Soviel vom modernen Gewicht.

Was das Altertum anbetrifft, so hat man zweifellos auch damals bereits Gold nach subtiler justiertem Gewichte verwogen als Lumpen. Darum müssen auch die Alten unter allen Umständen bereits Präzisionsgewichte gekannt haben. Allein ganz gewiß doch nur Präzisionsgewichte im oben charakterisierten weitern Sinne. Denn solange den Menschen (was wir für das Altertum annehmen müssen) jene physikalischen Gesetze, wie z. B. die thermische Ausdehnung, noch nicht aufgegangen waren[3]), so lange fehlte ihnen klärlich auch die Fähigkeit,

---

welche Fehlergrenzen im Verkehr ohne besondere Mühe eingehalten werden können' (BLOCK S. 22 Anm. 1).

1) Das deutsche Prototyp wird von der Kaiserlichen Normal-Eichungskommission in Charlottenburg aufbewahrt.

2) Vgl. oben S. 23 Anm. 3.

3) Die Frage ist meines Wissens systematisch noch nicht untersucht. In einigen metrologischen Texten findet sich ein Vermerk, aus dem hervorzugehen scheint, daß die Alten bereits eine Unterscheidung des spezifischen Gewichts beim Regen- und Fluß- oder Brunnenwasser hätten machen können. Indes die

die natürliche Relativität der Justierung von Gewicht und Maß überhaupt zu erkennen und so lange gab es für sie, was mit Nachdruck ausgesprochen werden muß, auch noch keine feststehenden Normen[1]). Und noch mehr: wenn es einerseits richtig ist, daß die (oben S. 23 Anm. 3 mitgeteilten) Beträge der modernen Eichfehlergrenzen zugleich ein Kriterium dafür bieten, 'wie genau die Maße und Meßinstrumente ohne größere Schwierigkeiten hergestellt werden können', und wenn es andererseits nicht zu bestreiten ist, daß die den Alten bei der Verfertigung sowohl wie bei der Justierung von Meßinstrumenten zur Verfügung stehenden technischen und mechanischen Mittel im Vergleich zu den heutigen Verhältnissen primitiv waren, dann müssen unbedingt schon aus diesem Grunde die Justierungsfehler antiker Gewichte über die Eichfehlergrenzen der modernen erheblich hinausgegangen sein.

Haben wir die Möglichkeit, über diese Justierungsfehler antiker Gewichte, und zwar zunächst der Präzisionsgewichte, etwaige Beobachtungen anzustellen? Ich glaube ja.

Wenn irgend etwas, so sind zweifellos die Edelmetalle auch im Altertum schon nach Präzisionsgewichten verwogen worden. Ein abgewogenes Stück Edelmetall aber ist jede Münze; und da wir denn an antiken Münzen ein überaus reiches Material besitzen, so dürfen wir von ihnen auf unsere Frage offenbar am ehesten eine Antwort erwarten. Wenn ich aber zu dieser Untersuchung unter den vorhandenen Systemen des Altertums die persischen Münzen auswähle, so geschieht dies aus der Erwägung heraus, daß der persischen Prägung während der zwei Jahrhunderte ihres Bestehens stets ein reicher und niemals auch nur annähernd ausgeschöpfter Vorrat an Rohmetall zur Verfügung gestanden hat[2]), eine Tatsache, die eine Gewähr zu bieten scheint, daß bei dieser Prägung wie vielleicht nirgends sonst die reale

---

Bemerkung ist in dem Text, der für die anderen die Vorlage abgegeben hat, wie unten S. 42 gezeigt werden wird, interpoliert.

1) Man vergleiche, was Ed. MEYER (G. d. A. I 2³ S. 581) sagt: '(Alle Maße) sind nicht etwa ideale Normen, hinter denen die Praxis nur notgedrungen zurückgeblieben ist, wie etwa theoretisch feststehende, aber durch die Rechnung nur annähernd bestimmbare mathematische Größen; denn die Norm ist bei den Maßen nichts Absolutes, sondern kann immer nur durch ein vorhandenes Maß ausgedrückt und zum Bewußtsein gebracht werden und unterliegt daher allen Schwankungen, welche dieses erfährt.'

2) Vgl. Ed. MEYER, G. d. A. III S. 84f.

Grundlage für eine größtmögliche Gleichmäßigkeit der Norm gegeben ist.

Die vorhandenen persischen Dareiken hat jüngst K. Regling (Klio XIV 1914 S. 104ff.) zu einer Liste vereinigt, aus der meine Tabelle II a (s. u. Anhang S. 168) gewonnen ist. Diese Liste ist übersichtlich und füllt erfreulicherweise eine Lücke in unserem Material aus. Aber sie bedarf meines Erachtens doch eines Abstriches. Unter der Gewichtsstufe 8,38 g nämlich verzeichnet Regling 130 Belegexemplare, darunter 125 nach dem einfachen Durchschnitt berechnete Stücke des Athosfundes aus der Zeit um 1840[1]). Dazu möchte ich bemerken: einfache Berechnungen aus dem Durchschnitt vermögen aus dem Grunde nicht zu befriedigen, weil bei ihnen dem Zufall eine zu große Rolle eingeräumt ist. Das ist eine Tatsache, für die Reglings Liste gerade in diesem Falle einen bemerkenswerten Beleg bietet. Die Skala der Liste nämlich überschreitet in keiner Stufe die Zahl von 21 Belegen; nur für 8,38 g haben wir in mehr als sechsfacher Überlegenheit 130 Stücke. Das ist doch wohl ein Mißverhältnis, aus dem klar hervorgeht, daß die 125 Stücke des Athosfundes hier in ihrer Durchschnittswertung verschiebend wirken. Die Folgerung: diese 125 Stücke sind für die Liste in dieser Weise nicht verwendbar und darum auszuscheiden.

Nach diesem Abstrich ergibt die Liste folgendes Bild. Die Stufen von 8,41 bis 8,83 aufwärts und von 8,26 bis 8,00 abwärts sind ununterbrochen fortlaufend nicht mehr belegt und weisen im übrigen zumeist je ein, in drei Fällen je zwei, einmal vier Exemplare auf. Im ganzen stehen auf und über 8,41 g 9, unter 8,27 g 14 Stücke, zwischen 8,27 und 8,41 g 159 Stücke. Zwischen letzteren Werten, die um 0,14 auseinander liegen, bewegt sich also die Norm.

Das gleiche Bild geben die (weniger zahlreichen) Doppeldareiken (Tab. II a), wenn sie auch ein paar Stücke um $^3/_{100}$ g tiefer bis auf 8,24 hinabrücken.

'Mathematisch genau', sagt Regling (a. a. O. S. 95)[2]), 'läßt sich auch das gesetzliche Gewicht moderner Goldmünzen nicht angeben,

1) Vgl. BORELL, Numism. chronicle VI 1844 p. 153 n. 56 (REGLING a. a. O. S. 100 Anm. 8 und S. 104 rechts unten).

2) Nach KUMMER, Die deutschen Reichsmünzen, Dresden 1899 S. 18. Verweis auf ROSCHER, System der Volkswirtschaft III[7], Stuttgart 1899 S. 274 Anm. 6.

da neben dem theoretischen Soll z. B. das deutsche Gesetz für die Praxis ein Remedium von $\pm 2^1/_2\,^0/_{00}$ im Schrot des Goldes gestattet; ein Zwanzigmarkstück, theoretisch 7,96495 g schwer, darf also in praxi zwischen 7,98486 und 7,94504 g schwanken, das heißt die mathematische Genauigkeit beschränkt sich auch hier auf eine Stelle hinter dem Komma.' Also die moderne Goldmünze gestattet ein Remedium von im ganzen $5\,^0/_{00}$; demgegenüber beträgt die Normschwankung der alten Dareiken mit ihren 0,14 g ungefähr $17^2/_3\,^0/_{00}$, was etwa das Dreieinhalbfache des modernen Remediums ausmacht.

Innerhalb der den Normspielraum begrenzenden Beträge 8,27 und 8,41 g einen fixen Wert als theoretische oder ideale Norm anzunehmen und was darüber und darunter liegt als Remedium im modernen Sinne anzusehen, verbietet sich angesichts der Tatsache, daß die Norm eben faktisch beweglich war. Dagegen empfiehlt es sich zur Vereinfachung der wie bekannt manchmal sowieso schon kompliziert genug erscheinenden metrologischen Rechnungen dennoch einen abgekürzten Rechnungswert auszuwählen. Indem ich diesen Rechnungswert für den Dareikos zu ermitteln suche, benutze ich gleichzeitig die Gelegenheit, mich mit den bisher bei der Beobachtung von Münznormen von der Forschung angewendeten Methoden abzufinden.

Die einen, Regling, Lehmann-Haupt, E. J. Haeberlin (nach dem Vorgange von Mommsen, Brandis, Hultsch u. a.) glauben sich bei dieser Beobachtung jeweils an die schwersten Münzen halten zu müssen. Demnach betrachten sie dasjenige Gewicht als Norm, 'bis zu dem die einzelnen Wägungen lückenlos fortschreiten, und das seinerseits noch durch mehrere Exemplare belegt ist'[1]). Die anderen, Babelon, Hill, Kubitschek und Weißbach dagegen suchen die Norm aus dem mittleren Gewicht, und zwar aus den durch die meisten Exemplare belegten Stufen zu gewinnen[2]). Dieser Auffassung stimme auch ich zu, in der Meinung, daß meine vorstehenden Erörterungen eine andere Methode nicht mehr plausibel erscheinen lassen. Allerdings muß ich einschränkend gleich hinzufügen, daß wenn jene Forscher für die Normen fixe

1) Vgl. u. a. LEHMANN-HAUPT, Kongr. S. 176f. REGLING, Klio VI 1906 S. 512; XIV 1914 S. 95ff.

2) BABELON, Traité I p. 577 n. 4. HILL, Numism. chronicle 1906 S. 342. KUBITSCHEK, Wiener numism. Zeitschr. 1912 S. 213. WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 675. Vgl. W. LEXIS im Handwörterb. d. Staatswiss. III³ S. 579 (abgedruckt bei WEISSBACH S. 677).

und oft gar bis auf mehrere Dezimalen berechnete Werte aufstellen, diese Zahlen über die Bedeutung von Rechnungswerten im oben gekennzeichneten Sinne nicht hinausgehen können.

Regling und Lehmann-Haupt — um die Älteren aus dem Spiele zu lassen — setzen die Norm des Dareikos zu 8,4 g an, und Regling (S. 96) erhärtet diese Norm ausdrücklich mit den Worten: 'Sobald wir eine um ein oder gar mehrere Zentigramm tiefere Stufe als Norm des Dareikos ansprechen, erhalten wir eine größere Zahl von Übermünzungen, als, zumal beim Gold, denkbar ist.' Denn gegen die Möglichkeit zahlreicherer Übermünzungen (meint der Forscher) sprechen zwei Gründe, einmal der Umstand, daß eine sorgfältige Kontrolle, der Kostbarkeit des nicht verschwendbaren Materials wegen, die Ausgabe übermünzter Stücke stets zu erschweren pflegt, zum anderen die Erwägung, daß die Erhaltung vielfacher übermünzter Stücke auch um des lohnenden Auskippens willens sehr unwahrscheinlich ist. Daß dies theoretisch richtig ist, will ich nicht leugnen. Indes es ist modern gedacht, und der modernen Theorie spottet, wie ich befürchte, die antike Praxis, eben weil sie, um es zu wiederholen, noch nicht mit feststehenden Normen operiert hat. Denn erstreckte sich die Norm wirklich, wie wir es plausibel gefunden haben, von 8,27 bis 8,41 über 0,14 g, dann dürfen natürlich unbedingt auch erst die 9 Stücke, die über 8,41 hinausgehen, als übermünzt, und erst die 14 Stücke, die unter 8,27 hinabgehen, als untermünzt angesehen werden, während die sämtlichen zwischen jenen Werten liegenden 159 Stücke gleicherweise als richtig und normal zu gelten haben. Diese Normzone aber ist so schmal — sie überspannt etwa $^1/_7$ Gramm —, daß es überhaupt unglaublich ist, wie der Dareik 'im Verlaufe seiner 200jährigen Geschichte' irgendwie beträchtlich an seiner Norm Schaden genommen, münztechnisch gesprochen, wie er nennenswert unter Kipperei und Abknappung gelitten haben sollte. Die persische Münzbehörde wird eben bei dem ihr zu Gebote stehenden Vorrat an Rohmetall der Kipperei lieber dadurch entgegengewirkt haben, daß sie die abgenutzten und beschädigten Stücke aus dem Verkehr zog, als dadurch, daß sie an der Norm knappte.

Weißbach setzt die Dareikennorm zu 8,3363 g. Ich setze sie im runden Rechnungswert zu dem mittleren Betrag von 8,34 g, ein Wert, der 101 Stücke über sich, 81 unter sich hat. — Die Mine des Dareikos (als dessen 60faches) stellt sich zu 496,2 bis 504,6 g bzw. zu 500,4,

abgekürzt 500,5 g, im Rechnungswert. Diese Norm wird bestätigt durch zwei steinerne Präzisionsgewichte aus der Zeit des Dareios Hystaspis[1]), von denen das eine (Brit. Mus. Nr. 91 117), als $^1/_3$ Mine (= 2 karša) bezeichnet, mit 166,724 g auf eine Mine von 500,172 g und einen Dareikos von 8,3362 g führt, während das andere, die sogenannte Inschrift von Kerman in Petersburg, zwar unsigniert ist, aber mit seinen 2222,425 g zweifellos dem Gewicht von 400 Silbersekeln entsprochen hat. An diesem Stück berechnet sich zunächst der Silbersekel zu 5,556 g, und aus letzterem dann der Goldsekel oder Dareikos (nach dem Verhältnis 3 : 2)[2]) zu 8,331 g. Beide Gewichtstücke haben, wie es scheint, im Gebrauche eine ganze Kleinigkeit an Gewicht verloren[3]); trotzdem führen auch sie für den Dareik zwischen die Grenzwerte von 8,27 und 8,41 und treffen das Normfeld unbedingt knapp unterhalb meines Rechnungswertes von 8,34 g.

Weiter. Das Petersburger Gewichtstück hat uns zu dem persischen Silbersekel (*σίγλος Μηδικός*) hingeführt. Auch für ihn hat Regling eine Liste aufgestellt (die von mir in Tabelle IIb verwertet ist), und zwar ist diese Liste noch umfangreicher als die Dareikenliste. Auch sie gibt für die Beobachtung von Münznormen noch eine beachtenswerte Lehre.

An Hand des Dareikos meiner Norm (8,27 bis 8,41, Rw. 8,34 g) erhält man für den Silbersekel bei einem Rechnungswert von 5,56 einen Gewichtspielraum von 5,51 bis 5,60 g. Dieser Spielraum ist mit 119 Exemplaren belegt. Die in fortlaufender Reihe stärker belegten Gewichtstufen greifen aber über diesen Spielraum hinaus und reichen bis etwa 5,28 g abwärts; ja zwischen 5,28 und 5,51 liegen gar noch 292 Stücke, und unter 5,28 stehen noch weitere 63, zum Teil aller-

---

1) Vgl. WEISSBACH, ZDMG. LXI S. 402; Bull. de l'acad. imp. des sciences de St. Pétersbourg 1910 p. 181 s.; ZDMG. LXI S. 719 und 949; LXV S. 678f. und 686f. LEHMANN-HAUPT, Klio X S. 243ff. ZDMG. LXVI S. 631f. REGLING, ZDMG. LXIII S. 708 Anm. 1; Klio XIV S. 98.

2) Auf die Mine gingen gewichtlich 60 Goldsekel = 90 Silbersekel.

3) Die Inschrift von Kerman habe ich in einem vortrefflichen Gipsabguß persönlich gesehen. Nach ihm zu urteilen muß der Gewichtsverlust des Stückes äußerst minimal sein; 17,5 g (REGLING S. 98) kann er ganz gewiß nicht betragen. Für das Londoner Gewicht gibt REGLING den Prüfungsbefund der Engländer G. F. HILL (Brief vom 24. X. 1913: *the weight has lost somewhat in use*) und L. W. KING (Brief an Hill vom gleichen Datum: *that base has also lost weight by use since the last subbing down*).

dings sehr stark mindergewichtige und möglicherweise nachgeprägte Stücke[1]), über 5,60 dagegen nur 21 Stücke[2]).

Woher stammt diese auffallende Mindergewichtigkeit des persischen Silbersekels gegenüber der Goldmünze? Meines Erachtens vor allem daher, daß das persische Silber — Regling irrt (S. 99) — nicht eigentlich, wie das Gold, Währungsmünze, sondern im Grunde, wie unser Silber, Scheidemünze war[3]). Bei unserer Reichsmark beträgt das Remedium in der Prägung $\pm$ 10 ‰[4]), das heißt das Vierfache des modernen Goldremediums. Gegenüber dem letzteren ($\pm$ 2$^1/_2$ ‰) beträgt die Normspannung des Dareikos wie gesagt etwa das Dreieinhalbfache (rund 17$^2/_3$ ‰). Übertragen wir dieses Verhältnis von unserem auf das persische Silber, so ergibt sich ein Normspielraum von etwa $\pm$ 10 oder 20 . 3$^1/_2$ = 70 oder $\pm$ 35 ‰. Dieses Verhältnis hat der von uns angenommene Spielraum von 5,28 bis 5,60 nicht erreicht, vielmehr ergibt er nur etwa $\pm$ 30 ‰. Das Herabsinken des Normfeldes aber (das in der oberen Grenze übrigens kaum wahrnehmbar ist, da bereits 5,59 mit sechs, 5,58 mit neun, 5,57 mit zwölf Stücken belegt ist) erscheint für antike Scheidemünze nicht auffällig; es erklärt sich einmal aus der geringeren Kontrolle, der solche Münze gegenüber der Währungsmünze unterworfen war[5]), und zum anderen aus ihrer stärkeren Vernutzung im Gebrauch; denn Scheidemünze dient dem Kleinverkehr; sie führt ein weit unruhigeres Leben und wandert ungleich mehr von Hand zu Hand als die vornehme und besser gehütete, im eigentlichen Sinne wertmessende Währungsmünze.

Soviel von den Präzisionsgewichten. Jetzt die Verkehrsgewichte.

Wer die Reihen der aus dem Altertum uns überlieferten Gewichte durchsieht, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß bei der Justierung dieser Verkehrsgewichte auf Genauigkeit ganz auffallend wenig Wert gelegt worden ist. So hat z. B. der von Weißbach (ZDMG. LXV S. 657) zitierte Engländer E. P. Weigall, 'dem wir eine Beschrei-

---

1) Vgl. REGLING S. 109 am Schluß der Liste.

2) Nebenbei bemerkt: das Mißverhältnis wird bei Voraussetzung der Reglingschen Norm noch erhöht; denn da einem Dareik von 8,4 g ein Silbersekel von $\left(\frac{8,4 \cdot 2}{3} =\right)$ 5,6 g gegenüberzustellen ist, so lägen auf bzw. über der Norm nur 21, unter derselben aber bis 5,28 g 411, im ganzen 474 Stücke.

3) Vgl. unten Abschn. VIII S. 91. 4) Vgl. REGLING S. 99.

5) Man beachte, daß die Goldprägung Reichsregal bzw. Königsprivileg war, während die Silbermünzung auch den Satrapen zustand. Vgl. unten S. 91. 101.



bung von 297 ägyptischen Gewichten verdanken', ausgesprochen, 'daß die Justierung bei seinem Material um 16 bis 17 % schwankt anstatt der 10 bis 11 %, die man allgemein für die Grenze halte'[1]). Pernice (Griech. Gewichte S. 13) hat 203 Bleigewichte aus Pompeji 'genau untersucht' und ist zu der Überzeugung gekommen, daß alle diese Gewichte nach dem römischen Pfund normiert sind. Dieses setzt er nach der üblichen Schätzung zu 327,45 g und konstatiert dann, daß von der Gesamtsumme der 203 Stücke drei über 5 %, zwei über 10 % zu leicht sind. Weitaus die meisten gehen über die Norm hinaus, und zwar 66 bis zu 5 %, 50 bis zu 10 %, 24 bis zu 15 %, 11 bis zu 20 %, 6 bis zu 25 % und 9 über 25 %. Beim schwersten Gewicht von 488,66 g, dem ein weiteres mit 486,29 g nahesteht, betrage die Fehlergrenze sage und schreibe 52 %. Dazu ist zu bemerken: wäre eine solch starke Normüberschreitung wirklich denkbar, so ständen wir, um mit Pernice selbst zu sprechen, vor einer 'nahezu unglaublichen Tatsache'. Allein sub hac specie ist sie nicht denkbar, wie bereits Kubitschek (Jahresh. österr. arch. Inst. X S. 137) mit klaren Worten ausgesprochen hat; denn sie würde ganz einfach zur Verneinung des Begriffes Maß und Gewicht überhaupt führen; und weil sie dazu führen würde, darum muß ein Gewicht von 488 g und auch ein Gewicht von 400 g oder weniger unter allen Umständen eine andere Norm repräsentieren als ein Gewicht von 327,45 g. Nach meiner Überzeugung endigen solche Normüberschreitungen überhaupt an einer natürlichen Grenze, die ganz offenbar dort liegt, wo die etwaige Über- oder Untergewichtigkeit für das freie Empfinden merkbar wird, und die demnach durch einfaches Experimentieren feststellbar sein müßte[2]). Übrigens ist diese natürliche 'Normfehlergrenze' nicht zu verwechseln mit der schon erwähnten gesetzten 'Eichfehlergrenze', die vom Staat durch Gesetzesverordnung bestimmt wird. Und im Anschluß daran sei es sogleich ausgesprochen, daß jene erwähnten derben Normüberschreitungen der Verkehrsgewichte überhaupt im Prinzip wenigstens nicht auf das Lässigkeitskonto des antiken Staates oder seiner Eichämter zu setzen

1) WEIGALL, Weights and Balances (Catal. général des Antiquités égypt. du Musée du Caire 42. Kairo 1908) p. V.

2) Um zu erkennen, daß statt eines Dreipfundstückes ein Vierpfünder auf die Wage gelegt wird, gehört nicht viel Übung. [Ich verweise wiederholt auf die lehrreichen Experimente des Leipziger Anatomen und Physiologen E. H. WEBER, die soeben von Weißbach, ZDMG. LXX S. 86 verwertet worden sind.]

sind. Denn die Meinung, daß der Staat im Altertum auf Genauigkeit in der Justierung von Maß und Gewicht so wenig oder gar keinen Wert gelegt hätte, ist staatsrechtlich und ökonomisch einfach unhaltbar. Bilden doch die metrischen Institutionen eines Volkes einen integrierenden Bestandteil seiner Gesamtkultur; sie sind mit dem Leben des Volkes auf das engste verknüpft, und darum wacht über ihre Vollgültigkeit Gesetz und Recht, der Staat selbst. Ja mag immer der einzelne es für angebracht halten, durch unerlaubte Maßverschlechterung im Trüben zu fischen, die Staatsraison kennt auch auf diesem Gebiet weder Lässigkeit noch Nachsicht, kann sie allein deshalb nicht kennen, weil die Integrität von Maß und Gewicht eine verkehrspolitische Notwendigkeit allerersterOrdnung ist, deutlicher gesagt, weil Maß und Gewicht zu den wichtigsten Mitteln des Kommerziums gehören, die auf der legalen und normalen Höhe zu halten der Staat — solange er als solcher bestanden hat — um der Konkurrenzfähigkeit seines Außenhandels willen ein vitales Interesse gehabt hat. Und dieses Bestreben der Staatsleitung dokumentiert sich ja auch in den mannigfachen auf die Maßverfälschung gesetzten Strafbestimmungen, die uns aus allen Teilen der alten Welt überliefert sind. Ich erinnere beispielsweise an die Worte der Bibel, wie 5. Mos. XXV 13ff.: 'Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deiner Tasche, ein großes und ein kleines, haben; und in deinem Hause soll nicht zweierlei Epha, ein großes und ein kleines, sein. Du sollst ein vollständig richtiges Gewicht und ein vollständig richtiges Epha haben'[1]). In Athen wird durch den bekannten, unter römischem Einfluß gefaßten Gesetzesbeschluß IG. II[2] 1013[2]) der Gebrauch anomalen Gewichts und Maßes mit schwerer Strafe bedroht; und der Ptolemäer Euergetes II. greift gar mit eisernem Besen zu, indem er nach Pap. Tebt. 5 Z. 85ff. auf den Maßschwindel kurzerhand die Todesstrafe setzt.

Die Erklärungen nun, welche die Modernen für die starke Varietät der Gewichtseffektiva beigebracht haben, sind natürlicherweise je nach Standpunkt und Methode der einzelnen Forscher verschieden; denn man begreift ohne weiteres, daß der komparative Theoretiker in solcher Wirrnis seinen Weizen blühen und sich zu ergiebiger Speku-

1) Auch Amos VIII 5 ist vom Kleinermachen des Epha, vom Großmachen des Sekel und Fälschen der Wage die Rede. Vgl. WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 633f.

2) Bisher II[1] 476. — Vgl. meinen Aufsatz in Hermes LI.



lation angeregt sah. Am weitesten hat sich da, was griechische Verhältnisse angeht, vielleicht Hultsch vorgewagt[1]), der, wie Pernice (a. a. O. S. 24) ausführt, für Athen z. B. 'nicht weniger als acht verschiedene Systeme aufgestellt hat'. 'Ob diese aufeinander folgten, oder ob sie nebeneinander bestanden, ist nicht besonders dargelegt worden; nach dem Wortlaut aber scheint es, als ob für sieben Systeme das letztere angenommen wird[2]). Diese Systeme sind folgende: 1. das solonische mit einer Mine von 436,6 g, 2. das attische aus dem äginäischen abgeleitete Handelsgewicht mit einer Mine von normal 602,6 g, 3. das altäginäische mit einer Mine im ursprünglichen Normalbetrag von 672 g, in Athen nach der solonischen Münzordnung auf 655 g gesetzt, 4. die leichte phönikische Mine in einem Gewichte von 373 g, 5. die leichte königliche Mine der Babylonier im Betrage von 504 g und dazu die entsprechende schwere Mine von 1008 g, 6. die babylonische Mine Silbers in der schweren und leichten Form mit 1120 und 560 g, 7. die babylonische Mine Goldes im Betrage von 840 (schwer) und 420 g (leicht). Hinzu tritt 8. das römische Pfund und seine Teile. Aber nicht genug, daß diese Systeme nebeneinander existierten, die einzelnen erleiden auch noch in sich beträchtliche Veränderungen. Denn die leichte babylonische Mine z. B. stand als übliches Handelsgewicht in Athen tiefer als ihr Normalwert beträgt, anstatt 504 g ergibt das schwerste Stück nur 490 g und die meisten übrigen stehen auf 470—460 g und ‚so geht diese Reihe stetig in die Gewichtsreihe über, welche der solonischen Münzdrachme folgt'[3]). Dasselbe ist der Fall mit der schweren babylonischen Mine, die von einem Maximum von 979 g statt 1008 g bis auf 873, den Doppelbetrag der solonischen Mine, und noch darunter sinkt.'

Mit dieser Auffassung hat Pernice gründlich aufzuräumen gemeint. 'Mag auch Athen', meint er S. 25, 'während seiner Blütezeit eine der bedeutendsten Handelsstädte der alten Welt gewesen sein; das erklärt noch nicht das vollständige Überwiegen fremder Gewichtsysteme. Große Warenmassen, die aus der Fremde im großen Handelsverkehr geliefert wurden, hat man nicht nach der Mine und ihren Teilstücken

1) Metrologie² S. 238ff. — Da auf HULTSCHS Handbuch auch heute noch ein jeder angewiesen ist, der in metrologischen Dingen Rat sucht, so kann ich in diesem Falle auf eine Polemik gegen den toten Meister nicht verzichten.

2) Hier schreibt PERNICE in Anmerkung Hultsch S. 138, 11 Abs. 1 aus.

3) Verweis auf HULTSCH S. 140.

gewogen. Man rechnete in solchem Falle um. Und sollen wir glauben, daß der athenische Bürger, wenn er sich seinen Hausvorrat einkaufte, stets genau wußte, wie schwer die phönikische, wie schwer die leichte babylonische Mine war? Er brauchte dazu ein eigenes Rechenbüchlein, und es wäre gewiß schwer gewesen, sich darin zurechtzufinden. Pflegen wir denn Feigen okaweise einzukaufen, weil wir sie aus Griechenland beziehen, oder kaufen wir Waren, die aus den englischen Kolonien kommen, nach englischem Gewicht? Der Verkäufer vollends mußte, wenn er nur einigermaßen gut assortiert war, stets einige Dutzend von Gewichten mit sich schleppen, um die nach verschiedenen Normen rechnenden Kunden genügend zu bedienen.'

Lehmann-Haupt (Herm. XXXV S. 640) hat Hultschs Auffassung gegen Pernice zu retten versucht. Dessen Irrtum liege 'in der starken Betonung des Kleinhandels und in Vorstellungen, die der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Verkehrs in einem großen Seehafen und der durch sie bedingten Arbeitsteilung nicht gerecht werden.... Nicht alle Kaufleute und Händler, sondern nur eben diejenigen, die mit diesen Waren zu tun hatten, waren mit den nötigen Sondermaßen und -gewichten bekannt und versehen, die sie natürlich nicht mit sich herumzutragen brauchten. Wir haben vielfach, eventuell auch bei gleicher Form und gleichen Abzeichen der Gewichte, mehr Normen zu unterscheiden als bisher angenommen, und dementsprechend vermindern sich die bisher vorausgesetzten übermäßigen Abweichungen von der Norm[1]). In Hamburg wurde bis vor kurzem das aus Rußland eingeführte Getreide nach englischem Maße (per Quarter) neu vermessen und gehandelt usw.'

Kubitschek (a. a. O. S. 139) endlich hat gemeint, die Erklärung für die Normdifferenzen der antiken Gewichte müßte erst noch gefunden werden. Das glaube ich nicht; vielmehr denke ich, daß in eben jenen oben erwähnten scharfen Strafbestimmungen gegen den Maßschwindel, deren Zahl sich noch recht erheblich vermehren ließe, bereits eine teilweise und in ihrer Art genügende Erklärung enthalten ist. Denn diese Strafbestimmungen belehren uns darüber, daß die Verwendung anomalen Gewichts und Maßes in der gesamten Antike eine tiefeingewurzelte Unsitte gewesen ist. Über deren Vorhandensein aber dürfen wir uns in Anbetracht des Umstandes, daß sie offenkundig ihren ertragreichen Nährboden

1) Verweis auf PERNICE S. 13.



gehabt hat, nicht einmal wundern. Die moderne Eichordnung verbietet kategorisch den Gebrauch von ungeeichtem Maß und Gewicht. Verwendet also heute ein Händler ein ungeeichtes Stück, so setzt er sich selbst schwerer Strafe aus, und der Käufer hat die Möglichkeit, einen des Maßschwindels verdächtigen Händler durch Bevorzugung des nachbarlichen Konkurrenten zu meiden. Dieser Weg war im Altertum voller Dornen. Verlangte doch der antike Staat nicht, daß im Verkehr nur geeichte Maße, sondern lediglich, daß richtige Maße (*μέτρα δίκαια, εὔσταθμα*) verwendet wurden. Darum half dem antiken Käufer der Gang zum Konkurrenten gar nichts; denn der Konkurrent benutzte ja ebenfalls ungeeichtes Maß, und die Verhältnisse lagen hier also nicht anders. Allerdings konnte jeder Käufer an die öffentlichen Wagen und Maßtische appellieren. Allein das mochte manchmal seine Schwierigkeit haben, mochte nicht selten einen weiten Gang benötigen oder, wie zum Beispiel inmitten des Marktverkehrs, bei starker Umlagerung der Tische einen erheblichen Zeitverlust mit sich bringen. Menschliche Bequemlichkeit, die Ungelegenheiten gern aus dem Wege geht, mag das ihrige dazu getan haben. Zudem kann auch nicht angenommen werden, daß die Aufsicht des antiken Staates in praxi allerwärts und zu allen Zeiten hingereicht hätte, um der Staatsraison Genüge zu verschaffen und der Verwendung von anomalem Maß und Gewicht in befriedigender Weise zu steuern. Dafür reichte wohl in den orientalischen Großreichen der Arm der Zentralgewalt bei den relativ primitiven Verkehrsverhältnissen nicht weit genug, und in den griechischen Stadtrepubliken dürfte die Aufmerksamkeit der Regierung oft genug auf andere Dinge gelenkt gewesen sein statt darauf, dem mehr oder weniger ins Kraut schießenden maßpolizeilichen Schlendrian zu wehren, den selbst die staatlichen Beamten und Behörden, wenn ihnen nicht scharf auf die Finger gesehen wurde[1]), zu ihrem großen Profit lustig mitgemacht haben. Wie ein Schlaglicht auf solche Verhältnisse kommt es uns vor, wenn Ammianus Marcellinus gelegentlich (XXVII 9) von dem Stadtpräfekten Praetextatus erzählt: *praefecturam urbis sublimius*

1) Das geschieht durch den erwähnten Volksbeschluß IG. II² 1013 (II¹ 476): *μηκέτι ἐξέστω μηδεμιᾷ ἀρχῇ ποιήσασθαι μήτε μέτρα μήτε στάθμια μείζω μηδὲ ἐλάττω τούτων* (*τῶν σηκωμάτων* s. *συμβόλων*)· *ἐὰν δέ τις ποιήσῃ τῶν ἀρχόντων ἢ μὴ ἐπαναγκάζῃ τοὺς πωλοῦντας τούτοις πωλεῖν, ὀφειλέτω ἱερὰς τῇ Δήμητρι καὶ τῇ Κόρῃ δραχμὰς χιλίας καὶ ἐξέστω αὐτοῦ ἀπογραφὴ τῆς οὐσίας πρὸς τοῦτο τὸ ἀργύριον Ἀθηναίων τῷ βουλομένῳ.*

curans . . . pondera per regiones instituit universas, cum aviditati multorum ex libidine trutinas conponentium occurri nequiret.

Kein Zweifel aber, wo in stärkerem Umfange Maßschwindel getrieben wird, wo der Schwindel gar einen Wettbewerb auslöst, da ist Maßverwirrung und Maßunsicherheit, allgemeine Willkür die unausbleibliche Folge, da muß notwendig der an und für sich beschränkte Spielraum der Normen erweitert werden, nach unten wie nach oben mit den ebenfalls erweiterten Spielräumen anderer Normen verschwimmen. Daß solche Verhältnisse sich durch alle Jahrhunderte des Altertums hindurch ständig wiederholt haben, ist nicht zweifelhaft; sie spiegeln sich allerwärts in dem chaotischen Durcheinander der erhaltenen Gewichte mit großer Anschaulichkeit.

Nur ein Gemeinwesen, soweit ich bisher das Material übersehe, bildet in diesen Verhältnissen eine rühmliche und rettende Ausnahme: Olympia. Dafür legen die in den Inschriften von Olympia (S. 802 ff.) in über 50 Gruppen publizierten 246 Bronzegewichte mit der Aufschrift ΔΙΟϹ ihr unwiderlegliches Zeugnis ab. Ich verzeichne sie hier (bis zum Pfund abwärts), soweit sie auf die Norm der äginäischen und attischen Mine ausgebracht sind, und setze dabei die wenigen Stücke, die nach der Beschreibung des Herausgebers derart beschädigt zu sein scheinen, daß ihr Gewicht erheblicher alteriert ist, in eckige Klammern.

Die äginäische Mine, die nach meinen anderweitigen Beobachtungen (s. u. S. 45. 68) etwa zwischen 608 und 617 g bei einem Rechnungswert von ca. 613 g gestanden hat, ist vertreten durch

Gruppe 1 (Dreiminenstücke in Form dreistufiger Pyramiden):

1859,2 g	Einheit = 619,7 g	1835 g	Einheit = 611,66 g

Gruppe 2 (wie 1):

1838,7 g	Einheit = 612,9 g	1833,5 g	Einheit = 611,16 g

Die attische Mine römischer Tarifierung von 432 bis 440 (Rw ca. 436) g — Stücke, die möglicherweise die Norm der solonischen Mine von etwa 426 bis 432 (Rw 429) g repräsentieren, sind mit * versehen — ist u. a. vertreten durch.

Gruppe 3 (Vierminenstücke in Form vierstufiger Pyramiden):

1754,7 g	Einheit = 438,67 g	1747 g	Einheit = 436,75 g
1749,9 „	„ = 437,47 „	1744,4 „	„ 436,1 „

Gruppe 4 (wie 3):

1761,9 g	Einheit = 440,47 g	1735,2 g	Einheit = 433,8 g

Gruppe 8 (Zweiminenstücke in Form zweistufiger Pyramiden):

885,1 g Einheit = 442,55 g
881,6 „ „ = 440,8 „
[880,9 „ „ = 440,45 „]
879,2 „ „ = 439,6 „
879,1 „ „ = 439,55 „
878,8 „ „ = 439,4 „
877,8 g Einheit = 438,9 g
873,2 „ „ = 436,6 „
*864,3 „ „ = 432,15 „
[850,7 „ „ = 425,35 „]
[835,8 „ „ = 417,9 „]

Gruppe 9 (wie 8):

880,6 g Einheit = 440,3 g
[874,8 „ „ = 437,4 „]
872,8 g Einheit = 436,4 g

Gruppe 11 (Einminenstücke in Form quadratischer Vollkörper):

437,6 g
436,3 „
436 „
435,2 „
434,7 „
433,8 g
*432,2 „
*432,2 „
*429 „
435,9 „

Gruppe 12 (wie 11):

442,2 g
440,2 „
439,7 „
438,4 „
438,3 „
438,1 „
438 „
437,9 „
437,6 g
437,2 „
436,3 „
436,3 „
436 „
*432,5 „
*426,8 „

Gruppe 18 (Pfund- oder Halbminenstücke in Form rechteckiger flacher Platten):

217,8 g Einheit = 435,6 g
217,3 „ „ = 434,6 „
216,6 „ „ = 433,2 „
216,3 „ „ = 432,6 „
*216,1 g Einheit = 432,2 g
*215,7 „ „ = 431,4 „
*215,1 „ „ = 430,2 „

Gruppe 19 (wie 18):

219,1 g Einheit = 438,2 g
219 „ „ = 438 „
217,4 „ „ = 434,8 „
217,1 g Einheit = 434,2 g
216,9 „ „ = 433,8 „
*213,7 „ „ = 427,4 „

Gruppe 20 (wie 18):

220,3 g Einheit = 440,6 g
*213,7 „ „ = 427,4 „
*211,2 g Einheit = 422,4 g

Gruppe 21 (wie 18):

218,3 g Einheit	= 436,6 g	216,3 g Einheit	= 432,6 g
218 „ „	= 436 „	*215,3 „ „	= 430,6 „
216,6 „ „	= 433,2 „		

Gruppe 22 (wie 18):

221,8 g Einheit	= 443,6 g	218,3 g Einheit	= 436,6 g
221,5 „ „	= 443,0 „	217,7 „ „	= 435,4 „
221,2 „ „	= 442,4 „	218,2 „ „	= 436,4 „
220 „ „	= 440 „	217 „ „	= 434 „
219,8 „ „	= 439,6 „	*215,7 „ „	= 431,4 „
218,6 „ „	= 437,2 „		

Was lehrt diese Übersicht? Das Normfeld überspannt bei

Gruppe 1	ca. 1,3 %	Gruppe 11	ca. 2 %	(bzw. ca. 0,87 %)
„ 2	„ 0,28 %	„ 12	„ 3,6 %	(„ „ 1,42 %)
„ 3	„ 0,6 %	„ 18	„ 1,25 %	(„ „ 0,7 %)
„ 4	„ 1,54 %	„ 19	„ 2,53 %	(„ „ 0,77 %)
„ 8	„ 2,4 %	„ 20	„	(4,3 %)
(bzw.	„ 1,36 %)[1])	„ 21	„ 1,4 %	(„ „ 0,92 %)
„ 9	„ 0,9 %	„ 22	„ 2,82 %	(„ „ 2,2 %)

Dies sind samt und sonders und in jedem Falle äußerst minimale Differenzen. Sie tun dar, daß man im Bereich des nationalen Mittelpunkts der Griechenwelt unerbittlich auf Ordnung gehalten und die absolute Heilighaltung des ewigen Gottesfriedens nicht durch Ausartung des Geschäftslebens ins Unreelle hat stören lassen; und darüber hinaus geben sie uns die Gewißheit, daß wir unrecht daran tun würden, wollten wir den Alten in der Adjustierung ihrer Verkehrsgewichte a priori gröbliche Nachlässigkeit nachsagen.

Pernice (a. a. O. S. 26) hat die Meinung geäußert, daß das alte Markt- und Handelsgewicht zu allen Zeiten die Neigung gezeigt habe, möglichst stabil zu bleiben. Soweit dabei römische Verhältnisse, die Pernice (S. 30) als Schulbeispiel anführt, in Betracht kommen, will ich das gern glauben, bezüglich Griechenlands und Athens dagegen bin ich skeptischer. Gewiß bis zur Römerzeit, solange man mit dem Grundsatz *κατὰ τὰ πάτρια πολιτεύεσθαι* auf keine außenpolitischen Schwierigkeiten stieß, blieb man im allgemeinen und im ganzen den solonischen

1) Die in Klammer gesetzten Prozentquoten ergeben sich jeweils bei Ausscheidung der mit * versehenen Gewichte.

Gewichten, d. h. der (Münz-)Mine von rund 429 g (nach meiner, von 436,6 nach der gewöhnlichen Schätzung), der Handelsmine von ca. 600,6 (602,6) g und der Marktmine von ca. 643,5 (655) g treu. Allein als Athen dem römischen Einfluß dienstbar wurde, da mußte man die Münzmine auf ca. 436 erhöhen[1]), die Handelsmine fiel fort, die Marktmine wurde auf ca. 654 g hinaufgesetzt und für Markt- und Großhandel zugleich verwendet[2]). Die Einführung der sogen. jungattischen Drachme von (1/8 römischer Unze oder) 3,4 g mit ihrer Mine (von 100 Dr. oder 12½ Unzen), von der die metrologischen Texte künden[3]), ist auch kein Zeugnis für die dauernde Starre des athenischen Gewichtswesens, und ebensowenig die wohl nur vorübergehend verwendete, in ihrer Stellung und Bedeutung noch nicht erkannte Mine von ca. 466 g[4]), von deren Existenz man bisher so gut wie nichts gewußt hat und von der noch zu sprechen sein wird. Alle diese verschiedenen Gewichtsnormen, und möglicherweise noch mehr, müssen unter den uns überkommenen Gewichten ihre Spuren hinterlassen haben, und indem ich dies ausspreche, komme ich hier bis zu einem gewissen Grade Lehmann-Haupt nahe, wenn er meint, daß 'wir, eventuell auch bei gleicher Form und gleichen Abzeichen der Gewichte, mehr Normen' — freilich keineswegs alleweil zeitlich koexistente Normen — 'zu unterscheiden haben, als bisher angenommen, und daß sich dementsprechend die bisher vorausgesetzten übermäßigen Abweichungen von der Norm vermindern'.

Noch eins. Es kommt mir nicht wahrscheinlich vor, daß der antike Bürger allerwärts und unter allen Umständen gehalten gewesen wäre, nur solche Gewichte und Maße zu verwenden, die auf die von Staats wegen eingeführte Norm ausgebracht waren. Vielmehr deuten manche Anzeichen darauf hin, daß auch der Gebrauch von epichorischem und privatem, mit der Staatsnorm nicht konvenierendem Maß und Gewicht manchenorts in starkem Schwange war. Denn warum sonst trüge so manches Gewichtstück die Bezeichnung δημόσιον, d. h. der öffentlichen Norm gemäß[5]), wenn nicht deshalb, weil neben der Staatsnorm

1) Vgl. unten S. 111.

2) All dies lehrt der erwähnte attische Volksbeschluß. Vgl. Herm. LI S. 130ff.

3) Belege Metrol. script. Index s. v. μνᾶ 4. Vgl. unten S. 63ff.

4) Vgl. PERNICE, Griech. Gew. Nr. 271 (S. 122).

5) Nicht etwa der Gemeinde, dem Staate gehörig. Vgl. KUBITSCHEK, Jahresh. österr. arch. Inst. X S. 130.

noch andere Normen existierten[1])? Wobei es natürlich dahingestellt bleiben muß, in welchem Umfange diese privaten Normen im Grunde nur mehr oder weniger alterierte Formen der Staatsnorm selbst waren[2]).

Das geeignetste und wirksamste Mittel, dem Maßschwindel zu steuern, Maßverwirrung und -unsicherheit zu verhindern, bildet zweifellos das Verbot von ungeeichtem Maß. Dieses Mittel hat sich der moderne Staat, wie gesagt, zu eigen gemacht: der antike ist über gelegentliche Ansätze nicht hinausgekommen. Einen solchen Ansatz finden wir in dem mehrfach erwähnten Maßgesetz der Athener, in dem angeordnet wird: *αἱ ἀρχαί, αἷς οἱ νόμοι προστάττουσιν, πρὸς τὰ κατεσκευασμένα σύμβολα σηκώματα ποιησάμεναι πρός τε τὰ ὑγρὰ καὶ τὰ ξηρὰ καὶ τὰ σταθμὰ ἀναγκαζέτωσαν τοὺς πωλοῦντάς τι . . . χρῆσθαι τοῖς μέτροις καὶ τοῖς σταθμοῖς τούτοις κτέ.* und *ἐπιμελεῖσθαι τὴν βουλὴν τοὺς ἑξακοσίους τὴν ἀεὶ βουλεύουσαν ἐν τῷ Ἑκατομβαιῶνι μηνί, ὅπως μηθεὶς τῶν πωλούντων τι ἢ ὠνουμένων ἀσυμβλήτῳ μέτρῳ μηδὲ σταθμῷ*[3]) *χρῆται ἀλλὰ δικαίοις*. Aber solche Bestimmungen zählen zu den Ausnahmen. Im allgemeinen beschränkte man sich im Altertum vielmehr auf die halbe Maßregel, zur Erleichterung der Kontrolle und des Rekurses an die öffentlichen *σηκώματα* möglichst überall mit (meist bronzenen) Normalen versehene Ponderaria[4]) sowie öffentliche Maßtische zu errichten. In Papt. Tebt. 5 (Dekrete Euergetes' II.) Z. 86 ist von den *εὔσ<ταθμα> ἐν ἑκάστῳ νομῷ ἀποδεδειγμένα χα(λκᾶ) μέτρα* die Rede, womit zusammenzuhalten ist, daß in Pap. Amh. II 43 Z. 39f. gefordert wird zu messen *μέτρῳ δικαίῳ τῷ πρὸς τὸ βασιλικὸν χαλκοῦν μετρήσει καὶ σκυτάλῃ δικαίᾳ*. Für Rom berichtet die Inschrift Orelli 4347, daß der Kaiser . . . . . . Maße, die an Hand der auf dem Kapitol bewahrten Prototype gebildet waren, in die Provinzen gesandt habe[5]).

Ich ziehe die Nutzanwendung aus diesen Erörterungen. Sie kann

---

1) Pap. Brit. Mus. 265 (Bd. II S. 257) erwähnt folgende Artabenmaße: *ἀρτάβη χαλκῷ, ἀρτάβη δρόμῳ, ἀρτάβη ἀνηλωτικῷ, ἀρτάβη Φιλίππου, ἀρτάβη Γάλλου, ἀρτάβη Ἑρμοῦ* (scil. *πόλεως?*).

2) Auf diesen Gedanken muß man kommen, wenn beispielsweise an Hand ägyptischer Papyri sich vier Artabenmaße nachweisen lassen, die in ihrem Volumen die nahe beieinander liegenden Brüche von $33^{31}/_{53}$, $33^{3}/_{5}$, $32^{13}/_{16}$ und $31^{1}/_{4}$ Choiniken aufweisen. Sie alterieren vermutlich eine Artabe von 32 Choiniken.

3) Die Prüfung (Eichung) der Verkehrsmaße geschah durch *συμβάλλεσθαι* des betreffenden Objekts mit dem entsprechenden *σύμβολον* oder Normal im Eichamt. Vgl. Herm. LI S. 132.

4) Solches Ponderarium wird in einer Inschrift von Tegea (Bull. hell. 1893 p. 4) erwähnt.

5) Vgl. die oben (S. 35) mitgeteilte Stelle aus Ammianus Marcellinus.

nur dahin gehen, daß, wie dies bereits andere ausgesprochen haben, die große Masse der antiken Verkehrsgewichte für primäre metrologische Determinationen schlechthin nicht in Betracht kommen kann und daß ein antikes Gewichtstück oder Meßinstrument nur dann von der Forschung unbedenklich verwendet werden darf, wenn es einen zuverlässigen Eich- oder Kontrollvermerk trägt. Als geeicht und darum gut justiert aber haben beispielsweise für Athen alle Gewichte mit der Bezeichnung μετρονόμων zu gelten, und diese Gewichte haben meines Erachtens einen Anspruch darauf, so hingenommen zu werden, wie sie sind. Nicht als ob nicht auch für sie die Möglichkeit bestände, daß gelegentlich ein ungetreuer Beamter ein Gewichtstück falsch justiert hätte; indes dieser Möglichkeit gegenüber müssen wir die Segel streichen: ein amtlich geeichtes Meßwerkzeug bekundet auch der modernen Kritik gegenüber die Autorität des antiken Staates, der sich jene, wo nicht durchschlagende Gründe widersprechen, unbedingt zu beugen hat. Auf welchen Umfang aber etwa der Normspielraum bei solchen Gewichten abzuschätzen ist, ist vor der Hand nicht zu entscheiden; denn dazu fehlt es im allgemeinen noch an Material, und mir an Autopsie des vorhandenen.

Den gleichen Rang wie die staatlich geeichten Gewichte dürfen die heiligen Tempelgewichte beanspruchen; das bekunden in ihrer vorzüglichen Adjustierung die Gewichte von Olympia. Die Verwendung von falschem Gewicht und Maß im Tempelbezirk war eine flagrante Beleidigung der Gottheit.

Eine Art Mittelstellung zwischen den geeichten Gewichten und der Masse der rohen Verkehrsgewichte sollten (was Griechenland betrifft) die Stücke einnehmen, welche die Bezeichnung δημόσιον tragen. Denn wie einerseits derartige von privater Hand herrührende Bezeichnungen keinesfalls die Gewähr des Eichvermerks besitzen[1]), so ist andererseits doch nicht zu vergessen, daß sich der Besitzer eines so gekennzeichneten Meßwerkzeuges geradezu einer Herausforderung von Gesetz und Staatsraison schuldig machte, wenn das Objekt der staatlichen Norm, trotz der ausdrücklichen Versicherung, nicht entsprach. — Wird erst an Hand des gesammelten und gesichteten Materials über die in der Gesamtmasse der Gewichte steckenden Normen die notwendige Klarheit gewonnen sein, so wird eine einfache Statistik auch über die Stellung der δημόσιον-Gewichte die gewünschte Aufklärung geben.

1) Vgl. PERNICE S. 11.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die literarischen Hauptquellen der antiken Metrologie, unsere metrologischen Texte, über deren Stellung man sich endlich im klaren sein sollte. Diese Texte dienten, soweit sie Körpermaße behandeln, in erster Linie dem Bedarf der Ärzte, und unter den Schriften der Ärzte sind sie uns darum auch zumeist überliefert. Nun weiß man, daß aus der medizinischen Literatur des Altertums viele Jahrhunderte hindurch das Mittelalter geschöpft hat; und mit den Hauptwerken der alten Ärzte sind darum auch die anhängenden Maßtabellen fortdauernd im praktischen Gebrauch geblieben. Daß dadurch der Reinheit dieser Texte schwere Schäden entstehen mußten, ist klar, und Sache der modernen Kritik ist es, diese Schäden herauszufinden. Aber dieser Aufgabe ist sie bisher nicht immer gerecht geworden, und wie sie gelegentlich versagt hat, das soll an zwei kurzen Beispielen gezeigt werden.

Der unter Dioskurides Namen gehende Maßtraktat Metrol. script. I p. 239 ss. ist ausgezeichnet durch seine klare Gliederung: nach einer kurzen Einleitung folgt p. 240, 1 ein erster Abschnitt *περὶ σταθμῶν*, ebd. 15 ein zweiter *περὶ μέτρων ὑγρῶν οἴνου*, 241, 8 ein dritter (*περὶ μέτρων ὑγρῶν*) *ἐλαίου* usw. Schluß und Anfang des zweiten (Wein-) bzw. dritten (Ölmaß-) Abschnitts lauten folgendermaßen:

> *ὁ αὐτὸς δὲ (τοῦ οἴνου) σταθμός ἐστι τοῦ ὕδατος καὶ ὄξους. φασὶ δὲ τοῦ ὀμβρίου ὕδατος πληρωθῆναι ἀψευδέστατον εἶναι τὸν σταθμόν· ἄγειν δὲ ὁλκὰς ψ̄κ̄ τὸν χοῦν.*
>
> *ἐλαίου*
>
> *τὸ κεράμιον ἔχει λί(τρας) ο̄β̄.*
> *ἡ οὖρνα ἔχει λί(τρας) λ̄ς̄.*
> *ὁ χοῦς ἢ τὸ κόγγιον ἔχει λί(τρας) θ̄.*

Daß hier eine Interpolation vorliegt, ist geradezu handgreiflich. Die Vorlage unseres Textes hat ohne allen Zweifel folgendes Bild gehabt:

Textkolumne:	Rand:
ὁ αὐτὸς δὲ σταθμός ἐστι τοῦ ὕδατος καὶ ὄξους.	*φασὶ δὲ τοῦ ὀμβρί-*
ἐλαίου	*ου ὕδατος πληρω-*
τὸ κεράμιον ἔχει λί(τρας) ο̄β̄.	*θῆναι ἀψευδέστατον*
ἡ οὖρνα ἔχει λί(τρας) λ̄ς̄.	*εἶναι τὸν σταθμόν.*
ὁ χοῦς ἢ τὸ κόγγιον ἔχει λί(τρας) θ̄.	*ἄγειν δὲ ὁλκὰς ψ̄κ̄ τὸν*
	χοῦν.

Die Richtigkeit dieser Emendation bestätigt der Text des Humanisten



Neander[1]), in dem die Randglossen fehlen. Und welche Lehre gibt die Emendation?

Der Ansatz des *χοῦς* zu 720 Drachmen gehört nicht in den Wein-, sondern als (jüngere) Zusatzbemerkung in den Ölmaßabschnitt. 720 Drachmen nun wog der attische Chus[2]): *ὁ χοῦς ἐστι μέτρον Ἀττικόν, κοτύλαι ιβ̄, σταθμοῦ δὲ ἄγει ὁλκὰς ψ̄κ̄* (Metrol. script. I p. 208, 24 al.). Die Kotyle als $^1/_{12}$ Chus wog 60 Drachmen = $7^1/_2$ (römische) Unzen. Diese Definition ist auf Ölgewicht bezogen bei Galen (*περ. συνθ. φαρμ. γέν.*, Kühn XIII 813 — Metrol. script. I p. 215, 27), wo es heißt: *ὁ Ἡρᾶς ρ̄π̄ δραχμὰς ἔγραψεν εἰς σταθμὸν ἀνάγων οὐκ εἰς μέτρον· τὸ ἔλαιον, ὡς ξ̄ (δραχμὰς) ἑλκούσης τῆς κοτύλης. καὶ γὰρ ἕλκει ἥ γε Ἀττική, θ̄ οὐγγιῶν οὖσα τῶν Ἰταλικῶν. ἕλκουσι γὰρ αἱ θ̄ οὐγγίαι Ἰταλικαὶ αἱ ἐν τοῖς κατατετμημένοις κέρασιν ἑπτὰ καὶ ἡμίσειαν οὐγγίας σταθμικάς, αἵτινες ξ̄ δραχμαὶ γίνονται τῆς μιᾶς οὐγγίας η̄ δραχμὰς δεχομένης.* In ihrem Volumen hatte die attische Kotyle etwa 0,227 l, der Chus mithin zwölfmal soviel, das ist 2,718 l[3]). Dies ist der (attische) Chus der Randglosse. Der *χοῦς* (*ἢ τὸ κόγγιον*) des Textes wird zu 10 *λίτραι* bei Wein-, 9 *λίτραι* bei Ölfüllung bestimmt. Eine *λίτρα*, das ist 1 römisches Pfund von ca. 327 g, äquilibriert ein Volumen Wasser von ca. 0,327 l oder etwas mehr; ergo stellt sich der Chus zu 3,27 l oder etwas mehr. Das ist der römische Congius von 12 römischen Heminen zu ca. 0,272 l.

Als zweites Beispiel für die gelegentliche Verderbtheit unserer Texte und das Versagen der modernen Kritik wähle ich eine Stelle aus dem Flächenmaßtraktat Metrol. script. I p. 186 s. Der Text lautet nach Hultsch (bzw. Letronne) so:

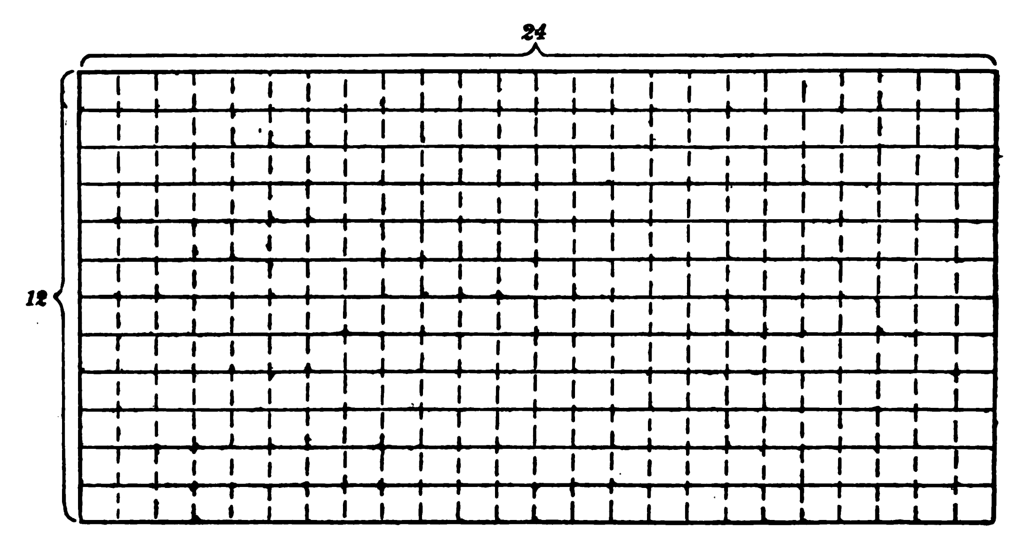
> *τὸ ἰούγερον ἔχει ἀκαίνας σ̄ γεϊκῶν ποδῶν β̄ῡ. μήκους γὰρ ἔχει ἀκαίνας κ̄δ̄, διαιρεῖται δὲ εἰς κ̄ μέρη ἀνὰ ιβ̄, γίνονται πόδες σ̄μ̄. πλάτους δὲ ἔχει δώδεκα ἀκαίνας, γίνονται πόδες ρ̄κ̄· ἐὰν δὲ τὸ μῆκος ἐπὶ τὸ πλάτος, γίνονται πόδες β͵ηω̄.*

In dieser Fassung ist der Text nicht rein. Das römische Iugerum, um das es sich hier handelt, hat 28 800 Quadratfuß oder 240 Fuß in die Länge und 120 Fuß in die Breite; auch teilt man es in 288 Quadratscripula (wofür unser Text sagt *ἄκαιναι* [Ruten] und wo-

1) *Σύνοψις* mensurarum et ponderum, Basil. 1554 p. 85ss.

2) Die Konstituierung des attischen Hohlmaßsystems durch die moderne Forschung ist auch ein schlagender Beweis dafür, wie man der Überlieferung Gewalt angetan hat. Vgl. unten Abschn. IV S. 56ff.

3) Vgl. unten S. 59.



bei er die Zahl [*σ* statt *σπη*] verstümmelt), das ist 24 in die Länge und 12 in die Breite (s. Fig.)[1]). — Eine andere Gliederung teilt das Iugerum in 12 Längsstreifen (Fig.) zu 2400 Quadratfuß. Diese 2400 Quadratfuß haben wir Z. 1. Sie hießen *γεϊκοὶ πόδες*? Mit nichten, dieser *γεϊκὸς πούς*, den unser Text überliefert, verdankt sein Leben dem Versehen eines Schreibers und der Akritik der modernen Metrologen. Der Zwölftellängsstreifen des Iugerum hieß uncia: *pars XII p(edes) II CCCC, hoc est uncia, in qua sunt scripula XXIIII* (Columella, Metrol. script. II p. 55, 16). *uncia* schrieb man griechisch *οὐγκία* und dies kürzte man ab zu *γο*, *γ̊* oder (häufiger) Γͦ. So stand im Text ursprünglich offenbar: *γο ιβ* oder Γͦ *ιβ* o. ä.; und daraus wurde Γεικ̑ oder *γεικ̑* = *γεϊκῶν*. — Im übrigen besteht der Text offenbar aus zwei schlecht kontaminierten Partien, die man bei zu erneuernder Publikation zweckmäßig durch den Druck gegeneinander abheben wird. Etwa so:

> *τὸ ἰούγερον ἔχει ἀκαίνας σ⟨πη⟩·* (scil. *τὸ ἴουγερον' (οὐγκιῶν) ιβ, ποδῶν ͵βυ. μήκους γὰρ ἔχει ἀκαίνας κδ, ⟨γίνονται πόδες συ⟩. διαιρεῖται δὲ εἰς κ μέρη ἀνὰ ιβ, γίνονται [πόδες]* (om. Letronne) *σμ. πλάτους δὲ ἔχει δώδεκα ἀκαίνας, γίνονται πόδες ρκ. ἐὰν δὲ τὸ μῆκος ἐπὶ τὸ πλάτος, γίνονται πόδες β ͵ηω.*

1) Vgl. Columella d. r. r. (Metrol. script. II p. 55, 1): *iugerum habet quadratorum pedum XXVIII DCCC, qui pedes efficiunt scripula CCLXXXVIII*, und p. 54,4: *duo actus iugeri efficiunt longitudinem pedum CCXL, latitudinem pedum CXX, quae utraeque summae in se multiplicatae quadratorum faciunt pedum milia XXVIII DCCC.*

II. Die Münz- und Gewichtsreform Solons.

Nach dem Vorgang von G. de Sanctis (Atthis², Turin 1912 S. 217ff.) hat J. Beloch in der zweiten Auflage seiner griechischen Geschichte (II 2 S. 337) dem vielumstrittenen Kapitel der aristotelischen *πολιτεία Ἀθηναίων* und dem androtionisch-plutarchischen Parallelbericht eine 'einfache und evidente Erklärung' gegeben, durch die 'sich alle bisherigen Erklärungsversuche erledigen'. Dieser Erklärung muß ich widersprechen, meine eigene, Herm. XLVII S. 424ff. gegebene Auffassung, die übrigens bei Beloch noch nicht berücksichtigt ist, dabei berichtigen.

Das äginäische Münzsystem — diese wichtige Feststellung wird De Sanctis und Beloch verdankt[1]) — hatte sich frühzeitig mit dem euböisch-solonischen Münzsystem dadurch eine Koinzidenzgröße geschaffen, daß es seine eigene Mine von ca. 613 g durch die attische von ca. 429 g[2]) ersetzt hatte. Auf diese attisch-äginäische Kompromißmine gingen einerseits 100 attische Drachmen von ca. 4,29 g (Rw), andererseits 70 äginäische Drachmen von ca. 6,13 g.

Die Konstituierung des äginäischen Systems wurde von den Alten dem Pheidon von Argos zugeschrieben[3]). *Φειδώνεια μέτρα* aber galten nach Aristoteles (*πολ. Ἀθ.* X)[4]) vor Solon auch in Athen. Dieses Zusammentreffen legt die (längst gezogene) Folgerung nahe, daß die vorsolonischen und die äginäischen *μέτρα* einander gleich gewesen sind. Ist das zutreffend?

Aristoteles bestimmt die Normverschiedenheit des altattischen (pheidonischen) und des solonischen Gewichts in dem Satz: *ἡ μνᾶ πρότερον ἔχουσα ἑβδομήκοντα δραχμὰς ἀνεπληρώθη ταῖς ἑκατόν*. Diese Worte lassen die Frage erheben, ob das in ihnen gegebene Verhältnis vorsolonisch (pheidonisch) : solonisch = 70 : 100 auf jenen äußerlich adäquaten äginäisch-attischen Rechnungssatz (70 äg. Drachmen = 100 att. Drachmen) Bezug nimmt (in welchem Falle das vorsolonische Gewicht natürlich dem äginäischen völlig gleich gewesen wäre)

1) Die Quellen sind Inschriften. — Den Aufsatz B. KEILS, Von delphischem Rechnungswesen, Herm. XXXVII S. 511, scheinen beide Forscher übersehen zu haben.

2) Dies meine Rechnungswerte. Ihre Begründung wird unten Abschn. III erfolgen.

3) Vgl. unten Abschn. V S. 66ff. 4) Vgl. unten S. 50.

oder nicht. Die Bejahung der Frage liegt nahe; allein es steht ihr eine doppelte Schwierigkeit entgegen.

Erstens. Mit einer 70geteilten äginäischen Mine bis in vorsolonische Zeit hinaufzugehen, erscheint mir darum auf das höchste bedenklich, weil ein solches Stück alles andere als eine originäre Systemgröße darstellt. Es ist vielmehr offensichtlich, wie bereits ausgesprochen, ein dem euböisch-solonischen System entnommenes und ihm angepaßtes Substitut einer älteren Mine von 100 Drachmen (= ca. 613 g), welch letztere als Gewichtsmine, wie Beloch (S. 338) zeigt, auch fortbestanden hat. Hat aber die Rezeption solchen Substitutgewichts in der Münze Wahrscheinlichkeit für eine Zeit, da das äginäische System gegenüber dem euböischen noch eine unbedingte Vorherrschaft behauptete[1]), oder liegt es näher, daß diese Konzession an das Konkurrenzsystem zu einer Zeit erfolgt ist, da dieses sich kraftvoll in der Welt durchsetzte, was seit und erst seit seiner Einführung in Athen durch Solon der Fall war?

Zweitens. War das vorsolonische Gewicht identisch mit dem äginäischen, dann bestand die (solonische) Mine von ca. 429 g (als 70 Drachmen-Münzmine) schon vor der Reform von 594 in Athen; eine neue (größere) Münzmine wäre also damals nicht eingeführt worden. Die kleineren Münzeinheiten (Drachme, Stater usw.) aber, wie auch die Gewichte und Maße insgesamt, hätten eine Verkleinerung erfahren, indem beispielsweise die Drachme von ehedem $^1/_{70}$ Mine oder 6,13 g nunmehr auf $^1/_{100}$ Mine oder 4,29 g herabgesetzt worden wäre. Dem steht der ausdrückliche Bericht des Aristoteles sowohl wie des Androtion entgegen, die beide klar und bestimmt von einer *αὔξησις μέτρων καὶ σταθμῶν* (*καὶ νομίσματος*) durch Solon sprechen[2]). Diesen Gewährsmännern aber in diesem Punkte einen Irrtum zuzuschieben, erscheint deshalb bedenklich, weil ihnen die wertliche und gewichtliche Überlegenheit der äginäischen Drachme über die attische ebenso geläufig sein mußte, wie etwa uns die Unterlegenheit des Frank gegenüber der Mark. Wie also hätten jene von einer Vergrößerung des alten Gewichts durch Solon reden können, wenn sie überzeugt gewesen wären, daß dieses mit dem äginäischen identisch war?

---

1) Vgl. U. KÖHLER, Mitt. Inst. Athen X 1885 S. 151ff. (Herm. XLVII S. 440f.).

2) Vgl. übrigens auch *ἀνεπληρώθη* in der oben (S. 45) zitierten Stelle.

So war also — auch Beloch zieht den Schluß (vgl. S. 347)[1]) — das vorsolonisch-pheidonische Münzgewicht nicht das äginäische; es war kleiner als das solonische; das heißt seine Drachme war kleiner als 4,29, seine Mine kleiner als 429 g. Das Verhältnis von Mine und Drachme aber war 70 : 1? Unmöglich; denn wenn es schon unwahrscheinlich ist, für vorsolonische Zeit an eine 70geteilte äginäische Mine zu denken, um wieviel mehr an eine altattische? Warum? Weil, wenn solche Teilung nun einmal nicht originär sein kann, es ganz und gar nicht ersichtlich wäre, aus welchen handels- und finanzpolitischen Rücksichten bzw. in Anlehnung an welches andere metrische System sie geschaffen sein sollte.

Eben hier liegt die Schwierigkeit der de Sanctis-Belochschen Auffassung. Wenn die vorsolonische 70 Drachmenmine des Aristoteles die inschriftlich bezeugte jüngere äginäisch-attische Kompromißmine nicht sein kann, aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie kleiner gewesen sein muß als diese, dann hat die Annahme, daß vor Solon in Athen eine 70geteilte Mine in Gebrauch gewesen wäre, überhaupt keinen Anhalt. Das Fazit: die angestrebte Lösung des Problems verirrt sich auf diesem Wege in eine Sackgasse. Darum muß ein anderer Weg eingeschlagen werden.

Wie Abschnitt V gezeigt werden wird, gehört die äginäische Münzdrachme von 6,13 g (Rw) bereits einer relativ jüngeren Prägungsphase an; die ältesten äginäischen Silbermünzen bekennen dagegen eine zwar wenig, aber immerhin nicht unmerkbar sich abhebende Drachme von etwa 6,0 bis 6,1 g. — Die attische Maßinschrift (IG II² 1013 = II¹ 476) kündet uns für Athen die Existenz einer Handelsmine (μνᾶ ἐμπορική), die 138 Münzdrachmen (δραχμαὶ Στεφανηφόρου) gewogen hat[2]). Die Inschrift gehört ans Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr., und damals hatte die attische Münzdrachme normal, wie die Römer es bestimmt hatten, 4,35—4,36 g [3]). Demnach berechnet sich die Handelsmine zu (138 · 4,35 bis 4,36 =) rund 600,3—601,7 g, das heißt sie stellt sich recht deutlich auf das Gewicht der ältesten äginäischen Münzen, und darum ist sie selber als ein altes äginäisches oder pheidonisches Gewicht anzusehen. Das hat man gewiß seit langem auch getan,

1) Ich muß aber gestehen, daß seine Darstellung nicht klar ist. Nach der Lektüre von S. 336 hatte ich den Eindruck, daß Beloch äginäisch und vorsolonisch gleichsetzt, bis ich durch S. 347 eines andern belehrt wurde.

2) Vgl. zum folgenden Herm. LI 1916 S. 137. 3) Vgl. unten S. 111f.

und ich hätte Herm. XLVII S. 449ff. keine andere Meinung aufstellen sollen. Allein man ist den Weg doch nicht zum Ende gegangen, oder vielmehr man konnte ihn nicht zum Ende gehen, weil man sich dagegen sperrte, daß die attische Drachme, so wie Solon sie geschaffen, tiefer als zur Römerzeit, auf ca. 4,29 g (Rw) gestanden hat. Solcher Drachmen nämlich gehen 140 auf die Handelsmine (140 · ca. 4,29 = ca. 600,6). 140 aber ist das Doppelte von 70, und wenn also Aristoteles die pheidonisch-vorsolonische Mine zu 70 Drachmen (nämlich solonischen Münzdrachmen) bestimmt, so ist meines Erachtens der Schluß bündig, daß er dieses Gewicht zum halben Wert der äginäischen bzw. der späteren attischen Handelsmine angesetzt hat. Und das hat seinen guten Grund gehabt; denn auch hier gilt, was wir für das Altertum so oft beobachten können[1]), und was ich für den vorliegenden Fall bereits im Hermes (XLVII S. 587) ausgesprochen habe: das pheidonische Gewichtsystem hat auf Ägina (bzw. in der Peloponnes überhaupt?) Gewichte der 'schweren oder großen Einheit', in Athen (bzw. in Nordgriechenland?) dagegen Gewichte der 'leichten oder kleinen Einheit' ausgebildet; mit anderen Worten: die Nominale äginäischen Gewichts haben jeweils die doppelten Beträge der entsprechenden und gleichnamigen attischen Einheiten aufgewiesen, was de facto nicht sowohl einen Unterschied der Norm, denn vielmehr der Form bedeutet. Mit dieser Erkenntnis aber entfallen, soweit Aristoteles in Frage kommt, sofort alle Schwierigkeiten. Die pheidonische Mine hatte in Athen ca. $\left(\frac{600,6}{2} =\right)$ 300,3, die Drachme 3,003 g (Rw). Indem Solon also an ihrer Statt die euböische Mine von 429 g mit der Drachme von 4,29 einführte, steigerte er das alte Gewicht so wie Aristoteles es angibt (4,29 · 70 = 300,3; 4,29 · 100 = 429).

Damit ist der aristotelische Bericht in diesem Punkt erledigt. Aber es bleibt die Frage, wie sich die abweichende Darstellung des Androtion erklärt. Ich versuche folgende Auslegung.

Wie es scheint, ist die attische Drachme am Ende des peloponnesischen Krieges (406—403 v. Chr.), also just in der Zeit, da Hellanikos seine Atthis geschrieben hat[2]), nicht zu 4,29, sondern zum halben Gewicht des persischen Dareikos, d. h. zu $\left(\frac{8,34}{2} =\right)$ 4,17 g (Rw) ausgemünzt worden[3]). 73 solcher Dareikdrachmen wiegen 304,4 g.

1) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 151. WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 632.
2) Nach 407/6. Vgl. JACOBY, RE. VIII S. 109. 3) Vgl. Abschn. VIII 2 S. 91 ff.

Dieser Wert entspricht ziemlich genau dem Gewicht der äginäischen Münze (Drachme = 6,13, 50 Drachmen oder 1 *ἡμίμναιον* = 306,5 g (Rw), und so dürfen wir vielleicht folgern, daß Hellanikos die alte Ratio zwischen vorsolonischem bzw. pheidonischem und solonischem Gewicht nach dem zu seiner Zeit geltenden Gewichtsverhältnis zwischen attischem und äginäischem Gewicht umgerechnt hat. Darin ist ihm Androtion dann gefolgt; wenn auch zu Unrecht, da seit 403 wieder der solonische Fuß in Athen eingeführt war.

Weiter. Nachdem Aristoteles über (die *μέτρα* und) das *νόμισμα* gesprochen hat, geht er zum Gewicht über: *ἐποίησε δὲ καὶ σταθμὰ*[1]) *πρὸς τὸ νόμισμα τρεῖς καὶ ἑξήκοντα μνᾶς τὸ τάλαντον ἀγούσας*. Das heißt, auch das Gewicht wurde von Solon in ein festes Verhältnis zur Münze bzw. zum Gewicht der Münze gesetzt. Allerdings wird es bei der mitgeteilten Bestimmung zunächst nicht deutlich, ob die Münznominale leichter waren als die entsprechenden Gewichtseinheiten oder umgekehrt, d. h. ob wir zu lesen haben 63 Gewichtsminen hielten 1 Münztalent oder umgekehrt auf 63 Münzminen kam 1 Gewichtstalent. Daß aber die letztere Auslegung richtig ist, lehrt der Schlußsatz der Stelle: *ἐπιδιενεμήθησαν αἱ τρεῖς μναῖ τῷ στατῆρι καὶ τοῖς ἄλλοις σταθμοῖς*. Denn aus ihm ergibt sich allerdings klar, daß es die Gewichtseinheiten waren, die im Verhältnis zur Münze gesteigert wurden. Ergo wog die Gewichtsdrachme $^{63}/_{60}$ oder $^{1}/_{20}$ der Münzdrachme, das ist $\left(\frac{4{,}29 \cdot 21}{20} =\right)$ ca. 4,505 g, was für die Mine ca. 450,5 g ergibt. Dies ist plausibel; denn dieses Gewicht entsprach offenbar genau dem Wassergewicht der etwa 0,453 l messenden Doppelkotyle; und wie diese denn nichts anderes war als das altägyptische Hin bzw. das hebräische Log[2]), so war die Gewichtsdrachme offenbar von Solon auf die Hälfte der ägyptischen Kite (ca. 9,06) ausgebracht worden. — Die folgende Tabelle stellt die beiden Gewichtssorten untereinander, die Münze voran, das Verkehrsgewicht darunter.

	Rechnungswert	defixiert
Talent.	ca. 25,74 kg	25,56—25,92 kg
Mine ($^{1}/_{60}$ Talent) . . .	„ 429 g	426— 432 g
Drachme ($^{1}/_{100}$ Mine) . .	„ 4,29 „	4,26— 4,32 „

1) B. KEIL (Die Sol. Verf. in Aristot. Verfassungsgesch. Athens, Berlin 1892 S. 165) schreibt *τὰ σταθμά*. Wiewohl das größere Klarheit gibt, halte ich es mit H. LIPSIUS (briefl. Mitteil. v. 25. 5. 16) nicht für nötig.

2) Vgl. unten S. 60.

	Rechnungswert	defixiert
Talent	ca. 27,03 kg	26,8—27,21 kg
Mine ($^1/_{60}$ Talent)	„ 450 g	447—453,5 g
Drachme ($^1/_{100}$ Mine) .	„ 4,505 „	4,47— 4,53 „

Lange kann das höhere Verkehrsgewicht übrigens in Athen nicht existiert haben; denn da von den vier im 6. Jahrhundert fabrizierten Gewichtstücken, die Pernice in seinen Griechischen Gewichten verzeichnet[1]), nur zwei auf die Mine von 450, die beiden anderen auf die Norm von 429 g führen, so ist es offenbar, daß die Reduktion des Verkehrsgewichts auf die Münznorm noch im Laufe dieses Jahrhunderts erfolgt sein muß.

Anhangsweise gebe ich das X. Kapitel der *πολιτεία Ἀθηναίων* in Verbindung mit einer erklärenden Übersetzung.

. . . .*(Σόλων) πρὸ τῆς νομοθεσίας ποιήσας τὴν τῶν χρεῶν ἀποκοπὴν καὶ μετὰ ταῦτα τήν τε τῶν μέτρων καὶ σταθμῶν καὶ τὴν τοῦ νομίσματος αὔξησιν. ἐπ' ἐκείνου γὰρ ἐγένετο καὶ τὰ μέτρα μείζω τῶν Φειδωνείων καὶ ἡ μνᾶ πρότερον ἔχουσα σταθμὸν ἑβδομήκοντα δραχμὰς ἀνεπληρώθη ταῖς ἑκατόν. ἦν δ' ὁ ἀρχαῖος χαρακτὴρ δίδραχμον. ἐποίησε δὲ καὶ σταθμὰ πρὸς τὸ νόμισμα τρεῖς καὶ ἑξήκοντα μνᾶς τὸ τάλαντον ἀγούσας καὶ ἐπιδιενεμήθησαν αἱ τρεῖς μναῖ τῷ στατῆρι καὶ τοῖς ἄλλοις σταθμοῖς.* Zu Deutsch: . . . Vor seiner Gesetzgebung vollzog Solon die Schuldentilgung und darauf die Vergrößerung der Maße und Gewichte wie der Münze. Unter ihm nämlich wurden [a] die Maße gegen die früher in Athen geltenden pheidonischen größer, und [b] die (Münz-)Mine (beispielsweise), die vorher im Gewicht (100 pheidonische =) 70 solonische Drachmen hatte, wurde auf 100 solonische Drachmen gesteigert. Das alte Hauptmünznominal war das Didrachmon. Solon schuf aber auch [c] (Verkehrs-)Gewichte nach einem festen Verhältnis zur Münze (d. h. zum Münzgewicht): 63 (Münz-)Minen hoben 1 (Gewichts-) Talent. (Letzteres war also gegen das Münztalent um 3 Minen [$^3/_{60}$ oder $^1/_{20}$] gesteigert.) Und die 3 Minen (der Steigerungsquote) wurden prozentualiter auch den anderen Gewichtsnominalen zugeschlagen, d. h. die Doppelmine, *στατήρ* genannt, wog 210 statt 200 (die Mine 105 statt 100 Drachmen) des Münzgewichts usw.

---

1) Vgl. unten S. 52.

III. Die Norm des euböisch-attischen (Münz-) Gewichts.

1. Die attische Mine bzw. Drachme pflegte man bisher ziemlich allgemein zu 436,6 bzw. 4,366 g anzusetzen. Dafür berief man sich in erster Linie auf Polybios (XXI 45, 19 Hultsch)[1], nach dem für die von Antiochos dem Großen von Syrien 190 v. Chr. in attischem Silber zu zahlende Kriegsentschädigung bestimmt wurde, das attische Talent (60 Minen) solle nicht weniger als 80 römische Pfund wiegen, was für Mine und Pfund ein Verhältnis wie 4 : 3 ergibt. Indem man also das Pfund zu dem bisher kanonische Geltung beanspruchenden Werte von 327,45 ansetzte, berechnete man die Mine zu $\left(\frac{327{,}45 \cdot 4}{3} =\right)$ 436,66 g[2]).

Die Nachricht des Polybios ist, da sie einem amtlichen Friedensinstrument entstammt, als urkundlich zu betrachten. Also ist es sicher, daß mit dem Hinübergreifen der Römer nach dem Osten die attische Mine zu $^4/_3$ römischem Pfund gerechnet wurde. Allerdings ist der moderne Pfundwert vielleicht etwas zu hoch angesetzt. Denn soweit ich sehe, hat das römische Pfund im Mittel etwa bei 326,5—327 g gestanden[3]), so daß sich die Mine dementsprechend zu $\left(\frac{326{,}5 \text{ bis } 327 \cdot 4}{3} =\right)$ 435,3—436 g berechnet.

So war es in der Römerzeit. Und vorher? Nach der herrschenden Meinung hätte bereits Solon seine Drachme zu normal 4,36 g ausgebracht. Dieser Ansatz wäre dann plausibel, wenn es richtig wäre, daß man die Münznormen nicht an Hand der am stärksten belegten Gewichtstufen, sondern, nach Maßgabe des Höchstgewichts der Münzeffektiva zu berechnen hätte (was wir Abschn. 1 [S. 27ff.] als unzulässig erkannt haben), oder wenn die Gewichtstufe durch Präzisionsgewichte genügend beglaubigt wäre, was nicht der Fall ist. — Ich lege folgenden monumentalen Befund vor.

Die am Schlusse dieser Abhandlungen beigegebene Tabelle Vb bietet in extenso einen Überblick über die archaischen, das heißt (von ca. 560) bis 480 v. Chr. geprägten Silbertetradrachmen Athens aus vier Sammlungen, nämlich dem Berliner Münzkabinett, dem Brit.

---

1) *ἀργυρίου δότω Ἀντίοχος Ἀττικοῦ ἀρίστου τάλαντα μύρια δισχίλια κτἑ., μὴ ἔλαττον δὲ ἑλκέτω τὸ τάλαντον λιτρῶν Ῥωμαϊκῶν ὀγδοήκοντα.* Vgl. LIVIUS XXXVIII 38, 13.

2) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 208.

3) Vgl. unten S. 82, 4.

Museum, dem archäol. Museum zu Athen und der Sammlung Warren. Ein Blick in diese Tafel lehrt, daß die Effektiva der alten attischen Stateren sich vorwiegend in einer Gewichtsgrenze von etwa 16,9 bis 17,3 g, das ist von 4,22 bis 4,32 g für die Drachme halten. — Die Frage, ob bereits Solon geprägt hat, erscheint noch immer nicht endgültig entschieden[1]). Immerhin widersprechen die ihm von den Numismatikern zugeschriebenen 'Wappenmünzen', wie Tabelle Va lehrt, den Aussagen der erwähnten Silbertetradrachmen (Tab. Vb) nicht.

Kaum anders die Gewichtsmonumente. Pernice (Griech. Gew. S. 81 f.) beschreibt vier archaische Gewichtstücke aus Athen. Die meiste Autorität unter ihnen hat das Bronzegewicht Nr. 1, das angesichts seiner Inschriften *ἥμισυ ἱερόν* und *δημόσιον Ἀθηναίων* als gut adjustiert angesehen werden muß. Es wiegt bei 'nahezu tadelloser Erhaltung' 426,63 g, stellt sich also als ein halber Gewichtstater oder eine ganze (leichte) Mine dar und führt auf eine Drachme von 4,266 g. Diesem Stück tritt zur Seite Nr. 4, ein ebenfalls 'tadellos erhaltenes' Bronzegewicht ohne Aufschrift. Vor seiner Reinigung wog es 71,42 g. Seiner Ansetzung als $^1/_{12}$ Stater bzw. $^1/_6$ Mine dürfte nichts im Wege stehen, so daß die (leichte) Mine sich nach ihm zu 428,52, die Drachme zu 4,285 g berechnet. — Die beiden anderen Stücke weisen ein wesentlich höheres Gewicht auf. Nr. 2, gemäß Aufschrift ein *δεκαστάτηρον* (Bronze), ist zwar auf der Oberfläche vielfach zersprungen und bestoßen, hat aber (nach Pernice) gleichwohl nicht so große Schäden genommen, daß sein heutiges Gewicht dem ursprünglichen nicht annähernd entsprechen müßte. Es wiegt 177,52 g, ergibt also ein Tetradrachmon von 17,75, eine Drachme von 4,438 und eine Mine von 443,8 g. Gegen Nr. 1 differiert seine Norm um etwa 4 %. Fast die gleiche Schwere (178,61 g) weist Nr. 3, ein vielfach bestoßenes und an der Oberfläche etwas zersetztes Bleistück (mit archaischem Hermeskopf) auf. Auch dieses Gewicht hat nach Pernice eigentliche Defekte nicht erlitten und läßt daher das Tetradrachmon zu 17,86, die Drachme zu 4,465 und die Mine zu 446,5 g ansetzen. Dies der monumentale Münz- und Gewichtsbefund nach dem archaischen Material[2]).

1) Vgl. BELOCH Griech. Gesch. ²I 2 S. 345.

2) Jüngeres Material heranzuziehen verzichte ich, da mit den Massen der Verkehrsgewichte nichts anzufangen ist. Immerhin sei so viel bemerkt, daß Stücke, die für eine Mine von ca. 420—435 g zeugen, in großer Zahl vorhanden sind.

Weiter. Herodot (III 89) gleicht bei der Behandlung der persischen Steuerliste König Dareios' I. nach den Handschriften ein babylonisch-persisches Talent (das ist 60 bab.-pers. Minen) mit 70 euböisch-attischen Minen[1]). Die babylonisch-persische Mine hat, wie oben (S. 25 ff.) festgestellt ist, 496,2 bis 504,6 (Rw 500,5) g. Demnach ergibt die Ausrechnung $\left(\frac{496,2 \text{ bis } 504,6 \text{ bzw. } 500,5 \cdot 6}{7}\right)$ für die euböisch-attische Mine 425,3 bis 432,5 bzw. 429 g (Rw), d. h. Beträge, die in jeder Beziehung dem monumentalen Befund Genüge tun. Somit ist alles in bester Ordnung, und 'die Behauptung (Herodots) *τὸ Βαβυλώνιον τάλαντον δύναται Εὐβοΐδας ἑβδομήκοντα μνέας*' ist nicht nur 'ziemlich genau', wie Weißbach meint, sondern geradezu hervorragend genau; mit einem Worte, man muß Weißbach Dank wissen, daß er den Vater der Geschichte von einer Verschlimmbesserung befreit hat, die, durch den Namen Mommsen verklärt, sich bereits seit einem halben Jahrhundert allgemeinster Anerkennung erfreut hatte.

Übrigens war Weißbach nicht der erste, der den Fingerzeig gegeben hat, daß die euböisch-attische Mine von der modernen Forschung vermutlich zu hoch angesetzt werde; denn schon 1890 hatte Dörpfeld von dem attischen System ein Bild entworfen, in dem der Mine 426 g gegeben wurden[2]). Freilich scheint der Forscher diese Bestimmung nachträglich wieder aufgegeben und auf 432 g, den Ansatz Nissens, erhöht zu haben[3]).

Auf der Insel Thera sind mehrere Gewichtstücke gefunden worden, die Hiller v. Gaertringen, Hermes XXXVI 1901 S. 113f., vorgelegt hat. Lehmann-Haupt (ebd. S. 115ff.) hat sie im komparativ metrologischen Sinne zu verwerten versucht.

Voran steht eine Reihe von 'ältesten Gewichten'[4]) oder ein Gewichtsatz, der zum erstenmal 1874 durch Mamet (De insula Thera

1) *τὸ Βαβυλώνιον τάλαντον δύναται Εὐβοΐδας ἑβδομήκοντα μνέας.* MOMMSEN (G. d. r. M. S. 23ff.) konjizierte nach dem Vorgange des alten Reiz (Ausgabe von 1778) *ὀκτὼ καὶ ἑβδομήκοντα.* Der allgemeinen Anerkennung, die diese Änderung im verflossenen Halbjahrhundert gefunden hatte, zum Trotz rettete F. H. WEISSBACH die echte Überlieferung in zwei Aufsätzen (ZDMG. LXV 1911 S. 666ff. und Philologus LXXI 1912 S. 472ff.) gegen den Widerspruch LEHMANN-HAUPTS (ZDMG. LXIII S. 720; LXVI S. 626ff.; Klio X S. 247; XII 240ff.). Vgl. unten Abschn. IX S. 114ff.

2) Vgl. Mitt. Inst. Athen XV S. 174.

3) Vgl. WEISSBACH, Philologus LXXI S. 484.

4) Vgl. v. HILLER, Thera II 1904 Index s. Gewichte.

p. 27 s.) bekannt gemacht und folgendermaßen beschrieben ist: *lapides basaltae plerique rudes informesque, quales fiunt, quum diu fluctibus attriti sunt, neque ulli usui apti videbantur — his ponderatis constitit ita congruere pondera, ut eos librae fuisse adhibitos non dubium sit; ea enim sunt grammatibus expressa:* 105. 139. 175. 212. 320. 425. 535. 840. 956. 1167. 1288, *quae ad hos numeros redigi possunt* 1. $^4/_3$. $^5/_3$. 2. 3. 4. 5. 8. 9. 11. 12. Dazu meint v. Hiller, Thera II S. 41: 'Eine sichere Gleichung mit den bekannten auf Babylon zurückgehenden Gewichtssystemen ist auch einem Kenner wie C. F. Lehmann nicht gelungen. Das Achterstück zu 840 g würde der um $^1/_{36}$ erhöhten schweren Goldmine entsprechen; der Betrag des Zwölfers ist höher als alle erhöhten Minen in Lehmanns Tabelle[1]). Wir wollen also diese Frage auf sich beruhen lassen, zumal es sehr fraglich erscheint, ob wir überhaupt die Berechtigung haben, an bekannte Gewichtssysteme zu denken.' Das glaube ich allerdings. v. Hiller war metrologisch nicht gut beraten; denn die Frage löst sich sehr leicht. Das Stück von 425 g ist die attische Mine, die wir zu 426—432 (Rw 429) g bestimmt haben[2]); und je nachdem man die Mine, die Drachme ($^1/_{100}$ Mine) oder den Stater (2 Minen) als Einheit nimmt, erhält man folgende Skalen:

Effektivgewichte nach Mamet in Gramm	Verhältnis zur Einheit nach			Berechnetes Gewicht bei Voraussetzung einer Mine von	
	Drachme	Mine	Stater	429 g	420 g
105	25	$^1/_4$	$^1/_8$	108,25	105
139	$33^1/_3$	$^1/_3$	$^1/_6$	143	140
175	40	$^2/_5$	$^1/_5$	171,6	168
212	50	$^1/_2$	$^1/_4$	214,5	210
320	75	$^3/_4$	$^3/_8$	321,75	315
425	100	1	$^1/_2$	429	420
535	125	$1^1/_4$	$^5/_8$	536,25	525
840	200	2	1	858	840
956	225	$2^1/_4$	$1^1/_8$	965,25	945
1167	275	$2^3/_4$	$1^3/_8$	1183,75	1155
1288	300	3	$1^1/_2$	1287	1260

1) Vgl. HERMES XXXVI vor S. 113.

2) Da die theräischen Gewichte *quasi fluctibus attriti* sind, so werden sie wohl durchweg etwas an Gewicht verloren haben.



Ein Zweifel ist ausgeschlossen: das ist das euböisch-attische Gewicht[1]).

Ein von Hiller v. Gaertringen selbst gefundenes Gewichtstück 'von der Form eines Laibes Brot' war beschädigt; doch 'ließ die regelmäßige Form eine ziemlich genaue Ergänzung zu, die von Landmesser P. Wilski auf zwei Methoden, durch Gips und Wachs, mit Hilfe des griechischen Regierungscommissars Grimanis und unter Assistenz von Robert Zahn ausgeführt wurde. Unter Berücksichtigung der betreffenden specifischen Gewichte konnte bei beiden Versuchen als Mittel festgestellt werden $\frac{5,593 + 5,597}{2} = 5,595$ ὀκάδες. Da eine griechische Oka = 1280 g[2]), so ergibt sich als ursprüngliches Gewicht 7,168 kg'[2]).

Das Stück trägt die Inschrift

HM[illegible]
[illegible]HROM⁝HENATC[illegible]

v. Hiller ergänzt sie ἡμ[ιστα/τ]ῆρος ⁝ hέvατο[ν] oder, 'was aber schlechter griechisch wäre', ἡμ[ὶ στα/τ]ῆρος ⁝ hέvατο[ν], 'ich bin das Neuntel eines Staters'. Wäre diese Deutung richtig, so wäre das Stück $^1/_9$ oder $^1/_{18}$ eines Staters, und dieser hätte (7,168 · 9 bzw. 18 =) 64,512 oder 129,024 kg. Damit ist nichts anzufangen[3]). Darum lese ich lieber

1) Merkwürdig ist, daß die Stücke ohne Aufschrift sind. Hatten sie ihre bestimmten Aufbewahrungsstellen (etwa passende Löcher im Boden), wo die betr. Bezeichnungen angebracht waren?

2) Dies ist die gewöhnliche Schätzung der Oka, die auch für Thera und die vorliegende Wägung gilt. Daneben gibt's die Schätzung zu 1282 g und (bei den Apothekern) zu 1285 g. Vgl. v. HILLER, Herm. XXXVI S. 113 Anm. 1.

3) Ein solches Stück wäre ein (recht schweres) Talent. Gibt's aber Belege dafür, daß das Talent auch Stater genannt worden ist? — Nach LEHMANN-HAUPT, Hermes XXXVI S. 125 bezeugt das Gewichtstück eine schwere babylonische Gewichtsmine erhöhter Norm, Form B, deren Grenzwerte 1023,3—1026,8 g betragen. Das wäre so: Hiller v. Gaertringen hatte (Herm. S. 114) auch auf ein stark zerstörtes und nicht gewogenes Gewichtstück (aus Akrotiri) mit der Aufschrift AT⅂ƎH hingewiesen und dazu bemerkt: 'die 7 geht in der üblichen Minenzahl des Talentes, in 60, nicht auf; wohl aber in 63. Nun ist $7 = {}^{63}/_9$ und ${}^{63}/_9 = 7$, d. h. beide Steine wiegen 7 Minen eines Talents von 63 Minen. Der neugefundene Stein von Thera würde eine Mine von $\frac{7168}{7} = 1024$ g ergeben'. Daran knüpft Lehmann-Haupt an. Die 'Form der schweren Gewichtsmine', meint er (S. 125), 'stellt mit erwünschter Genauigkeit das Gewicht Thera Nr. 1, mit v. Hiller als Siebenminenstück gefaßt, dar, $\frac{7168}{7} = 1024$ g. Daß so die Existenz dieser Norm einen weiteren Beleg erfährt, ist das erste der bedeutsamen Ergebnisse, die v. Hillers Gewichte der Metrologie zuführen'.

ἡμ[ιστα/τ]ῆρος ⁝ hενάτο(υ) (scil. σταθμός), das ist 'Gewicht des neunten Halbstaters' = $8^1/_2$ Stateren[1]). Dann erhält man für den Stater (ca. 7, 168 : 8,5 =) ca. 843,3 g[2]). Das ist die Doppelmine, die auch in Athen Stater genannt wurde[3]).

Ein weiteres Gewichtstück, eine rote Lavakugel, trägt die Aufschrift TPHCMN, das ist τρῆς μν(αῖ). 'Das Gewicht des in ein leichtes Taschentuch eingewickelten Steines hat unser Aufseher Angelis Kosmopulos mit der primitiven ihm verfügbaren Wage auf genau $2^1/_2$ Oka festgestellt, d. h. 1,280 × 2,5 = 3,2 kg'. Daraus errechnet man eine Einheit (Mine) von ca. 1,066 kg, die annähernd $1^1/_4$ Stater bzw. $2^1/_2$ Minen attischer Norm entspricht (858 · 1,25 = 1072,5). Es handelt sich also offenbar um eine theräische Sondermine von etwa $2^1/_2$ Verkehrsminen. Dabei erinnere man sich an die athenische Marktmine von $1^1/_2$ Verkehrsmine[4]).

IV. Das attische Hohlmaßsystem.

Hätte Solon ein allseitig geschlossenes metrisches System schaffen wollen, so hätte er vielleicht am einfachsten daran getan, zur Grundlage des Hohlmaßes den Kubikfuß von ca. 2,95 dm³ oder ca. 25,75 l, das Wasseräquivalent des Talents, zu machen. Das hat er aber nicht getan.

M. Dumont hat Rev. archéol. XVI 1867 p. 292 und (mit ausführlicherem Kommentar und Abbildung) ebd. XXIV 1872 p. 297 ein zwei Stempel (athenischen behelmten Pallaskopf sowie Eule mit Olivenkranz und Legende ΑΘΗ), außerdem die Inschrift ΔΗ[Μ]Ο-Σ[ΙΟ]Ν tragendes Maßgefäß veröffentlicht, dessen Hohlraum eine lichte Höhe von 10,8, einen ebensolchen Durchmesser von 10,3 cm und ein Volumen von 0,906 l aufweist. Das eigentliche Maßvolumen war wohl etwas geringer; denn Dumont sagt: *à l'intérieur du cylindre,*

1) Vgl. die Inschrift von Olbia unten S. 106, auch Pollux IX 64: τρίτον ἡμίδραχμον αἱ δύο ἥμισυ δραχμαί. Wie v. Hiller mir nachträglich mitteilt, ist er mit meiner Lesung einverstanden.

2) Das Stück trägt auf seiner Rückseite die Zahl |Ꮯ = 16 aus späterer Zeit. Die Division 7168:16 ergibt 448 g, ein Betrag, der mit den beiden höher stehenden Gewichten Pernice 2 und 3 übereinkommt und dem Wassergewicht der Doppelkotyle (ca. 0,453 l) entspricht, deren Duplum auch für Thera nachweisbar ist. Vgl. oben S. 52, unten S. 58. 139f.

3) Vgl. oben S. 16f.

4) Vgl. oben S. 39.



près du bord, on distingue les traces d'une ligne très fine qui devait indiquer la hauteur où il fallait s'arrêter pour le jaugeage. Das ist eine recht ungenaue Angabe[1]), aber es ist kaum zweifelhaft, daß der Strich ziemlich hart unterhalb des Randes gelegen hat, da bei größerem Abstand Dumont doch wohl neben der eigentlichen Randhöhe des Gefäßes auch die Höhe dieses Striches angegeben haben würde. Jedenfalls faßte das Maß in dem Gefäß etwas weniger als 0,906 l.

In dem, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach aus den letzten Jahren des 2. Jahrh. v. Chr. stammenden athenischen Psephisma über Maß und Gewicht, das uns IG II² 1013 (= II¹ 476) erhalten ist, wird für das Hohlmaß die Bestimmung gegeben, gewisse Trockenfrüchte *πωλεῖν μέτρῳ χωροῦντι ἀποψηστὰ στηρὰ ἡμιχοινίκια τρία, πωλοῦντας τῇ χοίνικι ταύτῃ κορυστῇ ἐχούσῃ τὸ μὲν βάθος δακτύλων πέντε, τὸ δὲ πλάτος τοῦ χείλους δακτύλου.* Über das *χεῖλος* soll hier nicht gesprochen werden[2]); ohne es hat die *χοῖνιξ* der Trockenfrüchte eine Tiefe von 5 Zoll. Der Zoll (*δάκτυλος*), der sich aus dem von Dörpfeld an den athenischen Bauten beobachteten Fuß von 32,8—33,0 cm errechnet[3]), mißt (als $^1/_{16}$ Fuß)[4]) 2,05—2,06(25) cm; und 5 Zoll betragen demnach 10,25—10,31(25) cm. Das ist genau der Durchmesser des Dumontschen Gefäßes, dessen Höhe mithin etwa 5¼ Zoll = 10,76—10,83 cm zu betragen scheint. Von dieser Höhe ist der schmale Rand oberhalb des Striches abzuziehen. Setzen wir ihn zu $^1/_{20}$ Zoll, so hatte das eigentliche Maß eine Höhe von $5^1/_5$ Zoll = 10,7(12) cm und dementsprechend ein theoretisches Volumen von 0,893 l gegenüber den 0,906 l, die das Gefäß bei Füllung bis zum obersten Rande faßt. Selbstverständlich macht diese Rechnung keinen Anspruch auf Genauigkeit; um so weniger, als das Dumontsche Gefäß — ganz abgesehen davon, daß seine Ausmessung durch den Herausgeber nicht absolut genau ist — keine Spur eines Eichvermerks trägt, mithin auch keine Gewähr für richtige Wiedergabe der Norm bietet. Wie groß aber für diese die Schwankungen sein können, erkennt man, wenn man den attischen Fuß ein-

1) Leider verbietet der Krieg eine Nachprüfung des in Athen befindlichen Gefäßes.

2) Vgl. Hermes LI S. 132. Dörpfeld hat mich wissen lassen, daß er meiner dort vorgetragenen Auffassung nicht zustimmen könne. Die Frage kann nur auf Grund monumentalen Materials entschieden werden.

3) DÖRPFELD, Mitt. Inst. Athen XV 1890 S. 167ff. Vgl. NISSEN, Metrologie² b. J. Müller, Handb. I² S. 876ff.

4) Vgl. Metrol. script. Index s. *πούς*

mal um 2 mm höher zu 33,2 cm, den Zoll also zu 2,075 nimmt. Denn dann stellen sich die Ausmaße des Maßzylinders zu (5 Zoll =) 10,375 cm im Durchmesser und zu ($5^1/_5$ Zoll =) 10,79 cm in der Höhe, und dem entspricht dann ein Volumen von 0,912 l. Übrigens ist es natürlich auch ungewiß, ob die Höhe des Maßes richtig zu $5^1/_5$ Zoll angenommen ist, da bei der möglichen Ungenauigkeit des Dumontschen Gefäßes sehr wohl auch $5^1/_4$ oder irgendein anderer Bruch beabsichtigt sein kann. Immerhin können wir den Normspielraum der betreffenden attischen Maßeinheit an Hand des Dumontschen Gefäßes versuchsweise wenigstens auf 0,88—0,92 l, bei einem (später zu begründenden) Rechnungswert von 0,906 l annehmen.

Dieses Dumontsche Maß nun ist eine Choinix, wie sich daraus ergibt, daß es in seiner Höhe so nahe mit der im Maßgesetz beschriebenen Trockenfruchtchoinix übereinkommt; und es ist die *χοῖνιξ κατ' ἐξοχήν*, d. h. die *χοῖνιξ σιτηρά*, wie sich aus der klaren Proportionalität der Ausmaße (Durchmesser: Höhe = 5 : $5^1/_5$) ergibt[1]).

Die Einteilung des attischen Hohlmaßes folgte nach allem, was wir darüber wissen[2]), der Duodezimalreihe. Die Choinix zerfiel in 4 *κοτύλαι* oder *τρυβλία* von 0,2265 (Rw) bzw. in 2 *δικότυλα*, die später, an Hand des römischen *sextarius*, *ξέσται* genannt wurden[3]). Kleinere Maße waren das *ὀξύβαφον* von $^1/_4$ *κοτύλη* oder 0,0566, der *κύαθος* von $^1/_6$ *κοτύλη* oder 0,0377 l und andere. — Das Großmaß für Trockenes war der *μέδιμνος*. Er zerfiel in 6 *ἑκτεῖς* bzw. 12 *ἡμίεκτα*, der *ἑκτεύς* wieder in 8 Choiniken[4]). Ergo hatte der Hekteus (0,906 · 8 =) 7,248, der Medim-

1) Die Trockenfruchtchoinix faßte $1^1/_2$ Getreidechoinix oder (0,906 . $1^1/_2$ =) 1,359 l. Da sie in der Höhe der letzteren gleich war, so war sie selbst offenbar weniger hoch als breit.

2) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 101 ff.

3) Vgl. GALEN, K. XIII 435 (= Metrol. script. I p. 211, 3): *παρὰ μὲν τοῖς Ἀθηναίοις οὔτε τὸ μέτρον ἦν οὔτε τοὔνομα τοῦτο. νυνὶ δὲ ἀφ' οὗ Ῥωμαῖοι κρατοῦσι, τὸ μὲν ὄνομα τοῦ ξέστου παρὰ πᾶσίν ἐστι τοῖς Ἑλληνικῇ διαλέκτῳ χρωμένοις ἔθνεσιν, αὐτὸ δὲ τὸ μέτρον οὐκ ἴσον τῷ Ῥωμαϊκῷ· χρῶνται γὰρ ἄλλος ἄλλῳ ξεστιαίῳ μέτρῳ.* — Etym. m. (= Metrol. script. I p. 350, 16): *ξέστης· Ῥωμαϊκόν ἐστι τὸ ὄνομα· τὸν γὰρ παρ' ἡμῖν ἓξ ἀριθμὸν αὐτοὶ λέγουσι σέξ. Καὶ μέτρου τινὸς παρ' αὐτοῖς τὸ ἕκτον λέγεται σέξτον· διὰ δὲ εὐφωνίαν τὸ σέξτης λέγεται ξέστης κατὰ μετάθεσιν τῶν στοιχείων* (Oros aus Philoxenos).

4) Aristophanes (Frag. com. MEINEKE II 2 p. 1198) spricht von einem *ἑκτεύς* von 6 Choiniken (*ἑκτεὺς δέ ἐστιν* [*τί ἐστιν*; NAUCK] *ἑξαχοίνικον μέτρον*). Was es darum ist, läßt sich aus dem einen Vers nicht ersehen. Möglicherweise handelt es sich um einen durch Bezugnahme auf auswärtiges Maß oder anderswie sich lösenden Scherz. (Vgl. auch HULTSCH, Metrologie² S. 500f.)



nos (7,248 · 6 =) 43,488 l. — Diese Trockenmaße dienten nur zur Körner- (Getreide-) Vermessung; daher die obige Inschrift von der *σιτηρὰ χοῖνιξ* und vom *μέδιμνος σιτηρός* spricht. Neben ihnen gab es besondere Maße für die Vermessung trockener Früchte und wieder andere für frische Früchte. Für erstere nennt die Inschrift das schon erwähnte Maß von $1^1/_2$ Getreidechoinix, für letztere eine *χοῖνιξ* von 3 Getreidechoiniken.

Die Flüssigkeitsmaße hatten als Grundeinheit statt der Choinix den *χοῦς*. Der normale *χοῦς* wird von den alten Metrologen übereinstimmend als *ἑξάξεστον μέτρον* bezeichnet[1]), faßte also (0,453 · 6 =) 2,718 l. Über das Großmaß, den *μετρητής*, auch *ἀμφορεύς* oder *κάδος* genannt, fehlt uns leider noch eine unbedingt zuverlässige Überlieferung. Man pflegte ihn bisher zu 12 Choën anzusetzen und berief sich dafür vor allem auf das lateinische Carmen de ponderibus. Allein dessen Zuverlässigkeit für die ältere Zeit ist, wie gesagt, in diesem wie in anderem Falle fraglich[2]). Ein noch unpublizierter metrologischer Text (Cod. Reg. Suec. 172), dessen erste Bekanntschaft ich Pernice verdanke, gibt die Bestimmung des attischen Amphoreus zu 60 römischen Pfund (*λίτραι*) und zu 48 Sextaren, das ist 8 Choën[3]). Der erstgenannte Ansatz ergibt ein effektives Gewicht von (60 · ca. 326,5 =) ca. 19,6 kg, und da er auf Ölfüllung des Maßes zu beziehen ist[4]), so führt er auf ein Volumen von 21,77 l[5]), was genau 8 attische Choën sind (8 · 2,718 = 21,744). — Übrigens unterschied man im ptolemäischen Ägypten anfänglich wohl einen Weinmetretes von 8 und einen Ölmetretes von 12 (attischen) Choën[6]). Diese Unterscheidung darf man für Athen, wenigstens für das jüngere Athen, wohl kaum machen, da das Maßgesetz ausdrücklich vorschreibt *μετρεῖν πάντα τὰ ὑγρὰ τῷ αὐτῷ μέτρῳ*. — Im ganzen ergibt sich für die attischen Hohlmaße folgende Übersicht:

1) Vgl. Metrol. script. Index. Über einige abweichende Definitionen epichorischer Geltung vgl. unten S. 134ff.

2) Vgl. unten S. 62.

3) *περὶ ξέστου· ὁ ξέστης ἔχει λίτραν ᾱ οὐγγίας γ̄. — περὶ κοτύλης Ἀττικῆς· ἡ κοτύλη ἡ Ἀττικὴ ἔχει οὐγγίας ξ̄L′. — περὶ ἀμφορέως· ὁ ἀμφορεὺς ἔχει λίτρας ξ̄.* Vgl. unten Abschn. X B und XI.

4) Vgl. unten S. 128ff.

5) 19,6 kg Wasser ergeben (bei + 4° C) ein Volumen von 19,6 l. Öl wird von den Alten um $^1/_9$ leichter gerechnet; ergo $\frac{19,6 \cdot 10}{9} = 21,77$.

6) Vgl. unten S. 133.

Trocken- (Getreide-) Maße:

	Rechnungswert		defixiert			
μέδιμνος σιτηρός	43,488	l	42,24—44,16	l	1	
ἡμιμέδιμνον	21,744	„	21,12—22,08	„	2	
ἑκτεύς	7,248	„	7,04— 7,36	„	6	
ἡμίεκτον	3,624	„	3,52— 3,68	„	12	
χοῖνιξ	0,906	„	0,88— 0,92	„	48	1
δικότυλον (ξέστης)	0,453	„	0,44— 0,46	„	96	2
κοτύλη s. τρυβλίον	0,2265	„	0,22— 0,23	„	192	4
ἡμικοτύλιον	0,1133	„	0,11— 0,115	„	384	8

Flüssigkeitsmaße:

	Rechnungswert		defixiert			
μετρητής s. ἀμφορεύς s. κάδος	21,744	l	21,12 —22,08	l	1	
ἡμιαμφόριον	10,872	„	10,56 —11,04	„	2	
χοῦς	2,718	„	2,64 — 2,76	„	8	1
δικότυλον (ξέστης)	0,453	„	0,44 — 0,46	„	48	6
κοτύλη s. τρυβλίον	0,2265	„	0,22 — 0,23	„	96	12
ἡμικοτύλιον	0,1133	„	0,11 — 0,115	„	192	24
ὀξύβαφον	0,0566	„	0,055— 0,058	„	384	48
κύαθος	0,0377	„	0,036— 0,038	„	576	72

Die Herkunft dieses Maßsystems liegt klar zutage. Solon rezipierte ein Maß von alter Geschichte, weiter Verbreitung und glänzender Zukunft: das altägyptische Hin von 0,453 l, das Log der Juden und Phönizier[1]). Durch seine Verdoppelung erhielt er die Choinix, durch seine Vierteilung die Kotyle.

Die im Vorstehenden vorgetragene Darstellung und Normbestimmung des attischen Hohlmaßes weicht von der herrschenden, 'bisher in allem Wesentlichen einheitlichen Anschauung der Metrologen' ab. Das macht es mir nunmehr zur Aufgabe, mich mit der alten Auffassung abzufinden, d. h. sie als falsch zu erweisen; und dies um so mehr, als man auf meine 'gegenteiligen Darlegungen gespannt sein' durfte und ein heute noch anerkannter Metrologe nach meinen 'Andeutungen in (m)einen bisherigen Veröffentlichungen' — die freilich in der hier vorgetragenen Auffassung nicht verwertet sind — sich 'ernster Bedenken nicht entschlagen' konnte.[2])

1) Vgl. Art. 'Hin', RE. VIII S. 1644 ff.
2) LEHMANN-HAUPT, Klio XIV S. 351 Anm. 2 a. E.

Die Norm des attischen Systems repräsentierte nach der bisherigen Auffassung, die bis heute einfach als Dogma gegolten hat, eine der römischen Hemina adäquate Kotyle von rund 0,272 (gewöhnliche Schätzung 0,2736) l bzw. eine Choinix von 1,088 (gewöhnlich 1,0944) l. Wie ist man zu dieser Schätzung gekommen? Primär aus den Monumenten heraus ist sie nicht gewonnen. Zwar hat man eine Reihe von griechischen Amphoren praktisch ausgemessen; allein dafür, daß dieselben wirklich auf ein bestimmtes Maßquantum ausgebracht waren, hatte man keinerlei Anhalt; bestenfalls konnten sie als 'maßverdächtig' angesehen werden. Überdies stammten diese Gefäße 'wahrscheinlich alle' aus italischer Fabrik; einige waren zerbrochen und mußten erst wieder zusammengesetzt werden, ehe sie gemessen werden konnten[1]). Und schließlich war zu der ganzen Sache 'zu bemerken, daß die Art der Messung selbst eine unsichere war'[2]). Also die Quintessenz des Ganzen: man erkennt auch hier wieder, wie weit wir selbst für das klassische Athen noch davon entfernt sind, unsere Kenntnis des antiken Maßwesens auf die Kronzeugen, d. h. auf die Monumente gestellt zu sehen. Ja, das einzige wirklich verwertbare Monument, das wir besitzen, die Dumontsche Choinix, ist von Hultsch (Metrologie² S. 109 Anm. 4) mit den Worten beiseite geschoben worden: 'Wahrscheinlich gehört dieses Gefäß, trotz des athenischen Stempels, einem anderen Maßsysteme als dem attischen an.'

Hultsch selbst nun lehrt in seiner Metrologie (2. Aufl. S. 107)[3]): 'Die Bestimmung des attischen Hohlmaßes wird am sichersten aus seinem engen Zusammenhange mit dem römischen Hohlmaße zu entnehmen sein. Denn wenn auch aus der Tatsache, daß die Römer ihr Hohlmaß nach dem attisch-sizilischen geregelt haben, zunächst noch nicht folgt, daß das Solonische Maß genau gleich gewesen sei den entsprechenden Beträgen späteren römischen Maßes, so zeigt doch die Übereinstimmung zuverlässiger Quellen, welche über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten sich erstrecken, daß durchaus der attische Metretes in der Tat gleich anderthalb Amphoren, der Chus gleich dem Congius, die Doppelkotyle gleich dem Sextar gerechnet worden ist. Wir legen also denjenigen Wert der römischen Amphora zugrunde, welcher weiter unten festgestellt werden wird, und setzen danach

1) Vgl. BÖCKH, M. U. S. 279.
2) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 109.
3) Anmerkungen und Paragraphenverweise lasse ich fort.

den Metretes = 39,395 l,
den Medimnos = 52,526 l.

Zu demselben Ergebnisse würden wir gekommen sein, wenn wir unmittelbar nach Solonischer Satzung den Metretes nach dem Wassergewicht von $1^1/_2$ attischen Talenten berechnet hätten; denn die römische Amphora bestimmt sich nach dem Wassergewichte von 80 Pfund, d. i. 1 attischen Talente.' Dazu ist zunächst zu bemerken: überliefert ist uns darüber, daß in der 'solonischen Satzung' gestanden habe, der Metretes sei zu $1^1/_2$ Talent angesetzt gewesen, nichts. Dies ist vielmehr von Hultsch erst dann konstatiert und in die 'Satzung' hineingebracht worden, nachdem die attische 'Norm' an Hand der römischen fertig normiert war.

Wo aber haben wir eine solche Bestimmung des attischen Hohlmaßes an Hand des römischen? Hultsch beruft sich für sie in erster Linie auf das von ihm selbst in den Metrologici scriptores (II p. 88ss.) abgedruckte Carmen de ponderibus, in dem es v. 84 heißt:

Attica praeterea discenda est amphora nobis
Seu cadus, hanc facies, nostrae si adieceris urnam.

Daraus ergibt sich, da die römische Amphora ca. 26,1 (nach der gewöhnlichen Schätzung 26,26) l, die Urna halb soviel hatte, für den attischen ἀμφορεύς oder μετρητής der Betrag von 39,15 (39,39) l. 'Nun enthält die römische Amphora 8 Congii, der Congius aber ist gleich dem χοῦς[1]); also hat der μετρητής 12 χόες.' Und da denn der Congius 6 Sextare oder 12 Kotylen hatte, so hatte endlich der Metretes 144 Kotylen, und die Kotyle berechnet sich zu $\left(\frac{39,135}{144}=\right)$ ca. 0,272 l. So stellt sich in der Tat das attische System nach diesem Lehrgedicht dar.

Indes wann ist denn dieses Gedicht verfaßt worden? Im Cod. Paris. Lat. 7498 (s. XI) und Voss. 15 geht es unter dem Titel: Remi Favini epistola de ponderibus ex sensu eiusdem clari auctoris (Voss.: oratoris) ad Symmachum metrico iure missa. Dieser Titel führt wahrscheinlich an das Ende des 4. oder den Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.[2]), und angesichts dessen frage ich, ob ein so spätes

1) Vgl. Carm. de pond. v. 64.

2) TEUFFEL-KROLL, Gesch. d. röm. Lit. III S. 396: 'Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Remmius F(l)avi(a)nus der Verfasser und einer der jüngeren Symmachi (§ 425, 3) der Empfänger war'. Cod. Voss. Q 33 (s. X) überschreibt Prisciani liber de ponderibus et mensuris ex opere Rufini vel Faviani. Mit Priscian hat das Gedicht nichts zu tun. Rufinus wäre nach Teuffel der Anreger des



Zeugnis wirklich als primäre Quelle für die Konstituierung des attischen Systems Solons in Betracht kommen kann, wenn gewichtige Gründe dagegen sprechen. Dabei braucht die Angabe des Gedichts keineswegs überhaupt falsch zu sein; denn es ist selbstverständlich, daß die italisch-römischen Maße in der Kaiserzeit auch im Osten mehr und mehr Eingang gefunden haben, was z. B. diejenigen metrologischen Texte beweisen, die das *Ἰταλικὸν κεράμιον* anführen[1]), unter dem stets die römische Amphora zu verstehen ist. Ja, es ist auch möglich und sogar bis zum gewissen Grade wahrscheinlich, daß die Maßverhältnisse des Ostens in der späteren Kaiserzeit insofern eine Änderung erfahren haben, als die Römer wenigstens für den offiziellen Verkehr den Völkern ihr Maß aufoktroyiert haben. Zum mindesten ist diese Frage gelegentlich erörtert worden; das ersehen wir aus Cassius Dio, der in der programmatischen Mäcenas-Rede (LII 30) sagt: *μήτε νομίσματα ἢ καὶ σταθμὰ ἢ μέτρα ἰδίᾳ τὶς αὐτῶν ἐχέτω, ἀλλὰ τοῖς ἡμετέροις καὶ ἐκεῖνοι πάντες χρήσθωσαν.* Indes die Alleinherrschaft haben diese Maße im Osten doch niemals gewonnen, und Plinius und Galen jedenfalls bezeugen, wie die unten (S. 129 f.) beigebrachten Stellen bekunden, die altattische Norm dem Lehrgedicht zum Trotz noch klar und bestimmt; ja, nach Galen ging die attische Doppelkotyle sogar unter der Bezeichnung *ξέστης Ῥωμαϊκός*, d. h., sie war offiziell anerkannt. Aber auch metrologische Tabellen bezeugen dieses Maß, vor allem die in ihrem Grundstock gute und alte 'Älteste Maß- und Gewichtstafel', die zuerst von Montfaucon in den Analekten der Benediktiner publiziert worden ist und daher auch als 'der Metrologe der Benediktiner' bezeichnet wird, ein Text, auf den sich Hultsch sonst gern beruft. Es heißt darin: *ὁ χοῦς ἐστι μέτρον Ἀττικόν, κοτύλαι Ἀττικαὶ ιβ̄. σταθμοῦ δὲ ἄγει ὁλκὰς ψκ . . . ὁ δὲ ξέστης μετρούμενός ἐστι κοτύλαι β̄, σταθμοῦ δὲ ὁλκαὶ ρκ*[2]). Hier ist unter *ὁλκή* die jüngste attische Drachme bzw. der neronische Denar von $^1/_8$ römischer Unze oder 3,4 (nach der gewöhnlichen

---

Gedichts gewesen. 'Er konnte mit den Worten eiusdem clari oratoris im Paris. bezeichnet werden, da in dieser Hs. das commentarium des Rufinus unmittelbar vorausgeht'. Vgl. Keil, Gram. Lat. III 396. In der ältesten Handschrift, Vindobon. 16 (s. VIII) fehlt der Verfassername. Gesehen habe ich das Gedicht auch im Urbin. Lat. 290. Mehr bei Teuffel.

1) Vgl. Metrol. script. Index s. *κεράμιον* 1.

2) Metrol. script. I p. 208, 24. Vgl. 235, 13. 18; 236, 7; 242, 17. 19. 21; 252, 1. 3 u. a. Weitere Texte werden in meiner Ausgabe der medizinischen Maßtraktate im Corpus medicorum veröffentlicht werden.

Schätzung 3,411) g zu verstehen. 720 bzw. 120 solcher Drachmen stellen also ein Gewicht von 2448 bzw. 408 g dar. Dieses Gewicht ist auf Ölfüllung des Maßes zu beziehen. Öl aber wird von den alten Metrologen gewöhnlich um $^1/_{10}$ leichter gerechnet als Wein oder Wasser. Ergo ergibt sich für Wasserfüllung ein Gewicht von $\left(\frac{2{,}448 \cdot 10}{9} =\right)$ 2,72 kg für den Chus und von 453 g für den *ξέστης*. Dem entspricht ein Wasserquantum von etwa 0,453 l, und das ist etwa die Hälfte des Volumens der Dumontschen Choinix (oben S. 56 ff.), womit wir für diese den Rechnungswert gewinnen.

Gegen diese Erklärung ließe sich nun freilich einwenden, daß im Gewichtsteil der Ältesten Maßtafel nur von der altattischen Drachme von $^1/_{6\,25}$ Unze oder ca. 4,29 g und von dem republikanischen Denar von $^1/_7$ Unze oder 3,883 g, nicht aber von der (jungen) Denardrachme die Rede ist[1]). Allein der Text ist doch nur ein Fragment, reichlich interpoliert und zumal am Ende, gerade wo sich die Flüssigkeitsmaße mit dem *χοῦς* und *ξέστης* finden, verstümmelt. Aber geben wir dem Bedenken trotzdem einmal nach.

Hätte man die Hohlmaße nach dem eigentlichen oder (was wir darunter verstehen) dem Münzgewicht gewogen, so wären auf den *ξέστης* von 0,453 l bei Wasserfüllung etwa $105^2/_3$, bei Ölfüllung etwa $95^1/_{10}$ Drachmen gekommen[2]). Das wären wenig praktische Brüche gewesen; und darum mußte man, wie mir scheint, ganz von selbst dazu kommen, für die Verwiegung der Maße ein anderes als das Münzgewicht zu verwenden. Man hätte nun den *ξέστης* Öl zu 100 Drachmen von 4,08 g ansetzen können, aber dann wäre das Weingewicht auf den periodischen Bruch von 111,111 . . . Drachmen zu stehen gekommen, womit nichts gewonnen gewesen wäre. So entschloß man sich offenbar, eine Drachme von 3,4 g zu schaffen, deren 120 auf das Ölmaß, $133^1/_3$ auf das Weinmaß gingen (9 : 10[3]) = 120 : $133^1/_3$). — Übrigens besitzen wir für die Bezugnahme der in Rede stehenden Definitionen auf die Denardrachme (von $^1/_8$ Unze) auch wieder das ausdrückliche Zeugnis des Galen, der *ΠΣΦΓ* (K. XIII 813)[4]) von der attischen Kotyle sagt, sie wiege *ἑπτὰ καὶ ἡμίσειαν οὐγγίας σταθμικάς, αἵτινες ξ̄ δραχμαὶ γίνονται, τῆς μιᾶς οὐγγίας η̄ δραχμὰς δεχομένης.*

---

1) Es heißt dort: *ἡ οὐγγία ὁλκὰς ζ̄ (πρὸς τὸ Ἰταλικόν), Ἀττικὰς δὲ ϛ̄ καὶ ὀβολὸν ᾱ καὶ χαλκοῦς δ̄* (Metrol. script. I p. 208, 1).

2) 453 : 4,29 = ca. 105,6; 408 : 4,29 = ca. 95,105.

3) Vgl. oben S. 43.

4) Metrol. script. I p. 216, 3. Vgl. unten S. 129.

Wann die Drachme von 3,4 g eingeführt worden ist, ist nicht zu sagen. Daß sie schon von Solon geschaffen worden wäre, erscheint mir aus dem Grunde fraglich, weil es nicht sicher ist, daß bereits damals die Hohlmaße nach dem Gewicht bestimmt worden sind. Nach Nissen (Metrologie b. J. Müller, Handb. I^2 S. 879) hätten wir einen terminus post quem non in einer Notiz bei Livius XXXIV 52; allein dem vermag ich nicht zuzustimmen[1]). Dagegen ist Pernice der Nachweis gelungen, daß die alexandrinischen Ärzte diese Drachme benutzt haben. Nero hat das Gewicht in die römische Münze eingeführt, aber vor Nero schon war es in Griechenland[2]).

Ich muß nunmehr noch einmal S. 63 unten anknüpfen. Die 720 bzw. 120 Drachmen von 3,4 g, zu denen der Chus bzw. Xestes in der Ältesten Maßtafel angesetzt wird, ergeben, wie gesagt, ein Gewicht von 2448 bzw. 408 g. Dieses Gewicht haben Nissen und Pernice, was allerdings scheinbar das Nächstliegende ist, auf Wasserfüllung der Maße bezogen und damit für den Chus ein Volumen von ca. 2,448, für den Xestes von 0,408 l errechnet[3]). Allein daß in Wirklichkeit Ölfüllung anzunehmen ist, zeigt abermals klar und deutlich Galen an der erwähnten Stelle *ΠΣΦΓ* (K. XIII 813): *Ἡρᾶς ρπ δραχμὰς ἔγραψεν εἰς σταθμὸν ἀνάγων, οὐκ εἰς μέτρον τὸ ἔλαιον, ὡς ξ̄ (δραχμὰς) ἑλκούσης τῆς κοτύλης. καὶ γὰρ ἕλκει ἥ γε Ἀττική κτἑ.*[4]).

Ich gebe zu, daß es auffällig ist, daß nicht nur in der Ältesten Maßtafel, sondern auch in allen anderen Zeugnissen, in denen die Bestimmung des Chus zu 720 Drachmen oder des Xestes zu 120 Drachmen, der Kotyle zu 60 Drachmen wiederholt wird, sich keine ausdrückliche

1) Livius sagt: *signati argenti octoginta quattuor fuere Atticorum: tetrachma vocant; trium fere denariorum in singulis argenti est pondus.* Nissen legt dem den ältesten Denar von 4,53 g zugrunde; er ergibt allerdings genau die 3,4 g der Denardrachme. Allein dieser älteste Denar war bereits seit vor 217 v. Chr. nicht mehr ausgeprägt worden, und die römischen Gelehrten kennen ihn für die Zeit der Republik überhaupt nicht (vgl. WILLERS, Gesch. d. röm. Kupferprägung S. 42). Ich möchte, wie von anderer Seite vorgeschlagen worden ist, an der Stelle (trotz Priscian de fig. num. XIII) *trium* (III) in *quattuor* (IIII oder IV) ändern; denn 4 republikanische Denare von $^1/_7$ Unze oder 3,88 g waren fast (fere) gleich 4 attischen, normal damals — vgl. unten S. 118 f. — auf etwa 4,17 g stehenden Drachmen ($3{,}88 \cdot 4 = 15{,}52$; $4{,}17 \cdot 4 = 16{,}68$).

2) Vgl. PERNICE, Galeni de ponderibus (Diss. Bonn 1888) p. 46—59.

3) Vgl. NISSEN, Metrologie (Iw. Müller, Handb. I^2) S. 843, 879. PERNICE l. c. p. 44s. 49s.

4) Die ganze Stelle ist unten S. 129 ausgeschrieben und besprochen.

Notiz darüber findet, daß das Gewicht auf Ölfüllung zu beziehen ist. Allein 'das überrascht ohne zu befremden': wir können daraus nur entnehmen, daß in Athen das Ölgewicht vor dem Wasser- bzw. Weingewicht maßgebend war, und das ist plausibel, wenn man erwägt, daß die Frucht des Ölbaums, des geheiligten Baums der Athene, das Hauptprodukt der attischen Landschaft war. Allerdings ist es etwas anderes, wenn auch ein Plinius, und zwar der alte sowohl wie ihm nachschreibend der junge, bei der Anführung der betreffenden Definitionen die Bezugnahme auf das Ölgewicht verschweigt[1]); denn in Rom pflegte man die Maße nicht nach Öl-, sondern nach Weingewicht zu bestimmen[2]). Das Schweigen dieser Männer mußte also, vorausgesetzt daß sie selbst den wahren Sachverhalt durchschauten, in der Folge notgedrungen zu schwerwiegenden Irrtümern führen; und damit haben wir einen Grund mehr, warum spätere Ärzte, als letzter vielleicht der Humanist Neander, sich darüber beklagen, daß durch Verwendung falschen Maßes bei der Rezeptbereitung so viele Kranke vom Leben zum Tode statt zur Gesundheit befördert würden.

V. Vom pheidonisch-äginäischen Maß- und Gewichtswesen.

In seinem jüngsten metrologischen Aufsatz (Klio XIV 1914 S. 352ff.) hat sich Lehmann-Haupt u. a. zur Frage des pheidonischen Maßsystems im komparativ-metrologischen Sinne geäußert. Das veranlaßt mich im folgenden zusammenzutragen; was wir von diesem System wissen können[3]).

1. Daß König Pheidon von Argos, wie nach ihm Solon in Athen, der Ordner eines Maß- und Gewichtsystems gewesen ist, bezeugt mehr als eine Überlieferung. Herodot (VI 127) spricht von *Φείδωνος τοῦ τὰ μέτρα ποιήσαντος Πελοποννησίοισι*. Nach Aristoteles *πολ. Ἀθ.* X galten in Athen vor Solon ebenfalls *μέτρα Φειδώνεια*[4]), und nach der delphischen

1) Vgl. unten S. 129. 2) Vgl. unten S. 83 Anm. 1.

3) Zugleich berichtige ich damit meine frühere Auffassung von diesem System (Herm. XLVII 1912, S. 586ff.), gegen die Lehmann-Haupt polemisiert hat.

4) Aristoteles hat über die pheidonischen Maße in der *Ἀργείων πολιτεία* gehandelt. Vgl. Poll. X 179: *εἴη δ' ἂν καὶ φείδων τι ἀγγεῖον ἐλαιηρόν, ἀπὸ τῶν Φειδωνίων μέτρων ὠνομασμένον, ὑπὲρ ὧν ἐν Ἀργείων πολιτείᾳ Ἀριστοτέλης λέγει.*

Inschrift Bull. hell. XXVII 1903 p. 5[1]) bediente sich die Stadt Apollonia im Epeiros noch im 4. Jahrhundert v. Chr. zur Getreidemessung des *Φειδώνειος μέδιμνος*. Ephoros (Strab. VIII 358 C) bekundet mehr: (*Φείδων*) *καὶ μέτρα ἐξεῦρε τὰ Φειδώνεια καλούμενα καὶ σταθμοὺς καὶ νόμισμα κεχαραγμένον τό τε ἄλλο καὶ τὸ ἀργυροῦν*. Ein weiteres Moment bringt Chron. Par. v. 45 in die Überlieferung: *Φείδων ὁ Ἀργεῖος ἐδήμευσε τὰ μέτρα καὶ ἀνεσκεύασε καὶ νόμισμα ἀργυροῦν ἐν Αἰγίνῃ ἐποίησεν*, und noch mehr weiß aus Aristoteles E. M. s. *ὀβελίσκος* zu berichten: *πάντων πρῶτος Φείδων Ἀργεῖος νόμισμα ἔκοψεν ἐν Αἰγίνῃ· καὶ δοὺς τὸ νόμισμα καὶ ἀναλαβὼν τοὺς ὀβελίσκους ἀνέθηκε τῇ ἐν Ἄργει Ἥρᾳ. ἐπειδὴ δὲ τότε οἱ ὀβελίσκοι τὴν χεῖρα ἐπλήρουν τουτέστι τὴν δράκα, ἡμεῖς καίπερ μὴ πληροῦντες τὴν δράκα τοῖς ἓξ ὀβολοῖς δραχμὴν αὐτὴν λέγομεν παρὰ τὸ δράξασθαι*. Zu diesem Bericht ist zu bemerken: der zweite Teil der Glosse hat sich im vollen Umfang als wahr erwiesen; denn bei den Ausgrabungen im Heraion zu Argos hat man wirklich ein mit zwei eisernen Bändern umwickeltes Bündel von Eisenstäben (Länge ca. 1,20 m) aufgefunden, durch das sogar der (sowohl in der Glosse wie anderwärts) bezeugten antiken Etymologie des Wortes *δραχμή* durchaus Genüge geschieht[2]). Diese Nachricht ist also vorzüglich beglaubigt. Und das übrige? Ein Historiker nach dem Herzen K. J. Belochs wird es natürlich verwerfen; denn er glaubt ja 'was in den Quellen steht nur, wenn ihm bewiesen wird, daß es richtig ist'; solchen Radikalismus machen wir nicht mit, wenn wir auch keineswegs — nach Beloch wäre das die Geschichtsbetrachtung des Philologen — alles glauben, 'bis bewiesen wird, daß es falsch ist'. Ich meine, man entscheidet nach Vernunftgründen. Daß Aristoteles das Bündel der *ὀβελίσκοι* im Heraion selbst gesehen hat, ist unzweifelhaft; und was er über ihre Geschichte erzählt, hat er an Ort und Stelle gehört; es ist also die argeische Lokaltradition. Wer denn will behaupten, daß sie frei erfunden wäre? Innerlich unwahrscheinlich ist sie jedenfalls nicht. Denn warum nicht sollte Pheidon wirklich als erster Argeier[3]) Münzen geprägt haben, und zwar auf Ägina? War's nicht zweckmäßig, daß der um oder vor 600 lebende

1) Jetzt auch Syll.³ 239 B Col. II 1 s.

2) Vgl. SVORONOS, Journ. internat. d'archéol. num. IX 1906 p. 192 ss. REGLING, RE s. 'Geld' (Bnd. VII S. 975).

3) So darf vielleicht *πάντων πρῶτος* in der Erwägung gefaßt werden, daß dem Bericht eine argeische Überlieferung zugrunde liegt, die sich bei Aristoteles in der *Ἀργείων πολιτεία* fand.

König[1]), als er für sein von ihm selbst begründetes großes peloponnesisches Reich eine Münze einführte, dort prägen ließ, wo bereits seit Jahrzehnten eine Münze bestanden hatte und wo er darum eine münztechnische und münzrechtliche Tradition antraf, was in der in seine Gewalt gelangten Handelsstadt Ägina der Fall war?

2. Äginäisches und attisches Gewicht und Geld standen in historischer Zeit nach dem mehrfach bezeugten normalen Verhältnis wie 10 : 7[2]). Die attische Drachme hatte ca. 4,26—4,32 (4,29 Rw) g; ergo stellt sich die äginäische Drachme auf 6,085—6,17 (6,13 Rw) g. Dieses Ergebnis bestätigen die Münzeffektiva, die nach Tabelle IV gerade die Gewichtstufe 6,1 bis 6,2 in verstärktem Maße belegen. Immerhin beobachten wir auch in der Stufe von etwa 6,0 bis 6,1 ein leichtes Ansteigen der Zahl der Belegexemplare. Wie das zu erklären ist, hat am schärfsten meines Wissens Willers (an Hand des Londoner Münzkatalogs) ausgesprochen: '38 hocharchaische Stateren', sagt er (Gesch. d. röm. Kupferpr. S. 9), 'ergeben ein Durchschnittsgewicht von 11,713 g, während 20 mit der Schildkröte vom vorgeschrittenen Stil einen Durchschnitt von 12,266 g zeigen[3]).' Nun wohl, die äginäische Münze beginnt um oder kurz nach 700 v. Chr. Pheidon aber lebt um oder etwas vor 600 v. Chr., und da von ihm berichtet wird, daß er auf Ägina geprägt habe, so liegt es, wie mir scheint, nahe, daß wir die leichte Steigerung der äginäischen Münznorm eben ihm zuzuschreiben haben.

3. Über die pheidonischen Hohlmaße wissen wir leider so gut wie gar nichts Sicheres. Wenn Pheidon (nach Herodot) den Peloponnesiern die Maße gegeben hat, so ist damit an und für sich natürlich

---

1) In dieser Chronologie stimme ich mit BELOCH (Griech. Gesch. II² 1 S. 332 f.; 2 S. 192 ff.) überein. Auch ED. MEYER (G. d. A. II S. 544 ff.) setzt den König in die Mitte des 7. Jahrh. (vgl. Herm. XLVII S. 599 Anm. 1). — LEHMANN-HAUPT (Herm. XXXV 1900 S. 648; Gercke-Norden, Einl. III² S. 109; Klio XIV 1914 S. 352 mit Anm. 1) erklärt sich für ca. 750 v. Chr. und hat damit bei SWOBODA, RE. V. S. 2386, REGLING ebd. VII S. 975, [STREHL-] SOLTAU, Grundriß S. 190 und anderen Schule gemacht. Denselben Ansatz finde ich bei TH. REINACH, L'Histoire par les monnaies p. 35 ss. Auch BUSOLT, Griech. Gesch. I² S. 611 ff. ist nach dem Vorgange Ungers (Philol. XXVIII 1869 S. 399 ff.; XXIX 1870 S. 245 ff.) und anderer der Meinung, daß Pheidon ins VIII. Jahrh., und zwar in dessen erste Hälfte zu setzen sei. Ich werde auf die Frage an anderer Stelle demnächst zurückkommen.

2) Vgl. B. KEIL, Herm. XXXVII 1902 S. 514 ff. BELOCH a. a. O. S. 335 ff.

3) Hier scheint die einfache Durchschnittsrechnung einmal ein zutreffendes Bild zu geben.

noch nicht gesagt, daß auch die Spartaner diese Maße übernommen haben. Immerhin spricht manches dafür, daß man in Sparta tatsächlich die *μέτρα* der Handelsmacht Ägina verwendet hat, wie man auch deren Gewicht verwendet hat, nach dem Zeugnis des Plutarch, der (Apophth. Lac. 226D) das *σιδηροῦν νόμισμα* als *μνᾶ ὁλκῇ Αἰγιναία* kennzeichnet. Und wenn denn die äginäische Münze, die (auch in Eupolis *Εἵλωτες* vorkommende) *χελώνη*, nach Pollux und Hesych schlechthin als das *Πελοποννησίων* oder *Πελοποννησιακὸν νόμισμα* gegolten hat, nach dem, wie Xenophon (Hell. V 2, 21) lehrt, auch die Spartaner ihre Verträge abschlossen, so ist es sicherlich überaus wahrscheinlich, daß in eben diesem Sinne auch das *ἐποίησε μέτρα Πελοποννησίοισι* bei Herodot zu verstehen ist, und daß, wenn wir in der alten Literatur zwei gelegentlichen Zeugnissen über lakonisches Maß begegnen, darunter eben pheidonisch-äginäisch-peloponnesisches Maß gemeint ist[1].

Nach Athenaios IV p. 141 C berichtet Dikaiarch: *συμφέρει ἕκαστος εἰς τὸ φιδίτιον ἀλφίτων μὲν ὡς τρία μάλιστα ἡμιμέδιμνα Ἀττικά, οἴνου δὲ χόας ἕνδεκά τινας ἢ δώδεκα*, und Plutarch (Lykurg XII) überliefert: *ἔφερε ἕκαστος κατὰ μῆνα τῶν συσσίτων ἀλφίτων μέδιμνον, οἴνου χόας ὀκτὼ κτέ.* Die gemeinsame Quelle dieser beiden Notizen ist nach W. Jaeger Kritias[2], und folgendes ergibt sich aus ihnen. Erstens, der lakonische Medimnos, nach dem Plutarch offenbar den Syssitienbeitrag bestimmt hat, faßte nicht ganz $1^1/_2$ attischen Medimnos. Dieser hatte ca. 43,5 l (Rw)[3]; ergo errechnen wir für jenen einen nicht erreichten Höchstwert von ca. $\left(\frac{43{,}5 \cdot 3}{2} =\right)$ 65,25 l. Zweitens, der attische Chus hatte ca. 2,72 l; darum stellt sich der lakonische Metretes zu (2,72 · 11 bis 12 =) 29,9 bis 32,64 l; er war halb so groß wie der Medimnos, der sich im untern Grenzwert darum zu 59,8 l stellt. — Das attische und äginäische Gewicht stand zueinander wie 7 : 10 (1 : 1,428). Das ist nicht ganz $1 : 1^1/_2$, und darum wäre es möglich, daß die beiderseitigen Hohlmaße nicht anders gestanden haben. In diesem Falle würde sich der lakonische Medimnos zu $\left(\frac{43{,}5 \cdot 10}{7} =\right)$ 62,14 l, der Metretes zu 31,07 l (Rw) stellen. — Über die Gliederung des lakonischen Systems ist meines Wissens nichts überliefert, außer daß Herodot VI 57 eine *οἴνου τετάρτη Λακωνική* anführt, die man vermutungsweise als Viertel des Metretes an-

1) Vgl. BELOCH, Gr. G². I 2 S. 338.
2) Vgl. Herm. XLVII S. 597 Anm. 4.
3) Vgl. oben S. 58.

setzen kann[1]). Möglicherweise war die Gliederung die gleiche wie die des attischen Systems; in diesem Fall ergeben sich folgende Haupteinheiten:

Trockenmaße:

	Grenzwerte	Rechnungswert				
μέδιμνος . . .	59,8 —65,25 l	62,14 l	1			
ἑκτεύς . . .	9,96 —10,875 „	10,35 „	6	1		
χοῖνιξ . . .	1,245— 1,359 „	1,294 „	48	8	1	
δικότυλον . .	0,623— 0,680 „	0,647 „	96	16	2	1
κοτύλη . . .	0,311— 0,340 „	0,324 „	192	32	4	2

Flüssigkeitsmaße:

	Grenzwerte	Rechnungswert				
μετρητής . .	29,9 —32,625 l	31,07 l	1			
τετάρτη (?) .	7,475— 8,155 „	7,766 „	4	1		
χοῦς	3,737— 4,077 „	3,883 „	8	2	1	
δικότυλον . .	0,623— 0,680 „	0,647 „	48	12	6	1
κοτύλη . . .	0,311— 0,340 „	0,324 „	96	24	12	2

4. Eine von L. Bourguet (Bull. hell. XXVII 1903 p. 5) publizierte und (Rev. archéol. 1903 II p. 23 ss.) besprochene Inschrift aus Delphi gibt die interessante Gleichung 3000 pheidonische Medimnen (Weizen) = 1875 delphische Medimnen[2]). Das ist ein Verhältnis wie 8 : 5. Setzen wir nun den pheidonischen Medimnos mit dem s. 3 berechneten lakonischen gleich und zu 59,8 bis 65,25 (Rw 62,14) l an, so ergibt sich für den delphischen Medimnos der Wert von 95,68 bis 104,4 (Rw 99,58) l. Indes, der pheidonische Medimnos, den die Inschrift anzieht, war ein Maß der epeirotischen Stadt Apollonia, mithin ein in Nordgriechenland gebrauchtes Maß, und dazu ist zu bedenken, daß das pheidonische Gewicht in Athen ehedem (vor Solon) gegenüber dem pheidonisch-peloponnesischen Gewicht der kleinen Einheit gefolgt war, d. h. daß es Nominale ausgebildet hatte, die jeweils die Hälfte der entsprechenden pheidonisch-peloponnesischen Nominale betragen hatten[3]). War diese Erscheinung, was möglich ist, eine all-

1) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 500.

2) Die Inschrift habe ich Herm. XLVII S. 595 ff. nicht richtiger behandelt als Bourguet. Letzterem folgt LEHMANN-HAUPT, ZDMG. LXIII S. 728 Anm. 5 und KLIO XIV S. 353, 368.

3) Vgl. oben S. 48.

gemeine Eigentümlichkeit des gesamten pheidonischen Systems Nordgriechenlands, so haben wir natürlich auch den Medimnos der Apolloniaten zum halben Wert des peloponnesischen Medimnos, d. h. zu 29,9 bis 32,625 (Rw 31,07) l anzusetzen, und in diesem Falle erhalten wir für den delphischen Medimnos 47,84 bis 52,2 (Rw 49,79) l.

5. Für die Konstituierung des pheidonischen Maßsystems bzw. für die Feststellung seiner lokalen Schattierungen kommen möglicherweise auch zwei Maßtische in Frage, von denen der eine, 1869 zu Gytheion gefunden und im Nationalmuseum zu Athen befindlich, bereits über ein halbes dutzendmal Gegenstand der Erörterung gewesen ist[1]), während der andere, aus Megalopolis stammend und von G. C. Richards veröffentlicht[2]), dem Spürsinn der Metrologen bisher offenbar gänzlich entgangen ist.

Mit der Benutzung solcher Maßtische als metrologischen Quellen hat es sein Bedenken, nachdem Pernice (Zeitschr. f. Num. Berlin XX 1897 S. 231 f.) darauf hingewiesen hat, daß die Hohlräume dieser Monumente ehedem vielfach metallene Einsatzbecher gehabt haben, die heute fehlen. Auch ist es fraglich, ob die Hohlräume samt und sonders als *ἰσοχειλῆ* oder nicht vielmehr als *ἐπιχειλῆ μέτρα* zu gelten haben, deren Maßvolumen unterhalb des obersten Randes bei einem entsprechenden Eichstrich endigte[3]). Hier lassen die Beschreibungen gemeinhin im Stich, und darum wird hier zumeist nur Autopsie des Objekts im einzelnen Falle Sicherheit geben und das Brauchbare vom Unbrauchbaren scheiden können.

Der Maßtisch von Megalopolis nun ist fragmentarisch in zwei Blöcken erhalten. Über die Frage der Einsatzgefäße hat Richards offenbar keine Beobachtung angestellt; die Messungen beziehen sich wohl auf Füllung bis zum obersten Rande. Auch über das Alter des Monuments findet sich keine Angabe; und so fehlen für seine metrologische Ausbeutung leider vorläufig noch die wichtigsten Prämissen. — Von den Blöcken hat der eine zwei, der andere elf Löcher. Von ersteren ist nur das kleinere intakt; es mißt 0,500 l, während das andere nach seinem heutigen, durch Bruch alterierten Zustand $55^1/_2$mal so-

1) Vgl. unten S. 140 Anm. 5.

2) In den Excavations at Megalopolis der englischen Society for the promotion of Hellenic studies, suppl. papers I London 1892 p. 127f.

3) Vgl. Pollux IV 170: *ἔστιν ἰσοχειλῆ μὲν τὰ παραπλήρη, ἐπιχειλῆ δὲ τὰ κατωτέρω τοῦ χείλους, ἐπίμεστα δὲ τὰ ὑπέρπλεα, ἐπὶ δὲ τῶν ξηρῶν μέτρων τὰ οὐκ ἀπεψημένα.*

viel, d. h. 27,75 l faßt. Da es inschriftlich als *ἀμφορεὺς Μεγαπολιτῶν* bezeichnet ist, so ergibt sich aus ihm wenigstens so viel, daß der Amphoreus von Megalopolis hinter dem von uns berechneten (pheidonischen?) Metretes oder Amphoreus der Spartaner recht erheblich zurückgeblieben ist. — Die elf Hohlräume des andern Blockes gibt Richards nach folgender Tabelle:

(1) = 0,075 l
(2) = 0,090 „
(3) = 0,100 „ (?)
(4) = 0,160 „
(5) = 0,225 „
(6) = 0,150 „
(7) = 0,160 „
(8) zerbrochen
(9) = 0,310 l
(10) = 0,415 „
(11) zerbrochen

Nimmt man das kleinste dieser Maße als Einheit, so ordnen sich die Hohlräume insgesamt nach folgender Skala: 1 (1), $1^1/_5$ (2), $1^1/_4$? (3), 2 (6), $2^{13}/_{100}$ (4. 7), 3 (5), $4^{13}/_{100}$ (9), $5^2/_5$ (10). Was ist es um die hier zutage tretenden unpraktischen Brüche? Klärlich, wenn sie in dieser Weise Geltung haben, so können die einzelnen, auf dem Tische dargestellten Maße unmöglich einem und demselben System angehört haben. Zur Lösung dieser Frage gibt möglicherweise die Heimatsbezeichnung des Amphoreus auf dem ersteren Block einen Fingerzeig. Denn wenn das Monument, woran nicht zu zweifeln ist, aus dem Fundort Megalopolis stammt, dann ist die Beischrift *Μεγαλοπολιτῶν*, weil überflüssig, einigermaßen auffällig. Darum frage ich: sollten wir es bei diesem Maßtisch vielleicht mit einer Art monumentaler Maßkonkordanz zu tun haben, die, an einem Handelszentrum aufgestellt, epichorische Maße verschiedener Norm zur Darstellung brachte? Z. B. Nr. 5 = attische Kotyle (Rw. 0,2265 l); Nr. 4 und 7 = lakon. Hemikotylion (Rw. 0,162 l)?

Der Maßtisch von Gytheion kommt nach meiner Überzeugung für die Bestimmung des pheidonischen Maßes nicht in Betracht. Der Kaiserzeit angehörend bringt er vielmehr weitaus jüngeres Maß zur Darstellung; er wird darum weiter unten (S. 140) in anderem Zusammenhang zu besprechen sein.

VI. Vom italisch-römischen Gewichtswesen. Kleinasiatische Ursysteme (Ein Versuch).

Das metrische System Roms zeigt in der Form, in der wir es kennen, eine gewisse Anomalie. Allerdings in anderem Sinne als das attische System, das ich oben (S. 14) behandelt habe: es ist nicht einheitlich, ein Konglomerat an und für sich heterogener Elemente. Das läßt den Versuch angebracht erscheinen, es durch sachgemäße Disjunktion in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen, um so in die Geschichte seines Werdens Licht zu bringen.

Gehen wir sogleich in die älteren Zeiten hinauf. Der um die italisch-römische Numismatik verdiente E. J. Haeberlin hat es wahrscheinlich gemacht, daß vor der Wende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts (als terminus post quem non) im alten Rom Silber und Kupfer wie 125:1 gewertet wurde[1]). Er gewann dieses Resultat aus Dionysios von Halicarnaß, der (Arch. IX 27) auf Grund 'einer dunkelen Kunde aus grauer Vorzeit' mit Beziehung auf das Jahr 477 v. Chr. 2000 alte Kupferasse 'pfündigen Gewichts' mit 16 Talenten, mithin 1 Talent mit 125 Assen gleichsetzt[2]). Daraus entnahm Haeberlin mit gutem Grund, daß 1 As oder Pfund Silber damals gleich 125 Assen oder Pfund Kupfer gestanden habe.

Von wannen kommt dieses Verhältnis? Auch dieser Frage ist Haeberlin nicht aus dem Wege gegangen. Aber sein Lösungsversuch dringt, wie mir scheint, nicht bis ans Ende durch. Er reflektierte so. Die älteste, um das Jahr 335 v. Chr. einsetzende römische Münze (Schwergeldguß) prägt einen Kupferas von ca. 270 g (bzw. 272,88g nach dem von den modernen Metrologen berechneten Normalwert)[3]). Eben diesen As hat Dionys bzw. seine Quelle im Auge. Er ist zu $^1/_{125}$ Talent angesetzt. In Wirklichkeit hat aber jedes Pfund nur $^1/_{120}$ Talent[4]). Ergo

1) HAEBERLIN, Die metrologischen Grundlagen der ältesten mittelitalischen Münzsysteme, Zeitschr. f. Numism. Berlin XXVII 1909 S. 33ff.

2) ... *δισχιλίων ἀριθμὸς ἀσσαρίων. ἦν δ' ἀσσάριον τότε χάλκεον νόμισμα βάρος λιτραῖον, ὥστε τὸ σύμπαν ὄφλημα ταλάντων ἑκκαίδεκα εἰς ὁλκὴν χαλκοῦ γενέσθαι* (2000 : 16 = 125)

3) Das Material liegt jetzt in HAEBERLINS Corpus, Aes grave, Das Schwergeld Roms und Mittelitaliens, Bd. I Frankfurt 1910, gesammelt vor.

4) Diese ratio stammt aus dem Sexagesimalsystem. In der griechischen Welt ist die Teilung in 60 Minen und 120 Pfund allezeit vulgär geblieben; denn *πᾶν τάλαντον ἰδίας ἔχει μνᾶς ξ* sagt ein alexandrinischer Metrologe (Metrol. script. I p. 300, 10).

werden bei Dionys zwei im Grunde heterogene Gewichte miteinander verknüpft, die nach folgenden Einzelrelationen auseinander zu stellen sind: zu dem Pfund von 272,88 g gehört ein Talent von (272,88 · 120 =) 32,74 kg, zu dem Talent von (272,88 · 125 =) 34,11 kg dagegen ein Pfund von $\left(\frac{34,11\ \text{kg}}{120} = \right)$ 284,25 g. Wie erklärt sich das Nebeneinanderbestehen der beiden Gewichte? Haeberlin sagt, das größere Talent war das Gewichts- oder Wägungstalent, d. h. 'dasjenige Großgewicht, wonach Kupfer im ältesten Rom gewogen wurde', das kleine war das Rechnungstalent. Mit anderen Worten, das Kupfer wurde in Rom 'nach einem anderen Talente gewogen als gezählt'; und dies kam eben daher, daß das Verhältnis dieses alten Währungsmetalls zum Silber damals noch nicht, wie später und anderwärts, auf 1 : 120, sondern auf 1 : 125 stand. 'Rechtfertigt', so begründet dies Haeberlin, 'der Bronzereichtum Mittelitaliens sehr wohl die Vermutung eines in älterer Zeit höheren Preises des fremden Edelmetalls, so läßt der Dionysische Bericht eine andere Deutung gar nicht zu, denn wenn das Kupfer nicht nach dem Talente des Kupferpfundes, sondern nach einem anderen Talent gerechnet wurde, so muß hierfür ein außerhalb der Kupferrechnung liegender Faktor bestimmend gewesen sein, der nur in der Silberrechnung, und zwar nur in einer Beziehung derselben zum Kupfer gefunden werden kann, wonach ein Pfund Silber 125 Pfunden Kupfers wertgleich war[1]). In diesem Falle aber war im römischen Gebiete noch nicht das etruskische Doppelscripulum von 2,274 g[2]) Silber .... sondern vielmehr das um $^1/_{25}$ leichtere ... im Betrage von 2,183 g das Silberäquivalent des oskisch-latinischen Pfundes Kupfer.'

Diese Darstellung enthält Falsches neben Richtigem. Wir wollen ihr auf den Grund gehen. Ich bestreite das Vorhandensein des theoretisch erschlossenen Pfundes von 284,25 g als solchen und vermute die Präexistenz eines Talentes von (ca. 25,8 kg oder) 125 Pfunden zu ca. 206,25 g (Rw). Zur Begründung muß ich etwas weiter ausholen.

1) HAEBERLIN weist hier in Anmerkung darauf hin, daß Lehmann-Haupt sich in verschiedenen Schriften 'über das schon für den alten Orient erkennbare Nebeneinanderbestehen der Wertverhältnisse (Silber zu Kupfer) wie 120 : 1 und wie 125 : 1 und ihr Weiterbestehen und Fortwirken bis nach der Apenninhalbinsel hin' geäußert habe. — Die weitere Anmerkung, daß durch WILLERS (Rhein. Mus. LX 1905 S. 353) das Verhältnis 124,75 das ist 125 : 1 für die älteste sizilische Zeit (Tauromenion) erwiesen sei, ist wichtiger.

2) Ich komme darauf zurück.



Es ist festgestellt, daß Zahlensysteme, die von Völkern auf primitiver Kulturstufe gebildet werden, an Hand der natürlichen Rechenmaschine entwickelt zu werden pflegen, die jeder Mensch in den Fingern seiner Hände und den Zehen seiner Füße bei sich trägt. So kristallisieren sich solche Erstlingssysteme zumeist zu Quinar-, Dezimal- oder Vigesimalsystemen[1]), je nachdem der erste Ruhepunkt im Zählen für die Bildung der höheren Einheiten der Reihe am Schluß der ersten Hand (beim fünften Finger) oder am Schluß der zweiten Hand (beim zehnten Finger) oder am Schluß des zweiten Fußes (beim zehnten Finger + zehnter Zehe) angenommen wird.

Die Rudimente einer solchen Quinarreihe finden wir, wie ich bereits anderwärts[2]) gezeigt habe, in dem historischen System der römischen Wegemaße noch deutlich genug. Dieses System zeigt, je nachdem man den Fuß oder, was begründeter erscheint, den Schritt (passus) als grundlegende Einheit annimmt[3]), bis zum Stadium folgenden Aufbau:

1	5	[25]	[125]	625
1/5	1	[5]	[25]	125
Fuß (pes)	Schritt (passus)	[vacat]	[vacat]	Stadium

In diesen Zusammenhang gebracht, erscheint der obige dionysische Ansatz in einem besonderen Lichte, insofern die Gleichung des altrömischen Talentes mit 125 Assen möglicherweise ebenfalls auf ein quinar geordnetes Gewichtssystem hindeutet und auf alle Fälle zur probeweisen Durchführung der Reihe herausfordert. Dazu bedarf es allerdings der gewichtlichen Fixierung der beiden von Dionys genannten Stücke, die durch Haeberlins im Grunde zweifellos willkürliche Gleichsetzung des ältesten Asses mit dem Pfund von ca. 270 g keineswegs mit Sicherheit gewonnen ist; denn ob auch in Rom bei Beginn der Münze um 335 v. Chr. auf dieses Pfund geprägt worden ist: für die ältere Zeit ist eben damit noch nichts bewiesen. Vielmehr ist, um für das Problem eine beweisfeste Basis zu schaffen, zuvörderst die Frage zu stellen, ob und wo sich etwa in Italien sonst noch Anhaltspunkte für die Präexistenz quinarer Gewichtsreihen feststellen lassen und ob das originäre System der römischen Republik mit ihnen in irgendeinem Zusammenhang gestanden haben kann.

1) Vgl. M. CANTOR, Vorlesungen zur Geschichte der Mathematik I² Leipzig 1894 S. 6ff. und meinen kurzen Aufsatz Altes und ältestes Weg- und Längenmaß, Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 957.

2) Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 958.

3) Vgl. ebendort S. 956f.

Auf der Suche nach Material für die Beantwortung dieser Frage bleibt der Blick bald in Etrurien haften, und zwar an den (Gold-) Münzen des sogen. schweren etruskischen Silberfußes[1]). Zu dieser Währung einige Bemerkungen.

Die Münzen tragen Wertzahlen, deren Einheit für beide Metalle, auch für das Gold, die Silberlitra ist. Diese setzt Regling[2]), dem Haeberlin folgt, nach dem Stater (als dem Zehnfachen der Litra) berechnet zu 0,8527 (abgerundet 0,853) g an, ein Betrag, den ich für erheblich zu hoch halte. Haeberlin gibt eine Zusammenstellung über diese Stateren, aus der sich folgendes feststellen läßt. Von den 106 berücksichtigten Stücken stehen 78, also etwas mehr als zwei Drittel über, 28 unter 8,0 g. Daraus ergibt sich klar, daß die Norm über diesem Werte liegt. Die Maxima der einzelnen Serien stehen nach Haeberlin selbst auf 8,38, 8,46, 8,59, 8,60 und 8,70. Daraus ergibt sich, daß von der Gesamtzahl der 106 Stücke nur drei über die Regling-Haeberlinsche Norm hinausgehen, das heißt, daß diese also unbedingt zu hoch angenommen ist. Soweit an Hand der etwas lapidaren Liste ein Urteil möglich ist, dürfte die Norm nach meinem Prinzip etwa zwischen 8,2 und 8,3 g zu suchen sein, so daß es, wenn es sich aus anderen Gründen (s. u.) rechtfertigt, erlaubt ist, die Litra (im Rechnungswert) zu 0,825 g anzunehmen.

Für die Bestimmung des Goldgewichts verzeichnet Haeberlin (S. 52) im ganzen 29 Stücke, aus denen ich folgende Übersicht zusammenstelle, dabei alle Nominale auf 50 Litrenstücke umrechnend.

Gewicht	Zahl der Stücke
2,6—2,7	3 } + 5 = 13
2,7—2,8	5 }
2,8—2,9	11
2,9—3,0	4
3,0—3,1	1

Die Norm dieser Stücke bestimmt Haeberlin zutreffender zu 2,8424 (abgerundet 2,84) g; denn daß sie in der Tat zwischen 2,7 und 2,9 liegt, dürfte sicher sein. Für die Litra, als $^1/_{50}$ Stater, ergibt sich damit 0,054—0,058 (0,0568 Haeberlin) g.

Erhebt sich die Frage nach dem Wertverhältnis der beiden Metalle in dieser Währung. Haeberlin setzt es mit Regling auf 15 : 1 an (0,0568

1) Vgl. HAEBERLIN S. 50ff. 2) Bei HAEBERLIN S. 83ff.



· 15 = 0,8527). Diesen Abstand halte ich entsprechend meiner geringeren Bewertung der Silberlitra für zu groß, meine vielmehr, daß die ratio eher $14^2/_3$: 1 betragen hat, gemäß den Gleichungen 0,054 bis 0,058 (Goldlitra) · $14^2/_3$ = 0,792 bis 0,841. Vielleicht lassen sich als Rechnungswerte die Zahlen: 0,056 (25) (Goldlitra) · $14^2/_3$ = 0,825 g (Silberlitra) nehmen; doch mag das entscheiden, wem Materialien und Spezialkenntnisse auf diesem schwierigen Gebiete in reicherem Maße zu Gebote stehen.

Die Goldmünzen des Fußes stellen sich, nach den vorkommenden Nominalen geordnet, zu folgender Gruppe zusammen[1]):

	Wertzahlen		Gewicht
I =	1 (Silber-)	Litra	= 0,056(25) g
X =	10 „	Litren	= 0,562(5) „
ΞIIX =	$12^1/_2$ „	„	= 0,703 „
ΛXX =	25 „	„	= 1,406 „
↑ =	50 „	„	= 2,813 „

Indem ich die Einheit dieser Reihe, die Goldlitra von 0,056 g als 'leichtes Stück' auffasse, setze ich ihr eine 'schwere Einheit' von doppeltem Gewicht oder 0,112(5) g an die Seite. Die Berechtigung dazu gibt ein von Haeberlin (S. 88) an der schweren etruskischen Silberreihe (Litra von ca. 1,13 g) nachgewiesener analog liegender Fall, der Präjudiz schafft. In diesem System nämlich tragen die Stateren bei gleichem Normalgewicht zum einen Teil die Wertbezeichnung Λ = 5, zum anderen die Bezeichnung X = 10, eine Tatsache, die für dieses System das (doch wohl ortsverschiedene) Nebeneinanderbestehen einer wie 1 : 2 stehenden (leichten und schweren) Norm[2]) natürlich zu unbedingter Gewißheit macht. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, stellt sich dann die eine geschlossene Reihe Haeberlins leicht nach folgenden zwei Quinarskalen auseinander:

leichte Reihe			schwere Reihe		
1 (Silber-)	Litra	= 0,056(25) g	[1 (Silber-)	Litra	= 0,112(5) g]
[5 „	Litren	= 0,281(2) „]	5 „	Litren	= 0,562(5) „
25 „	„	= 1,406 „	25 „	„	= 2,812 „

Einzig das Stück von $12^1/_2$ (leichten) Litren, das übrigens nur in einem

1) Tabelle nach HAEBERLIN S. 52.

2) Wie in Ägina und in Athen vor Solon; ersteres hatte ein System in großer, letzteres dasselbe in kleiner Einheit. Oben S. 48.

Exemplar bezeugt ist, kann in diesen Reihen zunächst keine Aufnahme finden. Aber das darf uns nicht beirren. Denn bedenkt man, daß die Münze eine Institution des Verkehrs ist, und daß sie sich dem Verkehr und seinen Anforderungen anzupassen hat und mit Notwendigkeit anpassen wird, so begreift man, daß sie gelegentlich der Theorie spottend das der Währung zugrunde liegende reine Zahlensystem, wo es ihr notwendig erscheint, zu modifizieren und zu erweitern bestrebt ist. So prägt man im Deutschen Reiche noch heute oder heute wieder das Dreimarkstück aus, wiewohl es dem reinen Dezimalsystem prinzipiell widerstreitet, und so mag man gewissenorts auch im alten Etrurien es für ratsam befunden haben, den Abstand zwischen den Stücken von 0,281 und 1,406 durch Einschiebung eines weiteren Nominals zu verringern. Daß dieses Nominal gerade ein $12^1/_2$ Litrenstück ist, ist unter diesem Gesichtspunkt gesehen natürlich für meine Theorie von der Existenz eines alten Quinarsystems in Etrurien eine weitere Stütze.

Überträgt man nunmehr die quinare Ordnung auch auf die Silberreihe, so erhält man folgende Skalen:

	1	5	25	125	625	3125	15 625
leicht:	0,825 g	4,125 g	20,62 g	103,12 g	515,62 g	2,578 kg	12,89 kg
schwer:	1,650 „	8,25 „	41,25 „	206,25 „	1,031 kg	5,156 „	25,78 „

Das interessanteste und wichtigste Glied dieser beiden Skalen ist das zuletzt stehende (schwere Stück) von 25,78 kg. Dieses Stück ist uns nicht unbekannt; denn es ist kein anderes Gewicht als das phönizische, durch den Bronzelöwen von Abydos repräsentierte Talent, das wir oben (S. 15 Anm. 3) auf ca. 25,75 kg (Rw) bestimmt haben. Aber es ist überdies auch das Gewichtsäquivalent der römischen Amphora, die sich als Kubus des Fußes von rund 296 mm[1]) zu annähernd 26,1 l stellt.

Damit ergibt sich ein trefflicher und klar vor Augen liegender Zusammenhang. Die Rudimente des Systems finden sich u. a. in Etrurien, im phönizischen Kulturbereich und im nordwestlichen Kleinasien. Über die phönizisch-etruskische Handelsgemeinschaft hat jüngst U. Kahrstedt einen interessanten Beitrag geliefert[2]). Im Norden des ägäischen Meeres, auf Lemnos, aber finden sich die Spuren

1) Vgl. unten S. 82 Anm. 4.
2) Vgl. Klio XII 1912 S. 461 ff.



der alten *Turša-Tυρσηνοί*, in denen eine wohlbegründete Auffassung die Stammväter der Etrusker erkannt hat[1]). Waren diese Tyrsener also zusammen mit den Phöniziern die Träger jenes quinaren Systems, oder war dieses gar in alter Zeit das System der Völker des ägäischen Meeres überhaupt? — Wir wissen es nicht. Soviel aber möchte ich für wahrscheinlich halten: der römische Fuß von rund 296 mm und die Amphora von ca. 26,1 l entstammen diesem alten System; und eingeführt sind sie nicht, wie man seit Dörpfeld[2]) anzunehmen pflegte, über Athen, sondern in älterer Zeit über Etrurien.

In diesen Zusammenhang gehört nun offenbar auch jener oben erwähnte dionysische Ansatz hinein, nach dem das altrömische Talent zu 125 Pfund bestimmt wird. Nicht ein supponiertes Talent von 125 Pfund zu ca. 272 g d. i. ca. 34 kg, das als Rechnungstalent neben dem Wägungstalent von 120 gleichen Pfund oder ca. 32,6 kg gestanden hätte, dürfte hier in Betracht kommen, sondern vielmehr das 'tyrsenisch-phönizische' Talent, um eine Verlegenheitsbezeichnung zu verwenden, des Bronzelöwen von Abydos mit einem Pfund von ca. 206,25 (Rw) g.

Sind dies der Spuren genug für das gesuchte quinare Ursystem? Und können wir es wagen, die Frage nach seinen (bei den verschiedenen Völkern — Asiaten, Etruskern, Römern — wie es scheint auf verschiedene Weise erfolgten) Fortbildungen und Modifikationen zu stellen? Ich versuche es.

In Etrurien — um zu beginnen, wo die Dinge am klarsten zu liegen scheinen — ersetzte man die quinare Ordnung, als sie den fortgeschrittenen Verhältnissen nicht mehr Genüge tun konnte, durch die dezimale Rechenweise[3]). Das war die einfachste und natürlichste Umbildung, die, falls nicht äußere Einflüsse eine andere Entwicklung herbeiführten, sich auf die Dauer zweifellos von selbst ergeben mußte. Reminiszenzen an das alte Quinarsystem blieben dabei zurück.

Ganz anders im Orient. Hier hatte mittlerweile das von Babylon her verbreitete Sexagesimalsystem zu sehr alle Verhältnisse des Lebens und des Verkehrs durchdrungen, als daß eine andere Anordnung des Gewichts denn eine sexagesimale hätte in Frage kommen können. Man gewann diese Anordnung unter Beibehaltung und Zugrunde-

1) Vgl. ED. MEYER, G. d. A. I 2³ S. 801 ff. SKUTSCH, R. E. s. 'Etrusker' (Bd. VI S. 731 ff.) u. a.

2) Mitt. Inst. Athen X 1885 S. 289.

3) Vgl. die Tabelle oben S. 77 und HAEBERLIN S. 52 und 89.

legung der alten Systemeinheiten, des Fußes von ca. 296 mm, des Kubikfußes (*quadrantal*, Amphora, *μετρητής*) von ca. 26,1 l und des Talentes von ungefähr ebensoviel Kilogramm. Letzteres Nominal teilte man (statt quinar) sexagesimal und erhielt damit jetzt folgende Gewichtsreihe[1]):

1	30	60	120	1800	3600
25,75 kg	858 g	429 g	214,5 g	14,3 g	7,15 g

Die tiefgreifendste Umgestaltung hat bei Aufgabe der alten Quinarreihe das römische System erfahren. Es hielt von jener die Grundeinheit (Talent bzw. Amphora, Fuß) bei, begnügte sich aber im übrigen nicht mit einer bloßen dezimalen oder sexagesimalen Umgestaltung der an sie anknüpfenden Skala, sondern verband mit dem alten Talent eine heterogene Reihe. Auch diese war in sich sexagesimal gegliedert; denn sie hat in dem historischen römischen System folgende Stücke hinterlassen:

1	60	120
(Sextula[2]); Denar)	(Pfund)	(Mine)
ca. 4,533 g	ca. 272 g	ca. 544 g

Dem Pfund entspricht unter den Hohlmaßen die Hemina (d. i. 'halbe Mine') von ca. 0,272 l, und der Mine entspricht der Sextarius von ca. 0,544 l; das sind die beiden Haupthandmaße des römischen Hohlmaßsystems. Der *sextarius* führt durch seine rationelle Bezeichnung ('Sechser') auf ein Maß von ca. 0,0906 l bzw. auf ein Gewicht von ca. 90,66 g, in dem das altägyptische *dbn* zu erkennen sein dürfte.

Über die Norm dieser Maße und Gewichte besteht eine recht belanglose Meinungsverschiedenheit. Dörpfeld (Athen. Mitt. X 1885 S. 297 ff.) glaubt das Pfund, entgegen dem alten Ansatz von 272,88 g, zu 269 g ansetzen zu sollen. Von ihm stammt meines Wissens auch die Benennung 'oskisches Pfund', die er deshalb für angebracht hielt, weil das Stück nach seiner Meinung, in der ihm andere gefolgt sind, mit einem Fuße zusammenhängt, der auf oskischem Boden nachgewiesen worden ist. Welcherart ist dieser Zusammenhang? Das Pfund wäre das Achtzigstel eines Talents, nämlich des Gewichtsäquivalentes einer 'Amphora' gewesen, die ihrerseits den Kubus jenes oskischen Fußes

1) Die Zahlen als approximative Rechnungswerte.
2) *sextula* unciae. Die Unze wog 27,2 g.

dargestellt hätte. Denn, wohlgemerkt, auch in dem (historischen) Maßsystem der Römer bildete das sog. neurömische Pfund (von ca. 327 g) das Achtzigstel des gewogenen Kubikfußes von (ca. $2,96^3 =$) 26,1 l, und folglich war es, meint Dörpfeld, italischer Brauch, Pfund und Mine aus dem Talent durch Achtzig- und Vierzigteilung herzuleiten, wie in Griechenland die Hundertzwanzig- und Sechzigteilung in Übung war. – Der 'oskische' Fuß[1]) ist nach den Messungen Nissens, Mau's und Dörpfelds in Pompeji zu (275 bis) 278 mm bestimmt. Ich ziehe die obere Grenze bis 279 mm[2]). Der Kubus dieses Fußes ist also ein Hohlmaß von [$2,75^3$] bis $2,79^3 =$ [20,79] bis 21,717 l, und dessen Achtzigstel von [0,260] bis 0,2714 l entspricht einem Pfundgewicht von ca. [260] bis 271 g, das Dörpfeld also an Hand von theoretischen Erwägungen zu 269 g annimmt.

Anderer Meinung ist Haeberlin. Er verteidigt (S. 37ff.) den alten (starren) Ansatz von 272,88 g in längeren Ausführungen, zunächst durch theoretisch-rechnerische Erwägungen und dann durch eine Beobachtung des Münzbefundes. Erstere sind methodisch nicht einwandfrei, letztere vermag nicht zu überzeugen. Man erwäge: 1168 von Haeberlin gewogene Asse der sogen. Prorareihe ergeben ein einfaches Mittel von 267,83 g[3]). Das ist ein Betrag, der gewiß der Zahl 272,8 so gut Genüge tut wie der Dörpfeldschen Zahl 269 (oder einer kleineren). Aber an ihm eine Entscheidung zugunsten des erstgenannten Betrages zu fällen, lediglich deshalb, 'weil die Erfahrung lehrt, daß auf den As berechnet das Schwergeld durch Abnutzung im allgemeinen 5 bis 9 g

1) Man hat geglaubt, dieses Fußmaß in dem ποὺς Ἰταλικός der unter Herons Namen gehenden Maßtabellen wiedererkennen zu können; zu Unrecht, wie ich Klio XIV 1914 S. 235ff. ausführlicher gezeigt habe.

2) Nissens Messungswert betrug 275 mm. Der Wert von 278 mm ist nach Dörpfeld für die pompejanischen Bauten ebensogut möglich. — Ein ungenannter Gromatiker gibt bei einer Limitierung Maßbeträge von 94, 375 und 470 Fuß. Darin sind, wie Nissen mit gutem Grund angenommen hat, Umrechnungen aus älteren Fußbeträgen von 100, 400 und 500 F. auf römische Fuß zu erkennen; und dieser ältere Fuß stellt sich, an Hand eines römischen von 295 bis 297 mm berechnet, gemäß dem ersten und dritten Werte zu 277,3 bis 279,18; gemäß dem zweiten zu 276,5 bis 278,4 mm. — In Kleinasien ist dasselbe (?) Fußmaß an dem aus der Kaiserzeit stammenden Maßtisch von Ushak (Flaviopolis) zu 277,5 mm gemessen. Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 572.

3) Vgl. HAEBERLIN S. 41f.; ders. Aes. grav. I S. 26ff. — Ist ein einfaches Mittel stets ein unkritisches Mittel, so ist das römische Schwergeld bei der außerordentlichen Differenz seiner Gewichtswerte zur genaueren Bestimmung von Gewichtsnormen gänzlich ungeeignet.

an Gewicht verloren hat'[1]), das geht doch nicht an. Im Gegenteil, vielleicht spricht die erste Münzprägung Roms gerade für eine geringere Bewertung des alten Pfundes; denn wenn der Staat um das Jahr 335 zwei Münzstätten eröffnet und in Capua Silber auf einen Fuß von vielleicht ca. 7,45 g[2]), in der Hauptstadt aber pfündige Kupferasse von approximativ 270 g geschlagen hat, deren aller Wahrscheinlichkeit, wie ich Haeberlin zugebe, $3^1/_3$ auf das Silberstück gingen[3]), so stellt sich das Pfund bei einer Wertratio von 120 : 1 auf $\left(\frac{7{,}45 \cdot 120}{3^1/_3} =\right)$ 268,2 g. Indes dies ist nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die, um so mehr, da die Münzgewichte sehr unsicher sind, täuschen kann und daher das Problem nicht löst.

Anders die folgende Überlegung. Das im Jahre 268 in die römische Münze eingeführte sogenannte neurömische Pfund, das sich zu etwa 326,5 bis 327 g bestimmt[4]), wird in einer urkundlichen Quelle zu $^1/_{80}$ einer (mit

1) Bitte, wo ist diese Erfahrung?

2) Ich verzeichne nach dem Londoner Münzkatalog von GRUEBER Bd. II S. 121: Periode ca. 335 bis 312: 1. Serie (Mars): 2 Stück (115 grs =) 7,45 g; 1 Stück (86,6 'worn' =) 5,611 g; 1 Stück (85,5 'plated' =) 5,605 (das ist $^4/_3$ = 7,48 bzw. 7,47 g?). 2. Serie (Apollo): je 1 Stück (113,0 =) 7,32; (110,4 =) 7,15; 2 Stück (105,5 =) 8,363. 3. Serie (Hercules): je 1 Stück (112,7 =) 7,30; (100,4 =) 7,15; (109,0 =) 7,06; (108,0 =) 6,99; (110,5 =) 7,16; (108,5 =) 7,03 g.

3) Vgl. HAEBERLIN, Systematik, Berliner Münzblätter N. F. II 1907 S. 18ff.

4) Das Pfund bedarf erneut einer zuverlässigen Bestimmung aus den Gewichten. Bis dahin muß folgende Schätzung genügen. Die römischen Münzemissionen haben das größte Vollgewicht von 150 v. Chr. an (vgl. WILLERS, Kupferpr. S. 43). Unter 171 von etwa 150 bis 92 v. Chr. geprägten Silberdenaren (vgl. unten Tab. VII) stehen 133 (155) zwischen 3,8 (3,7) und 4,0 g, woraus sich, da der republikanische Denar normal $^1/_{84}$ Pfund wog, letzteres zu 319,2 (310,8) bis 336 g berechnet. — [Die besterhaltenen Verkehrsgewichte sollen nach HULTSCH (Metrologie² S. 157) und NISSEN (Metrologie b. J. MÜLLER Handb. I² S. 888) auf ein Pfund von 325 bis 326 g führen. — Der römische Längenfuß stellt sich nach monumentalen Messungen und erhaltenen Maßstäben zu 295 bis 297 (Rw. 296) mm (HULTSCH S. 89f. NISSEN S. 888). Der Kubikfuß, die Amphora oder das Quadrantal, hat demnach 25,67 bis 26,2 l, und hiernach stellt sich das Pfund, das $^1/_{80}$ Kubikfuß wog (vgl. Anm. 6), zu 320,9 bis 327,5 g.] — Zweifellos haben wir im Laufe der Jahrhunderte mit Schwankungen wie der metrischen Normen überhaupt so auch der römischen Pfundnorm zu rechnen. Nimmt man das Pfund an Hand jener Silberdenare zu rund 327 g im Rechnungswert, so erhält man für die Unze ($^1/_{12}$) 27,25, für den republikanischen Denar ($^1/_{84}$) 3,893 und für den neronischen Denar ($^1/_{96}$) 3,406 g. Rundet man letzteren auf 3,4 ab, so stellt sich die Unze auf 27,2, das Pfund zu rund 326,5 g.

Wein gefüllten) Amphora bestimmt[1]). Das in Rede stehende alte Pfund bzw. sein Maßäquivalent, die Hemina, stand zu eben dieser historischen Amphora nach dem gleichen Zeugnis wie 1 : 96[2]), so daß sich für das alte und neue Pfund das gegenseitige Verhältnis 80 : 96 ergibt. Hat nun das neue Pfund 326,5 bis 327 g, so stellt sich das alte zu ca. $\left(\frac{326{,}5 \text{ bis } 327 \cdot 80}{96} =\right)$ 270 bis 272,5 g.

In seiner weiteren Behandlung der Frage bemerkt Dörpfeld (a. a. O. S. 295), daß dem oskischen Kubikfuß bzw. dessen Gewichtsäquivalent von ([20,79] bis 21,717 kg) als Unterabteilung neben dem Achtzigstel auch ein Sechzigstel, d. h. also ein Pfund von ca. (346,5 bis) 361,8 oder rund (350 bis) 360 g beigesellt gewesen sei, und dieses Pfund stellt er in der Tat an einigen kampanischen Gewichtstücken sicher. Solche Erkenntnis gibt meines Erachtens der Sachlage ein ganz anderes Bild. Denn begegnen wirklich zu einem und demselben Gewichtstück in einem und demselben Territorium zwei verschiedene Unternominale nach dem Verhältnis 1 : 60 und 1 : 80, so kann es — auch Haeberlin vertritt diese Auffassung (Zeitschr. f. Num. XXVII S. 37 f.)[3]) — als ausgemacht gelten, daß das erstere als sexagesimale ratio in dem System eine originäre, das letztere aber eine sekundäre Größe darstellt, mit anderen Worten, daß es mit der spezifisch italischen Einteilung des Talents in 80 bzw. 40 Teile nichts ist, und auf unseren Fall bezogen, daß nicht sowohl das Pfund von rund 270 bis 272,5 g, denn vielmehr das Pfund von ca. 350 bis 360 g unmittelbares Agnat des oskischen Kubikfußes war, bzw. daß ersteres Gewicht mit diesem Fuß von Haus aus nichts zu tun gehabt hat. Und täuschen wir uns nicht, so wird auch durch die älteste römisch-kampanische Münze — wenigstens für Kampanien — dieses Stück weit eher bezeugt als das andere. Denn wenn wirklich der zu Kapua von ca. 335 bis 312 v. Chr. auf Roms Namen geprägte Silberstater (von ca. 7,45 g) $3^1/_3$ Kupferpfund (von ca. 270 g) gewertet hat, so ist aus eben diesem Geldsatz meines Erachtens a priori zu entnehmen, daß er zwei heterogene Münzsysteme zueinander in Beziehung gesetzt hat, oder anders ausgedrückt, daß das Pfund von rund 270 g in Kampanien keine Heimberechtigung

1) Plebiszit der Volkstribunen P. und M. Silius bei Festus (Metrol. script. II p. 78): *ex ponderibus publicis, quibus hac tempestate populus oetier [qui] solet, [uti] coaequator sedulo malo, uti quadrantal vini octoginta pondo siet e. q. s.*

2) *IIL sextari quadrantal siet vini* (l. c.).

3) Nach dem Vorgange Lehmann-Haupts und Hultschs.

gehabt hat. Setzt man aber das Pfund von ca. 350 bis 360 g an seine Stelle, so erhält man (etwa nach der Rechnung $\frac{7,45 \cdot 120}{357,6} = 2^1/_2$) die Gleichung 1 Silberstater (7,45 g) = $2^1/_2$ Kupferas (357,6 g), ein Satz, der, weil er an den italischen Systemverhältnissen eine gute Stütze findet[1]), zweifellos mehr Anspruch hat als ursprünglich bezeichnet zu werden, denn jener kampanisch-römische Satz von praeter propter 335 v. Chr. Die Konsequenz unserer Erkenntnis: man hat unrecht daran getan, das Pfund von ca. 270 g als 'oskisch' zu bezeichnen; denn diese Benennung gebührt in erster Linie dem Pfund von 350 bis 360 g.

Doch weiter. Wo ist die Heimat des Pfundes von 270 bis 272,5 g, wenn das Oskerland als solche ausscheidet? Die Antwort ergibt sich aus einer Betrachtung der auf S. 80 skizzierten Sexagesimalreihe. Das Sechzigstel des Pfundes, d. h. der altrömische Denar, war mit rund 4,5 g die halbe altägyptische Kite bzw. das Gewichtsäquivalent des altägyptischen Hin von ca. 0,453 l[2]). An der ägyptischen Herkunft des römischen Denars halte auch ich fest[3]); und von dem Denar ist jenes Pfund nach meiner Überzeugung nicht zu trennen. Mit einem Wort also, dieses Pfund ist eine nach Maßgabe sexagesimaler Umbildung gewonnene Emanation des ägyptischen Systems. — Auf welchem Wege aber erfolgte seine Verpflanzung nach Italien bzw. seine Vermittlung an die Römer? Ich habe anderwärts zu zeigen versucht, daß die unter dem Palazzo Caffarelli auf dem römischen Kapitol ruhenden Fundamente des alten Jupitertempels als Baumaß die altägyptische Königselle von 525 mm bezeugen[4]). Ist dieser Nachweis als geglückt zu betrachten, dann weist uns die Tatsache, daß eben dieses Bauwerk offenkundig in seiner ganzen Anlage etruskischen Einfluß zur Schau trägt, abermals nach dem Norden; und dann wiederum schließt die weitere Tatsache, daß die *Turša* (*Τυρσηνοί*) in ägyptischen Inschriften des 13. und 12. Jahrhunderts unter den

1) Vgl. oben S. 75ff. 2) Vgl. unten S. 129ff. 133ff. 151ff.

3) Unter der rationellen Gewichtsbezeichnung sextula führt der Denar auf die Unze von ca. 27,2 g. Auch dieses Stück scheint bereits in Ägypten ausgebildet gewesen zu sein; jedenfalls führt ein dort gefundenes Gewichtstück des Berliner Museums, das nach H. Schäfer 'zeitlich nicht bestimmbar doch nicht allzu jung' ist, bei einem Gewicht von ca. 409 g und dem Zahlzeichen 15, auf eine Einheit von 27,26 g. Vgl. [Brugsch, Zeitschr. f. ägypt. Spr. 1889 S. 90]. Lehmann-Haupt, Klio VI 1906 S. 525.

4) Vgl. Archäol. Anz. 1914 S. 75ff.

Seevölkern erscheinen, die Ägypten und Libyen angreifen[1]), auch hier den Zusammenhang aufs beste. Wir fassen den gleichen alten Kulturkreis, den wir bereits oben (S. 78f.) aufgeschlossen haben, von einer anderen Seite.

Weiter. Nachdem wir zwei Schichtungen des historischen Maßsystems der Römer ausgesondert und besprochen haben, bliebe es uns übrig, auch über die Entstehung des neurömischen Pfundes von ca. 327 g noch nachzudenken. Indes hier ist das Problem, wie mir scheint, noch so sehr in Dunkel gehüllt, daß ich mit meiner Ansicht lieber zurückhalten möchte[2]).

VII. Die Geld- und Münzverhältnisse des Lyderreiches.

Die lydische Münze hat einen leichten und einen schweren Silbersekel im Gewicht von 5,25 bis 5,4 bzw. 10,5 bis 10,8 g ausgeprägt[3]). Außerdem emittierte sie zwei Goldsekel, deren einer im Gewicht dem schweren Silbersekel gleichstand[4]), während der andere nach den erhaltenen Exemplaren zwischen 8,03 und 8,08 g wog[5]). Diese beiden Stücke haben offenbar zueinander in dem Gewichtsverhältnis 4 : 3[6]) gestanden; und setzt man denn den (leichten) Goldsekel zu einem Rechnungswert von 8,05 g, so stellt sich der andere Sekel auf $\left(\frac{8{,}05 \cdot 4}{3} =\right)$ 10,73 g, der leichte Silbersekel mithin auf 5,36 g.

Es hat lange Zeit als selbstverständlich gegolten, daß in Lydien der Goldstater im Werte 10 bzw. 20 Silbersekel geglichen habe. Erst jüngst ist die Richtigkeit dieser Annahme bestritten worden. Weißbach (ZDMG. LXV S. 682f.) betonte, daß der Ansatz ein unbeweisbarer Analogieschluß aus den achämenidischen Münzverhältnissen sei; doch hielt auch er ihn vorsichtigerweise noch als wahrscheinlich aufrecht. Um so schroffer lehnt dafür Beloch ihn jetzt ab: 'Kroesus Goldstatere', meint er (a. a. O. S. 341), 'die schweren so-

1) Vgl. Ed. Meyer, G. d. A. I³ S. 801ff.

2) Die neueste, von Haeberlin (Z. f. N. Berlin S. 43ff.) versuchte Erklärung hat mich auch nicht überzeugt.

3) Vgl. Tab. Ib unten im Anhang.

4) 12 Exemplare nach Regling (Klio XIV 1914 S. 109f.), und zwar: je 1 Stück 10,64; 10,66; 10,68; 10,76; je 3 Stück 10,70; 10,72; 2 Stück 10,75 g.

5) Vgl. Tab. Ia unten im Anhang.

6) So auch Beloch, Griech. Gesch.² I 2 S. 341.

wohl wie die leichten, waren in Drittel, Sechstel und Zwölftel geteilt. In einem bimetallistischen System muß jedes dieser Teilstücke einer bestimmten Anzahl in Silberstateren entsprochen haben. Das setzt aber voraus, daß der leichte Goldstater 12 Silberstatere gegolten hat, mit anderen Worten, daß die Wertrelation zwischen beiden Metallen damals in Lydien wie 1 : 16 gestanden hat ($10{,}92 \cdot 12 = 13{,}104$; $8{,}19 \cdot 16 = 13{,}104$)'.

Ist diese Beweisführung wirklich so zwingend wie der zuversichtliche Ton glauben macht? Bezüglich des kleinen Goldsekels zunächst wird Belochs Auffassung sofort durch die parallel gearteten, völlig klarliegenden attischen Verhältnisse erschüttert[1]). Es ist nämlich ausdrücklich überliefert, daß in Athen auf den dortigen Goldstater (von ca. 8,58 g) 20 Silberdrachmen (von ca. 4,29 g) gerechnet wurden[2]), trotzdem auch diese Stücke, genau wie die lydischen Einheiten, in Drittel, Sechstel und Zwölftel geteilt wurden. Es war also in Athen 1 Stater bzw. 1 Drachme in Gold = 20 bzw. 10 Drachmen in Silber, $^1/_6$ Stater und $^1/_3$ Drachme (*διώβολον*) in Gold = $3^1/_3$ Drachme oder 3 Drachmen 2 Obolen in Silber, $^1/_{12}$ Stater oder $^1/_6$ Drachme (*ὀβολός*) in Gold = $1^2/_3$ Drachme oder 1 Drachme 4 Obolen in Silber usf. So war es in Athen, und so kann es sehr wohl auch in Lydien gewesen sein, wo übrigens zweifellos ebensowenig wie in Persien reine und unbeschränkte Doppelwährung, sondern in historischer Zeit Goldwährung geherrscht hat[3]).

Verhielten sich der große und kleine lydische Sekel gewichtlich wie 4 : 3, d. h. hatte der (kleine) Goldsekel im Gewicht 8,05 g, der Silbersekel 10,73 bzw. 5,36 g, so stellt sich das Wertverhältnis beider Metalle, wenn wir denn den Satz 1 Goldstück = 10 bzw. 20 Silberstücke voraussetzen, auf $\left(\frac{10{,}73 \cdot 10}{8{,}05}\right.$ bzw. $\frac{5{,}36 \cdot 20}{8{,}05}$, d. i.$\left.\right)$ $13^1/_3 : 1$. Dieses Verhältnis erhält an der ältesten persischen Münzwährung, die diese ratio bekanntlich hat, eine starke Stütze.

Weiter. Es ist überliefert, und wir werden gleich im Abschn. VIII des Ausführlicheren davon zu handeln haben, daß der persische Da-

---

1) Übrigens läßt sich der Satz 12 bzw. 24 Silberstücke auf 1 Goldstück bei 16 facher Überlegenheit des Goldes über das Silber für jedes System aufstellen, in dem das Silberstück $^3/_2$ bzw. $^3/_4$ des Goldstücks wiegt. So für das persische: 5,56 (Silbersekel) $\cdot$ 24 = 133,44; 8,34 (Goldsekel) $\cdot$ 16 = 133,44.

2) Vgl. unten S. 90 mit Anm. 2.

3) Vgl. unten S. 91 mit Anm. 1.

reikos von ca. 8,34 g (Rw) nach dem anfänglichen Kursverhältnis mit 20 attischen Silberdrachmen geglichen wurde. Die attische Drachme (4,29 g) galt $^7/_{10}$ äginäische Drachme (6,13 g), so daß also auf den Dareikos $\left(\frac{20 \cdot 7}{10} =\right)$ 14 dieser alten äginäischen Drachmen zu rechnen sind[1]). Dabei kann es als sicher gelten, daß einerseits das äginäische und attische Silber und andererseits das lydische und persische Gold in gleicher Weise rein und unlegiert ausgeprägt wurde[2]). Ist dies richtig, so darf man aus der ersten Gleichung die weitere 1 Kroiseios = $\left(\frac{14 \cdot 8{,}05}{8{,}34} =\right)$ 13,513, d. i. $13^1/_2$ äginäische Drachmen ableiten. Danach stand das lydische Gold und äginäische Silber in dem Verhältnis $\left(\frac{6{,}13 \cdot 13{,}5}{8{,}05}\text{, d. i. ca.}\right)$ 10,28 : 1. Und das gleiche gilt für die persisch-attische Kurswertung.

Jetzt der große lydische Goldsekel von 10,73 g. Seine Bedeutung hat meines Erachtens doch schon Brandis klargelegt[3]). Nimmt man an, was kaum zu bezweifeln ist, daß das — übrigens verhältnismäßig seltene — Stück von demselben Feingehalt war wie der kleine Sekel von 8,05 g, dann hat er wie dieser zur lydischen Silbermünze wertlich nicht wie 16 (Beloch), sondern wie $13^1/_3$: 1 gestanden. In diesem Falle galt er im Gelde $\left(\frac{10{,}733 \cdot 13^1/_3}{10{,}73 \text{ bzw. } 5{,}36} =\right)$ $13^1/_3$ große bzw. $26^2/_3$ kleine Silbersekel. Da dies ein auffälliger Satz ist, der unmöglich um seiner selbst willen gebildet sein kann, so kann der Grund zur Ausbringung des großen Goldstücks auch wohl nur außerhalb des

1) Vgl. HULTSCH bei Svoronos, Corp. Münz. Ptolemäer IV Anh. S. 18 Anm. 9. Der Satz gilt bei den delphischen Tempelkassen noch 328/7 v. Chr., wie man mit Recht aus Inschr. Bull. Hell. XXIV 1900 p. 475 Col. II A 24 s. entnommen hat. Vgl. vor allem B. KEIL, Hermes XXXVII 1902 S. 514f. TH. REINACH, L'histoire par les monnaies, Paris 1902 p. 53. Im Handelskurs jedoch war der Satz seit dem Ende des 5. Jahrh. auf 1 Dareik = 15 äg. Drachmen herabgegangen. Grund war die Verschlechterung des äginäischen Silbers. Auch diese Wertung kennt die delphische Inschrift. Keil S. 514. 523ff. u. a.

2) Das attische Silber galt stets als besonders rein im Korn. Da nun die äginäische Drachme wie gewichtlich, so auch wertlich zur attischen im Verhältnis 10:7 stand, so muß natürlich auch das äginäische Silber schrotrein gewesen sein. — Daß das lydische Gold rein herausgebracht wurde, ist in Anbetracht des sprichwörtlichen Reichtums des Begründers der lydischen Goldmünze selbstverständlich. Die Wasserprobe ergab denn auch bei einem Kroiseios von 8,05 g ein überwertiges spezifisches Gewicht von 20,09. Vgl. J. HAMMER, Z. f. Num. Berlin XXVI 1907 S. 18 (nach HEAD, Num. chron. 1887 S. 304).

3) BRANDIS, Münzwesen in Vorderasien S. 139, 169. Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 179.

eigentlichen lydischen, d. h. desjenigen Systems gelegen haben, das uns durch den Goldsekel von 8,05 und den Silbersekel von 10,73 bzw. 5,36 gekennzeichnet ist. Die Lösung ergibt sich denn auch alsbald an Hand der Gleichung $\left(\frac{10{,}73 \cdot 13^1/_3}{10 \text{ bzw. } 20} =\right)$ 14,3 bzw. 7,15. Diese Gleichung besagt: nach der ratio $13^1/_3$: 1 angesetzt, wertete der große Goldsekel von 10,73 g 10 schwere oder 20 leichte 'phönizische' bzw. 'griechisch-kleinasiatische' bzw., nach anderer Terminologie[1]), 'milesische' Silbersekel von 14,3 bzw. 7,15 g. Hieraus ergibt sich, daß der große Goldsekel nicht in das eigentliche 'lydische', sondern in das 'phönizische' System, oder wie man es nennen will, hineingehörte, wie er ja auch wertgleich war mit dem Elektronstater dieses Systems, der seinerseits im Gewicht mit dem großen phönizischen Silbersekel von 14,3 g (Rw) gleichstand. Um es kurz zu sagen: man hat zwischen zwei Systemen zu scheiden, einmal dem 'phönizischen' mit dem Goldsekel von 10,73, dem Elektronsekel von 14,3 und den beiden Silbersekeln von 14,3 bzw. 7,15 g, und zweitens dem 'lydischen' mit dem Goldsekel von 8,05 und den Silbersekeln von 10,73 bzw. 5,36 g. In beiden Systemen galt wertlich zwischen der Gold- und Silbermünze die ratio $13^1/_3$: 1, rechnungsmäßig der Satz 1 Goldstück = 10 bzw. 20 Silberstücke.

Und noch eine Folgerung dürfen wir ziehen. Wir wissen bestimmt, daß Kroisos Gold und Elektron wie 4 : 3 gewertet hat[2]). 4 : 3 ist aber, wie gesagt, auch das Gewichtsverhältnis der beiden bewußten Stateren (von 10,73 und 8,05). Da nun der Goldprägung, die Kroisos selbst eingeführt hat, eine Elektronprägung vorangegangen ist, so darf man schließen, daß vor der Münzreform des Königs in Lydien ein Elektronsekel von 10,73 g und ein gleichgewichtiger Silbersekel existierte, die wertlich zueinander wie 10 : 1 standen. Diesen Münzen setzte Kroisos dann eine dritte, den Goldsekel von 8,05 g, an die Seite, die wertlich dem Elektronsekel gleichstand und darum wie dieser 10 Silbersekel

1) Die von Babelon eingeführte Bezeichnung 'milesisch' hält BELOCH (a. a. O. S. 339) für die zweckmäßigste, da von den Phöniziern erst seit dem 5., in Kleinasien dagegen schon seit dem 7. Jahrhundert nach dem Fuß gemünzt worden sei. Vielfach kommt auf die Benennung nicht eben viel an. Indes es gab auch vor der Münze schon einen Geldverkehr, und die Phönizier waren früher in ihren Wohnsitzen als die Milesier. Darum gibt der Name phönizisch hier eine bessere Vorstellung als milesisch. Aber es kommt, wie sich zeigen wird, noch mehr in Frage.

2) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 577f.



aufwog. So begründete der König in seinem Reiche die Wertratio Gold: Elektron: Silber = $13^1/_3 : 10 : 1$[1]). — Die Ausgabe des großen Goldsekels von 10,73 g diente dem Verkehr mit der phönizisch-milesischen Prägung; und so wurde durch seine Einführung auch dieses System auf jenes dreifache Metallverhältnis gestellt. — Beide Systeme sind gekennzeichnet durch folgende Sätze:

a) 1 Goldsekel von 8,05 = 1 Elektronsekel von 10,73 = $\begin{Bmatrix} 10 \\ 20 \end{Bmatrix}$ Silbersekel von $\begin{cases} 10,73 \\ 5,36. \end{cases}$

b) 1 Goldsekel von 10,73 = 1 Elektronsekel von 14,3 = $\begin{Bmatrix} 10 \\ 20 \end{Bmatrix}$ Silbersekel von $\begin{cases} 14,3 \\ 7,15. \end{cases}$

VIII. Zur Frage des Wertverhältnisses von Gold und Silber und zur Geschichte des attischen und persischen Münz- und Geldwesens.

Bei der Beschäftigung mit der persischen Steuerliste des Dareios bei Herodot, von der im nächsten Abschnitt die Rede sein wird, hatte ich zunächst die Erkenntnis gewonnen, daß die geltende Ansicht von der Konstanz des für eine bestimmte Zeit auf $13^1/_3 : 1$ bestimmten Wertverhältnisses zwischen Gold und Silber in der achämenidischen Münzprägung kritischer Nachprüfung nicht standzuhalten vermag. Bei weiterem Eindringen in das Problem gelang es mir dann, den persischen und vor allem den attischen Währungsverhältnissen überhaupt einige neue Beobachtungen abzugewinnen, die ich hier vorlege.

1. Herodots wichtige Gleichung des euböisch-attischen und babylonisch-persischen Gewichtstalents ist bereits oben (S. 53) behandelt worden. Sie lautet auf 1 babylonisches Talent = $^7/_6$ euböisches Talent. Daraus ergibt sich, da beide Talente zu 60 Minen gestanden haben: 1 babylonische Mine (500,5 g Rw) = $^7/_6$ euböische Mine (429 g Rw). Und da die persische Mine in 60, in der Münze Dareiken genannte *šiklu*, die euböische Mine in 100 Drachmen bzw. 50 Didrachmen oder Stateren[2]) geteilt war, so ist weiter nach dem herodoteischen Satz

1) Vgl. HEAD, HN² p. 643 Reinach, l'histoire p. 70 u. a.

2) *šiklu* (Sekel), das ägyptische *dbn* und griechische στατήρ bedeuten im Grunde nichts anderes als Gewicht schlechthin.

1 *šiklu* oder Dareikos (8,34 g) = $^{35}/_{18}$ Drachme (4,29 g) bzw. = $^{35}/_{36}$ Didrachmon oder Stater (8,58 g).

Dies das Gewichtsverhältnis. Für die Wertgleichung von persischem und attischem Gold besitzen wir eine Notiz des Harpokration, der s. v. *Δάρεικός* (= Metrol. script. I p. 310, 22 s.) berichtet: *εἰσὶ μὲν χρυσοῖ στατῆρες οἱ Δαρεικοί. ἐδύναντο δὲ ὁ εἷς ταὐτὸ ὅπερ καὶ ὁ χρυσοῦς παρὰ τοῖς Ἀττικοῖς ὀνομαζόμενος.* Wenn der Dareikos, dessen Gewicht $^{35}/_{36}$ attischen Staters beträgt, im Werte diesem gleichkommt, dann ist das Wertverhältnis zwischen dem (geprägten) persischen und attischen Gold den Gewichtsbeträgen umgekehrt proportional, 36 : 35.

Die $13^1/_3$fache Überlegenheit des Goldes über das Silber ist für die Zeit des Dareios in Persien gesichert[1]). Es gingen also damals auf den (Gold-)Dareikos von 8,34 g 20 Silbersekel von 5,56 g, *σίγλοι Μηδικοί*, wie die Griechen sagten. In attischem Silber gingen auf den Dareikos normal bzw. ursprünglich 20 Drachmen, da der Dareikos von 20 Sekeln dem Goldstater gleich und der Goldstater wiederum zu 20 Drachmen angesetzt wird[2]). Wie im Golde Stater und Dareik, so stehen also im Silber — bei einer Auswertung des persischen Metalls zu ca. $^3/_4$ bis $^4/_5$ des attischen[3]) — Drachme und Sekel in Wertgleichung; und aus beidem ergibt sich die Schlußfolgerung, daß, solange die Verhältnisse nach eben diesen Sätzen Geltung gehabt haben, für persisches

1) Vgl. zuletzt ausführlich WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 670ff.

2) Vgl. die obige Harpokrationstelle, deren Schluß lautet: *λέγουσι δέ τινες δύνασθαι τὸν Δαρεικὸν ἀργυρᾶς δραχμὰς κ̄, ὡς τοὺς ε̄ Δαρεικοὺς δύνασθαι μνᾶν ἀργυρίου.* Hesych s. *χρυσοῦς: Πολέμαρχός φησι δύνασθαι τὸν χρυσοῦν παρὰ τοῖς Ἀττικοῖς δραχμὰς δύο, τὴν δὲ τοῦ χρυσοῦ δραχμὴν νομίσματος ἀργυρίου δραχμὰς δέκα.* Weitere Belege bei HULTSCH, Metrologie² S. 238 Anm. 1. WEISSBACH a. a. O. S. 672f. — Wem die Zeitlosigkeit solcher Lexikographenzitate bedenklich erscheint (Weißbach S. 686), der möge erwägen, daß die erste Phase der attischen Goldprägung gegen Ende des 5. Jahrhunderts einsetzt (vgl. S. 91 s. 2), daß also jene Notizen, die natürlich tralatizisches Material darstellen, keineswegs etwa bis in die Zeit Solons hinaufzuführen sind, sondern ihren Anschluß an die um die Wende des 5. Jahrhunderts einsetzende Publizistik, vielleicht an Hellanikos finden, der sich mit diesen Dingen beschäftigt zu haben scheint (vgl. oben S. 48f., unten S. 93 Anm. 1). Im übrigen ist zu bedenken, daß der Satz 1 Goldeinheit = 10 (bzw. 20) Silbereinheiten die bequemste und darum auch wohl ursprüngliche Münzformel darstellt, und daß Dareios sogar, um sie trotz seines schlechteren Silbers (vgl. unten S. 101) ebenfalls aufstellen zu können, die Silbermünzen in größeren Stücken ausprägte als das Gold. — Übrigens weise ich schon jetzt darauf hin, daß nirgends gesagt ist, auf den attischen Chrysous seien jemals 20 pers. Sekel gezahlt worden. Darüber unten S. 92.

3) 4,29 : 5,56 = 0,77.



und für euböisch-attisches Geld in beiden Währungsgebieten volle Kursfreiheit bestanden haben muß.

Daß in Persien Goldwährung, in Athen dagegen Silberwährung gegolten hat, geht aus der Überlieferung hervor, daß man dort auf besondere, und zwar stetige Kornreinheit des Goldes, hier des Silbers Bedacht genommen hat, während man das sekundäre Metall in Persien wenigstens nicht unerheblich zu legieren pflegte[1]). Daraus ergibt sich, daß das Wertverhältnis zwischen dem attischen Silber und persischen Gold unter allen Umständen konstanter und regulärer gewesen sein muß als das Verhältnis des persischen Silbers zum persischen Golde. Und um noch ein anderes Moment in den Vordergrund zu rücken: wenn in der achämenidischen Münze das Gold relativ besser, das Silber relativ schlechter gewesen ist als in der attischen Münze, so muß der Wertabstand beider Metalle hier kleiner, dort größer gewesen sein; und er betrug wirklich innerhalb der euböisch-attischen Währung 10 : 1, innerhalb der persischen zunächst $13^1/_3 : 1$.

2. Bei dem Komiker Krates findet sich die Wertgleichung 1 *ἡμίεκτον χρυσοῦ*, d. h. $^1/_{12}$ Goldstater = 8 (attische) Obolen oder $^4/_3$ Drachme[2]). Sie ergibt für den Stater ($^{48}/_3$ oder) 16 Drachmen, das ist 4 Drachmen weniger als der Stater nach der vorher behandelten Gleichung hatte. — In gewisser Parallele mit diesem Ansatz des Krates

1) Daß in Athen den eigentlichen Wertmesser das Silber bildete, beweist der Münzbefund, der bei den großen Massen der Silberstücke und der geringen Anzahl der Goldmünzen nur an eine vorübergehende Goldmünzung denken läßt; außerdem ausdrücklich Xenophon, vectig. IV. Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 230. — Persien wird vielfach als ein Land mit Doppelwährung bezeichnet. Allein die Vorzugsstellung des Goldes kann hier, trotz der starken Silberemissionen, aus folgenden Gründen kaum übersehen werden. Einmal wurde auf die Reinheit der Goldmünzen besonderer und ausgesprochener Wert gelegt (vgl. Herodot IV 166: *Δαρεῖος, χρυσίον καθαρώτατον ἀπεψήσας ἐς τὸ δυνατώτατον, νόμισμα ἐκόψατο*), während die Silbermünzen demgegenüber, wie chemische Analysen ergeben haben (vgl. HULTSCH a. a. O. S. 486), einen geringeren Feingehalt aufweisen. Zweitens ist die Goldprägung (seit Dareios) Reichsregal, während das Recht, Silber auszumünzen, auch den Satrapen zusteht (vgl. unten S. 101). Drittens gingen auf die alte babylonische Mine (von 500,5 g) 60 Dareiken bzw. 90 Sekel, wobei zu beachten ist, daß 'sechzig' im Sexagesimalsystem die Grundzahl, 'neunzig' dagegen eine sekundäre Größe darstellt.

2) Vgl. Pollux IX 62: *οἱ ὀκτὼ ὀβολοὶ ἡμίεκτον ὠνομάζοντο, ὥς φησιν ἐν Λαμίᾳ Κράτης· ἡμίεκτόν ἐστι χρυσοῦ, μανθάνεις, ὀκτὼ ὀβολοί.*



steht eine (an und für sich natürlich zeitlose) Notiz des Hesychios (s. *σίγλον* = Metrol. script. I p. 325, 6), nach der, wie bei Krates das Goldzwölftel, der persische Silbersekel zu 8 Obolen oder $^4/_3$ Drachme gestanden hat[1]). Der Ansatz findet sich, was man bisher, soviel ich sehe, nicht richtig erkannt hat, auch einmal in der Literatur, und zwar ist es Aelian, der (vermutlich nach Ktesias) bei der Gelegenheit, wo er von Silbergeschenken berichtet, die der Perserkönig fremden Gesandten zu machen pflege (var. hist. I 22), die Wertrelation gibt *δύναται τὸ τάλαντον τὸ Βαβυλώνιον δύο καὶ ἑβδομήκοντα μνᾶς Ἀττικάς*. Es sind also 60 babylonische Minen = 72 attische Minen, mithin 1 babylonische Mine = $^6/_5$ attische Mine. Die babylonische das ist persische Mine hat 90 (Silber-) Sekel, die attische 100 Drachmen. Ergo ist 1 Sekel = $\left(\frac{6\cdot 100}{5\cdot 90}=\right)$ $^4/_3$ Drachme, genau wie auch Hesychios berichtet.

Stellen wir nun diese Gleichung mit der krateischen, auf $^4/_3$ Drachme = $^1/_{12}$ Goldstater lautenden Gleichung zusammen, so ergibt sich, daß auch der persische Sekel zu $^1/_{12}$ Goldstater oder umgekehrt der Goldstater zu 12 Sekel wie andererseits zu 16 attischen Drachmen anzusetzen ist, und daß also 12 Sekel gleich 16 Drachmen, 1 Sekel gleich $1^1/_3$ Drachme gewesen ist.

Daraus folgt, da $1^1/_3$ Drachme 5,72, 1 Sekel dagegen nur 5,56 g wog, daß das attische Silber im Werte noch etwas ungünstiger angesetzt worden wäre als das persische, ein Ergebnis, das nach dem s. 1 Gesagten natürlich befremden muß. Gehen wir ihm daher auf den Grund.

Nach einem historischen Anhalt für eine außergewöhnliche Baisse des attischen Geldes braucht man nicht lange zu suchen. Ktesias-Aelian und Krates weisen im Grunde in dieselbe Zeit[2]), und an die finanzielle Notlage Athens in den Unglücksjahren des peloponnesischen

1) *σίγλον, νόμισμα Περσικὸν δυνάμενον ὀκτὼ ὀβολοὺς Ἀττικούς. καὶ εἶδος ἐνωτίων. Ξενοφῶν ἐν τῇ Ἀναβάσει* (*ἐν ἕκτῃ Ἀναβάσεως* codd.) *λέγει· <ὁ δὲ σίγλος δύναται ἑπτ' ὀβολοὺς καὶ ἡμιωβέλιον Ἀττικούς>. δύναται δὲ ὁ σίγλος δύο δραχμὰς Ἀττικάς*. Die Textkonstituierung ist mein Versuch; vgl. Xen. An. I 5, 6. Der erste Teil der Glosse auch bei Photios (= Metrol. script. I 331, 11): *σίκλος καὶ τὸ ἐνώτιον καὶ σταθμὸς βαρβαρικὸς δυνάμενος ὀκτὼ ὀβολούς· οὕτω Σοφοκλῆς.*

2) Ktesias war etwa von 415 bis 398 am persischen Hofe. Der uns bekannte Komiker Krates feiert 449 seinen ersten Sieg. Neben ihm nennt Suidas noch einen zweiten Dichter gleichen Namens, den er ebenfalls der alten Komödie zurechnet, obschon die Titel der Stücke mehr auf die neue Komödie hinweisen. Vgl. CHRIST-SCHMID, Gesch. d. gr. L. I S. 388.



Krieges von 406 ab zu denken, liegt nahe. In eben diesem Jahre wurden die goldenen und silbernen Weihegeschenke samt dem Tempelgerät aus den Schatzhäusern in die Münze gebracht. Man konnte die Währung nicht halten, prägte Gold und bald Kupfer[1]). 'Mit der Ausgabe von Kupfergeld mit Zwangskurs war Athen beim Bankerott angekommen; dem finanziellen Ruin ist der militärisch-politische Zusammenbruch auf dem Fuße gefolgt.' (U. Köhler, Zeitschr. f. Numism. XXI 1898 S. 13.)

Wichtig für die Beurteilung der Geldverhältnisse Athens in den tollen Jahren ist die bekannte Stelle aus den im Frühjahr 405 aufgeführten Fröschen des Aristophanes. Leider ist sie kontrovers; darum muß ich sie etwas eingehender behandeln. Sie lautet:

πολλάκις γ' ἡμῖν ἔδοξεν ἡ πόλις πεπονθέναι
ταὐτὸν ἔς τε τῶν πολιτῶν τοὺς καλούς τε κἀγαθούς,
720 *ἔς τε τἀρχαῖον νόμισμα καὶ τὸ καινὸν χρυσίον.*
οὔτε γὰρ τούτοισιν οὖσιν οὐ κεκιβδηλευμένοις,
ἀλλὰ καλλίστοις ἁπάντων, ὡς δοκεῖ, νομισμάτων,
καὶ μόνοις ὀρθῶς κοπεῖσι καὶ κεκωδωνισμένοις
ἔν τε τοῖς Ἕλλησι καὶ τοῖς βαρβάροισι πανταχοῦ,
725 *χρώμεθ' οὐδέν, ἀλλὰ τούτοις τοῖς πονηροῖς χαλκίοις,*
χθές τε καὶ πρώην κοπεῖσι τῷ κακίστῳ κόμματι,
τῶν πολιτῶν θ' οὓς μὲν ἴσμεν εὐγενεῖς καὶ σώφρονας
ἄνδρας ὄντας καὶ δικαίους καὶ καλούς τε κἀγαθούς,
καὶ τραφέντας ἐν παλαίστραις καὶ χοροῖς καὶ μουσικῇ,
730 *προσελοῦμεν, τοῖς δὲ χαλκοῖς καὶ ξένοις καὶ πυρρίαις*
καὶ πονηροῖς κἀκ πονηρῶν εἰς ἅπαντα χρώμεθα
ὑστάτοις ἀφιγμένοισιν, οἷσιν ἡ πόλις πρὸ τοῦ
οὐδὲ φαρμακοῖσιν εἰκῇ ῥᾳδίως ἐχρήσατ' ἄν.

Nach der Auffassung der Einen, 'welcher Böckh seine Autorität geliehen hat', und die auch in Hultschs Handbuch übergegangen ist,

---

1) Für die Goldprägung vgl. Schol. Aristoph. Frösche v. 720 (unten S. 94): *τῷ προτέρῳ ἔτει ἐπὶ Ἀντιγένους Ἑλλάνικός φησι χρυσοῦν νόμισμα κοπῆναι. καὶ Φιλόχορος ὁμοίως τὸ ἐκ τῶν χρυσῶν Νικῶν.* Weitere Belege bei BUSOLT, Griech. Gesch. III 2 S. 1590 Anm. 5. Für die Kupferprägung vgl. Schol. Ar. Fr. v. 725: *δύναιτο δ' ἂν καὶ τὸ χαλκοῦν λέγειν, ἐπὶ γὰρ Καλλίου χαλκοῦν νόμισμα ἐκόπη.* Um 393 wurde das Kupfer aufgerufen und auf das Bestehen der Silberwährung hingewiesen. Ar. Ekkl. v. 821: *ἀνέκραγ' ὁ κῆρυξ, μὴ δέχεσθαι μηδένα χαλκὸν τὸ λοιπόν· ἀργύρῳ γὰρ χρώμεθα.*

stellt Aristophanes an der Stelle das gute alte Silbergeld als ἀρχαῖον νόμισμα dem neuen schlechten Gold gegenüber, das er in der Folge als miserables Kupfer (πονηρὰ χαλκία) verspottet. Anders Bergk, Six und Köhler. 'Die hergebrachte Erklärung', betont letzterer (a. a. O.)[1], 'ist weder sprachlich noch sachlich haltbar; wenigstens müßte der überlieferte Text geändert werden, was auch durch Meineke ausgeführt worden ist', der v. 720 gewaltsam καλῶς κεκομμένον statt τὸ καινὸν χρυσίον geschrieben hat. 'Dazu kommt, daß nach einem der Scholien zu der Stelle im Jahr des Archon Kallias, d. h. in demselben Jahr, in welchem die Frösche aufgeführt worden sind, Bronzegeld in Athen geschlagen worden ist; wie aus einer Stelle in den Ekklesiazusen (v. 815ff.) erhellt, ist etwa um das Jahr 393 die während des Krieges als Notgeld geprägte Bronzemünze für ungültig erklärt worden'[2]. Soweit Köhler. An der Überlieferung des aristophanischen Textes zu ändern, halte auch ich für unstatthaft. Nach dessen Wortlaut aber wird zweifellos das ἀρχαῖον νόμισμα und das καινὸν χρυσίον, d. h. unbedingt das gute alte Silber und das (gute) neue Gold dem eben damals geprägten schlechten Kupfer entgegengestellt. Das nimmt wunder; denn wenn ein Staat sich heute aus Not gezwungen sieht, seine Münze auf Kupfer zu stellen, wie konnte er ein paar Monate früher noch reines Gold herausbringen? Nun, ganz rein war dieses Gold nicht; immerhin betrug sein Feingehalt, wie wir sehen werden, noch etwa 80 %, was daraus hervorgeht, daß es zu feinem Silber wie 8 : 1 stand, während das Verhältnis für Feingold : Feinsilber 10 : 1 war.

In v. 729ff., τοῖς δὲ χαλκοῖς καὶ ξένοις κτλ., ist bei Aristophanes jedes Wort doppelsinnig, d. h. jedes ist zugleich auf die schlechten Münzen und auf die schlechten Menschen bezüglich. Darum ist an dieser Stelle offenkundig auch die Rede von schlechten fremden Münzen. Möchte man unter diesen zunächst die in Athen massenhaft umlaufenden, als κάκιστον χρυσίον (nach Hesychios) verrufenen Elektronstücke der phokäischen, kyzikenischen, lampsakenischen und anderer Prägungen zu verstehen geneigt sein — eine Annahme, mit der übrigens das ὑστάτοις ἀφιγμένοισιν (v. 732) nicht recht vereinbar ist —, so will bei näherem Zusehen eine andere Möglichkeit erheblich plausibler erscheinen.

1) Vgl. BERGK, Philol. XXXIII 1873 S. 131ff. SIX bei Head, Londoner Münzkatalog von 1888 p. XXVI.

2) Vgl. oben S. 93 Anm. 1.



Es ist der Forschung nicht entgangen, daß der zitierte Ansatz des Ktesias-Aelian insofern eine bedauerliche Unklarheit enthält, als es nicht ersichtlich ist, ob er lediglich, wie das *δύναται*[1]) nahelegt, ein Wertverhältnis oder, wie aus dem Zusammenhang hervorzugehen scheint, gleichzeitig eine kongruente Gewichtsgleichung zum Ausdruck bringt. Nimmt man aber auf Grund des Umstandes, 'daß im Sinne eines griechischen Schriftstellers das Gewicht einer attischen Mine und deren Wert einander decken' (Hultsch), das letztere an[2]), so erhält man nach dem heutigen Stande der Forschung, die die persische (babylonische) Mine zu 500,5 g (Rw) ansetzen läßt, für die attische Mine dieser Zeit ca. $\left(\frac{500{,}5 \cdot 60}{72} =\right)$ 417[3]) und für die Drachme 4,17 g, das ist genau der halbe Gewichtsbetrag des persischen Dareikos (8,34 g Rw). Hat ein solches Stück wirklich existiert, so würde der Satz 1 Sekel = $1^1/_3$ Drachme (5,56), zur effektiven Gewichtsgleichung geworden, nicht mehr besagen, daß das attische Silber ungünstiger bewertet worden wäre als das persische, sondern daß es ihm gleichgestanden hat.

In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, daß bei der demokratischen Restitution von 403 der Beschluß beschworen wurde: *πολιτεύεσθαι Ἀθηναίους κατὰ τὰ πάτρια, νόμοις δὲ χρῆσθαι τοῖς Σόλωνος καὶ σταθμοῖς* (Andok. I 83). Daraus hat schon Nissen (Rhein. Mus. XLIX 1894 S. 6) geschlossen, daß die solonische Währung 'im letzten Abschnitt des peloponnesischen Krieges abgeschafft war oder werden sollte'; denn 'der Eid', sagt er (S. 12), 'der 403 auf die Fortdauer der Gesetze, Maße und Gewichte Solons geschworen wurde, hat nur dann einen Sinn, wenn wir annehmen, daß solche ernstlich bestritten war'. Das meine ich auch. Aber Nissen hat das Problem nicht zum Ende gedacht. Zwar hat er unter Bezugnahme auf Hultsch (a. a. O. S. 221) schon darauf aufmerksam gemacht, daß unter den attischen Silbertetradrachmen (der Periode von 480—322) eine merkliche Gewichtsabnahme konstatiert worden sei; indes über die Frage, ob hierin ein

1) Nicht *ἕλκει* oder *ἄγει* bzw. *ἔχει*.

2) Daß *δύναται* auch sonst zum Ausdruck von Gewichtsangaben verwendet wird, zeigt Polemarch b. Hesych. s. *χρυσοῦς*, oben S. 90 Anm. 2.

3) MOMMSEN (Grenzboten 1863, I S. 396; vgl. G. d. r. M. in der franz. Bearbeitung des Herzogs von BLACAS I p. 405) und HULTSCH (Metrologie² S. 488 mit Anm. 2) rechnen für die Stelle mit einer Mine von 505,5 bzw. 504 g, wie man bis auf Weißbach die persische Mine anzusetzen pflegte, während BRANDIS (Münz-, Maß- u. Gewichtswesen S. 60) auch hier mit der 'Silbermine' von 560 g bzw. deren Talent operiert, was zu einem schiefen Resultat führt.

greifbarer Beleg für eine zeitweilige Änderung des Münzfußes zu erblicken sei, ist er noch nicht zur Entscheidung gekommen.

Die vorstehenden Beobachtungen nun geben, wie mir scheint, diese Entscheidung an die Hand: ich glaube, daß in Athen von 406 bis 403 nicht nach dem alten euböisch-solonischen, sondern nach dem persischen Dareikenfuße geprägt worden ist, d. h. daß nicht mehr die Drachme von 4,29 und dazu ein Goldstater von 8,58 g, sondern eine Drachme von 4,17 mit einem Stater von 8,34 g geschlagen worden ist. Das läßt sich zwar nicht direkt auf den Münzbefund stützen, da die Stücke ja nicht aufs Jahr datierbar sind; allein daß unter den in der Periode von 480—322 geprägten Silbermünzen manches Stück auch dieser Norm Genüge tut, lehren die Münzkataloge. Von den vorhandenen Goldmünzen möchte ich die beiden, 8,324 und 8,35 g wiegenden (mithin der Dareikennorm von 8,27—8,41 [Rw 8,34] g vorzüglich Genüge tuenden) Stücke[1]) im Athener Kabinett[2]) und in der Petersburger Ermitage für die Emission von 406 in Anspruch nehmen. Aber mit allem Vorbehalt; denn die Stücke sind nicht nur wegen ihres im Verhältnis zur solonischen Norm exzessiv niedrigen Gewichts, sondern auch wegen der Eigenart ihres Stils[3]) gelegentlich verdächtigt worden und werden überdies von Köhler für jünger gehalten[4]). Nachprüfung durch einen Numismatiker vom Fach ist also erwünscht. — Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang ferner auf die auffällige, von Imhoof-Blumer in den alten Monatsberichten der Berliner Akademie (1881 S. 657) festgestellte Tatsache, daß auch Euböa um die Wende des 5. Jahrhunderts für kurze Zeit den sogenannten euböisch-solonischen Münzfuß mit dem äginäischen vertauscht hat, sowie endlich darauf, daß die Voraussetzung der Dareikennorm für das attische Gewicht dieser Zeit uns oben (S. 48f.) über eine Schwierigkeit in der Interpretation des androtionischen Berichts über die solonische Reform hinweggeholfen hat.

Noch eins. Man hat geglaubt, das ἡμίεκτον χρυσοῦ (scil. στατῆρος) des Krates sei als Zwölftel des Staters phokäischer bzw. kyzikenischer oder lampsakenischer Währung aufzufassen[5]). Wäre dies richtig, so

---

1) Vgl. U. KÖHLER, Zeitschr. f. Num. Berlin XXI 1898 S. 9.

2) Vgl. RANGABIS, Antiq. Hell. 1842 p. 223.

3) Abb. bei KÖHLER a. a. O. Taf. I 14. 4) a. a. O. S. 10 mit Anm. 2.

5) Vgl. HULTSCH a. a. O. S. 185f. REGLING, RE. s. ἡμίεκτον 2). REINACH, L'histoire par les monnaies p. 60, der mit einem 'non liquet' schließt.



würde nach Vorstehendem die phokäische Goldeinheit 12 persische Sekel gegolten haben, was aber nach dem sub 3 zu Sagenden ausgeschlossen erscheint. Überdies ist es nicht ersichtlich, warum der attische Komiker nicht das Zwölftel der attischen Währung, den Obolos in Gold, im Sinne haben sollte. Die Frage ist dann nur, was in der die Dareikennorm observierenden Prägung unter Stater verstanden wurde. Im Silber war die Einheit das Tetradrachmon, im Gold dagegen, solange der solonische Fuß galt, das Didrachmon. Machen wir auf beides die Probe: der Stater galt 16 Silberdrachmen; war er also ein Didrachmon, so betrug das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber $\left(\frac{16 \cdot 4{,}17}{8{,}34}\text{ das ist}\right)$ 8 : 1, war er ein Tetradrachmon, $\left(\frac{16 \cdot 4{,}17}{16{,}68}\text{ das ist}\right)$ 4 : 1. In letzterem Falle hätten wir es mit einer Weißgold- (Elektron-) Prägung zu tun, die an Goldgehalt hinter dem phokäischen Elektron noch erheblich zurückgeblieben wäre. Da dies angesichts der Worte des Aristophanes nicht plausibel erscheint, so wird man nur annehmen können, daß auch der Goldstater von 406, wie der zu anderer Zeit auf den solonischen Fuß geprägte, ein Didrachmenstück war, was auch an und für sich wahrscheinlicher ist[1]).

Welchen Zweck endlich hatte die zeitweilige Aufhebung des solonischen und die Einführung des persischen Dareikenfußes in Athen? Es könnte sich um eine rein finanzpolitische Maßregel handeln. Seit der Übernahme der kleinasiatischen Satrapie durch den jüngeren Kyros (408) hatte die persische Politik eine entschieden spartafreundliche Wendung genommen, entbehrte Athen, trotzdem es wiederholt darum vorstellig wurde, die Geldunterstützung des Königs, die der Gegnerin, solange Lysander das Kommando führte, in so reichem Maße zufloß. Da trat mit der Ablösung des letzteren (Frühjahr 406) ein Stillstand ein. Kyros machte weitere Zuschüsse

1) Setzt man voraus, daß das Verhältnis zwischen schrotreinem Silber und Gold 1 : 10 betrug (s. u. S. 98), so würde das Mischungsverhältnis des Prägungsmetalls etwa 78 % Gold und 22 % Silber betragen haben. Prägte man also beispielsweise 100 Stateren (oder Didrachmen), so mußte ein Goldquantum von 156 Drachmen (bzw. $1^1/_2$ Mine + 6 Drachmen — man konnte ein $1^1/_2$ Minenstück verwenden, das um $^1/_{25}$ erhöht war —) und dazu 44 Drachmen Silber genommen werden. — Wertete der Dareik 16 persische Sekel (unten S. 101), der ihm gewichtlich gleichstehende (gesunkene) attische Chrysous dagegen 12 pers. Sekel (oben S. 92), und war das Gold-Silberverhältnis in Athen 8 : 1, so ist die ratio für Gold und Silber innerhalb der persischen Währung $10^2/_3$: 1 gewesen. Darüber gleich sub 3 S. 101.

an Sparta von der Rückberufung Lysanders abhängig. Es folgte, noch im gleichen Frühjahr, die Brüskierung des Kallikratidas durch den Prinzen in Sardes. Ist das des Pudels Kern? Es galt weiteren Erfolgen der spartanischen Diplomatie in Persien zu begegnen und dem eigenen Staat die wichtige persische Geldquelle wieder zu öffnen. Wäre also deshalb ein Teil der altehrwürdigen *πάτριος πολιτεία* in den Orkus gewandert, hätte Athen darum den Anschluß an die persische Währung vollzogen? Dann wäre seine Rechnung allerdings falsch gewesen; denn hatte schon im Juni des gleichen Jahres der persische Prinz dem Kallikratidas freiwillig wieder Geld zur Verfügung gestellt, so erfreute sich vollends Lysander nach seiner Rückkehr ins Kommando (Frühjahr 405) erneut der Fülle seines Wohlwollens. Athen ging leer aus.

Aber vielleicht entsprang die Maßregel im Grunde weniger politischen denn mit einer bessern Zukunft rechnenden Erwägungen volkswirtschaftlicher Art. Das attische *δίδραχμον χρυσοῦν* solonischer Norm, wie es zu gewissen Zeiten geprägt wurde, stand gewichtlich zum persischen Dareikos wie 36 : 35, zur attischen Drachme wie 2 : 1. Dem Werte nach galten Chrysous und Dareikos gleich 20 Silberdrachmen bzw. 10 Didrachmen, so daß 1 Chrysous = 1 Dareik war[1]). Nun war das persische Gold schrotrein (wie das attische Silber); ergo war der Satz 1 Dareik = 1 Chrysous effektiv nur dann gegeben, wenn die Athener ihr Goldstück mit einem dessen gewichtlichen Überschuß aufhebenden Prozentsatz geringwertigeren Münzmetalls vermischten. Diese Legierung des attischen Chrysous ist aber deshalb nicht wahrscheinlich, weil eine so geringfügige Beschickung (um ca. $^1/_{36}$ = ca. $2^3/_4$ %) für antike Verhältnisse überhaupt nicht durchführbar erscheint. Darum ist anzunehmen, daß in Athen nicht nur das Silber sondern auch das Gold rein ausgeprägt wurde, und daß mithin, wie schon ausgesprochen, der Silber-Goldsatz 1 : 10 jeweils als die normale Würderungsformel für beiderseits schrotreines Münzmetall gegolten hat. Daraus aber ergibt sich, daß bei der Ausprägung des Chrysous auf die solonische Norm im Geldverkehr mit Persien immerhin eine nicht unbeträchtliche Quote attischen Geldes nutzlos blieb; denn setzen wir beispielsweise den Fall, daß jemand für einen Chrysous 20 Drachmen gab, so brauchte er für einen Dareikos nach dem effektiven Geldwert eigentlich nur etwa $19^2/_5$ Drachmen zu zahlen, und wenn jemand

1) Vgl. oben S. 90.

für einen Dareikos 20 Drachmen löste, so hätte er für den Chrysous entsprechend mehr, nämlich ca. $20^3/_5$ Drachmen erhalten müssen. Mit anderen Worten, wer mit attischem Geld zahlte, hatte Anspruch auf ein Agio von $^5/_9$ Drachme oder ca. $3^1/_2$ Obolen, das ihm aber durch den tatsächlich innegehaltenen Satz 1 Dareik = 20 Drachmen verloren ging. Eben dieser Nachteil wurde durch die Herabsetzung der attischen Währung auf den Dareikenfuß beseitigt. Und so handelt es sich bei dieser Reduktion offenbar um eine Maßregel, der eine eminente wirtschaftliche Bedeutung zukam, und die, sobald Athen nach Überwindung seiner schweren Krise erst wieder vollwertige Münzen herauszubringen vermochte, dem Geldverkehr mit Persien unbedingt freie Bahn schaffen mußte.

Indes es kam anders. Die heilige Verfassung der Väter erforderte gebieterisch ihre restlose Rehabilitierung. Die Anhänger der guten alten Zeit wetterten; und erst von hier aus wird uns völlig verständlich, was Aristophanes eigentlich in jenen doppeldeutigen Versen von 729 ab, mit den *χαλκοῖς καὶ ξένοις . . . ὑστάτοις ἀφιγμένοισιν* gemeint hat: Kleophon, die *Θρῃκία χελιδών, ἐπὶ βάρβαρον ἑζομένη πέταλον*, der wenn's ihn danach gelüstet, mit den anderen seines Gelichters Krieg führen soll *πατρίοις ἐν ἀρούραις* — er und die neue Währung sind gleicher Herkunft, importiert aus dem Ausland, Fremdlinge und Eindringlinge, Störer der Tradition in der Stadt der Athena.

3. Die Restitution der solonischen Währung erfolgte 403. Sie ist also für die Beurteilung von zwei Notizen aus Xenophons Anabasis als gegeben zu betrachten.

Nach An. I 7, 18 verspricht Kyros dem Seher Silanos von Ambrakia für den Fall, daß sein Wahrspruch zutreffen wird, eine Summe von 10 Talenten, und dieses Versprechen macht er nachher durch Auszahlung von 3000 Dareiken wahr. Dazu meint Regling (ZDMG. LXIII S. 708): 'daß mit den dem Talent nach griechischer Rechnung zugrunde liegenden *δραχμαί* jene persischen Sigloi, die einzig gangbare persische Silbermünze, gemeint sind, ist selbstredend; in anderer als der königlich persischen Währung 10 Talente zu versprechen, kann Kyros in Babylonien nicht beikommen.' Ich finde das gar nicht selbstredend. Denn wenn, was allerdings selbstverständlich ist, die 3000 Dareiken die gleiche Summe in Gold geben, welche die 10 Talente in Silber darstellen, dann ist es meines Erachtens von vornherein wahrscheinlicher, daß mit der ersteren Bestimmung auf persische, mit der

andern aber auf griechische, d. h. auf attische Geldverhältnisse Bezug genommen ist, da ja in Persien, wie gesagt, die eigentliche Währungsmünze der Golddareikos bildete, während in Griechenland und Athen Silberwährung herrschte. Zudem erscheint es doch auch, ganz allgemein betrachtet, durchaus plausibel, daß Kyros dem griechischen Seher eine Geldsumme nach heimischem Geld bzw. attischem Silber versprochen hat, um sie dann nach dem Kurssatze in persischem Gold auszuhändigen; obwohl es einer solchen Auslegung nicht einmal unter allen Umständen bedarf. Denn bei der ersten Angabe handelt es sich möglicherweise lediglich um eine eigene Umrechnung Xenophons, der seinen Landsleuten den persischen Geldbetrag nach der heimischen Währung verdolmetscht haben könnte[1]), was allerdings sachlich für uns auf dasselbe hinauskommt. Überdies findet sich, um zu Regling zurückzukommen, nirgends ein Anhalt dafür, daß die Griechen das persische Wort šiklu mit *δραχμή* wiedergegeben haben, vielmehr pflegten sie sich mit der gräzisierten Form *σίγλος* o. ä. zu begnügen[2]). Kurzum, auf jeden Fall haben wir zunächst damit zu rechnen, daß es sich um griechisches, d. h. um attisches Silbergeld handelt, und erst dann, wenn uns diese Möglichkeit als verfehlt erscheinen sollte, dürfen wir den persischen Sekel heranziehen.

Diese Erkenntnis läßt mit der xenophontischen Gleichung zunächst folgendes kurze Rechenexempel aufstellen: auf der einen Seite hat der Dareikos $^1/_{60}$ Mine, auf der andern das attische Talent 60 Minen, die Mine 100 Drachmen oder 50 Didrachmen. Demnach gelten folgende Gleichungen: 3000 Dareiken = 10 Talente, oder 50 persische Minen (Goldes) = 600 attische Minen (Silbers). Folgt: 1 persische Mine = 12 attische Minen und 1 Dareikos = 20 attische Silberdrachmen. Dies ist der alte, oft bezeugte Satz.

An der zweiten Stelle, An. I 5, 6, gibt Xenophon für das Wertverhältnis des persischen und attischen Silbers die Gleichung 1 Sekel

1) Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, daß an der gleichen Stelle die persische *καπίθη* mit 2 attischen Choiniken geglichen wird. — Ganz deutlich Nikolaos Dam. frg. 66 § 72 (FHG. III p. 406): . . . *ὁ Περσῶν βασιλεὺς* (Kyros d. Ält.) . . . *χρυσὸν δωρεῖται ταῖς Περσίσι γυναιξί· καὶ διανέμει ἑκάστῃ εἰς λόγον ραχμῶν εἴκοσι Ἀττικῶν.* Hier sagt der Schriftsteller — Ktesias ist die Quelle — selbst, daß er den persischen Ansatz, natürlich 1 Dareik, auf attisches Geld umgerechnet habe.

2) Vgl. WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 671 ff.



= $7^1/_2$ attische Obolen, das ist = $^5/_4$ Drachme oder umgekehrt 1 Drachme = $^4/_5$ Sekel. Somit steht, um die beiden Gleichungen miteinander zu verbinden, auf der einen Seite der Dareikos gleich 20 Drachmen, auf der andern die Drachme gleich $^4/_5$ Sekel; ergo hat der Dareikos seinerseits 16 Sekel, und das Wertverhältnis zwischen persischem Gold und Silber stellt sich um das Jahr 400 nicht mehr wie unter Dareios auf $13^1/_3 : 1$, sondern augenfällig auf $\left(\frac{5{,}56 \cdot 16}{8{,}34}\right.$ das ist$\left.\right)$ $10^2/_3 : 1$[1]).

Diese Erkenntnis ist bedeutsam; ergibt sie doch, da an eine Verschlechterung des persischen Goldes nicht gedacht werden kann, daß das Silber gegenüber dem dareischen Silber mittlerweile eine erhebliche Verbesserung erfahren hatte. Jenes hatte zum attischen Silber wie 3 : 4 bis 4 : 5 gestanden; es war legiert gewesen, und seine Legierung hatte, wie die strenge Bestrafung des Satrapen Aryandes von Ägypten (Herodot IV 166), der reines Silbergeld herausgebracht hatte, erkennen läßt, auf Reichsgesetz beruht. Ein Jahrhundert später ist das persische Silber dem attischen rechnungsmäßig bis auf etwa 24 : 25 nahegerückt, d. h. es ist ihm de facto gleichwertig geworden und wird also schrotrein ausgeprägt. Den Grund für den Verzicht auf die Legierung aber begreift, wer die Angaben der Schriftsteller über die in den königlichen Schatzhäusern aufgehäuften Massen an Edelmetall liest, und wer bedenkt, daß später Alexander der Große, trotzdem Dareios III. gewaltige Summen im Kriege verausgabt hatte, noch eine Kriegsbeute von 180 000 Talenten in Agbatana zusammenbringen lassen konnte[2]). Die Annahme liegt nahe, daß die Grundlage für diesen Reichtum die feste Steuerorganisation des ersten Dareios gegeben habe; denn wenn auch schon vor dieser Reform die Kassen nicht leer gewesen sein werden, so wird es doch den Verhältnissen entsprochen haben, wenn dieser große Herrscher das Silber noch in einer Legierung herausbringen ließ, die dem Golde eine $13^1/_3$-fache Überlegenheit gab. Aber da füllten sich nach der Reform die Schatzhäuser reichlicher. Gewaltige Massen an Edelmetall in Barrenform wurden jahraus jahrein in ihnen aufgespeichert, und auch an Silber wuchs der Reichtum ins Ungemessene. Da brauchte man nicht mehr zu geizen, und auch das Silbergeld konnte rein ausgeprägt werden.

1) Vgl. oben S. 97 Anm. 1.
2) Vgl. ED. MEYER, G. d. A. II S. 89f.

4. Ich knüpfe hier ein paar Beobachtungen über die phokäisch-kyzikenische Elektronwährung an[1]).

Der Elektronstater phokäischen Fußes steht nach Aussage der 115 Kyzikener der Warrensammlung[2]) gewichtlich zwischen 15,8 und 16,2 g; es kann also kein Zweifel darüber sein, daß er von Haus aus das Duplum des kroiseischen Goldsekels von 8,03 bis 8,07 (Rw 8,05) g darstellt. Diese Übereinstimmung in der Gewichtsnorm legt die Annahme nahe, daß die beiden Münzen wertlich einander gleichstanden, d. h. daß das (lydische) Gold dem (phokäisch-kyzikenischen)[3]) Elektron — dem Gewichtsverhältnis der Münzen umgekehrt proportional — wie 2 : 1 überlegen war. Prüfen wir nach. Der Kroiseios galt als absolut rein im Schrot[4]), er hatte also ein theoretisches Soll an Gold von 100 %. Demgemäß müßte der Elektronstater als solcher eine Goldvaluta von 50 % gehabt haben; d. h. lediglich zu Gold und Silber (ohne Rücksicht auf etwaige Kupferlegierung) berechnet, müßte er ca. 46 % Gold zu 54 % Silber enthalten haben, wenn diese beiden Metalle zueinander, wie es in Lydien der Fall war, nach dem Verhältnis $13^1/_3$: 1 gewertet wurden[5]). Was sagen zu dieser Berechnung die Münzen? Nach chemischen Analysen hatte die phokäische Elektronhekte einen effektiven Goldgehalt von ca. 40 % zu ca. 52 % Silber und ca. 8 % Kupfer[6]). Die Untersuchungen nach dem archimedischen Prinzip haben für 59 Hekten im Durchschnitt einen Feingehalt an Gold von 32,33 % ergeben[7]). Dem sind, da die Ergebnisse dieser Prüfungen durch die Kupferbeimischungen für das Gold nach

---

1) Daß sie zum Teil wenig mehr als Hypothesen sind, liegt in der Natur der Sache.

2) Katalog REGLING, Berlin 1906 S. 220ff.; Auszug unten Tab. III.

3) Ich lasse es außer Betracht, daß auch andere Städte dieser Währung folgen.

4) Vgl. J. HAMMER, Z. f. N. Berlin XXVI 1907 S. 17f.

5) Eine Goldmenge steht zu einer gleichen Menge Elektron wertlich wie 2 : 1. Erstere enthält 100 Gewichtsteile, letztere x Gewichtsteile fein Gold und $100 - x$ Gewichtsteile fein Silber; diese verhalten sich zum Golde wertlich wie $1 : 13\frac{1}{3}$ oder wie 3 : 40. Somit gewinnt man die Proportion $2 : 1 = 100 : x + \frac{3}{40}(100 - x)$. Die Ausrechnung ergibt fast genau $x = 46$, $100 - x = 54$.

6) Zwei Stücke von je 2,52 g Gewicht haben nach de Luyne 41,167 bzw. 41,33 % Gold, 53,94 bzw. 51 % Silber, 4,893 bzw. 7,67 % Kupfer (dazu das zweite eine Bleispur); ein Stück von 2,40 g hat nach Brandis 39,5 % Gold, 48,9 % Silber, 11,6 % Kupfer. Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 185 Anm. 1. HAMMER a. a. O. S. 45ff.

7) Nach HAMMER (a. a. O. S. 45): Höchst- bzw. Mindestgehalt je eines Exemplars 55,0 bzw. 7,15 % Gold. 31 Exemplare stehen zwischen 30 und 35 %.

unten verschoben werden, noch etwa 7 % zuzurechnen[1]), so daß auch von dieser Seite her ein Feingehalt von ca. 40 % gewonnen wird. — Besser als das phokäische Elektron steht das kyzikenische. Die einzige vorliegende Analyse gibt mit 57,9 % Gold, 39 % Silber und 3,1 % Kupfer[2]) vielleicht ein zu günstiges Bild. Aber auch die theoretischen Berechnungen auf das spezifische Gewicht hin tun die bessere Ausbringung des kyzikenischen Geldes gegenüber dem phokäischen dar. Weisen doch die 12 Stateren der ältesten Gruppe (unter Hinzurechnung von einigen Prozent für Kupferzusatz) 45 bis 50 % Gold auf, und die 53 Hekten ergeben unter der gleichen Voraussetzung 50 bis 55 %[3]). Man begreift, daß demgegenüber das phokäische Geld als *κάκιστον χρυσίον* in Verruf kommen konnte[4]).

Als das Lyderreich gestürzt war und an die Stelle des Kroiseios der Dareikos getreten war, muß die kleinasiatisch-städtische Elektronprägung auch zu diesem in feste Beziehung getreten sein. Auch der Dareikos galt als absolut schrotrein[5]); mithin stand auch das persische Gold zum Elektron normal wie 2 : 1. Allein der Dareikos (8,34 g Rw) war um $^1/_{25}$ bis $^1/_{30}$ oder 4 bis $3^1/_3$ % schwerer als der Kroiseios (8,05 g) und demgemäß konnte — wohlgemerkt, unter normalen Verhältnissen — auf den Elektronstater ein geringes Agio verlangt werden.

Im lydischen Silber wertete der Elektronstater normal, wie der Kroiseios, 20 (10) lydische Silbersekel, im persischen, wie der Dareik, 20 *σίγλοι Μηδικοί*. Wie der Kroiseios auch wog er anfänglich im äginäischen Silber $13^1/_2$(?), bald wohl, wie der Dareikos, 14, im attischen Silber 20 Drachmen auf. Dabei war die Wertratio seines Metalls gegen lydisches und persisches Silber $6^2/_3$: 1, gegen äginäisches anfänglich etwa $\left(\frac{13^1/_2 \cdot 6,13}{16,1}\right.$ das ist$\left.\right)$ 5,14 : 1(?), später etwa $\left(\frac{14 \cdot 6,13}{16,1}\right.$ das ist$\left.\right)$ $5^1/_3$: 1, gegen attisches $\left(\frac{20 \cdot 4,29}{16,1}\right.$ das ist$\left.\right)$ ebenfalls $5^1/_3$: 1.

1) HAMMER a. a. O. 2) Ebendort S. 26.

3) Ebendort S. 32. Für die 12 Stateren wird ein Höchstgehalt von 52,6, ein Mindestgehalt von 25,6, ein reines Mittel von 42,2 % unterschieden. Für die Hekten sind die entsprechenden Zahlen 69, 26,8 und 46,96 %.

4) Hesychios s. *Φωκαΐς*. Wie solche Legierungen zu reinem Gold im Verhältnis 3:4 gestanden haben sollen, ist mir nicht klar. Kroisos, für den diese ratio gesichert ist (HULTSCH, Metrologie² S. 578 mit Anm. 4), hat offenbar goldhaltigeres Elektron (ca. 73 % Gold : 27 % Silber) herausgebracht. Man beachte übrigens auch Poll. III 87: *εὐδόκιμος δὲ καὶ ὁ Γυγάδας χρυσὸς καὶ οἱ Κροίσειοι στατῆρες*.

5) Eine Analyse Letronnes ergab 97, eine Heads 98,8 %. Vgl. HAMMER S. 18.

Die Frage ist, ob diesen Sätzen nicht die oft zitierte Stelle in der dem Demosthenes (zu Recht oder Unrecht) zugeschriebenen Rede gegen Phormion (XXXIV) widerspricht, nach der (§ 23) im Jahre 327/26 am Bosporos auf den Kyzikener nicht weniger als 28 attische Drachmen gezahlt worden wären. Ich glaube nicht, wie ich in einer kurzen Behandlung der Stelle zeigen will.

Der Kaufmann Phormion erhält von Chrysippos und dessen Bruder in Athen für die doppelte Seefahrt Athen—Pantikapaion und Pantikapaion—Athen auf eine Warenladung ein Darlehn von 2000 Drachmen zu 30 % oder 600 Drachmen Zinsen. Das Geld ist zahlbar in Athen an die Gläubiger selbst oder in Pantikapaion an den heimkehrenden Reeder Lampis. — Als Beklagter vor Gericht behauptet Phormion, er habe in Pantikapaion 120 kyzikenische Stateren gegen Landzins geliehen und dieses Geld dem Lampis mitgegeben, der es unterwegs im Schiffbruch verloren habe. Das ist eine Lüge, behaupten die Kläger. Der Kyzikener hat am Bosporos Kurs zu 28 attischen Drachmen; also hätte Phormion ($28 \cdot 120 =$) 3360 Drachmen zurückgezahlt und noch obendrein durch die Zinsen (von $16\,^2/_3$ %) sich weitere 560 Drachmen Unkosten gemacht. Im ganzen also hätte er statt 2600 Drachmen deren 3920 aufgewendet[1]), was unglaubhaft ist. So der Kläger. Zur Einschätzung seiner Angaben gibt es für uns nur eine Möglichkeit. Phormion behauptet, die 2600 Drachmen mit 120 Kyzikenern bezahlt zu haben. Die Division 2600 : 120 ergibt $21\,^2/_3$ Drachmen auf den Kyzikener; das ist ein Satz, der dem Normalsatz von 20 Drachmen so nahe steht, daß man an seiner generellen Richtigkeit nicht zweifeln kann[2]); denn ob der Satz 120 Stateren = 2600 Drachmen wirklich dem Kursstand Genüge tut oder ob Phormion möglicherweise mit den 120 Stateren nur — nach dem regulären Satz — ($120 \cdot 20 =$) 2400 Drachmen hat bezahlen und weitere 200 Drachmen hat schuldig

1) Ich folge hier in der Interpretation THALHEIMS, Philolog. Abhandl. für M. Hertz (Berlin 1888) S. 63.

2) So auch THALHEIM a. a. O. S. 63 Anm. 2: 'Es liegt die Vermutung nahe, daß 120 Statere damals nach gewöhnlichem Kurs 2600 Drachmen galten. Wie anders wäre Phormion zu der Behauptung gekommen, er habe seine Schuld mit 120 Stateren abgetragen, wenn nicht in seiner Vorstellung diese Summe gleich den 2600 Drachmen gewesen wäre, wie aber hätte sich diese Vorstellung bei Phormion entwickelt, wenn nicht der Kyzikener in Athen damals $21\,^2/_3$ Drachmen gegolten hätte (vgl. CIA. II 741 c).' Vgl. A. SCHAEFER, Demosthenes und seine Zeit Bd. III Beil. S. 306.

bleiben wollen, kann nicht entschieden werden und kommt auch erst in zweiter Linie in Frage. Was aber bezweckten die Kläger mit ihrem Rechenexempel? Möglich, daß der Goldkurs, worauf A. Schaefer (a. a. O. S. 306) hingewiesen hat, am Bosporos damals, 'vielleicht während des Krieges', höher gestanden hat als in Athen: Phormion hätte trotzdem klärlich nur nach dem heimischen Kurs zu zahlen brauchen, und in Athen war dieser jedenfalls, wie ja indirekt das ἐκεῖ in dem Satze ὁ Κυζικηνὸς ἐδύνατο ἐκεῖ εἴκοσι καὶ ὀκτὼ δραχμὰς Ἀττικάς beweist, unbedingt niedriger. Aber auch am Bosporos ist der Kurs nach meiner Überzeugung bis auf 28 Drachmen nicht hinaufgekommen. Was also wollten die Gegner? Sie blufften, suchten die Richter zu düpieren, schlecht und recht, dreist und frech. 'Unglaublich', sagten sie, 'daß Phormion 120 Kyzikener an Lampis gezahlt hat. Denn der Kyzikener gilt bei uns in Athen allerdings $21^2/_3$ (20?) Drachmen, dort am Bosporos aber, was Phormion zu seinem Pech nicht in Rechnung gestellt hat, sage und schreibe 28 Drachmen. Für 120 Kyzikener macht das eine Differenz von $(28 \cdot 120 - 21^2/_3 \cdot 120 =)$ 760 Drachmen. So dumm ist aber kein Mensch, auch Phormion nicht, daß er eine solche Summe zum Fenster hinauswürfe.' — Blaß (Att. Bereds. III² S. 582) hat darauf hingewiesen, daß in der (von Schaefer und Benseler für unecht erklärten) Rede 'an der Argumentation manchmal Sophismus zu tadeln' sei. Allerdings, was ist jenes Rechenmanöver anders als ein Sophisma? — Der Satz 1 Kyzikener = 28 Drachmen hat weder am Bosporos noch auch sonst irgendwo in der alten Welt bestanden, und jene klugen Athener haben vermutlich stark an sich halten müssen, um ernst zu bleiben, als sie ihn aufstellten[1]). Wie aber war der Satz um das Jahr 400 am Pontos? Das lehrt einwand-

1) Es ist auffallend — und das hat moderne Forscher dazu verleitet, den Satz als den normalen anzusehen —, daß die Gleichung 1 St. = 28 Dr. das Elektron zum Silber in das Verhältnis $\left(\frac{28 \cdot 4{,}29}{16{,}1}\text{ d. i.}\right)$ 7,46 oder $7\frac{1}{2}:1$, zum Gold also, das seinerseits in Athen den zehnfachen Wert des Silbers hatte, in das Verhältnis 0,75 : 1 oder 3 : 4 setzt. So stand nachweislich (vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 577 f.) bei einer Legierung von 73 % Gold und 27 % Silber das lydische Weißgold, das, wie die Erwähnung des ἀπὸ Σάρδεων ἤλεκτρον bei Sophokles, Ant. v. 1037 zeigt, in Athen wohlbekannt war. Rechneten also die Kläger mit der Volksmeinung, die kleinasiatisch-städtische Elektronmünze habe den gleichen Feingehalt wie das Elektron als Edelmetall, und wollten sie auf Grund dessen glauben machen, der Kyzikener habe in seiner Heimat einen entsprechend höheren Kurs gehabt?

frei Xenophon An. V 6, 23. Um die unbequeme Truppenmacht aus ihrer Nähe los zu werden, sahen sich die Städte Herakleia und Sinope veranlaßt, den völlig mittellosen Mannschaften Sold für den Weitermarsch zu bewilligen. Sie verpflichteten sich zu einem Kyzikener für den Mann[1]). Der reguläre Sold, um den die Griechen von Kyros angeworben waren, hatte 1 Dareik, d. i. 20 Drachmen, betragen (An. I 3, 21). Mehr zu geben bzw. zu fordern, hatten die Städte keinen Grund, die Soldaten in ihrer Lage kein Recht. Hätte also der Kurs an 28 Drachmen betragen, so wäre die Besoldung auch mit $^3/_4$ Kyzikener immer noch reichlich gewesen. — Wenig mehr als 28 Drachmen nur, nämlich $1^1/_2$ Dareik = 30 Drachmen, hatte Kyros den Truppen in Cilicien versprochen, um sie zum Weitermarsch in das Landesinnere zu bewegen. Und wie anders war damals die Situation!

Kurz sei in diesem Zusammenhang noch auf die olbiopolitanische, ins 4. Jahrhundert v. Chr. gehörige Inschrift Latyschew, IO Eux. I 11 = Syll³ 218[2]) hingewiesen. Darin wird bestimmt (Z. 24s.): *τὸ δὲ χρυσίον πωλεῖν καὶ ὠνεῖσθ[αι, | τὸ]ν μὲν στατῆρα τὸν Κυζικηνὸν [ἑνδεκ | ά]το(υ) ἡμιστατήρο(υ), καὶ μήτε ἀξιώτερο[ν | μή] τε τιμιώτερον, τὸ δ' ἄλλο κτέ.* An der Zeilenwende 25/26 ist hier leider die entscheidende Zahlangabe ausgefallen. Doch hat Dittenberger (a. a. O.) festgestellt, daß angesichts der Raumverhältnisse (die eine Lücke von 5 oder 6 Buchstaben bekennen) und angesichts des am Anfang von Z. 26 erhaltenen τ nur die Möglichkeit besteht, entweder *ἑνδεκάτου* oder *δωδεκάτου* zu ergänzen[3]). Machen wir darauf die Probe.

An Stateren von Olbia verzeichnet Th. Reinach (L'histoire p. 68s.) drei Stücke von 12,55, 12,5, 12,32 und ein beschädigtes Stück von 11,85 g. Danach werden wir die Norm etwa bei 12,5 anzunehmen haben. Hat nun der Kyzikener einen Wert von $10^1/_2$ solcher pontischen Silberstücke, so ergibt sich die Ratio Elektron : Silber wie $\left(\frac{12,5 \cdot 10^1/_2}{16,1}\right.$ das ist) ca. 8,15 : 1; wertet er $11^1/_2$ Silberstücke, so ist das Verhältnis ca. 8,9 : 1. Letzteres nimmt Reinach an und entscheidet sich darum für die Ergänzung von *δωδεκάτου*. Die Beweisführung kann ich nicht billigen. Sicherheit ist überhaupt nicht zu erlangen. Daß der Kyzikener reinem Silber gegenüber eine beinahe neunfache Überlegenheit

1) Für den gleichen Sold tritt das Heer VII 3,10 in den Dienst des Seuthes.

2) Edit. princ. MORDTMANN, Hermes XIII 1878 S. 374. Vgl. Dittenberger, ebd. XVI 1881 S. 189.

3) *τετάρτου* scheidet aus sachlichem Grunde aus.

gehabt hätte, ist nach dem oben Gesagten undenkbar; das wirkliche Verhältnis lag bei 5 : 1. Allein das olbiopolitanische Silber war alles andere als rein[1]); und darum muß der Abstand allerdings größer gewesen sein als 5 : 1. Aber ob 9 : 1 oder 8 : 1 das richtige ist, weiß ich nicht, wiewohl das erstere und damit die Ergänzung ἑνδεκάτου näher zu liegen scheint.

5. In Lysias', nach dem Tode Konons geschriebenen Rede περὶ τῶν Ἀριστοφάνους χρημάτων (§ 39) findet sich folgende Rechnung: τῇ Ἀθηνᾷ καθιέρωσεν εἰς ἀναθήματα καὶ τῷ Ἀπόλλωνι εἰς Δελφοὺς πεντακισχιλίους στατῆρας· τῷ δὲ ἀδελφιδῷ τῷ ἑαυτοῦ . . . ἔδωκεν ὡς μυρίους δραχμάς, τῷ δὲ ἀδελφῷ τρία τάλαντα· τὰ δὲ λοιπὰ τῷ υἱεῖ κατέλιπε, τάλαντα ἑπτακαίδεκα. τούτων τὸ κεφάλαιον γίγνεται περὶ τετταράκοντα τάλαντα. Das ist, von den Abrundungen zunächst abgesehen, folgende einfache Gleichung[2]):

a) 40 Talente (Silber) = 5000 Stateren (Gold) + 10 000 Drachmen (Silber) + 3 Talente (Silber) + 17 Talente (Silber).

1 Talent hat 6000 Drachmen; der Goldstater ist ein δίδραχμον; ergo:

b) 240 000 — 10 000 — 18 000 — 102 000 das ist 110 000 Drachmen Silber = 10 000 Drachmen Gold, oder

11 Drachmen Silber = 1 Drachme Gold, das ist ratio Silber : Gold = 1 : 11.

Genau ist dieses Verhältnis deshalb nicht, weil bei Lysias zwei Zahlen (die Schlußsumme 40 Talente und die 10 000 Silberdrachmen) durch Abrundung alteriert sind. Setzen wir darum das für Athen reguläre Verhältnis 1 : 10 versuchsweise auch hier voraus, so haben wir die 10 000 Golddrachmen bzw. 5000 Goldstateren in 100 000 Silberdrachmen umzusetzen. Dann ist die rechte Seite von **a**:

100 000 Drachmen + (ca.) 10 000 Drachmen + 3 Talente + 17 Talente oder, wenn wir alle Posten auf Talente umrechnen:

$$16^2/_3 + 1^2/_3 + 3 + 17, \text{ das ist } 38^1/_3 \text{ [statt 40] Talente.}$$

Genau ist auch diese Zahl nicht, da wir die abgerundeten 10 000 Silberdrachmen natürlich nicht beschwören können. Immerhin kann die Abkürzung über $^1/_3$ Talent = 2000 Drachmen kaum hinausgegangen sein; und auch statt 38 Talente kann man in der Endsummierung

1) Manchen Münzen, die allerdings nach v. Sallet (Z. f. N. Berlin 1876 S. 59; vgl. J. Hammer, ebd. XXVI 1907 S. 78) jünger sind als Alexander, sieht man die Minderwertigkeit des Metalls direkt an.

2) Vgl. TH. REINACH, L'histoire p. 50.

durchaus noch *περὶ τετταράκοντα* schreiben. Die Schlußfolgerung: die Stelle lehrt nichts gegen das herkömmliche attische Würderungsverhältnis 1 : 10.

6. Wir kommen in die Zeit Alexanders des Großen. In das Jahr seines Regierungsantritts (336/5 Arch. Dion) gehört die delphische Inschrift Bull. Hell. XXIV 1900 p. 124s. [= Syll.[3] 251 H p. 436]. Dort lesen wir Col. II 1 9s.: *τοῖς ναοποιοῖς εἰς κυπάρισσον, Φιλιππείους χρυσοῦς ἑκατὸν πεντήκοντα, ἕκαστον ἐν ἑπτὰ στατῆρσι· ἐκ τούτου ἐγένετο εἰς ἀργυρίου παλαιοῦ λόγον μναῖ τριάκοντα.* Der Goldstater König Philipps hat das volle Gewicht des attischen Didrachmon, 8,58 g im Rechnungswert[1]). Der *παλαιός*, das ist altäginäische Silberstater[2]), hat 12,26 g (Rw). Die Ausrechnung $\frac{7 \cdot 12{,}26}{8{,}58}$ ergibt 10; ergo ratio 10 : 1. Nun zeichnen sich die Goldmünzen Philipps und Alexanders 'durch bewundernswert reines Korn aus'[3]), während das äginäische Silber um diese Zeit bereits von seiner einstigen Höhe herabgesunken ist. Das Verhältnis 1 : 10 ist mithin für das äginäische Silber eigentlich etwas zu günstig[4]).

Nach Arrian Anab. IV 18, 7 versprach Alexander beim Sturm auf die Felsenfestung der Sogder den ersten zwölf Soldaten, die in das Bollwerk eindrängen, Kampfpreise, u. zw. sollte der erste 12, der zweite 11 usw., der zwölfte 1 Talent = 300 Dareiken erhalten. Das ist genau die Gleichung, die wir aus Xenophon kennen; und auch hier bin ich (mit Hultsch und gegen Weißbach)[5]) der Meinung, daß es sich bei den Talenten um Bestimmung nach attischem Silbergeld handelt, da auch für diese Stelle in gleicher Weise das gilt, was wir oben zu der Xenophon-Notiz bemerkt haben. Ich für meine Person jedenfalls

1) Die Sammlung Warren, Katalog Regling S. 101 weist 5 Philippeioi auf von 8,60, 8,59, 8,50, 8,59, 8,60 g; dazu 5 Alexandreioi (S. 103): 8,57, 8,60, 8,59, 8,59, 8,55 g.

2) Vgl. B. KEIL, Hermes XXXVII 1902 S. 515ff.

3) J. HAMMER, Z. f. N. Berlin XXVI 1907 S. 18, nach HUSSEY, Essay p. 109, der eine Legierung von nur 3 % fand.

4) Der Handelskurssatz war äginäisch : attisch = 4 : 3. Die attische Drachme zu 4,29 g genommen, ergibt also für die äginäische 5,72 g, d. h. das Stück, das im Gewicht wirklich normal 6,13 (Rw) hatte, wurde gewertet, als wenn es nur 5,72 g hätte. Demgemäß hatten erst $7\frac{1}{2}$ Drachmen den Wert, den vorher, als das Silber rein war, 7 Drachmen gehabt hatten $\left(\frac{7 \cdot 6{,}13}{5{,}72} = 7{,}5\right)$. Folglich war die eigentliche ratio makedon. Gold : ägin. Silber $= \left(\frac{7{,}5 \cdot 12{,}26}{8{,}58}\text{ d. i.}\right)$ etwa 10,7 : 1.

5) Vgl. ZDMG. LXV S. 688.

sehe nichts, was sich gegen die Auffassung einwenden ließe, daß Alexander seinen makedonischen Kriegern auch in Feindesland Kampfpreise nach heimischem Gelde ausgesetzt hätte, glaube vielmehr, daß diese Annahme ebenso wahrscheinlich ist, wie es anderseits natürlich ist, daß er sein Versprechen durch Auszahlung in persischem, aus der Beute entnommenen Golde auslöste.

Nun hatte auch die Silberdrachme Alexanders das volle Gewicht der euböisch-attischen Drachme (4,29 g), und da auf das Talent 6000 Drachmen gingen, so erhalten wir auch hier wieder die alte Kursgleichung 1 Drachme = $^1/_{20}$ Dareikos oder 1 Dareikos = 20 Drachmen. Daraus ergibt sich auch für Persien-Athen abermals das alte Wertverhältnis Gold : Silber wie 10 : 1, und dieses erhält für die Wende des 4. Jahrhunderts seine ausdrückliche Bestätigung durch Menanderverse bei Pollux[1]).

7[2]). Appian (Sic. II 2) berichtet *τὸ Εὐβοικὸν τάλαντον ἔχει Ἀλεξανδρείους*

1) IX 76: *τὸ χρυσίον, ὅτι τοῦ ἀργυρίου δεκαστάσιον ἦν, σαφῶς ἄν τις ἐκ τῆς Μενάνδρου Παρακαταθήκης μάθοι· προειπὼν γὰρ*

ὁλκὴν ταλάντου χρυσίου σοι, παιδίον,
ἕστηκα τηρῶν,

ἐπάγει μετὰ ταῦτα περὶ τοὐτοῦ λέγων

μακάριος ἐκεῖνος δέκα τάλαντα καταφαγών.

Es handelt sich vermutlich um einen Scherz, der auf der Doppeldeutigkeit des Wortes *τάλαντον* beruht. Der Vorsprecher hatte wohl das kleine Goldtalent im Sinne. Es wog 6 Drachmen oder $^3/_{50}$ Mine und wertete demnach 60 Drachmen oder $^3/_5$ Mine in Silber. Der Partner aber zog das eigentliche Talent von 60 Minen oder 6000 Drachmen Gewicht heran und vervielfältigte damit das Goldquantum um das tausendfache.

2) Anhangsweise wenigstens sei kurz auf die vielberufenen Preisangaben im VII. Gedicht des Herondas (ca. 250 v. Chr.) hingewiesen. Beim Modeschuster finden sich ein paar Dämchen ein und lassen sich kostbares Schuhwerk vorlegen. Was kostet dieses Paar? *γύναι, μιῆς μνῆς ἐστιν ἄξιον τοῦτο τὸ ζεῦγος* (v. 79 s.) ist die Antwort. Der Preis ist exorbitant hoch; — und wieviel kostet jenes zweite Paar? — *στατῆρας πέντε· ναὶ μὰ θεούς, φο(ι)τᾷ*

100 *ἡ ψάλτρι' ⟨Εὐ⟩ετηρὶς ἡμέρην πᾶσαν*
λαβεῖν ἀνώγουσ', ἀλλ' ἐγώ μιν (ἐχθα)ίρω,
κἢν τέσσαράς μοι Δαρεικοὺς ὑπόσχηται,
ὁτεύνεκέν μευ τὴν γυναῖκα τωθάζει
κακκοῖσι δέννοις· εἰ (δέ σοίγ' ἐστ ὶ χρειή,
105 *φέρευ λαβοῦ⟨σα⟩· τῶν τριῶν (θέλω) δοῦναι*
καὶ ταῦτα καὶ ταῦτ' (ὧν ἑκάτε)ρα (Δα)ρεικῶν κτἕ.

Aus diesen Angeboten ist zu entnehmen: die 5 Stateren bilden einen Preis, der geringer ist als die 4 Dareiken, für die die am Laden erscheinende Eueteris die Schuhe nicht erhält, aber höher als die 3 Dareiken, für die sie schließlich abgehen.

δραχμὰς ἑπτακισχιλίους[1]). Das alte euböische Talent hatte 60 Minen von 426 bis 432 g, das ist 25,56 bis 25,92 kg; ergo ergibt sich für die Ἀλεξάνδρειος δραχμή 3,65 bis 3,7 g. Daß hierin die ptolemäische Drachme zu erkennen ist, kann von vornherein nicht bestritten werden, wiewohl diese nach dem Ausweis der Münzeffektiva etwas tiefer, etwa zwischen 3,4 und 3,6 gestanden hat[2]). Diese Drachme aber — denn auch darüber kann kein Zweifel obwalten — war die Fortsetzung des (halben) alten (tyrsenisch-) phönizischen Sekels von ca. 7,1 bis 7,2 g, und dieser seinerseits, der $^1/_{60}$ der phönizisch-euböischen Mine von 426 bis 432 g war, stand zu dem zugehörigen Talent wie ($^1/_{60} \cdot {}^1/_{60} =$) $^1/_{3600}$, seine Hälfte also wie $^1/_{7200}$ und nicht, wie $^1/_{7000}$ (Appian). Woher also stammt die abweichende Definition dieses Schriftstellers? Die Antwort liegt nicht fern. Geht man nämlich in umgekehrter Rechnung von der ptolemäischen Drachme aus, so erhält man für das euböische Talent ca. ($7000 \cdot 3{,}4$ bis $3{,}6 =$) 23,8 bis 25,2 kg und für die euböische Drachme ca. $\left(\frac{23{,}8 \text{ bis } 25{,}2 \text{ kg}}{6000} =\right)$ 3,96 bis 4,2 g. Dem entspricht ein Tetra-

3 Dareiken nun stellen ein Goldquantum von 25,02 g dar, 4 wiegen 33,36 g. Daß die beiden ersten Forderungen des Schusters auf 1 Mine (Silber) und auf 5 Stateren einander decken, scheint Reinach (l'histoire p. 56) mit Recht anzunehmen. Setzen wir nun den Fall, daß das Silber im Wert zu $^1/_{10}$ des Goldes gegolten habe, so muß die Mine zwischen 250,2 und 333,6 g gewogen haben. Wirklich gibt es eine Mine von 12 röm. Unzen oder 326,5—327 g (= 100 Drachmen von 3,27 g; vgl. unten S. 133). Diesem Gewicht wären dann die 5 Stateren gleichzusetzen, so daß 1 Stater = 65,2—65,4 g wäre. Das ist das Zehnfache der rhodischen Drachme (3./2. Jahrh. v. Chr.: 6,71, 6,65, 6,64 g bei REGLING, Sammlung Warren S. 185). Kann das δεκάδραχμον der Rhodier als στατήρ bezeichnet worden sein?

Ich kenne keine Kursgleichungen des rhodischen Silbers. Aber sollte die Drachme von 6,5 g nicht im Werte mit der alten, reinen äginäischen Drachme gleichgestanden haben (vgl. oben S. 68)? Dann war das Verhältnis persisches Gold : rhodisches Silber = 10,7 : 1. In diesem Falle wertete die Mine (326,5 bis 327 : 10,7 =) ca. 30,5 bis 30,66 g Gold oder etwa (30,6 : 8,34 =) 3,669 Dareiken. Der Schuster wäre also um ca. $^2/_3$ Dareik in seiner Forderung herabgegangen.

Wie dem auch sei, die Schühchen sind für 3 Dareiken verkauft worden. Die deutschen Goldmünzen haben einen reinen Goldwert von 2,511 Mark pro Gramm. Der Dareikos hat also, wenn wir ihn (nach der Vorstellung der Alten als vollkommen rein betrachten, einen absoluten Wert von (8,34 . 2,511 =) 20,94 Mark, d. h. wenn wir ein paar Prozent für die unreine Beimischung abziehen, rund 20 Mark. Demnach haben die Schühchen der Damen etwa 60 Mark gekostet, eine kostbare Fußbekleidung.

1) Der Satz wurde von mir Herm. XLVII S. 429 anders erklärt. Diese Erklärung ist jetzt natürlich hinfällig.

2) Vgl. Tab. VI.



drachmon von 15,8 bis 16,8 g, das durch die Münzeffektiva (etwa 16,0 bis 17,0) bestätigt wird[1]). Damit ist es erwiesen, daß der appianische Ansatz des euböischen Talents zu 7000 Drachmen vollauf zu Recht besteht. Die attische Münze war in der Diadochenzeit bei Wiederaufnahme der athenischen Prägung um das Jahr 229 endgültig auf die Norm des persischen Dareikenfußes (4,17 g) zurückgegangen.

Ein indirektes Zeugnis für die ptolemäische oder Alexanderdrachme, wie Appian sagt, bietet Galen in seiner Pharmakologie (Kühn XIII 789 = Metrol. script. I p. 214, 14), wo er aus seinen (alexandrinischen) Quellen eine (unbenannte) Drachme von $^1/_{7,5}$ römischer Unze zitiert[2]). Die römische Unze hat normal etwa 27,2 bis 27,25 g[3]), so daß sich die Drachme etwa zu 3,62 bis 3,63 g stellen würde. Der Betrag geht über den oben beobachteten Normalwert ein wenig hinaus, schließt aber dennoch jeden Irrtum aus; denn wir müssen damit rechnen, daß die ptolemäische Münznorm im Laufe der Zeit eine Regulierung, und zwar — eben um die Relation 1 Unze = $7^1/_2$ Drachmen zu erzielen — eine mäßige Erhöhung durch die Römer erfahren hat.

Dem phönizischen Sekel von 7,1 bis 7,2 g war als 60faches die Mine von 426 bis 432 (Rw. 429) g zugeordnet, die uns, wie gesagt, als attische (*Ἀττικὴ μνᾶ*) am geläufigsten ist. Daß sie auch im ptolemäischen Ägypten die Gemeinschaft mit der Drachme bzw. dem kleinen Sekel nicht aufgegeben hat, beweist die Tatsache, daß sie in der metrologischen Literatur verschiedentlich auch als *μνᾶ Αἰγυπτία* begegnet. Unter dieser wie jener Benennung wird sie zu 16 Unzen angesetzt[4]), bestimmt sich also zu (16 · 27,2 bis 27,25 =) 435,2 bis 436 g, so daß sich die an der Drachme festgestellte Gewichtssteigerung an Hand der Mine bestätigt.

Und diese Gewichtssteigerung wird auch noch von einer andern Seite her bekräftigt. Ich habe oben auf Polybios XXI 45, 19 hingewiesen, woraus die modernen Metrologen in erster Linie die Bestimmung der attischen Mine hergeleitet haben[5]). Es wird dort berichtet, der Friedensvertrag der Römer mit König Antiochos dem Großen von Syrien

1) Vgl. Tab. Vc.

2) *τὴν οὐγγίαν οἱ πλεῖστοι μὲν ἑπτὰ καὶ ἡμισείας δραχμῶν εἶναί φασιν, ἔνιοι δὲ ζ̄ μόνον, ἕτεροι δὲ η̄.*

3) Das Pfund (12 Unzen) zu 326,5 oder 327 g angesetzt. Vgl. oben S. 82 Anm. 4.

4) Vgl. Metrol. script. Ind. s. *μνᾶ* 3) und 11).

5) Vgl. oben S. 51.

(190 v. Chr.) habe die Bestimmung enthalten: *ἀργυρίου δότω Ἀντίοχος Ἀττικοῦ ἀρίστου τάλαντα μύρια δισχίλια κτλ., μὴ ἔλαττον δ' ἑλκέτω τὸ τάλαντον λιτρῶν Ῥωμαϊκῶν ὀγδοήκοντα.* Daraus geht hervor, daß man amtlich im Jahre 190 v. Chr. 1 attisches Talent (60 Minen) mit 80 Pfund oder 3 Minen mit 4 Pfund glich. Daraus ergibt sich, wenn man das Pfund zu 326,5 bis 327 g ansetzt, für die Mine abermals 435,3 bis 436 g. — Bleibt nun hinter diesem Betrage das attische Geld nach dem klaren Ausweis der Münze, die damals, wie gesagt, auf der Dareikennorm stand (Mine = 417 g Rw.), erheblich zurück, so kann man sich über die Bedeutung solch rigoroser Bestimmung, wie ich glaube, nicht im unklaren sein. Die Römer haben offenbar auch die geltende Norm des attischen Gewichts nicht anerkannt, haben vielmehr in bewußter Absichtlichkeit einen Zwangskurs von 435 bis 436 g für die Mine oktroyiert. Der Grund liegt zutage. Es war eine grundsätzliche, zuerst von Mommsen erkannte Verwaltungspraxis der Römer, in allen Gebieten, die sie ihrem Reiche bzw. ihrem Einflusse dienstbar machten, den Völkern ihr altes metrisches System selbst zu belassen, dessen Norm aber stets so zu verändern, daß sie in ein bequemes Verhältnis zum Reichsmaß trat[1]). Nun ist der Friede von 190 ein erster Abschluß in der Kette der Unternehmungen, durch die das römische Volk seit der Niederwerfung Hannibals im Westen seine Herrschaft im Osten einzurichten bestrebt war. Was Wunder also, daß es in eben diesem Frieden den Völkern des Ostens eine mäßige Erhöhung des bei ihnen üblichen Gewichts vorgeschrieben hat?

Einen kurzen Hinweis beansprucht in diesem Zusammenhang auch das aus der Wende des 2./1. Jahrhunderts v. Chr. stammende Psephisma der Athener über Maß und Gewicht (IG. II² 1013 = II¹ 476), wo folgendes Gesetz über das attische Handelsgewicht gegeben wird: *ἀγέτω δὲ καὶ ἡ μνᾶ ἡ ἐμπορικὴ Στεφανηφόρου δραχμὰς ἑκατὸν τριάκοντα καὶ ὀκτὼ πρὸς τὰ στάθμια τὰ ἐν τῷ ἀργυροκοπείῳ καὶ ῥοπὴν Στεφανηφόρου δραχμὰς δεκαδύο, καὶ πωλείτωσαν πάντες τἆλλα πάντα ταύτῃ τῇ μνᾷ πλὴν ὅσα πρὸς ἀργύριον διαρρήδην εἴρηται πωλεῖν, ἱστάντες τὸν πῆχυν τοῦ ζυγοῦ ἰσόρροπον ἄγοντα τὰς ἑκατὸν πεντήκοντα δραχμὰς τοῦ Στεφανηφόρου.* Die solonisch-attische Münzmine (des Stephanephoros)[2]) war

1) Vgl. MOMMSEN, Hermes III 1869 S. 436 sowie meine eigenen Ermittlungen ebd. XLVII S. 616 und Klio XIV 1914 S. 246.

2) Über den Heros Stephanephoros vgl. BÖCKH-FRÄNKEL, Staatsh. d. Athener³ II S. 324f.

unter römischem Druck, wie gezeigt, auf ca. 435 bis 436 g normiert worden. Demnach wog die Handelsmine oder ἐμπορικὴ μνᾶ von 138 ebensolchen Drachmen 600,3 bis 601,7 g, die um eine ῥοπή von 12 Drachmen, mithin auf 150 Drachmen gesteigerte Handelsmine (150 · 435 bis 436 =) 652,5—654 g. Das ist genau das Duplum des römischen Pfundes von 326,5—327 g, und damit ist die viel behandelte Frage nach der Bedeutung jener sonderbaren ῥοπή auf die denkbar einfachste Weise geklärt: diese bezweckte nichts anderes als die Einführung der römischen Norm in das attische Handelsgewicht[1]).

7. Von Wichtigkeit erscheint es zum Schluß noch einmal ausdrücklich festzustellen, daß alle im Vorstehenden behandelten Wertgleichungen und Metallrelationen auf reguläre Münzverhältnisse Bezug haben, denen gegenüber die Frage des Verhältnisses der Rohmetalle ein Kapitel für sich bildet. Münze und Rohmetall sind nach Wesen und Bedeutung Dinge von völlig disparater Natur. Letzteres ist Objekt des Handels und demgemäß wie alle andere Handelsware, wenn auch in relativ geringerem Maße, der Preisschwankung unterworfen, variabel vor allem nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Die Münze aber beruht auf der Legislative; sie ist nicht sowohl selbst Kaufware als vielmehr Wertmesser aller Kaufware. Das macht es zur Bedingung, daß sie die Schwankungen jener nicht mitmacht, sondern allzeit möglichst konstant den gleichen Kassenwert innehält. Diesen garantiert gegenüber dem Inlande die Autorität des prägenden Staates, während die Ansetzung fremder Münze zu einem bestimmten Kassenkurs im Ausland generell und zunächst abhängig ist von ihrer materiellen Beschaffenheit, d. h. von ihrer effektiven Ausbringung nach Schrot und Korn.

Erwägt man dies, so wird man sich nicht wundern, wenn die Quellen für den Wert der Rohmetalle Verhältnisse lehren, die an den periodischen Normalgleichungen der Münze keinen Anhalt finden. Beispielsweise belegt Hultsch (Metrologie² S. 238 f.) für Athen nach dem ihm bis 1882 zugänglichen Material die Verhältnisse (Gold : Silber =) 14 : 1, 12 : 1, $11^1/_2$: 1, während sich die Münze konstant auf 10 : 1 hält. Für Persien haben wir in der Münze zwei Währungsphasen, je nach der ratio $13^1/_3$: 1 und $10^2/_3$: 1 festgestellt: für die Rohmetalle werden wir weiter unten noch das Verhältnis 11 : 1 nachweisen.

1) Vgl. darüber Hermes LI 1916 S. 137 ff.

IX. Die persische Steuerliste bei Herodot (III 89—95).

Zuviel Kopfzerbrechen hat die herodoteische Liste der jährlich von König Dareios und seinen Nachfolgern aus dem großen Reiche gezogenen Tribute der Forschung schon bereitet, als daß eine erneute Untersuchung heute mit dem unbedingten Vertrauen an die Öffentlichkeit treten könnte, daß das Wahre und Richtige endgültig ermittelt sei. Das Kapitel ist in der Überlieferung über die Maßen verwirrt, interpoliert, wie mir scheint, und verstümmelt zugleich. Von den modernen Auslegern aber haben weder Mommsen, Brandis und Lehmann-Haupt[1]), noch auch Weißbach[2]), der jenen gegenüber andere Wege ging, eine glückliche Hand gezeigt. Das Problem ist vielmehr, wie mir scheint, von einer andern Seite anzufassen.

Herodot berichtet (c. 89—95) dem Inhalt nach folgendes. C. 89: die in Edelmetall an den königlichen Schatz zu entrichtenden Steuern — die Naturalabgaben können wir hier beiseite lassen — werden zum Teil in Gold, zum Teil in Silber geleistet; und zwar soll das Silber nach babylonischem, das Gold nach euböischem Gewicht verwogen sein, gemäß dem Gleichungssatz 1 babylonisches Talent = $^7/_6$ euböisches Talent. Zum Zwecke der Erhebung ist das ganze Land in 20 Steuerbezirke gegliedert, von denen die ersten neunzehn in Silber, der zwanzigste (Indien) in Gold steuert. C. 90—94: die einzelnen Abgabeposten, die bei Weißbach nach den Bezirken übersichtlich aufgezählt sind[3]), ergeben für das Silber die Summe von 7600 babylonischen Talenten. Diese Addition indes führt Herodot selbst auffälligerweise nicht durch; vielmehr setzt er (c. 95) die Silberauflage sogleich nach euböischem Gewicht um, und zwar zu 9540 Talenten[4]). C. 94: an

1) Vgl. MOMMSEN, G. d. r. M. S. 23; Grenzboten XXII 1863 I S. 395ff.; BRANDIS, Münzwesen in Vorderasien S. 63f. HULTSCH, Metrologie² S. 482f. LEHMANN-HAUPT, Herm. XXVII 1892 S. 551 Anm. 1; ZDMG. LXIII 1909 S. 719f.; Klio XII 1912 S. 243ff.

2) ZDMG. LXV 1911 S. 666f.; Philologus LXXI 1912 S. 479ff. [jetzt auch wieder ZDMG. LXX 1916 S. 79f.].

3) Philol. LXXI S. 480. Vgl. auch ED. MEYER G. d. A. III S. 82, der, wie andere, Mommsens Erklärung übernommen hatte.

4) Nur eine Handschrift, cod. S(ancroftianus) bietet in Rasur von erster Hand ὀγδώκοντα καὶ ὀκτακόσια (statt τεσσεράκοντα καὶ πεντακόσια) und dazu am Rand ϑωπ. Doch hat diese Lesart offenbar keine weitere handschriftliche Unterlage, da sie der Schreiber durch Rechnung gefunden haben dürfte (s. u.). Frei-

Gold gehen aus dem zwanzigsten Bezirk 360 Talente ein, die also unmittelbar nach euböischem Gewicht verwogen sein müßten, und die demgemäß (c. 95) nach dem Wertverhältnis Gold : Silber wie 13 : 1 in 4680 Talente Silber umgerechnet werden. Als Gesamtsumme werden dann endlich in euböischem Gewicht 14 560 Talente Silbervaluta verzeichnet.

Die Schwierigkeiten, die diese Angaben in sich schließen, sind folgende. Die 4680 Talente Goldes in Silbervaluta von den 14 560 Talenten der Gesamtsumme abgezogen, ergeben für die Summe der Silberauflage nach euböischem Gewicht nicht 9540, sondern 9880 Talente (S. 114 Anm. 4); und 7600 babylonische Talente Silber in euböisches Gewicht, nach dem Verhältnis 7 : 6 umgerechnet, ergeben weder 9540 noch 9880, sondern $\left(\frac{7600 \cdot 7}{6} =\right) 8866^2/_3$ euböische Talente, oder umgekehrt 9540 oder 9880 euböische Talente ergeben nicht 7600, sondern $\left(\frac{9540 \cdot 6}{7} =\right) 8177^1/_7$ bzw. $\left(\frac{9880 \cdot 6}{7} =\right) 8468{,}577$ babylonische Talente.

Angesichts dieser Sachlage hat Mommsen den herodoteischen Text an zwei Stellen zu emendieren versucht. Einmal schrieb er (c. 95) mit dem Sancroftianus *ΘΩΠ* (9880) statt *ΘΦΜ* (9540)[1], und dementsprechend nahm er das Verhältnis zwischen euböischem und babylonischem Gewicht nicht mit den Handschriften auf 60 : 70, sondern, indem er *τὸ Βαβυλώνιον τάλαντον ἔχει Εὐβοΐδας ἑβδομήκοντα* <*καὶ ὀκτὼ*> *μνέας* ergänzte, auf 60 : 78 an (7600 · 78 = 9880 · 60). Damit ergab sich ihm, da er die euböische Mine zu der alten Schätzung von 436,666 g nahm, eine babylonische 'Silbermine' von $\left(\frac{436{,}666 \cdot 78}{60} =\right) 567{,}648$ g, ein Gewicht, das, in diesem oder einem Näherungswert[2]), im persischen Reiche, soweit direkte Quellen in Betracht kommen, nichts zu tun gehabt hat.

Die — durch die komparative Metrologie aufgestellte — Theorie der 'Währungsminen' nämlich, nach der Gold und Silber im alten Orient nach verschiedenem Gewicht verwogen worden wäre, ist, wie mir

lich nach LEHMANN-HAUPT (Klio XII S. 248) 'hätte ein einfacher mittelalterlicher Schreiber oder Schriftgelehrter richtig aus dem Zusammenhange erkannt, was Weißbach einzusehen nicht gegeben war'.

1) Einen Hinweis auf die Möglichkeit dieser Lesung gibt schon der alte Reiz in seiner Herodotausgabe von 1778. Vgl. WEISSBACH, Philologus LXXI S. 483.

2) Daß der so gewonnene Wert nicht voll Genüge tut, verlohnt sich nicht weiter auszuführen.



scheint, durch Weißbachs Kritik widerlegt[1]): die Perser jedenfalls haben beide Metalle nach einem und demselben Gewicht, der Mine von ca. 500,5 g, verwogen, so zwar, daß aus diesem Stück, das zur euböisch-attischen Mine richtig wie 7 : 6 gestanden hat, in Gold 60 Dareiken, in Silber 90 Sekel geschlagen wurden ($60 \cdot 8{,}34 = 500{,}4$; $90 \cdot 5{,}56 = 500{,}4$)[2]). Damit ist aber nicht nur Mommsens obige Ergänzung hinfällig, sondern ohne weiteres auch seine zweite Konjektur berührt, da 7600 babylonische Silbertalente jetzt nicht mehr gleich 9880 euböischen Talenten gesetzt werden können. Hielte man also trotzdem an letzterer Zahl fest, so müßte man statt 7600 babylonischen Talenten 8468,577 einsetzen. Das hieße, daß im Texte Silberposten in einer Höhe von (8468,577 — 7600 =) 868,577 Talenten verloren gegangen wären, was zwar an und für sich nicht gerade unglaublich, aber immerhin in Anbetracht des an den übrigen Posten keine Stütze findenden Bruchbetrages nicht sonderlich wahrscheinlich wäre.

Diese Erkenntnis lenkt die Aufmerksamkeit sofort auf die Frage des Wertverhältnisses für Gold und Silber, das nach Herodot 13 : 1, in Wirklichkeit aber — wenigstens was die Münze betrifft — zu Dareios' Zeit $13^1/_3$: 1 betragen hat. Von letzterem ausgehend schlägt Weißbach (Philol. LXXI S. 486) vor, die Zahl 4680 ($13 \cdot 360$) in 4800 ($13^1/_3 \cdot 360$) zu ändern[3]) und diese Zahl nicht, wie Herodot angibt, auf euböisches,

1) Man müßte schon neues Quellenmaterial beibringen. LEHMANN-HAUPTS Rehabilitierungsversuch, auch der an den ägyptischen Inschriften geführte (ZDMG. LXVI 1912 S. 660 (54) ff.) hat mich nicht überzeugt. [Wieder muß ich auf WEISSBACHS neueste Arbeit, ZDMG. LXX 1916 S. 63 f. 375 hinweisen.]

2) Vgl. WEISSBACH, ZDMG. LXV S. 668.

3) LEHMANN-HAUPT hilft sich anders: 'Die euböische Mine', sagt er ZDMG. LXIII S. 719f., 'ist entstanden als $^4/_5$-Gewicht der babylonischen Silbermine gemeiner Norm und beträgt 436,6 g. Das persische Goldgewicht war die Goldmine königlicher Norm, entstanden aus der leichten Goldmine gemeiner Norm durch einen Zuschlag. Von den drei Formen (A, B, C) dieses Zuschlags, Erhöhung um $^1/_{20}$, um $^1/_{24}$ und um $^1/_{36}$, gilt die letztgenannte im Betrage von 420 g für das persische Reichsgeld (Dareikos 8,4 g), die zweite für die persische Provinzialprägung. In beiden Fällen bleibt das Gewicht der königlichen Mine um soviel hinter dem der euböischen Mine zurück, daß sich daraus die Angabe des Verhältnisses $13^1/_3$: 1 statt 13 : 1 erklärt. Herodots Quelle weiß also, daß in Persien Gold und Silber nach verschiedenen Gewichten verwogen wird, kennt auch die Silbermine königlicher Norm, Form C 560 g, Form B 568,5 g, hält aber die Goldmine (in Wirklichkeit 420 g Form C und 426 g Form B) für identisch mit der attisch-euböischen Mine von 436,6 g. Statt also bei dem ihm bekannten Verhältnis (1[0] Goldmine[n] an Wert = 10 Silberminen) wie folgt zu errechnen $10 \cdot 560 : 420 = 13{,}333\ldots$ (oder $10 \cdot 568{,}5 : 426 = 13{,}333\ldots$) und also zu

sondern auf babylonisches Gewicht zu beziehen. Die Schlußsumme von 14 560 euböischen Talenten soll durch Umrechnung aus 12 480 babylonischen Talenten entstanden sein, welch letztere Zahl 'Herodot wahrscheinlich in seiner Quelle vorgefunden oder durch direkte Erkundigung bei persischen Finanzbeamten erfahren' habe[1]). Nach diesen Änderungen erhält man für die Summe der Silbertribute in babylonischem Gewicht (12 480 — 4800 =) 7680 Talente. Aber der Text gibt nicht 7680, sondern 7600 Talente, und diese Differenz schließlich würde dadurch zu erklären sein, daß 'Herodot mindestens einen Betrag' — 80 Talente — 'bei der Aufzählung der einzelnen Steuerposten übergangen, aber bei der Gesamtsumme eingerechnet' hätte, eine Annahme, die sich zur Not durch die nicht ganz klare Schlußbemerkung τὸ δ' ἔτι τούτων ἔλασσον ἀπιεὶς οὐ λέγω (c. 95) stützen ließe. Soweit Weißbach.

Jetzt mein eigener Lösungsvorschlag. Weißbach möchte ich, abgesehen davon, daß der herodoteische Ansatz des euböischen Gewichts auf $^6/_7$ des persischen natürlich als richtig anzusehen ist (s. oben S. 53), nur noch das eine zugeben, daß es ganz unwahrscheinlich ist, daß die Perser die indische Goldauflage nach euböischem Gewicht verwogen hätten[2]). Dagegen bin ich hinsichtlich des Wertverhältnisses der Metalle in der Liste, wie schon früher angedeutet, anderer Meinung.

Was bei aufmerksamer Lektüre der Herodotstelle nicht wohl entgehen kann, und worauf denn auch schon Stein (z. B. in seiner erklärenden Schulausgabe vom Jahre 1857) hingewiesen hat, ist die Tatsache, daß eben jene Angabe, das Gold sei im Perserreich nach euböischem Gewicht verwogen worden, an einer Stelle steht, die die Kontinuität der vorangehenden und der nachfolgenden Textpartie offensichtlich unterbricht, und die darum als Einschub zu betrachten ist,

sagen Gold : Silber wie $13\frac{1}{3}:1$, sagt er entweder $10 \cdot 560 : 436{,}6 = 12{,}83$ (d. h. rund 13) : 1 oder $10 \cdot 568{,}5 : 436{,}6 = 13{,}01$ (d. h. so gut wie genau 13) : 1. Letzteres ist, wie man sieht, das Wahrscheinlichere usw.' — Ich fürchte, auch diese Argumentation beweist weiter nichts, als daß man mit der 'gemeinen und königlichen Norm' und deren drei Erhöhungsformen wie auch mit den 'Währungsgewichten' alles zu beweisen imstande ist.

1) 'Um sie seinen griechischen Lesern begrifflich näher zu bringen, hätte er sie dann — so müßte man annehmen — in die ihnen geläufigen eub. Tal. umgerechnet'.

2) Nach LEHMANN-HAUPT (Klio XII S. 244) würde sich diese Angabe dadurch erklären, daß das babylonische Goldtalent dem euböischen Talent im Gewicht nahegestanden hätte, was plausibel wäre, wenn jenes 'Währungsgewicht' in Persien oder Babylonien quellenmäßig nachweisbar wäre.



wenn auch nicht notwendigerweise im Sinne einer jüngeren Interpolation, denn vielmehr als Erweiterung einer älteren Quelle durch Herodot selbst (bzw. seine Vorlage). Man urteile selbst. Der Schriftsteller sagt c. 89: (*Δαρεῖος*) *ἐν Πέρσῃσι ἀρχὰς κατεστήσατο εἴκοσι, τὰς αὐτοὶ καλέουσι σατραπηίας· καταστήσας δὲ τὰς ἀρχὰς καὶ ἄρχοντας ἐπιστήσας ἐτάξατο φόρους οἱ προσιέναι κατὰ ἔθνεα . . . ἀρχὰς δὲ καὶ φόρων πρόσοδον τὴν ἐπέτειον κατὰ τάδε διεῖλε.* Daran knüpft klar und deutlich c. 90 an mit den Worten: *ἀπὸ μὲν δὴ Ἰώνων καὶ Μαγνήτων τῶν ἐν τῇ Ἀσίᾳ καὶ Αἰολέων . . . προσήιε τετρακόσια τάλαντα ἀργυρίου κτλ.*, während der dazwischen stehende Rest des c. 89 diesen trefflichen Zusammenhang ganz offensichtlich zerreißt; es heißt dort: *τοῖσι μὲν αὐτῶν ἀργύριον ἀπαγινέουσι εἴρητο Βαβυλώνιον σταθμὸν τάλαντον ἀπαγινέειν, τοῖσι δὲ χρυσίον ἀπαγινέουσι Εὐβοϊκόν. τὸ δὲ Βαβυλώνιον τάλαντον δύναται Εὐβοΐδας ἑβδομήκοντα μνέας.* Und anschließend wird die Geschichte erzählt, daß erst Dareios die persische Steuerordnung begründet habe, während unter Kyros und Kambyses Geschenke gebracht worden seien, und daß der dritte König deshalb von den Persern ein Krämer wie der erste ein Vater und der zweite ein Despot genannt worden sei, *ὁ μέν*, wie es heißt, *ὅτι ἐκαπήλευε πάντα τὰ πρήγματα, ὁ δὲ ὅτι χαλεπός τε ἦν καὶ ὀλίγωρος, ὁ δὲ ὅτι ἤπιός τε καὶ ἀγαθά σφι πάντα ἐμηχανήσατο.*

Daß dieser ganze Abschnitt, und damit (was hier vor allem interessiert) auch die Angabe, das Gold sei nach euböischem Gewicht verwogen worden, ein heterogener Einschub ist, ist geradezu handgreiflich. Aber mehr; was in formaler Sachkritik der Augenschein lehrt, wird gleich noch durch ein inneres Moment bestätigt. In c. 90—94 zählt Herodot in ununterbrochenem Zusammenhang die einzelnen Tributposten auf, nach den Bezirken geordnet; Bezirk I—XIX zahlt Silber, XX (Indien) Gold. Da sollte man erwarten, daß, nachdem neunzehnmal auf babylonische Talente bezügliche Silberquanta gebucht worden sind, bei der zwanzigsten Buchung die Bezugnahme auf euböisches Gewicht erneut vermerkt werden würde. Aber nichts davon: in knapper Umschreibung der nüchternen Angabe der Liste heißt es wie bei den neunzehn Silberbezirken: *Ἰνδῶν πλῆθός τε πολλῷ πλεῖστόν ἐστι πάντων τῶν ἡμεῖς ἴδμεν ἀνθρώπων καὶ φόρον ἀπαγινέον πρὸς πάντας τοὺς ἄλλους, ἑξήκοντα καὶ τριηκόσια τάλαντα ψήγματος· νομὸς εἰκοστὸς οὗτος.* Und damit endigt die offizielle Liste bzw. die Quelle, in der Herodot sie vorfand.

Der Vater der Geschichte selbst aber macht sich (im c. 95) ans Rechnen. Und für diese Rechnungen ergibt sich aus vorstehendem sogleich eine Konsequenz. Wenn nämlich der Schriftsteller hier seine schon er-



wähnte Bemerkung *τὸ χρυσίον τρισκαιδεκαστάσιον λογιζόμενον, τὸ ψῆγμα εὑρίσκεται ἐὸν Εὐβοϊκῶν ταλάντων ὀγδώκοντα καὶ ἑξηκοσίων καὶ τετρακισχιλίων* macht, so fußt diese Berechnung auf der Voraussetzung, daß das Gold nach euböischem Gewicht verwogen gewesen sei, und da wir die hierauf bezügliche Notiz mittlerweile als einen Einschub erkannt haben, so ist auch diese Berechnung und mit ihr vor allem die Fixierung des Wertverhältnisses der Metalle auf 13 : 1 unbedingt erschüttert. Man muß jetzt mit der Möglichkeit rechnen, daß dieses Verhältnis zu dem Tenor der Liste überhaupt nicht paßt, und daß es willkürlich mit ihr in Verbindung gebracht worden ist.

Eben diese Erwägung hatte mir den Gedanken eingegeben, dem Wertverhältnis der Metalle eine nähere Untersuchung zu widmen. Sie ist im engen Rahmen im Abschnitt VIII zur Durchführung gelangt und in ihrem Ergebnis nunmehr zu verwerten.

Wenn ein Schriftsteller, dessen Zeit jünger ist als die des Dareios I., sich mit dessen Steuerliste beschäftigt und dabei eine Umrechnung von Gold in Silbervaluta vorgenommen hat, so dürfte die nächstliegende Annahme die sein, daß er das Wertverhältnis seiner eigenen Zeit zugrunde gelegt hat. Dieses war für die persische Münze zur Zeit Herodots vielleicht schon $10^2/_3 : 1$[1]). Verwerten wir also versuchsweise dieses Verhältnis auch in unserm Falle, so ergeben die 360 Goldtalente der Inder eine Silbervaluta von ($10^2/_3 \cdot 360 =$) 3840 babylonischen Talenten. Addiert man also diesen Posten zu den 7600 Talenten des Silbertributs, so erhält man insgesamt 11440 Talente, eine Zahl, die nicht befriedigt. Erhöht man aber das Wertverhältnis auf 11 : 1, so erhält man in Silbervaluta für das Gold ($360 \cdot 11 =$) 3960 und in Addition 7600 + 3960 die Gesamtsumme 11560. Diese Zahl schreibt sich *‚ΙΑΦΞ*, und sie kann mit Leichtigkeit in *‚ΙΔΦΞ*, wie der Text die Gesamtsumme — allerdings auf euböisches Gewicht bezogen — bietet, verschrieben sein.

Über die Berechtigung und innere Wahrscheinlichkeit des Verhältnisses 11 : 1 ist nicht viel zu sagen. Auf die Münze übertragen, würde es dem Dareikos den $16^1/_2$ fachen Wert des Silbersekels geben[2]). Dies ist unwahrscheinlich, und so bleibt nur übrig, daß man auch hier wieder zwischen dem Kaufwert des Rohmetalls (11 : 1) und dem gesetzlich festgelegten Kurswert der Münze ($10^2/_3 : 1$) zu scheiden hat.

---

1) Vgl. oben S. 101. 2) $\frac{8{,}34 \cdot 11}{5{,}56} = 16^1/_2$.

Nunmehr ist die Stelle wenigstens so weit entwirrt, daß die alte Liste wiedergewonnen ist. Sie hat nach meinem Dafürhalten in der Form, in der sie Herodot bzw. dessen Quelle vorgelegen hat, folgende Posten in babylonischem Gewicht aufgewiesen.

Bezirk I—XIX	7600 Tal. Silber
Bezirk XX 360 Tal. Gold (= 11 · 360) =	3960 Tal. Silbervaluta
Summa	11 560 Tal. Silbervaluta.

Die Frage nach der Herkunft der Grundnotizen der beiden Zusatzpartien (c. 89 Ende und c. 95) ist nicht zu beantworten. Die Angabe (c. 89), der Goldtribut sei gemäß königlicher Verordnung nach euböischem Gewicht verwogen worden, ist ein Irrtum, der sich am einfachsten wohl aus unserer obigen Erkenntnis heraus erklärt, daß die persische Goldmünze, der Dareikos, im Gewicht bis auf die geringe Differenz von $^1/_{36}$ dem euböisch-attischen Didrachmon gleichgestanden und wertlich genau 20 Silberdrachmen aufgewogen hat, so daß ein oberflächlicher Beurteiler bzw. ein griechischer Schriftsteller, dem es vor allem darauf ankam, seinen Lesern für attisches und persisches Geld eine bequeme Relationsformel zu geben, immerhin mit einigem Recht sagen konnte, die persische Goldmünze observiere attisches oder euböisches Gewicht.

Unser Lösungsversuch findet sogleich eine Stütze. Indem wir nämlich nunmehr mit 11 560 als Endwert operieren, stoßen wir auffallenderweise alsbald auf die in der gegenwärtigen Überlieferung an und für sich so störende Zahl 9540, die Mommsen emendieren wollte. Überträgt man nämlich die Schlußsumme auf euböisches Gewicht, so erhält man $\left(\frac{11\,560 \cdot 7}{6} =\right)$ $13486^2/_3$, und rundet man dies auf 13 500 ab und subtrahiert dann hiervon die 3960 (babylonischen) Talente der Goldauflage in Silbervaluta, so ist die Differenz eben 9540, welche Zahl unser Text für die Silberauflage nach euböischem Gewicht gibt. — Anders. Rechnet man die 3960 Goldtalente in Silber auf euböisches Gewicht um, so ergibt sich 4620, d. h. eine Zahl, die ihrerseits sehr leicht in 4680, wie unsere Handschriften bieten, verschrieben sein kann ($\overline{,\delta\chi\varkappa} : \overline{\delta\chi\pi}$)[1]. — Endlich. Hat letztere Verschreibung wirklich stattgefunden, so ergibt sie, wie mir scheint, sogleich auch den Fingerzeig für die Entstehung der Angabe von der 13fachen

1) $\bar{\varkappa}$ d. i. $\overline{\varpi}$ (mit Zahlstrich): π d. i. ϖ (ohne Zahlstrich).

Überlegenheit des Goldes über das Silber: sie ist gefälscht; weil gewonnen durch die Division 4680 : 360.

Folgendermaßen versuche ich nunmehr auf Grund dieser Erkenntnisse in die Überlieferung des c. 95 Ordnung zu bringen.

1. Ursprünglich, das heißt bei Herodot bzw. in seiner Quelle, enthielt das Kapitel folgende Berechnungen. Die Steuerauflage betrug:

a) an Silber 7600 bab. Tal. = $8866^2/_3$ oder rund 8900 eub. Tal.
b) an Gold 360 bab. Tal. = 420 eub. Tal.

Diese hatten nach Silberwert (Gold : Silber = 11 : 1)
3960 bab. Tal. = 4620 oder rund 4600 eub. Tal.

Summa Silberwert: 11560 bab. Tal. = $13486^2/_3$ oder rund 13500 eub. Tal.

2. Die unglückselige Bemerkung Herodots (oder irgendeines Gewährsmannes), das Gold sei nach euböischem Gewicht verwogen worden, führte zu einer Vermengung jener klaren Werte, sei es durch den Schriftsteller selbst, sei es in der späteren Überlieferung. Man reflektierte: die in der Liste gebuchten 360 Talente Gold beziehen sich nicht auf babylonisches, sondern auf euböisches Gewicht; ergo ist auch die entsprechende Silbersumme, 3960 Talente, nicht auf babylonisches, sondern auf euböisches Gewicht zu beziehen, und wenn die Endsumme euböisch 13 $486^2/_3$ oder rund 13 500 Talente beträgt, so ergibt die Subtraktion 13 500—3960 für die Silberauflage euböisch (rund) 9540 Talente, welche Zahl unser Text bewahrt hat.

3. Mechanische Fehler führten zu weiterer Verwirrung. Die Gold-Silberzahl euböisch (4620) wurde zu 4680, die Endsumme babylonisch (11 560) zu 14 560 verschrieben. Dazu bezog man die letztere Zahl auf euböisches Gewicht, und die Subtraktion 14 560—4680 mußte 9880 ergeben, was, wie gesagt, der Codex S in rasura und in margine bietet. Außerdem gewann man aus der Division der verschriebenen Gold-Silberzahl euböisch (4680) durch die (gemäß Kap. 89) auf euböisches Gewicht bezogene Goldzahl 360 für das Wertverhältnis der Metalle 13 : 1 (statt 11 : 1), was unsere ganze Überlieferung übernommen hat.

4. Inwieweit Herodot selbst an der Textverwirrung schuld hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Unwahrscheinlich ist es jedenfalls, daß die s. 3 berührten Zahlverschreibungen von ihm selbst herstammten, da man zu seiner Zeit die Zahlen, soweit wir bisher zu urteilen vermögen, noch auszuschreiben pflegte.

5. In dem Gesamtproblem der Textverwirrung unseres Abschnittes bietet die Frage nach Herkunft und Bedeutung der Schlußbemerkung des Kap. 95 *τὸ δ' ἔτι τούτων ἔλασσον ἀπιεὶς οὐ λέγω* noch eine besondere Schwierigkeit. *ἀφίημι* heißt 'ich gebe preis, ich lasse fort', *οὐ λέγω* im Grunde dasselbe, 'ich nenne nicht, ich nehme nicht auf'. Das ist klar. Völlig dunkel aber ist die Bedeutung von *ἔτι* bzw. die nicht zu vermeidende Verbindung *ἔτι ἔλασσον*. Denn so gering sind die Beträge, die der Schriftsteller nennt, nicht, daß er von 'den noch geringeren' reden könnte. Im Gegenteil, er nennt gerade Höchstzahlen; und vergleicht man denn noch einmal die tabellarische Zusammenstellung s. 1, so ergibt sich, daß die im Text (Kap. 95) gebotenen Zahlen jeweilig über die wirklich in Betracht kommenden hinausgehen. Nicht ganz klar ist ferner, ob *τούτων* als Genitivus partitivus oder als Genitivus comparationis zu fassen ist, wiewohl letzteres entschieden näher liegt[1]).

Der dem angegriffenen Satz vorangehende Passus lautet wörtlich: *τούτων ὦν πάντων συντιθέμενον τὸ πλῆθος Εὐβοϊκὰ τάλαντα συνελέγετο ἐς τὸν ἐπέτειον φόρον Δαρείῳ μύρια καὶ τετρακισχίλια καὶ πεντακόσια καὶ ἑξήκοντα*. Daß die Beseitigung der Schwierigkeit an Hand dieser Worte zu suchen ist, erscheint gewiß. Den Schlüssel der Lösung gibt mir die Tatsache, daß die am Schluß dieses Satzes (also unmittelbar vor den angefochtenen Worten) stehende Endsumme der 14560 euböischen Talente jetzt als eine Verschreibung erkannt ist. So stelle ich die Diagnose auf Interpolation bzw. Einschleppung einer Glosse: ein Diaskeuast hat in der Überlieferung neben der verschriebenen Zahl ͵ΙΔΦΞ auch die echte Zahl ͵ΙΑΦΞ noch gelesen, sich bei der Auswahl zwischen beiden dann für die erstere erklärt und dies durch Hinzufügung jener in Rede stehenden Notiz angedeutet. — Allerdings ist bei dieser (wie übrigens auch bei anderer) Auslegung die Lesart *δ' ἔτι* nicht zu halten. Aber hier bringt die einfache Änderung *δέ τι* Heilung. Der Sinn ist dann: das, was (d. h. die Zahl, welche) etwas (bzw. einigermaßen) hinter diesen (scil. 1450 Talenten) zurückbleibt, lasse ich fort; sie nehme ich nicht auf.

Erwähnen will ich noch, daß der Gesamtzustand unserer Herodotüberlieferung meiner Auffassung durchaus günstig ist. Die Handschriften zerfallen bekanntlich in zwei Gruppen, die Romanusklasse (*α*) und die Florentinusklasse (*β*). Beide werden zwar auf einen Arche-

1) Weißbach (S. 487) scheint dem Genitivus partitivus den Vorzug zu geben, ohne doch zu einer Entscheidung zu kommen.



typus zurückgeführt, der ins Altertum hinaufreicht; aber die Papyri lehren, daß dessen Text bei weitem nicht so einheitlich und gut war, wie man früher geglaubt hat. Auch der Archetypus nämlich dürfte (ebenso wie *α* und *β*) einer antiken Rezension, etwa einer Ausgabe mit gelehrtem Apparat, entstammen, durch welchen der herodoteische Text natürlich hier und dort mehr oder weniger stark beeinflußt sein kann.

X. Von den hebräischen Maßen.

In seinem schon erwähnten jüngsten metrologischen Aufsatze (Klio XIV 1914 S. 345 ff.) hat Lehmann-Haupt (S. 355 ff.) auch zu der Frage des hebräischen Maßsystems Stellung genommen. Da er auch hierbei, wie mir scheint, keine glückliche Hand gezeigt hat[1]), so will ich im folgenden eine andere Auffassung begründen.

A. Zunächst die Längenmaße. Quelle ist Lehmann-Haupt für sie ein metrologischer Text, der in einem Teile der Überlieferung den Namen eines gewissen Julianos von Askalon an der Spitze trägt[2]). Da ich ihn aus den Sammlungen Pernices in einer Fassung besitze, die von der bei Hultsch (Metrol. script. I, p. 200 s.) edierten Brechung verschiedentlich abweicht, so sei er hier im Zusammenhang abgedruckt.

Text nach codd. Vat. Gr. 852 f. 15² (V) und 914 f. 188² (G):		Text nach HULTSCH:
		'Επαρχικὰ ἀπὸ τῶν τοῦ 'Ασκαλωνίτου 'Ιουλιανοῦ τοῦ ἀρχιτέκτονος ἐκ τῶν νόμων ἤτοι ἐθῶν τῶν ἐν Παλαιστίνῃ.
	5	*Πρῶτον περὶ μέτρων.*
ἔστι μὲν οὖν ὁ δάκτυλος πρῶτος ὥσπερ δὴ καὶ ἡ μονὰς ἐπὶ τῶν ἀριθμῶν.		*῞Οτι ὁ δάκτυλος πρῶτός ἐστιν ὥσπερ καὶ ἡ μονὰς ἐπὶ τῶν ἀριθμῶν.*

6—8 om V

1) Das Problem ist nicht einfach; bemerkenswert noch immer HULTSCH, Metrol. script. I Prolegomena p. 55: *utinam mox existat qui de Hebraicis mensuris ita scribat, ut, sin minus omnia, nonnulla tamen probari possint; nam nunc quidem res in tantis tenebris tantaque quasi colluvie demersa iacet, ut Herculeus labor, quo verum exquiratur omniaque illustrentur, impendendus esse videatur.*

2) Vgl. meinen Artikel 'Julianos' in der RE. Der Text findet sich im *Πρόχειρον νόμων Κωνσταντίνου τοῦ 'Αρμενοπούλου.* Promptuarium iuris etc. interprete J. MERCERO 1587 p. 144 s. — Constantini Harmenopuli Manuale legum sive hexabiblos ill. G. HEIMBACH, Lipsiae 1851 p. 238 s.

Text nach codd. Vat. Gr. 852 f. 15[2] (V) und 914 f. 188[2] (G):		Text nach HULTSCH:
ἡ παλαιστὴ ἔχει δακτύλους δ̄.		ἡ παλαιστὴ ἔχει δακτύλους δ̄.
ὁ ποὺς ἔχει παλαιστὰς δ̄ ἤτοι δακτύλους ις̄.	10	
ὁ πῆχυς ἔχει πόδα ᾱ ∟′ ἤτοι παλαιστὰς ς̄ ἤτοι δακτύλους κδ̄.		ὁ πῆχυς ἔχει πόδας ᾱ∟′ ἤτοι παλαιστὰς ς̄.
τὸ βῆμα ἔχει πήχεις β̄ ἤτοι πόδας γ̄ ἤτοι παλαιστὰς ιβ̄.	15	τὸ βῆμα ἔχει πήχεις β̄ ἤτοι πόδας γ̄, παλαιστὰς ιβ̄.
ἡ ὀργυιὰ ἔχει βήματα β̄ ἤτοι πήχεις δ̄ ἤτοι πόδας ς ἤτοι †σπιθαμὰς ϑ̄ δ′†.		ἡ οὐργία ἔχει βήματα β̄ ἤτοι πήχεις δ̄ ἤτοι πόδας ς̄ ἤγουν †σπιθαμὰς ϑ̄ δακτύλους δ̄.
ἡ ἄκαινα ἔχει ὀργυιὰν ᾱ∟′ ἤτοι πήχεις ς̄ ἤτοι πόδας ϑ ἤτοι παλαιστὰς λς̄.	20	ἡ ἄκαινα ἔχει οὐργίας ᾱ ∟′ ἤτοι πήχεις ς̄ ἤτοι πόδας ϑ̄, παλαιστὰς λς̄.
τὸ πλέθρον ἔχει ἀκαίνας ῑ ἤτοι ὀργυιὰς ιε̄ ἤτοι βήματα λ̄ ἤτοι πήχεις ξ̄ ἤτοι πόδας ϟ̄.		τὸ πλέθρον ἔχει ἀκαίνας ῑ ἤτοι οὐργίας ιε̄ ἤτοι βήματα λ̄, πήχεις ξ̄, πόδας ϟ̄.
τὸ στάδιον ἔχει πλέθρα ς̄ ἤτοι ἀκαίνας ξ̄ ἤτοι ὀργυιὰς ρ̄ ἤτοι βήματα σ̄ ἤτοι πήχεις ῡ ἤτοι πόδας χ̄.	25	τὸ στάδιον ἔχει πλέθρα ς̄ ἤτοι ἀκαίνας ξ̄ ἤτοι οὐργίας ρ̄, βήματα σ̄, πήχεις ῡ, πόδας χ̄.
τὸ μίλιον κατὰ μὲν Ἐρατοσθένην καὶ Στράβωνα τοὺς γεωγράφους ἔχει στάδια η̄ καὶ γ′ ἤτοι ὀργυιὰς ωλγ̄. κατὰ δὲ τὸ νῦν κρατοῦν ἔθος στάδια μὲν ἔχει ζ̄ ∟′ ἤτοι ὀργυιὰς ψ̄ν ἤτοι βήματα ͵αφ ἤτοι πήχεις ͵γ, πόδας <͵δφ>.	30	τὸ μίλιον κατὰ μὲν Ἐρατοσθένην καὶ Στράβωνα τοὺς γεωγράφους ἔχει σταδίους η̄ καὶ γ′ ἤτοι οὐργίας ωλγ̄. κατὰ δὲ τὸ νῦν κρατοῦν ἔθος στάδια μὲν ἔχει ζ̄ ∟′ ἤτοι οὐργίας ψν ἤτοι βήματα ͵αφ ἤτοι πήχεις ͵γ.
δεῖ δὲ γινώσκειν, ὡς εἶναι τὸ νῦν μίλιον ὀργυιῶν μὲν γεωμετρικῶν ψ̄ν, ἁπλῶν δὲ ὀργυιῶν ω̄μ. αἱ γὰρ ρ̄ γεωμετρικαὶ ὀργυιαὶ ρ̄ιβ ἁπλᾶς ἀποτελοῦσιν ὀργυιάς.	35	δεῖ δὲ γινώσκειν ὡς τὸ νῦν μίλιον ἤτοι τῶν ζ̄∟′ σταδίων οὐργίας μὲν γεωμετρικάς, ὡς ἔφημεν, ἔχει ψ̄ν, ἁπλᾶς δὲ ω̄μ. αἱ γὰρ ρ̄ οὐργίαι γεωμετρικαὶ ρ̄ιβ ἀποτελοῦσιν ἁπλᾶς οὐργίας.
ὁ παρασάγγης Περσικόν ἐστι μέτρον. οὐ παρὰ πᾶσι δὲ τὸ αὐτό, ἀλλὰ παρὰ μὲν τοῖς πλείστοις τεσσαρακονταστάδιός ἐστι. παρ᾿ ἄλλοις δὲ καὶ ἑξηκονταστάδιος. καὶ ἔστι πολλῷ πλέον ἐν ἄλλοις καθ᾿ ἅ φησι Στράβων προφέρων μάρτυρα τοῦ λόγου τὸν πολυμαθῆ Ποσειδώνιον.	40	

18 δακτύλους ϟδ′ coni. Mercer 25 σ′ corr. Mercer: σμ′ libri 29 ωλγ′ *alii* (Mercer): ωλς′ libri 32 ͵γ Hultsch: ς′ libri, ͵γ ἤγουν σπιθαμὰς ͵ς coni. Heimbach.

27—29 Ed. Benardus (de mens. et pond. ed. II Oxoniae 1688 p. 235) ita

ἡ σχοῖνος Ἑλληνικόν ἐστι μέτρον τὸ αὐτὸ τῷ παρασάγγῃ, ποτὲ μὲν τεσσαρακονταστάδιος, ποτὲ δὲ ἑξηκονταστάδιος. 45

laudat: τὸ νῦν μίλιον ἤτοι τῶν ζ′ ∠′ σταδίων ἔχει ὀργυιὰς μὲν γεωμετρικὰς ψν′, ἁπλᾶς δὲ ωμ′, βήματα ͵αφ′, πήχεις ͵ς. κατὰ δὲ τὸν Ἐρατοσθένην καὶ Στράβωνα γεωγράφους τὸ μίλιον ἔχει σταδίους η′γ″ ἤτοι ὀργυιὰς ωλγ′.

9 ὁ παλαιστὴ G 12 ἡ πῆχυς G 13 ἤτοι δακτ. κδ om G 18 δακτύλους δ̄ add. G 19 ὀργυιὰς G 25 ἤτοι prius om G σ̄ scripsi: σμ′ VG 29 correxi: η′ καὶ ϑ′ VG, ἤτοι ὀργυιὰς ωλ̄ς̄ om G; cf. Klio XIV p. 233 s. 32 cxi: πήχεις γ′ V, πόδας γ′ G 35 ἁπλῶν: haud scio an παλαιῶν 35 s. ω̄μ̄ et ρ̄ῑβ̄ correxi: ωπε′ et ριη′ VG; nim. errato ρ̄ῑη̄ (118) pro ρ̄ῑβ̄ (112) e ratione 112 : 840 = 118 : 885 factum est ω̄π̄ε̄ (885) pro ω̄μ̄ (840) 39 τὸ αὐτὸ δέχεται μέτρον G 42 πολὺ V 44 τοῦ λόγου om G.

Zur Würdigung dieses Textes bemerkt Lehmann-Haupt (S. 355): 'Die Tafel stammt zwar erst aus byzantinischer Zeit[1]), hat aber sicher ältere Zeiten im Auge, für die sie entsprechende Quellen verwertet.' Ich meine so. Die Tafel besteht aus zwei, von mir äußerlich durch den Druck gegeneinander abgehobenen Teilen. Der erste und ursprüngliche dieser Teile ist nichts anderes als eine jener herkömmlichen für den praktischen Gebrauch bestimmt gewesenen Tabellen, die von der Zeit, in der sie benutzt worden sind, nicht getrennt werden können. Er stammt also unmittelbar aus und wurzelt unbedingt in byzantinischer Zeit. In dem angehängten zweiten ('historischen') Teile dagegen benutzte der Verfasser 'entsprechende Quellen' oder vielmehr eine Quelle, nämlich Strabon. Wie er sie freilich benutzt hat, das habe ich bereits früher (Klio XIV S. 232 ff.) feststellen können und das mag dort nachgeschlagen werden. Soweit Strabon und (sekundär) Eratosthenes, was heißen müßte Polybios, zitiert wird, können wir die Weisheit des Julianos, oder wer sonst der Verfasser des Textes war, ruhig auf sich beruhen lassen; denn er hat sich von dem Stadion, das er zu $1/_{8.333}$ Meile[2]) bestimmt, wohl kaum eine richtige Vorstellung machen können. Aber im übrigen entbehrt dieser zweite Teil doch nicht des Interesses.

Julian sagt (Z. 33 ff.), neben der *ὀργυιὰ γεωμετρική* gibt es eine *ὀργυιὰ ἁπλᾶ* (*παλαιά?*); von ersterer gehen 750, von letzterer 840 auf die Meile. 'Die Meile ist nun', sagt Lehmann-Haupt (S. 356), 'was der Verfasser der Tafel nicht deutlich werden läßt, ein

1) Constantinus H. lebt im XIV. Jahrh. n. Chr.

2) [Ich glaube jetzt, daß dies das olympische Stadion von ca. 192 m ist, das A. Schulten im röm. Lager nachweisen wird.]

eindeutiges Maß. Sie umfaßt immer 5000 attisch-römische Fuß. Stadien dagegen und zugehörige Orgyien, Ellen und Fuß gibt es eine ganze Anzahl. Wie von mir (Congr.)[1]) nachgewiesen, ist nun das Stadium, von dem $7^1/_2$ auf die Meile gehen, das Stadium des babylonisch-persischen Fußes, und das ‚geometrische' Maß des Julianus von Askalon ist das babylonisch-persische (Fuß rund 330, Elle rund 495 mm) und es ist nur natürlich, daß in Palästina die Landvermessung nach babylonisch-persischem Maße erfolgte. Und man wird es auch nicht etwa auf die persische Zeit zu beschränken haben, da bei der kontinuierlichen Entwicklung der israelitischen Geschichte schwerlich ein Zeitpunkt ersichtlich ist, an welchem eine Änderung des Katasters, zu der man sich ohnehin immer sehr schwer entschließt, vorgenommen worden wäre[2]).' Das dürfte, dünkt mich, reichlich viel gesagt sein. Denn mag immerhin in unserem Texte, wie auch mir scheint, die Meile eine durchaus eindeutige Größe sein, so ist es doch einfach nicht richtig, daß die 'Meile' schlechthin und allerwärts, wo sie in der alten Literatur begegnet, zu 5000 römischen Passus anzusetzen wäre. Julianos setzt seine geometrische Meile zu $7^1/_2$ Stadien und das Stadion zu 600 Fuß. So lesen wir es auch in den sogenannten heronischen, das amtliche (philetärisch-) römische Maß enthaltenden Tafeln[3]). Die Byzantiner aber stehen den Römern zeitlich viel näher als den alten Persern, und eben darum werden wir logischer- und methodischerweise doch wohl zunächst nicht umhin können — und mag die komparative Metrologie lehren was sie will — einmal nachzusehen, wie weit wir kommen, wenn wir das (*γεωμετρικὸν*) *μίλιον* des Julianos mit dem *Φιλεταίρειον* s. *Ῥωμαϊκὸν μίλιον* gleichsetzen; sollte dies dann zu nichts führen, so wird zur Befragung der persischen Maße vom komparativ-metrologischen Gesichtspunkte aus noch immer Zeit genug sein. Nun hat die philetärisch-römische Meile 1,598 [1,575] km[4]); das zugehörige Stadion, $7^1/_2$mal auf sie gehend, 213,13 [210] m. Dessen Hundertstel ($^1/_{750}$ Meile), die Orgyia, hat 2,1313 [2,10] m. Die *παλαιὰ* oder *ἁπλᾶ ὀργυιά* aber stellt sich zu ($^1/_{840}$ Meile, das ist) 1598 [1575] : 840 = 1,890

1) Das altbabylon. Maß- u. Gewichtssystem, Leiden 1893 S. 66.

2) In einem Korrekturzusatz verweist hier Lehmann-Haupt auf Fr. SEEBOHM. Customary Acres, Oxford 1914.

3) Z. B. Metrol. script. I p. 184,1: *τὸ μίλιον ἔχει στάδια ἑπτὰ ἥμισυ ..., πόδας Φιλεταιρείους μὲν ͵δφ, Ἰταλικοὺς δὲ ͵εῡ.*

4) Die eingehende Begründung dieser Werte habe ich in der Klio XIV 1914 S. 232ff. gegeben (1 *ποὺς Ἰταλικός* = ca. 0,296 m; 5400 F = 1598 m).

[1,875] m, und dessen Hundertfaches (als Stadion) wiederum ergibt 189 [187,5] m. Das ist vielleicht auch ein altpersisches Maß[1]), just zu diesem Betrage im Königspalast zu Persepolis beobachtet[2]) und von mir, wie ich glaube, einwandfrei für die persische Königsstraße berechnet (Klio XIV S. 255).

B. Die Hohlmaße[3]). Lehmann-Haupt bemerkt (Klio XIV S. 357): 'Hinsichtlich der Werte der hebräischen Hohlmaße herrschte bisher infolge irriger Beurteilung klarer Quellen sowie der Verkennung der metrologischen Grundprinzipien eine völlig ungerechtfertigte Unklarheit.' Ich befürchte, diese Worte werden auf ihren Urheber zurückfallen.

Unsere Hauptquelle für die hebräischen Maße ist neben der Heiligen Schrift das Büchlein bzw. der Traktat *περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν* des Bischofs Epiphanios von Cypern, der uns (seit 1880) am vollständigsten in einer von de Lagarde aus zwei Handschriften des 5. bzw. 7. Jahrhunderts musterhaft edierten syrischen Übersetzung vorliegt. Die von Lehmann grundlegend verwertete Stelle lautet so[4]):

Lagarde, Symmikta II S. 176, 24. *σάτος καλεῖται ἐξ αὐτῆς τῆς Ἑβραΐδος διαληφθέν, θηλυκῶς δὲ ἐκφωνούμενον, ἐν δὲ τῇ Ἑλληνίδι οὐδετέρως. σάτον γὰρ λεγόμενον καὶ οὐχὶ σάτος. ἔστι δὲ μόδιος ὑπέργομος, ὥστε πληροῦσθαι μὲν τὸν μόδιον, διὰ δὲ τοῦ ὑπεργίνεσθαι τὸ τέταρτον τοῦ μοδίου. κέκληται δὲ*
5 *σάα κατὰ τὴν αὐτὴν διάλεκτον ἐκφωνούμενον λῆψις ἢ ἄρσις, ἀπὸ τοῦ τὸν μετροῦντα ἕξει τινὶ τὸ μέτρον λαμβάνειν τε καὶ κουφίζειν. εἶτα μόδιος. τοῦ δὲ μοδίου τὸ ὄνομα διὰ πολλῆς ἀκριβείας ὑπὸ τῶν Ἑβραίων ηὑρέθη εἴκοσι δύο ξεστῶν ὑπάρχον, οὐχ ἁπλῶς δέ, οὐδ' ὡς ἔτυχεν, ἀλλὰ διὰ πολλὴν ἀκρίβειαν . ὁ γὰρ δίκαιος μόδιος, καθὼς εἴωθεν ὁ νόμος λέγειν,*
10 *'κατὰ τὸ μέτρον τὸ ἅγιον' ἐμετρήθη. τὸ δὲ ἅγιον μέτρον κτλ.*

Zu dieser Stelle bemerkt Lehmann-Haupt (S. 357f.) wörtlich: 'Epiphanios gibt an, daß das Saton, also $^1/_3$ Bath, ein ,überschüssiger Modios' (*μόδιος ὑπέργομος*)[5]) sei, und zwar so, daß das Saton um ein

---

1) Vgl. jedoch neuerdings Weissbach, Arch. Anz. 1916 S. 149ff., durch dessen Argumentation ich freilich noch nicht überzeugt bin.

2) Freilich bedürfen die Messungen Wittichs (Archäol. Zeitung XVI S. 146) dringend der Nachprüfung (Weißbach brieflich, d. 18. IV. 1914).

3) Vgl. RE. s. Hin b.

4) Für den handschriftlichen Apparat kann ich auf Lagarde verweisen. Nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß der Syrer Z. 6 *εἶτα μόδιος* einschiebt, das die griechischen Fragmente auslassen.

5) *ὑπεργόμιος* bei Lehmann-Haupt ist Druckfehler; ebenso S. 357 Anm. 3 *ὑπέργομιος*.

Viertel größer sei als der Modios, also sich zu diesem wie 5 : 4 verhalte. Da es nun verschiedene Modien gibt, so mußte der Autor, wollte er verstanden werden, jetzt angeben, welches der Modios sei, von dem er ausginge. Daß das tatsächlich geschieht, hat Hultsch (Gr. u. röm. Metrol.² S. 454) verkannt und sich dadurch den Weg zur richtigen Erkenntnis versperrt. Epiphanios gibt nämlich an, daß dieser Modios, und zwar nicht etwa ungefähr, sondern ganz genau, = 22 ξεσταί sei. Der ,überschüssige Modios', der diesen um $^1/_4$ übertrifft, umfaßt also $27^1/_2$ ξεσταί. Der ξεστής (0,5458 l) entspricht, wie wir sahen[1]), der babylonischen Silbermine (545,8 g) gemeiner Norm, die zugehörigen höheren Einheiten sind für beide das Talent zu 60 solchen Minen und das 60 solche ξεσταί umfassende Hohlmaß. Das aus drei Modien sich ergebende Maß (ca. 66 l) von 66 ξεσταί ist gegenüber dem (dem) gemeinen Silbertalent entsprechenden Hohlmaße von 60 ξεσταί um $^1/_{10}$ erhöht, d. h. es würde das Maß des pheidonischen Metretes (das Bath, = $83^1/_2$ ξεσταί = 45 l) darstellen!' Das scheint mir wieder zu viel gesagt zu sein. Vor allem: wer garantiert, daß der hebräische bzw. der ξέστης, den Epiphanios im Sinne hat, dem (römisch-italischen) Sextar von ca. 0,544 l adäquat gewesen ist? Die komparative Metrologie lehrt, daß dieses das Äquivalent der 'babylonischen Silbermine gemeiner Norm von 545,8 g' gewesen ist? Damit ist — vorausgesetzt, daß diese Silbermine überhaupt existiert hat — gar nichts bewiesen. Im Längenmaß galt als Ῥωμαϊκὸν μέτρον im Osten nicht das stadtrömische Maß — dieses nannte man Ἰταλικόν —, sondern das philetärisch-ptolemäische Maß[2]). Darum will es mir recht unbegründet erscheinen, daß man ebendort unter Ῥωμαϊκὸς ξέστης bzw. unter ξέστης schlechthin den italisch-römischen Sextar (ξέστης Ἰταλικός) von 20 Unzen (Wassergewicht) = 0,544 l verstanden haben sollte. Sehen wir also zu.

1. In der vorzüglichen, einem vor Galen geschriebenen Lehrbuch für Salben- und Parfümbereitung entstammenden Maßtafel der Ps. Kleopatra (Metrol. script. I p. 233 s.) wird der Sextar (ξέστης) zu 15 Unzen bestimmt (p. 235, 18). Diese Definition (und damit natürlich der Tenor des Gesamttextes) ist bisher stets mißverstanden worden; denn sie bezieht sich, wie eine alsbald (s. 3) zu zitierende Notiz des Galen mit Evidenz dartut, nicht sowohl auf Wasser- als vielmehr auf Ölge-

1) Vgl. Lehmann (Klio XIV) S. 351 mit Anm. 2.

2) Ein seit langem bei der Klio auf den Druck wartender Aufsatz soll das näher ausführen.

wicht[1]). Nun wiegt der römisch-italische Sextar bei einem Volumen von ca. 0,544 l, mit Öl gefüllt, 18 Unzen; mithin stellt sich der Sextar von 15 Unzen auf 0,453 l (18 : 0,544 = 15 : 0,453). Solches Maß ist identisch mit dem altägyptischen Hin[2]), und eben diese Identität bestätigt denn der Autor unseres Textes selbst ausdrücklich mit den Worten: καλεῖται παρὰ Αἰγυπτίοις ὁ ξέστης ἴνιον[3]). Somit ergibt sich: das altägyptische Hin von ca. 0,453 l hat in der Römerzeit den Namen ξέστης oder *sextarius* gehabt.

2. Plinius (N. H. XXI 185) berichtet: *quoniam in mensuris quoque ac ponderibus crebro Graecis nominibus utendum est, interpretationem eorum semel hoc in loco ponemus: drachma Attica — fere enim Attica observatione medici utuntur — denari argentei habet pondus, eademque sex obolos pondere efficit, obolus X chalcus. cyathus pendet per se drachmas X, cum acetabuli mensura dicitur significat heminae quartam id est drachmas XV e. q. s.*[4]). Die Denardrachme hat zu Plinius' Zeit (der Denar seit Nero) $^1/_8$ Unze; ergo wiegt die *hemina* s. κοτύλη *Attica* 4 Acetabula zu 15 Drachmen von $^1/_8$ Unze oder $\left(\frac{4 \cdot 15}{8} =\right) 7^1/_2$ Unzen, und der ξέστης Ἀττικός als Duplum der Kotyle 15 Unzen (Ölgewicht) oder 0,453 l, d. h. er war ebenfalls mit dem altägyptischen Hin identisch.

3. Galen bemerkt (Kühn XIII 813 = Metrol. script. I p. 215, 27)[5]): Ἡρᾶς ρπ̄ δραχμὰς ἔγραψεν εἰς σταθμὸν ἀνάγων, οὐκ εἰς μέτρον τὸ ἔλαιον, ὡς ξ̄ (δραχμὰς) ἑλκούσης τῆς κοτύλης. καὶ γὰρ ἕλκει ἥ γε Ἀττική, θ̄ οὐγγιῶν οὖσα τῶν Ἰταλικῶν. ἕλκουσι γὰρ αἱ θ̄ οὐγγίαι Ἰταλικαὶ αἱ ἐν τοῖς κατατετμημένοις κέρασιν ἑπτὰ καὶ ἡμίσειαν οὐγγίας σταθμικάς, αἵτινες ξ̄ δραχμαὶ γίνονται τῆς μιᾶς οὐγγίας η̄ δραχμὰς δεχομένης κτλ. Diese Stelle schützt und stützt die sub 1 und 2 gewonnenen Ergebnisse dadurch, daß sie die Schätzung unserer Kotyle zu $7^1/_2$ Unzen ausdrücklich auf Ölgewicht bezieht.

4. Die Bestätigung für die Erkenntnis, daß das attische Maß die Norm des ägyptischen Hin observiert hat, bildet ein monumentales Zeugnis, das bereits oben S. 56ff. angeführt worden ist.

1) Irrig vor allem HULTSCH, Metrologie² S. 637. NISSEN, Metrologie b. J. Müller, Handb. I² S. 879. PERNICE, Galeni de pond. et mens. testimonia, Bonn 1888 p. 44.

2) 0,4524 l Rechnungswert nach L. Borchardt (vgl. unten S. 152).

3) Ebenso Africanus περὶ μέτρ. κ. σταθμ. ed. de Lagarde, Symmikta I, Göttingen 1877 S. 169, 56.

4) Vgl. Plin. Sec. ed. Rose pag. 9, 11. Marcellus empir. de medicamentis ed. Niedermann, Leipzig 1916 p. 7,13.

5) Über eine der Stelle innewohnende Schwierigkeit unten S. 130 Anm. 1.

5. Galen berichtet an anderer Stelle in der Pharmakologie (Kühn XIII 435 = Metrol. script. I p. 211, 8): *παρὰ τοῖς Ῥωμαίοις* (Pernice; *Ῥωμαϊκοῖς* libri) *ὁ ξέστης ἔχει μίαν λίτραν καὶ ἡμίσειαν καὶ ἕκτον, ὡς εἶναι τὰς πάσας οὐγγίας κ̄, ἃς ὡς τὸ πολὺ τοῖς κέρασι μετροῦσιν ἐπιτετμημένοις ἔξωθεν γραμμαῖς τισι κυκλοτερέσιν. ἔνιοι δὲ ψευδῶς ὑπειλήφασι τὸν Ῥωμαϊκὸν ξέστην ὀκτωκαίδεκα μετρικὰς ἔχειν οὐγγίας. ἔοικεν οὖν καὶ ὁ Ἡρᾶς, ὅταν κοτύλην γράφῃ, τὸ μὲν ἥμισυ τοῦ ξέστου σημαίνειν, ἤτοι δὲ τὰς θ̄ δηλοῦσιν οὐγγίας ἐκ τοῦ λιτραίου κέρατος ἢ τὰς δέκα, τοῦτο γὰρ ἄδηλον.* Nach dieser Stelle fand Galen in seinen alexandrinischen Quellen die Definition eines *ξέστης Ῥωμαϊκός* zu 20 Unzen. Nun haben 12 metrische Unzen nach Galens eigenem Zeugnis ein Wassergewicht von 10 Gewichtsunzen[1]), so daß 20 metrische Unzen sich zu $16^2/_3$ Gewichtsunzen Wasser stellen. Wasser aber steht zu Öl wie 10 : 9, und demgemäß entsprechen $16^2/_3$ Wasser-

1) Betreffs der Vergleichung von metrischen und stathmischen Unzen unterläuft dem Galen an der oben sub 3 zitierten Stelle ein Irrtum. Denn wenn 12 Maßunzen gleich 10 Gewichtsunzen Wasser und gleich 9 Gewichtsunzen Öl sind, dann füllen zwar $7\frac{1}{2}$ Gewichtsunzen Wasser 9 Maßunzen; aber $7\frac{1}{2}$ Gewichtsunzen Öl füllen deren 10. Da nun als Füllung der Kotyle ausdrücklich Öl angegeben wird, so liegt der Irrtum Galens auf der Hand. — Anderwärts (K. XIII 894 = Metrol. script. I p. 217, 14) erzählt der Arzt: *ἐγὼ ἐν τῇ Ῥώμῃ τὴν τοῦ ἐλαίου καλουμένην λίτραν, ἣν διὰ τῶν κατατετμημένων κεράτων μετροῦσιν, ἔστησά ποτε βουλόμενος μαθεῖν ὁπόσον ἔχει σταθμὸν τοῦ βάρους· εὗρον δὲ καὶ ταῖς σταθμικαῖς δέκα οὐγγίαις ἴσας τὰς μετρικὰς τοῦ ἐλαίου ιβ̄.* Hier werden nach dem Wortlaut irrig 12 Maßunzen Öl gleich 10 Gewichtsunzen gesetzt. Diese Schwierigkeit habe ich RE. s. 'Hemina' dadurch behoben, daß ich hinter *ἐλαίου* am Ende *κέρατος* einschob. Näher noch liegt (nach p. 217, 7) ⟨*τῆς λίτρας*⟩ *τοῦ ἐλαίου*, was in der Sache auf dasselbe hinauskommt. Stimmt diese Emendation, so gibt *λίτρα τοῦ ἐλαίου* (wie *λιτραῖον κέρας*) die Maßbenennung, und die 10 Gewichtsunzen beziehen sich auf Wassergewicht. Freilich ist auch eine andere Annahme möglich. Denn wenn der Arzt das eine Mal den Fehler begeht, daß er $7\frac{1}{2}$ Gewichtsunzen auf 9 Maßunzen bezieht, so ist es ihm auch zuzutrauen, daß er ein andermal 12 Maßunzen gleich 10 Gewichtsunzen Öl (statt Wasser) setzt. Gibt man aber daraufhin die vorgeschlagene Emendation preis, so ist die Bemerkung des Autors, er selbst habe in Rom gelegentlich das Verhältnis der metrischen zur stathmischen Unze durch Versuch festgestellt, eine Lüge. M. WELLMANN weist (Hermes XLVII 1912 S. 17) darauf hin, 'welchen Wandel die Wertschätzung des Galen in der letzten Zeit durchgemacht hat', wie seine Gewährsmänner dem großen Kompilator vielfach weit überlegen gewesen sind. Sein mangelndes Vermögen zu kritischem Urteil zeigt Galen in metrologischen Dingen verschiedentlich. Im vorliegenden Falle aber ist es nicht klar, ob er aus eitler Wichtigtuerei heraus an der Stelle geschwindelt hat, oder ob er vie mehr wirklich *τῆς λίτρας τοῦ ἐλαίου* geschrieben hat, das dann jemand anders infolge des Irrtums an der ersteren Stelle gestrichen haben dürfte.

unzen wiederum genau 15 Unzen im Ölgewicht. Die Folgerung: in den alexandrinischen Quellen des Galen wurde das altägyptische Hin als ξέστης Ῥωμαϊκός bezeichnet, oder anders gesprochen: das römische Staatsmaß war im Osten nicht der ξέστης Ἰταλικός von 0,544 l, sondern unter der Benennung ξέστης Ῥωμαϊκός das alte Hin von 0,453 l[1]).

Jetzt zurück nach Palästina. Josephos berichtet (Arch. III 8. 9, 4), das hebräische Hin, das übrigens mit dem ägyptischen Hin nichts zu tun hat, habe 2 attische Choën gehabt. Der attische Chus hatte 6 Sextare zu 0,453, mithin 2,718 (rund 2,72) und das hebräische Hin folglich 5,436 l. Weiterhin hatte das hebräische Hin einerseits $^1/_3$ Epha oder Bath, anderseits 12 Log. Mithin stellt sich das Epha zu ca. 32,6, das Log zu 0,453 l; letzteres ist also, was plausibel ist, mit dem ägyptischen Hin identisch. [Vgl. RE. VIII S. 1648f.]

Weiter. Nach der oben S. 127 ausgeschriebenen Epiphaniosstelle hat das σάτον, als μόδιος ὑπέργομος, $^5/_4$ μόδιος; nach anderen Zeugnissen hat es $1^1/_2$ μόδιος. So nach Isidor von Sevilla (Etym. XVI 26 = Metrol. script. II p. 119, 12): *satum genus est mensurae iuxta morem provinciae Palaestinae, unum et dimidium modium capiens*, und nach Eusebios (Metrol. script. I p. 277, 19b): σάτον ἡμιόλιον τοῦ μοδίου, τουτέστι τὸ ἥμισυ μετὰ τοῦ ὅλου, ξεστῶν κδ̄. Eben hiermit ist wiederum eine Stelle bei Epiphanios zu vergleichen: κάβος . . . πῇ μὲν τὸ τέταρτον τοῦ μοδίου, πῇ δὲ τὸ πέμπτον, πῇ δὲ καὶ τὸ ἕκτον[2]). Diese Stelle verträgt an und für sich gewiß eine zwiefache Auslegung: entweder war der Modios ein eindeutiges Maß, dann gab es drei verschiedene Kab, oder aber das Kab war eines und dann gab es verschiedene Modien. Daß die letztere Möglichkeit allein in Betracht kommt, beweist Epiphanios selbst, umständlich zwar, aber im Grunde klar[3]): 'wenn erweitert wird die Zurüstung des μόδιος, *so* nimmt der Überschuß, das heißt die Zugabe, des μόδιος einen halben μόδιος *in Anspruch*. Deshalb wann der μόδιος

1) Beide Maße wirft Galen durcheinander. Der ξέστης Ῥωμαϊκός der griechischen Schriftsteller, das ist das alte Hin, hat 20 metrische Unzen. Der ξέστης Ἰταλικός der griechischen Autoren, das ist der sextarius Romanus, hat 20 Gewichtsunzen bei Wasserfüllung. Galen kennt die usuelle Unterscheidung von römischem Maß des Westens (Ἰταλικὸν μέτρον) und römischem Maß des Ostens (Ῥωμαϊκὸν μέτρον) nicht (vgl. Klio XIV 1914 S. 241ff.), und so setzt er den Ἰταλικὸς ξέστης von 0,544 dem Ῥωμαϊκὸς ξέστης von 0,453 l gleich.

2) Vgl. LAGARDE, Symmikta II S. 186, 1. Metrol. script. I p. 271, 21.

3) Nach dem Syrer Lagardes a. a. O. S. 201, 12. In den griechischen Texten fehlt die Stelle ganz.



eng ist, ist er von 5 κάβοι: wann aber weit, ist er von sechs.' Somit ergibt sich: die Hebräer hatten drei verschiedene Modien, die zueinander wie 4:5:6 standen. Der kleinste, der in der zuletzt ausgeschriebenen Stelle fehlt, hatte 4 Kab oder 16 Log, d. i. 7,248 l, der mittlere, der auch Saton hieß, 5 Kab oder 20 Log, d. i. 9,06 l, der größte, der ebenfalls auch Saton genannt wurde, hatte 6 Kab oder 24 Log, d. i. 10,872 l.

Jetzt erhebt sich die Frage nach dem 22 Sextare fassenden Modios des Epiphanios, von dem Lehmann-Haupt gehandelt hat. Daß der Bischof mit ihm abermals einen verschiedenen vierten Modios im Auge habe, ist in Anbetracht der auffälligen Zahl 22 wohl so gut wie ausgeschlossen. Ergo dürfte hier einer der drei besprochenen Modien nach einem heterogenen Sextar bestimmt werden. Welcher? Der größte scheidet ohne weiteres aus, da Epiphanios an der betreffenden Stelle nur von 2 Modien handelt, die wie 4:5 stehen, was auf das Verhältnis des kleinsten und mittleren Modios zutrifft. Von diesen beiden Maßen kommt nach dem Wortlaut der Stelle zweifellos nur das kleinere in Betracht. Nichtsdestoweniger ist es bei der kompilatorischen Arbeitsweise des Bischofs, der der von ihm behandelten Materie nicht im entferntesten gewachsen war, auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß in dem Z. 6ff. beschriebenen Modios ein anderes Maß zu erblicken ist, als in dem Z. 3/4 erwähnten Modios. Dem redet jedenfalls Isidor das Wort, wenn er (a. a. O.) bemerkt *est et aliud satum sextariorum viginti duorum capax quasi modius;* denn der kleinste Modios ist niemals σάτον genannt worden, und darum bleibt nur der mittlere übrig. Dieser hat 9,06 l; ergo stellt sich der epichorische Sextar vielleicht auf (9,06:22 =) 0,4118 l.

XI. Das hellenistische und das amtliche römische Hohlmaß des Ostens.

Im vorigen Abschnitt haben wir die Feststellung gemacht, daß das altägyptische Hin von 0,453 l, dem das attische *δικότυλον* gleich war, von den Ptolemäern als *ξέστης* oder Sextar übernommen wurde, und daß es dann von den Römern als *ξέστης Ῥωμαϊκός*, d. h. als amtliches römisches Maß im Osten verbreitet wurde.

Welchen Aufbau nun hatte das hellenistische System, das auf diesen Sextar gestellt war? Aus der Überlieferung der Papyri geht hervor, daß man im ptolemäischen Ägypten für Wein- bzw. Ölmessung je einen Metretes von 8 bzw. von 12 Choën benutzt hat[1]). Der Chus hatte 6 Sextare; ergo stellt sich der Weinmetretes zu 48, der Ölmetretes zu 72 Sextaren. Setzt man für beide das Hin von 0,453 l voraus, so ergeben sich zwei Maße von 21,75 (Weinmetretes) bzw. 32,6 l (Ölmetretes).

Diese Ermittlungen erhalten ihre Bestätigung durch die metrologischen Angaben des Afrikanus, der berichtet[2]):

> *ὁ τοῦ οἴνου ἀμφορεύς, ὃν καὶ μετρητὴν λέγουσιν οἱ πολλοί, ἡμιαμφόρια μὲν ἔχει β̄, ἃ καλοῦσι κάδους ὀνόματι κοινῷ, Ῥωμαῖοι δὲ οὔρνας, πρόχους δὲ ἔχει δ̄, χόας η̄, οὓς δὴ κόγγια λέγουσιν, κάβους δὲ ἡμεῖς. ὁ δὲ χοῦς δύναται ξέστας ς̄ — τὸν δὲ ξέστην ἡνίον καλοῦσιν Αἰγύπτιοι —, ὡς τὸν*
> 5 *ἀμφορέα εἶναι ξεστῶν μη̄ . . . ὁ δὲ ξέστης διαιρεῖται κοτύλαις δυσίν, ἃς ἡμίνας καλοῦμεν . . . καὶ τὰ ἐλαιηρὰ δὲ παραπλησίως πλὴν ὅτι ἀπὸ τοῦ καλουμένου κεντηναρίου τὴν ἀρχὴν ἔχει, ὃ δὴ λίτρας ἔχει ρ̄. ἔστι δὲ καὶ ὁ ἐλαιηρὸς μετρητὴς τοῦδε διπλάσιος, τὰ δὲ λοιπὰ μέτρα συνᾴδει.*

Das (römische) Pfund hat ca. 326,5—327 g, dessen Hälfte, die in Ägypten als *λίτρα* bezeichnet wurde[3]), 163,25—163,5 g. 100 solcher *λίτραι*

---

1) Vgl. Wilcken, Griech. Ostraka I S. 757ff. Diese Auffassung bleibt im Grunde richtig, auch nachdem sich herausgestellt hat (vgl. Wilcken, Grundzüge u. Chrestomathie der Papyruskunde I S. LXXI), daß Maße zu 5, 6, 7, 8, 12 *χόες* alle gleicherweise als *μετρηταί* bezeichnet worden sind. Mit der Zeit ist eben die Benennung *κεράμιον*, worunter zunächst ein Vorratsgefäß von beliebigem, meist rundem Choëngehalt verstanden wurde, mit der Maßbenennung *μετρητής* in eins gesetzt worden.

2) Der Text nach der von mir vorbereiteten Ausgabe der Mediziner-Metrologen für das Corpus medicorum. Vgl. Lagarde, Symmikta I S. 168, 52 ss.

3) Vgl. meine Quaestiones Epiphanianae p. 104 s. und Hermes XLVII S. 461 f.

(1 κεντηνάριον oder centumpondium) wiegen also rund 16,3, 200 λίτραι 32,6 kg. Dem entspricht ein Quantum Öl von ca. 36,22 l, aber ein Quantum Wasser von ca. 32,6 l[1]). Bei dem κεντηνάριον bzw. Doppelkentenarion (Metretes) des Afrikanus (Z. 7/8) handelt es sich um ein Ölmaß, und darum sollte man meinen, dessen 100 Pfund-Gewicht wäre auf Ölfüllung zu beziehen[2]). Allein in dem Volumen von 36,22 l sind 80, in dem Volumen von 32,6 l aber 72 Sextare zu 0,453 l enthalten. Und hat denn die letztere Möglichkeit in Anbetracht des offenbaren duodezimalen Aufbaus des Gesamtsystems schon im allgemeinen von vornherein die größere Wahrscheinlichkeit für sich, so wird sie vollends zur Gewißheit durch die Überlieferung der Papyri, nach denen, wie gesagt, der Ölmetretes in 12, der Weinmetretes in 8 Choën zerfiel; denn 12 : 8 (3 : 2) ist das gleiche Verhältnis, das auch zwischen 72 und 48, dem von Afrikanus (Z. 5) bezeugten Sextarwert des Weinmaßes, obwaltet. Somit erhalten wir auf anderem Wege für die beiden Metreten das gleiche Volumen, das uns oben die Papyri unter Zugrundelegung des Hin gewinnen ließen.

Wie nun Afrikanus einerseits auf die Verschiedenheit der beiden Metreten hinweist, so betont er andererseits die Harmonie (συνᾴδει) der Teilmaße. Somit ergibt sich für die Flüssigkeitsmaße folgender Überblick:

μετρητὴς ἐλαίου	32,60 l	1						
μετρητὴς s. *ἀμφορεὺς (οἴνου)*. .	21,75 „	$1^1/_2$	1					
κεντηνάριον (ἐλαίου)	16,30 „	2	$1^1/_2$	1				
ἡμιαμφόριον s. *κάδος οἴνου* . .	10,875 „	3	2	$1^1/_2$	1			
πρόχους	5,437 „	6	4	3	2	1		
χοῦς	2,718 „	12	8	6	4	2	1	
ξέστης	0,453 „	72	48	36	24	12	6	1
κοτύλη	0,227 „	144	96	72	48	24	12	2

So das eigentliche amtliche Maßsystem für Flüssiges. Daß es im einzelnen mancherorts gewisse Umbildungen und Variationen erfahren hat, kann nicht wundernehmen. Ich behandele noch kurz folgende drei Stellen: 1. Epiphanios (de Lagarde, Symmikta II p. 194, 3)

1) Das Gewichtsverhältnis von Wasser (Wein) und Öl geben die alten Metrologen auf 10 : 9 an. Vgl. Metrol. script. Index s. κοτύλη 3).

2) Der Umstand, daß ein Ölmaß nach Wassergewicht bestimmt wird, ist nicht unerhört. Über zwei weitere Beispiele vgl. oben S. 130 Anm. 1.

berichtet: ʻes ist der vollkommene (χοῦς) zwar ξεστῶν η̄, τὸ δὲ καλούμενον ἅγιον ξεστῶν ς̄. denn der große ist gegen den Metretes ein Neuntel, ...der χοῦς aber, der im heiligen Maße, der χοῦζα ist, ein Zwölftel des μετρητής, von 6 Xesten'. Aus dem Wortlaut dieser Stelle geht hervor, daß Epiphanios von zwei verschiedenen Choën, aber von einem und demselben Metretes und mithin auch von einem und demselben Sextar spricht. Dieser Metretes hatte 6 (Sextare) · 12 (Choën) oder 8 (Sextare) · 9 (Choën), d. i. 72 Sextare; es handelt sich also um den Ölmetretes von 32,6 l; denn ob auch Epiphanios an hebräisches Maß denkt: das hebräische Log (Sextar) hatte wie das ägyptische Hin 0,453 l. Was wir aus der Stelle lernen, ist die Tatsache, daß es neben dem Haupt-χοῦς von 6 Hin oder ca. 2,72 l gewissenorts auch einen χοῦς von 8 Hin oder 3,625 l gegeben hat. — 2. In Papp. Flind. Petr. III Nr. 70 und de Magdol. 26 begegnet ein μετρητὴς ἑξάχους[1]). Darunter könnte man den halben Ölmetretes (δωδεκάχους), also das sogenannte κεντηνάριον von 16,30 l zu verstehen geneigt sein. Allein es handelt sich um ein Weinmaß, und darum wird man an den μετρητής von 21,75 l zu denken haben, dem nach dem gewöhnlichen Systemaufbau 8 Choën zu 6 Sextaren oder zu ca. 2,72 l, hier aber umgekehrt 6 Choën zu 8 Sextaren oder zu 3,625 l gegeben werden. Dies ist der gleiche χοῦς, den wir sub 1 aus Epiphanios erschlossen haben; er war $^1/_9$ des Ölmetretes, aber $^1/_6$ des Weinmetretes. — 3. Der mehrfach erwähnten Maßtafel der Ps. Kleopatra ist am Schluß (Metrol. script. I p. 236, 12) folgender Passus angehängt: ἐν τοῖς γεωργικοῖς εὗρον τὴν κοτύλην τρία τέταρτα ξέστου. τὸν δὲ χοῦν ξεστῶν θ̄, κοτυλῶν δὲ ιβ̄ . . . τὸν δὲ μετρητὴν ξεστῶν οβ̄, κοτυλῶν ϙς̄ κτέ[2]). Hier wird der Metretes zu 72 Sextaren = 96 Kotylen angesetzt. Nach dem Grundsystem hatte der Ölmetretes 72 Sextare (Hin) = 144 zugehörigen Kotylen, der Weinmetretes 48 gleiche Sextare = 96 Kotylen. Welches Maß nun liegt an unserer Stelle vor? Der Chus wird zu 12 Kotylen = 9 Sextaren angesetzt. 12 Kotylen aber sind gleich 6 zugehörigen Sextaren. Das deutet darauf hin, daß wir hier das normale Maß von 6 Hin oder ca. 2,72 l haben, daß also der Metretes zu 8 dieser Choën anzusetzen ist und mit dem Weinmaß von 21,75 l identisch ist. Somit lernen wir aus der Stelle einen epichorischen Sextar (der Georgiker) von $^4/_3$ Kotyle (Halbhin) oder $^2/_3$ Hin,

1) Vgl. WILCKEN, Grundz. u. Chrestomath. I S. LXIX.

2) Vgl. Ps. Heron περὶ μέτρων (Metrol. script. I p. 205, 1): ὁ μετρητὴς χωρεῖ χόας η̄ · ὁ δὲ χοῦς χωρεῖ ξέστας θ̄.

das ist $\left(\frac{0{,}453 \cdot 2}{3} =\right)$ 0,302 l kennen, ein Maß, für das auch Pap. Lips. 97 Zeugnis ablegt[1]).

Jetzt zu den Trockenmaßen. Afrikanus berichtet[2]):

> *ὁ Ἀττικὸς μέδιμνος* [*Ἰταλικοὺς* delevi] *δύναται μοδίους* $\bar{ς}$. *καλεῖται δὲ ὁ μόδιος ἑκτεύς. ὁ μόδιος ἔχει ἡμίεκτα* $\bar{β}$. *τὸ ἡμίεκτον ἔχει χοίνικας* $\bar{δ}$. *ἡ χοῖνιξ ἔχει ξέστας* $\bar{β}$, *ὥστε τὸν μόδιον εἶναι ξεστῶν* $\overline{ις}$. *καὶ τὰ λοιπὰ δὲ μέτρα τῶν ξηρῶν ὁμοίως ἔχει τοῖς προειρημένοις ὑγροῖς.*
> 5 *ὁ Πτολεμαϊκὸς δὲ μέδιμνος ἡμιόλιός ἐστι τοῦ Ἀττικοῦ καὶ συνέστηκεν ἐξ ἀρταβῶν τῶν μὲν παλαιῶν* $\bar{β}$. *ἦν γὰρ ἡ ἀρτάβη μοδίων* [*Ἰταλικῶν*] $\bar{\bar{δ}}$∟′, *νῦν δὲ διὰ τὴν Ῥωμαϊκὴν χρῆσιν ἡ ἀρτάβη χρηματίζει μοδίων* $\bar{γ}$.

Hierzu zunächst eine textliche Bemerkung. Das unter den Schriften Herons (anonym) überlieferte Fragmentum *περὶ μέτρων* bei Hultsch, Metrol. script. I p. 257, 22 ist ein wörtliches Afrikanusexzerpt. Eine Vergleichung der Texte ergibt für unseren Passus folgendes. Hultschs Text ist am Anfang (Metrol. script. 258, 11) und zwar vor *δύναται* lückenhaft, so daß leider nicht festgestellt werden kann, ob das von mir getilgte *Ἰταλικούς* dagestanden oder gefehlt hat. Jedenfalls fehlt es Z. 6/7 = Hultsch 258, 19. — Die Schlußdefinition *χρηματίζει μοδίων* $\bar{γ}$ — so einhellig in sämtlichen Handschriften und in der lateinischen Übersetzung Afrikans (vgl. Metrol. script. II p. 145, 26) — lautet in dem Fragment *χρηματίζει γγ″*. Daß dies nicht richtig sein kann, lehrt ein Blick in die Tabelle S. 139: eine Artabe von 3 Modien ordnet sich dem System ein, ein Maß von $3^1/_3$ Modien bildet einen Fremdkörper darin. Wahrscheinlich handelt es sich um einfaches Schreiberversehen, das mit dem Ausfall von *μοδίων* bzw. des entsprechenden Siglums (M̊ oder M̥) in Zusammenhang stehen dürfte[3]). Allerdings ist die Korruptel sehr alt; denn sie ist bereits von Hieronymus gelesen worden, der ad Dan. XI 5 (p. 1121 Bened.) mit Beziehung auf Ptolemaios Philadelphos ein Getreidequantum nach Artaben angibt und erklärend hinzufügt: *quae mensura tres modios et tertiam modii partem habet*[4]). Auch das Carmen de ponderibus hat den falschen Ansatz in den Worten: *Est etiam terris quas advena Nilus inundat Artaba*, *cui*

1) Vgl. unten S. 146. 2) Vgl. LAGARDE, Symmikta I S. 169, 69.
3) MΓ vielleicht undeutlich in einem Ductus M^ oder N^ o. ä. geschrieben.
4) Die thesaurische Artabe der Ptolemäer faßte in Wirklichkeit $4^1/_2$ Modii.

superest modii pars tertia post tres, Namque decem modiis explebitur artaba triplex (Metrol. script. II p. 93 v. 88)[1]).

Sachlich habe ich die Afrikanusstelle Hermes XLVII S. 568 ff. dahin ausgelegt, daß unter dem *μέτρον κατὰ τὴν Ῥωμαϊκὴν χρῆσιν* römisch-italisches Maß zu verstehen sei, daß also die ptolemäische Artabe 3 römisch-italische Modien von ca. 8,58 l enthalten habe und mit der römischen Amphora von ca. 25,75 l (Rw.) identisch gewesen sei. Dieser Auffassung ist das Verdikt gesprochen durch die Erkenntnis, daß *Ῥωμαϊκὸν μέτρον* und *Ἰταλικὸν μέτρον* keineswegs identisch waren[2]), daß vielmehr unter ersterem Namen von den Griechen zum Unterschied von dem als *Ἰταλικόν* bezeichneten Heimatmaß der Römer das offizielle Maß im Osten verstanden wurde. Der *ξέστης Ῥωμαϊκός* hatte 0,453 l, der *μόδιος* oder *ἐκτεὺς Ῥωμαϊκός*, der 16 solcher Sextare hatte, mithin 7,25 l. Demgemäß ergeben 3 Modien 21,75 und $4^1/_2$ Modien 32,6 l. Ergo stand die Artabe der Ptolemäer gleich mit dem Ölmetretes, die römische aber mit dem Weinmetretes. Das Duplum der ptolemäischen Artabe aber war ein Medimnos von 65,2, das Duplum der römischen Artabe ein Medimnos von 43,5 l. — Die Choinix hat nach Afrikanus 2 Sextare, das ist 0,906 l[3]). Ihrer gehen auf die ptolemäische Artabe (bzw.

1) Ein weiteres Zeugnis aus Cod. Ricc. Gr. 256 habe ich Hermes XLVII S. 574 angeführt. — Übrigens scheint die Schiffsvermessungsaufgabe (Ps.) Heron *περὶ μέτρων* ed. Heiberg, Lpzg. 1914 (vol. V) p. 174 = Metrol. script. I p. 204,10 nicht in diesen Zusammenhang zu gehören. Wir lesen dort am Ende: *ὁ πῆχυς* (scil. *στερεὸς*) *χωρεῖ ἀρτάβας γ̄· γίνονται ἀρτάβαι ͵γτξ̄. ἔχει ἡ ἀρτάβα μοδίους δ̄β′* (scripsi; β̄ libri PQ, δ′ VV[a]; βδ′ Tannery et Heiberg). *ὁ πῆχυς χωρεῖ* [*μοδίους ῑ Ἰταλικοὺς*] (delevi; cf. Tannery, Rev. archéol. 1883 I p. 64) *μοδίους ιγ̄ L′* (VV[a]; ιγ̄ PQ). Ich versuche folgende Erklärung. Ist am Schluß die Lesart $13\frac{1}{2}$ richtig, so sind $13\frac{1}{2}$ Modien = 3 Artaben; ergo 1 Artabe = $4\frac{1}{2}$ Modien. Diese Zahl gewinne ich als δ̄β′ durch Kombination von δ′ und β̄, das die beiden Überlieferungsklassen bieten. (Die Korruptel ist dadurch entstanden, daß man β′ = $\frac{1}{2}$, wofür die Handschriften sonst regelmäßig S, L′ o. ä. schreiben, nicht verstand und darum in δβ [= vier zwei] keinen Sinn fand.) $4\frac{1}{2}$ Modien nun hat die ptolemäische Artabe von 32,6 l (davon sogleich). Für die Kubikelle ergibt dies $3 \cdot 32{,}6 = 97{,}8$ l und für die ebene Elle mithin $\sqrt[3]{97{,}8} = 4{,}608$ dm und für den zugehörigen Fuß ($^2/_3$ Elle) 3,072 dm. Dies ist jener ptolemäische Fuß, den Hygin (Gromat. ed. Lachmann p. 122 = Metrol. script. II p. 60, 21) für die Kyrenaika zu $1^1/_{24}$ röm. Fuß (pes monetalis) d. i. ca. $\frac{296 \cdot 25}{24} = 308{,}33$ mm bestimmt.

2) Allerdings sind sie begreiflicherweise oft genug durcheinandergeworfen worden. Vgl. oben S. 131 Anm. 1.

3) Gegenüber Wilcken, Grundzüge und Chrestomathie S. LXIX sei erklärt, daß dieser Wert der Choinix als 'exakte Berechnung' angesehen werden kann.

auf den Medimnos) 36 (bzw. 72), auf die römische Artabe (Medimnos) 24 (48). Ersteres bestätigt die Papyrosüberlieferung direkt; ich kann wiederholen, was ich Hermes XLVII S. 578f. ausgeführt habe.

'In dem aus dem Jahre 118/17 (53. Jahr Euergetes' II.) stammenden Pap. Tebt. 61 b rechnet Z. 384ff.[1]) ein königlicher Beamter zu Kerkeosiris eine Getreidemasse, die gemäß dem ἐπὶ τοῦ δρόμου τοῦ Σούχου[2]) geltenden Maß zu 1411 Artaben gemessen und gebucht war, auf $1646^1/_6$ Artaben τῷ πρὸς τὸ δοχικὸν μέτρῳ um. Diese beiden Maße stehen also genau in dem Verhältnis ($1646^1/_6$: 1411 =) 7 : 6. Unter δοχικὸν μέτρον kann in dieser Urkunde nur amtliches Maß verstanden werden. Solches aber steht, anlangend die Artabe, nach den ungefähr gleichzeitigen Papp. Tebt. 93 und 94 (um 112 v. Chr.) zu 36 Choiniken, nach dem in Rede stehenden sowie nach Pap. Tebt. 75 zu 40 Choiniken. Demgemäß ergeben sich zwei Möglichkeiten von ungleichem Wahrscheinlichkeitswert, von den Herausgebern in die Worte gefaßt: *If the δοχικόν here contained 40, the δρόμος measure contained* $46^2/_3$*; if 36, the δρόμος contained 42. The latter hypothesis is much the more probable, because the ratio is far simpler and more natural* (Comm. Z. 386). So ist's richtig; das μέτρον δοχικόν kann nur der *,official standart'*, das ϑησαυρικὸν μέτρον gewesen sein, eine Annahme, die überdies durch eine Notiz des Pap. Par. 66 (Z. 26) bestätigt wird, der beide Bezeichnungen mit den Worten πρὸς τοῖς δοχικοῖς μέτροις τῶν ϑησαυρῶν in nicht mißzuverstehende Verbindung bringt[3]). Und das μέτρον ἐπὶ τοῦ δρόμου? Unter ihm haben wir nach Wilcken (Gr. Ostr. I S. 771) dasjenige Maß zu erblicken, das ,auf den Dromoi, den Plätzen vor dem ersten Pylonenpaar der Tempel, die einen Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens bildeten, üblich oder vorgeschrieben war'[4]). In ihrem Betrag aber hat die Dromos-Artabe (von Kerkeosiris), da die thesaurische Artabe' 32,6 l 'hat', 38,03 l, 'während ihr gebräuchlichstes Teilmaß das Siebentel' — das Sechstel der thesaurischen Artabe — von 5,43 l 'war, das in Pap. Tebt. 105 (103 v. Chr. Kerkeosiris)

1) Vgl. den Kommentar zu Z. 386.

2) Σοῦχος, gewöhnlich Πετεσοῦχος genannt, ist die Lokalgottheit von Kerkeosiris.

3) Kommentar zu Pap. (Tebt.) 5 Z. 85. Vgl. auch ἀποδόχια (Weinkeller) Rev. Pap. 31, 18ff.; dazu WILCKEN, Gr. Ostr. I S. 649 und jetzt Grundzüge und Chrestomathie I S. LXVIII.

4) Vgl. auch Kommentar zu Pap. Tebt. 61 (b) Z. 386. Neuerdings WILCKEN, Grundzüge und Chrestomathie I S. LXIX Anm. 2.

als *μέτρον ἑξαχοίνικον δρόμου τοῦ ἐν τῆι προγεγρ[αμ]μένηι κώμηι Σουχιείου* begegnet.'

Der Aufbau des Trockenmaßsystems nun ergibt (nach Afrikanus) folgenden Überblick:

μέδιμνος Πτολεμαϊκός . . .	65,20 l	1							
μέδιμνος Ἀττικός (Römerzeit)	43,50 ,,	$1\frac{1}{2}$	1						
ἀρτάβη Πτολεμαϊκή . . .	32,60 ,,	2	$1\frac{1}{2}$	1					
ἀράτβη κατὰ τὴν Ῥωμαϊκὴν χρῆσιν	21,75 ,,	3	2	$1\frac{1}{2}$	1				
μόδιος s. *ἑκτεύς*	7,25 ,,	9	6	$4\frac{1}{2}$	3	1			
ἡμίεκτον	3,63 ,,	18	12	9	6	2	1		
χοῖνιξ	0,906 ,,	72	48	36	24	8	4	1	
ξέστης	0,453 ,,	144	96	72	48	16	8	2	1
κοτύλη	0,227 ,,	288	192	144	96	32	16	4	2

Bedeutsame Zeugnisse für die Verbreitung dieses Maßes in der griechischen Welt sind zwei alte Maßtische. Der eine ist in der Stoa zu Thera gefunden und unter Beigabe von zwei Abbildungen von Hiller v. Gaertringen (Thera I S. 228) publiziert worden. Es ist ein Marmorblock, auf den in römischer Zeit jemand seinen Namen (K NIKHTHC) gekritzelt hat und in den oben drei Hohlräume eingelassen sind. Letztere messen 0,9, 3,6 und 28 l. Von diesen Beträgen müßten nach v. Hiller (a. a. O.) 'noch die Gefäße abgezogen werden, welche in den Vertiefungen standen', und die Unsicherheit würde auch noch dadurch erhöht, daß 'wir nicht wissen, bis wie weit diese Gefäße gefüllt waren'. Ich glaube nicht, daß diese Bedenken hier wirklich gerechtfertigt sind. Denn nicht alle Maßtische hatten Einsatzgefäße (worüber meist die Beschaffenheit — größere oder geringere Glätte — der Hohlraumwände Aufklärung geben wird[1]), und brieflich teilt mir v. Hiller (den 15. August 1916) mit, daß irgendein Anlaß für den theräischen Tisch Einsatzgefäße zu postulieren nicht mehr bestehe, wenn das 'Dogma', die Gefäße seien in jedem Falle anzunehmen, überwunden sei.

0,90 l ist das Volumen der attisch-ptolemäischen Choinix von 4 Kotylen; 3,6 l sind also 4 Choiniken oder 16 Kotylen, und 28 l

1) Auf dieses Kriterium machte mich zuerst im Jahre 1911 in Rom R. Delbrück aufmerksam, und G. Rodenwaldt betonte in einem Briefe vom 22. I. 12 die gleiche Unterscheidung.

dürfte entweder 28,8 l = 32 Choiniken = 128 Kotylen oder 27 l = 30 Choiniken = 120 Kotylen oder 28,25 l = 31¼ Choiniken = 125 Kotylen sein. Die letztere Möglichkeit hat vielleicht das meiste für sich; denn eine Artabe von 31¼ Choiniken scheint in Ägypten wirklich existiert zu haben[1]). Doch sei dem wie ihm wolle: daß die theräischen Maße der attischen Norm folgten, werden wir — zumal angesichts der Tatsache, daß die Gewichte es auch taten[2]) — auf das Zeugnis des Maßtisches hin schon annehmen dürfen[3]).

Der andere Maßtisch ist das bereits erwähnte und bekanntere Monument aus Gytheion. Dieser Maßtisch, der durch Pernice fachmännisch untersucht worden ist[4]), hatte ehedem bronzene Einsatzbecher, was von allen älteren Forschern, die ihm ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben[5]), und neuerdings auch von L. Bourguet (Rev. archéol. 1903 II S. 23ff.), dem Lehmann-Haupt folgte[6]), wieder übersehen worden ist. Es ist ein 96 cm langer, 46,5 cm breiter und 28 cm hoher Marmorblock, der auf der einen Längsseite die von Dumont ergänzte Inschrift ΘΕΟΙΣ ΣΕ]ΒΑΣΤΟΙΣ ΚΑΙ ΤΗΙ ΠΟΛΕΙ ΚΑΡΠΟΣ | ΤΟΥ ΔΕΙΝΑ Α]ΓΟΡΑΝΟΜΩΝ ΑΝΕΘΗΚΕΝ ΤΑ ΜΕΤΡΑ trägt. Damit erweist er sich als der Kaiserzeit angehörig[7]). Von den fünf Hohlräumen, die für den Abfluß des Inhalts unten enge Öffnungen haben, ist einer (der zweitgrößte) infolge Abbruchs einer Ecke des Marmorblocks nur halb erhalten. Die inschriftlichen Benennungen der Maße, die allemal auf dem obern Rande der Löcher stehen (vgl. Abb. Taf. II bei Curtius a. a. O.), sind bei dreien noch zu lesen, während sie bei den beiden anderen so stark korrodiert sind, daß nur noch ein paar Buchstabenreste vorhanden

1) Vgl. Grenfell-Hunt, Pap. Tebt. I p. 64.

2) Vgl. oben S. 53ff.

3) v. Hiller macht mich darauf aufmerksam, daß das Vorhandensein attisch-ptolemäischen Maßes auf der Insel besondere Wahrscheinlichkeit habe, 'das ja von Philadelphos bis Philometor eo ipso anzunehmen ist und wahrscheinlich bis in die Kaiserzeit hinein nachgewirkt hat'.

4) Zeitschr. f. Numism. XX 1897 S. 222.

5) Vgl. E. Curtius, Philologus XXIX 1870 S. 700ff. P. Eustratiades *Ἀρχαιολ. ἐφημ. περίοδ. β' τεύχ. ιδ'* 1870 S. 378ff. P. Foucart bei Le Bas, Voyage (Explication) IV S. 117f. M. A. Dumont Rev. archéol. XXIV 1872 S. 298ff. Hultsch, Metrologie² S. 537 u. a.

6) ZDMG. LXIII 1909 S. 728 Anm. 5. Gercke und Norden, Einl. III² S. 11. Klio XIV S. 368.

7) Foucart bezieht die Inschrift auf Marc Aurel und Lucius Verus (161 bis 172).

sind, die zur Zufriedenheit nicht ergänzt werden können[1]). Für die Ausmessung ergeben sich folgende Zahlen:

	Volumen nach Dumont	Curtius
1. ΧΟΥΣ	15,262 l	15,57 l
2. [ ]	—	—
3. Η[μ]ΊΕΚΤΟΝ	3,899 „	3,69 „
4. ΚΟΤΥΛΗ	0,938 „	0,945 „
5. [ ]	0,938 „	0,945 „

Das Verhältnis, in dem die einzelnen Maße zueinander stehen, ist zweifellos dieses:

1 *χοῦς* = [2 *ἑκτεῖς* =] 4 *ἡμίεκτα* = 16 *κοτύλαι*.

Das Großmaß des Systems zu ermitteln, bietet das dritte Maß mit seiner rationellen Benennung *ἡμίεκτον* die Hand. Das *ἡμίεκτον* ist in allen Systemen das Zwölftel des Medimnos und wie dieser sonst allenthalben ein Maß, mit dem Trockenes gemessen wurde. Nach Hultsch freilich müßte es im vorliegenden Falle ein Flüssigkeitsmaß, also ein Metretes oder Amphoreus sein. Allein mich dünkt, daß dies aus der bloßen Beschaffenheit des Maßtisches noch keineswegs gefolgert werden darf, trotzdem diese, wie es scheint, so ist, daß sie nur die Möglichkeit einer Füllung der Hohlräume mit Flüssigem, weil nur eine Leerung derselben von Flüssigem zuläßt. Diese Schwierigkeit erklärt sich — wenn nicht Medimnos und Metretes überhaupt einander gleich waren — doch ganz zwanglos durch die eigene Bestimmung des Tisches, der kaum einen andern Zweck gehabt hat, als inmitten des wogenden Markt- und Handelsverkehrs zu jeder Zeit die Möglichkeit einer amtlichen Kontrolle des von den Händlern benutzten Maßes zu geben. Daß man aber zu einem derartigen Geschäft der Maßprüfung für die Trockenmaße von Staats wegen einen besonderen Körnervorrat bereitgehalten habe, ist doch ebenso unwahrscheinlich, wie es selbstverständlich ist, daß man zu dem Zwecke, wenn eben möglich, auch die Trockenmaße kurzerhand mit Wasser gefüllt hat.

Nun führt das Hemihekton auf ein großes Maß — wobei es ganz gleichgültig ist, ob dieses als Flüssigkeitsmaß *μετρητής* oder als Trocken-

1) Dumont ergänzt das zweite Maß *μ*]ΟΔ[*ιος*, das fünfte *ἡμι*]Ν[*α*, was beides nichts gegen sich und (metrologisch) nichts für sich hat. Hultschs Ergänzung *ἡμιχ*]ΟΥ[*ν* für das zweite Maß findet, soweit ich es beurteilen kann, ohne das Monument gesehen zu haben, an den Schriftresten keinen Anhalt.



maß *μέδιμνος* zu benennen ist — von 44,28 l. Der Chus des Tisches aber, der offenkundig als Drittel dieses Großmaßes aufzufassen ist, führt seinerseits auf (3 · 15,26 =) 45,78 (46,71 nach Curtius' Messung), während die Kotyle als Achtundvierzigstel 45,36 l ergibt. Über die Norm kann kaum ein Zweifel sein. In der Erwägung, daß die Hohlräume Einsatzbecher hatten, darf man das Großmaß wohl unbedenklich mit dem aus Afrikanus erschlossenen *μέδιμνος Ἀττικός* (*Ῥωμαϊκός*) von 43,5 l gleichsetzen. Demnach ergibt das ganze System, dessen einzelne Nominale zum Teil eine von der vulgären abweichende Benennung hatten, folgende Übersicht:

[*μέδιμνος* ? *μετρητής* ?]	43,50 l	1				
χοῦς	14,50 „	3	1			
[*ἑκτεύς* ?]	7,25 „	6	2	1		
ἡμίεκτον	3,63 „	12	4	2	1	
κοτύλη . . . . . . / [*χοῖνιξ* ?]	0,906 „	48	16	8	4	

In der Kaiserzeit wurde in Ägypten der Name *ἀρτάβη* auf den *μέδιμνος* übertragen. Gleichzeitig drang das römisch-italische Maß (*Ἰταλικὸν μέτρον*) ein. Beides ergibt sich aus Pap. Oxyr. 9 Verso 8 und den verwandten Fragmenten bei Hultsch (Metrol. script. I pp. 224 und 245), in denen es heißt: *ἡ Αἰγυπτία ἀρτάβη ἔχει μοδίους ε̅, ὁ δὲ μόδιος ὁ Αἰγύπτιος καὶ Ἰταλικὸς ἔχει χοίνικας η̅*. Der römisch-italische Modios hatte 16 Sextare zu 0,544, die Artabe mithin 5 · 8,70, das ist 43,5 und die Choinix 8,70 : 8, das ist ca. 1,088 l. Pap. Oxyr. VII 1044 (II./III. Jahrh. n. Chr.) zeigt diese Artabe im praktischen Gebrauch[1]).

Von besonderer Wichtigkeit für die ägyptische Metrologie der Römerzeit ist Pap. Lips. 97[2]) (338 n. Chr., Hermonthis), dem der Herausgeber Mitteis auch für diese Fragen eine sehr eindringende und ergiebige Untersuchung hat angedeihen lassen (S. 250ff.). Nur in ein paar Punkten muß ich widersprechen; vor allem ist die Reduktion der alten Maße auf moderne Maßgröße Mitteis mißglückt.

In der Urkunde werden folgende *μέτρα* unterschieden: Artaben nach *μέτρον θησαυρικόν*, *μέτρον φορικόν*, *μέτρον δημόσιον*, *μέτρον μοδίων* sowie ein *μόδιος*. Wie groß waren diese Maße?

1) Vgl. WILCKEN, Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde I S. LXVIII.

2) Griech. Urkunden d. Papyrussammlung zu Leipzig, hrsg. v. L. MITTEIS, Leipzig 1906 S. 245 ff.

Das Hauptmaß ist das *μέτρον θησαυρικόν*. Dessen Artabe kennen wir für die Römerzeit nach ihrem (Choiniken-) Gehalt aus den Urkunden noch nicht. Indes da die thesaurische Artabe der Ptolemäer nach den Papyri 36 Choiniken hatte und darum dasselbe Maß ist, das bei Afrikanus als *ἀρτάβη Πτολεμαϊκή* bezeichnet ist, so werden wir annehmen dürfen, daß auch die thesaurische Artabe der Römer mit der *ἀρτάβη κατὰ τὴν Ῥωμαϊκὴν χρῆσιν* bei Afrikanus übereingestimmt hat. Dann ist:

$$(1)\ \text{thesaurische Artabe} = 21{,}75\ \text{l} = 24\ \chi o\acute{\iota}\nu\iota\kappa\epsilon\varsigma = \begin{Bmatrix} 48 \\ 72 \end{Bmatrix}\ \xi\acute{\epsilon}\sigma\tau\alpha\iota^{1)} = 96\ \kappa o\tau\acute{\upsilon}\lambda\alpha\iota.$$

Zu dieser thesaurischen Artabe steht das *μέτρον φορικόν* nach der gewöhnlichen Umrechnungsformel des Papyros wie 3 : 2, d. h. bei Umsetzung aus phorischem in thesaurisches Maß wird dem betreffenden Quantum die Hälfte oder 50 % zugeschlagen[2]). Das führt auf eine

$$(2)\ \text{phorische Artabe} = 32{,}6\ \text{l} = 36\ \chi o\acute{\iota}\nu\iota\kappa\epsilon\varsigma = \begin{Bmatrix} 72 \\ 108 \end{Bmatrix}\ \xi\acute{\epsilon}\sigma\tau\alpha\iota = 144\ \kappa o\tau\acute{\upsilon}\lambda\alpha\iota.$$

Einmal jedoch findet sich im Papyros für thesaurisches und phorisches Maß das Verhältnis 48 : 65 verwendet[3]). Damit stellt Mitteis eine Angabe des Pap. Brit. Mus. 125 zusammen, der 'aus derselben Zeit und demselben Lokal' stammend wie unser Lips. 97 das *φορικὸν μέτρον* gegen das *θησαυρικόν* wie 9 : 7 schätzt[4]). Daß das 'nahezu' 65 : 48 wäre, kann ich nicht finden; denn 48 : 65 = 7 : 9,48. Jedenfalls haben wir mit zwei weiteren Ansätzen zu rechnen:

---

1) Von den Beträgen in Sextaren (*ξέσται*) bezieht sich in den folgenden Gleichungen der obere jeweils auf das altägyptische Hin von 0,453 l, der untere auf den Georgikersextar von 0,302 l (oben S. 136, unten 146), den der Papyros Col. XIX 5 erwähnt. Darüber sogleich.

2) Col. III 14; XXI 11; XXVII 5; XXVIII 11 s.; XXXIV 7 s. Vgl. Anm. 3.

3) Col. XIX 3. Der Umrechnungsschlüssel bzw. die Differenz zwischen phorischem und thesaurischem Maß ist mit $^1/_3\ ^1/_{48}$ angegeben. Ergo Verhältnis phorisch : thesaurisch = $1\,^1/_3 + ^1/_{48} : 1$ oder $^{65}/_{48} : ^{48}/_{48}$. — Col. XI 22 ist gebucht φο(ρικῷ) ō γ ∠ ($3\,^1/_2$ Art.) αἳ θ(ησαυρικῷ) ō δ ∤ ($4\,^1/_4$ Art.). $3\,^1/_2$ phorische Artaben ergeben, nach der ratio 2 : 3 umgerechnet, $5\,^1/_4$, nach dem Verhältnis 48 : 65 aber $4\,^{35}/_{48} + ^1/_{96}$ thesaurische Artaben. Dazu meint Mitteis im Kommentar (S. 286): 'Offenbar ist die letztere Berechnung gemeint, welche auf ungefähr $4\,^3/_4$ führt. ∤ ist verschrieben für ∠'. Sollte nicht vielmehr δ irrtümlich für ε geschrieben sein und die erstere ratio gelten?

4) WILCKEN, Gött. G. A. 1894 S. 743 ff.; Griech. Ostr. I S. 745.

phorische Artabe $= 29{,}45\ \mathrm{l} = 32^1/_2$ χοίνικες $= \left\{\begin{matrix}65\\97^1/_2\end{matrix}\right\}$ ξέσται

$= 130$ κοτύλαι (P. Lips.),

oder $= 27{,}96\ \mathrm{l} = [30^{43}/_{50} =]\ 30^9/_{10}$ χοίν. $= \left\{\begin{matrix}61^4/_5\\92^7/_{10}\end{matrix}\right\}$ ξέστ.

$= 123^3/_5$ κοτ. (P. Lond.),

und vielleicht ist daraus die Resultante zu ziehen:

$= 28{,}99\ \mathrm{l} = 32$ χοίνικες $= \left\{\begin{matrix}64\\96\end{matrix}\right\}$ ξέσται $= 128$ κοτύλαι.

Daß nun die drei für die phorische Artabe ermittelten Werte auf dasselbe hinausliefen, vermag ich nicht zu glauben. Sagt doch Mitteis (S. 254) selbst: 'die nächstliegende Erklärung, nämlich die der Bequemlichkeit, wonach man für den sehr unbequemen Schlüssel von $^1/_3\ ^1/_{48}$ mit einer gewissen Ungenauigkeit den von ½ substituiert hätte, ist erschwert erstens durch die immerhin beträchtliche Größe des Fehlers, zweitens dadurch, daß man in einzelnen Fällen, und zwar selbst bei kleinen Ziffern genau gerechnet hat, drittens dadurch, daß letzteres auch beim μέτρον μοδίων immer stattfindet'. Darum möchte ich die Frage aufwerfen, ob im Bereich von Hermonthis vielleicht verschiedenes phorisches Maß in Geltung war. μέτρον φορικόν ist das Maß, mit dem die φόροι, die Pachtzinsen, bezahlt wurden[1]). Sollten denn alle Pächter nach dem gleichen Maß gemessen haben? Oder wird der möglichen Verschiedenheit nicht durch die Varietät des antiken Maßwesens im allgemeinen[2]) und des ägyptischen im besonderen[3]) — Pächtermaß ist ja Privat- und kein Staatsmaß — das Wort geredet? Gewiß wird anzunehmen sein, daß in einem und demselben Gutsbezirk und in einer und derselben Urkunde unter der gleichen Benennung auch ein und dasselbe Maß verstanden worden ist. Indes hätte nicht einem Verwaltungsbeamten, der vielleicht mehrere Güter unter sich hatte und der daher möglicherweise bald mit diesem bald mit jenem Maß zu tun hatte, einmal ein Irrtum unterlaufen können? Als solchen Irrtum möchte ich die Umrechnung Col. XIX 3 betrachten.

Das μέτρον δημόσιον verhält sich zum θησαυρικόν nach der Leipziger

1) Vgl. WILCKEN, Griech. Ostr. I S. 745.
2) Vgl. oben S. 30ff.
3) Vgl. WILCKEN a. a. O. S. 772f.

Urkunde wie $19(^{2}/_{331}) : 18$ oder $25^{1}/_{3} : 24$[1]. Wieder kennt der Londoner Papyros ein (diesmal unbenanntes) Maß, das ähnlich steht, nämlich wie 25 : 24. Wohl mit Recht haben daher Mitteis und Wilcken auf die Identität auch dieser Maße geschlossen. Die möglichen Ansätze sind also diese:

(3) demosische Artabe $= 22{,}96$ l $= 25^{1}/_{3}$ χοίνικες $= \left\{\begin{matrix} 50^{2}/_{3} \\ 76 \end{matrix}\right\}$ ξέσται

$= 101^{1}/_{3}$ κοτύλαι (P. Lips.),

oder $= 22{,}65$ l $= 25$ χοίνικες $= \left\{\begin{matrix} 50 \\ 75 \end{matrix}\right\}$ ξέσται

$= 100$ κοτύλαι (P. Lond.).

Das Verfahren der Umrechnung für dieses Maß nun ist im Lipsiensis 'ganz merkwürdig', und der Herausgeber hat es nicht zu beschwören vermocht. Wir lesen Col. XIX 5: ὑ(πὲρ) δὲ μ[έ(τρου)] δ(ημοσίου) ō ⸗ μηγ / ὡς τῇ ạ[2]) ✕ δ ō ιγ > η. Dazu bemerkt Mitteis (S. 255): 'Was soll es heißen, daß der Artabe des μέτρον δημόσιον 4 Xestai' (✕ δ) 'zugesetzt werden? Die Lösung ist nur durch Berechnung der Größe des Zusatzes zu finden. Nun sind die zugesetzten $13^{2}/_{3}\ ^{1}/_{8}$ mit einer bei Papyrusbruchrechnungen seltenen Präzision der achtzehnte Teil der ursprünglichen Summe von $248^{1}/_{3}$ ($248^{1}/_{3} = {}^{5960}/_{24}$ geteilt durch ${}^{331}/_{24}$ [$= 13^{2}/_{3}\ ^{1}/_{8}$] gibt $18^{2}/_{331}$); folglich muß 4 Xestai ein Ausdruck für $^{1}/_{18}$ sein. Nun sind ja vier italische Xestai ($= ^{1}/_{4}$ Modius) der achtzehnte Teil eines ägyptischen Maßes, nämlich der alten ptolemäischen Artabe zu $4^{1}/_{2}$ Modii $= 39{,}39$ Liter[3]); aber die Artabe des μέτρον δημόσιον ist offenbar viel kleiner als diese, da sie ja die mit 25,46 festgestellte thesaurische Artabe[4]) nur um $^{1}/_{18}$ übertrifft. Da ich nun nicht annehmen kann, daß in ganz unlogischer Weise bei der Umrechnung der demosischen Artabe eine Bedeutung des Xestes zugrunde gelegt ist, die er nur für die alte ptolemäische hat, so muß ich auf eine Erklärung dieser Stelle verzichten'. Soweit Mitteis. Folgende kurze

1) Vgl. MITTEIS S. 255. Ich muß die Stelle alsbald im Zusammenhang ausschreiben.

2) 'Hinzuzudenken, was in der vorhergehenden Zeile wirklich steht, προστι(θεμένων)'. ὡς τῇ α 'dürfte etwa sein ὡς τῇ προτέρον), das ist der eben genannten oder τῇ (μιᾷ), das ist jeder einzelnen'. Das letztere ist der Vorschlag Wilckens. MITTEIS S. 253; 255 mit Anm. 1.

3) In Wirklichkeit hat die thesaurische Artabe der Ptolemäer 32,6 l. Vgl. oben S. 137 ff.

4) Thesaurische Artabe der Römer, in Wirklichkeit = 21,75 l.

Erwägung führt zur Lösung. Der gewöhnliche Sextar (Xestes), das altägyptische Hin, hatte 0,453 l. Vier Sextare faßten also 1,812 l. Das ist zwar das Achtzehntel einer Artabe, nämlich der soeben bestimmten phorischen von 32,6 l. Allein hier handelt es sich nicht um die phorische Artabe, sondern um das Verhältnis der thesaurischen zur demosischen Artabe. Erstere nun hat 21,75 l; ihr Achtzehntel mithin 1,208 (33) l, und dessen Viertel 0,302 (08) l. Dieser Sextar ist uns wohl bekannt. Denn es ist der Sextar der Georgiker[1]) von $^1/_3$ Choinix[2]).

Bleibt das *μέτρον μοδίων*. Col. XIX 4 wird umgerechnet *ὑ(πὲρ) μέτ(ρου) μο(δίων)* ō *χνθ* ∫ *ὡς τῇ α π(ροστιθεμένου) ημη* ō *ϙς*. Der Satz besagt, daß um $659^1/_2$ Artaben *μέτρου μοδίων* auf thesaurische Artaben umzusetzen, jeder einzelnen Artabe[3]) bzw. der Gesamtsumme $^1/_8 + ^1/_{48}$ ($= ^7/_{48}$), in Summa 96 Artaben zuzuschlagen sind, wie denn die Ausrechnung $659^1/_2 \cdot ^7/_{48}$ in der Tat 96,177 ergibt[4]). Mit dem gleichen Schlüssel $^1/_8$ $^1/_{48}$ wird Col. XXI 12; XXIV 12; XXXII 5 und (vermutlich) XXX 18s. umgesetzt[5]). Demnach steht die *ἀρτάβη μοδίων* zur thesaurischen wie $^{48}/_{48} + ^7/_{48} : 48$ oder wie $55 : 48$, und es gilt

(4) modische Artabe = 24,92 l = $27^1/_2$ *χοίνικες* = $\begin{Bmatrix} 55 \\ 82^1/_2 \end{Bmatrix}$ *ξέσται* = 110 *κοτύλαι*.

Wie groß ist nun der *μόδιος*, dessen Namen diese Artabe trägt?

---

1) Vgl. oben S. 136.

2) $0,302 : 0,906 = 1 : 3$. Ansatz der Choinix zu 3 Sextaren Metrol. script. I p. 233, 9.

3) Zu *ὡς τῇ α* vgl. oben S. 145 Anm 2. 4) MITTEIS a. a. O.

5) An letzterer Stelle haben wir die Posten:

a) *μέτρῳ φο(ρικῷ)* ō *κγ* ∫ *γιβ*

b) *μέτ(ρῳ) μοδίω(ν)* ō *κη* ∫ *γ''*.

Die Umrechnung erfolgt in einem Zuge: der Zuschlag beträgt für beide Posten zusammen ō *ις γ''* ($16^1/_3$ Artaben); $a + b$ + Zuschlag ergibt das Quantum in thesaurischen Artaben. Gehen wir dem nach: $23^1/_2$ $^1/_3$ $^1/_{12}$ oder $23^{11}/_{12}$ oder 23,9166 phorische Artaben, mit dem Schlüssel $^1/_3$ $^1/_{48}$ oder $^{17}/_{48}$ oder 0,354 umgerechnet, ergeben für a den Zuschlag 8,466, und $28^1/_2$ $^1/_3$ oder $28^5/_6$ oder 28,833, mit $^1/_8$ $^1/_{48}$ oder $^7/_{48}$ oder 0,1458 multipliziert, führen für b auf 4,2038. Die Addition ergibt also $8,466 + 4,204 = 12,67$ oder $12^2/_3$, was gegen $16^1/_3$ allzu erheblich zurückbleibt, als daß die Rechnung so richtig sein könnte. Nach dem andern Schlüssel nun beträgt der Zuschlag für die phorischen Artaben 50 %, das ist $23,9166 : 2 = 11,9583$. Die Addition ergibt dann $11,958 + 4,204 = 16,162$, was auch noch etwas weniger ist als $16^1/_3$, aber jedenfalls klar macht, daß dies der richtige Weg ist. Offenbar steckt in den Zahlen ein Fehler; d. h. entweder muß

Col. XXII 10—14 stehen die Zahlungen: *μ[ό(διοι)] δ ✕ ιζ οἱ ⚬̄ αγη; μό(διοι) γ οἱ ⚬̄ ϛ γιβ; μό(διοι) ι οἱ ⚬̄ γκδ′.* Sie werden Z. 17 summiert: *μέτρῳ μο(δίων) ⚬̄ εγιβ*[1]). 'Hier ist ausdrücklich gesagt', meint Mitteis (S. 251), 'daß die Artabe des *μέτρον μοδίων* ein Maß ist, in das der römische Modius umgerechnet wird.' Der römische Modius? Das glaube ich nicht; indes wir dürfen nicht zur Prämisse machen was in Wirklichkeit Problem ist. 'Gleichzeitig ergibt sich die Proportion zwischen der Gesamtsumme der Modii ($18^1/_{16}$, d. h. 17 Modii 17 Xestai) und der Zahl der durch Umrechnung gewonnenen modischen Artaben ($5^1/_3$ $^1/_{12}$) genau mit 3,33, also $3^1/_3$.' Auf $3^1/_3$ (statt 3) *μόδιοι* lautet nun auch, wie gesagt (oben S. 136), der Ansatz der *ἀρτάβη κατὰ τὴν Ῥωμαϊκὴν χρῆσιν* in einem Teil der Afrikanus- und der von ihm abhängigen Überlieferung. Aber da er offenbar, wie gezeigt, korrupt ist, so ist Mitteis' Schlußfolgerung, die modische Artabe sei mit jener Artabe des Afrikanus identisch, hinfällig. Überhaupt beruht Mitteis' rechnerisches Resultat auf einer unrichtigen Voraussetzung, insofern 17 *μόδιοι* + 17 *ξέσται* hier ganz gewiß nicht gleich $18^1/_{16}$ *μόδιοι* sind. Denn einmal hätte in diesem Falle die Zählung 18 *μόδιοι* + 1 *ξέστης* näher gelegen, und zum andern ist, da die Urkunde ja einen *ξέστης* verwendet, der zum gewöhnlichen Sextar wie 2 : 3 steht, nicht anzunehmen, daß der Modios die sonst allerdings vorherrschende Teilung in 16 *ξέσται* aufgewiesen hätte. Vielmehr führt das reine Verhältnis auf 24. Aber auch das kann nicht stimmen, da die $82^1/_2$ Sextare der Artabe, durch 24 dividiert, für Artabe und Modios das offenbar zu weit spannende Verhältnis 3,44 : 1 ergeben. Das richtige wird etwa 25 sein; denn $82^1/_2$: 25 ergibt 3,3. Setzen wir also 25 voraus, so sind die 17 *μόδιοι* + 17 *ξέσται* gleich 17,68 *μόδιοι*[2]), und dann reduziert sich der Abstand 'zwischen der Gesamtsumme der Modii und der Zahl der durch Umrechnung gewonnenen modischen Artaben ($5^1/_3$ $^1/_{12}$)' auf (17,68 : $5^1/_3$ $^1/_{12}$ =) 3,264 : 1. Daß diese Rechnung richtig ist, richtiger jedenfalls als das von Mitteis errechnete Verhältnis $3^1/_3$: 1,

---

in der Schlußsumme *γ′′* statt eines andern Bruches verschrieben sein, oder aber einer der beiden Umrechnungsposten ist fehlerhaft. Nach mancherlei Rechnungen habe ich gefunden, daß $29^1/_2$ $^1/_3$ statt $28^1/_2$ $^1/_3$ beabsichtigt sein könnte. Denn $29^5/_6$ oder 29,833 . 0,1458 = 4,3516, und die Addition ergibt 11,958 + 4,35 = 16,31, das ist rund $16^1/_3$.

1) Siglen: ✕ = *ξέστης* bzw. *ξέσται*, ⚬̄ = *ἀρτάβη*, ϛ = $^1/_2$, ¯ = Bruchstrich, z. B. *εγιβ* = $5^1/_3$ $^1/_{12}$, ⋗ = $^2/_3$.

2) 25 : 1 = 17 : 0,68.

lehren die übrigen im Papyros überlieferten Ansätze. Es sind ihrer folgende sieben, von denen allerdings 'der erste und der letzte als offenbar ungewöhnlich ungenau kaum in Betracht kommen'[1]):

				Artabe Modii
Col. XXXI 22	*μό(διοι) β οἶ*	ō ∫ *ημη*	Proportion	1 : 3,09
„ XII 26	*μό(διοι) η οἶ*	ō *βγη* [..]	„	1 : 3,254
„ XXII 12	*μό(διοι) γ οἶ*	ō ∫ *γιβ*	„	1 : 3,27
„ XXXI 5–XXXII 3	383 *μό(διοι)*	ō *ϱι[ζ]κδ´´*	„	1 : 3,27
„ XXII 14	*μό(διοι) ι οἶ*	ō *γκδ´´*	„	1 : 3,287
„ IX 21	*μό(διοι) η Χ ιθ οἶ*	ō *β ⊳η*	„	1 : 3,29
„ XXII 10	*μό(διοι) δ Χ ιζ οἶ*	ō *αγη*	„	1 : 3,47

Fragen wir jetzt (an Hand dieser Tabelle und unserer Rechnung) nach dem Verhältnis von *μόδιος* und *ἀρτάβη μοδίων*, so kann die Antwort wohl nur lauten: die Grenzwerte sind $1 : 3^1/_4$ und $1 : 3^3/_{10}$ [2]). Und es ist der

(5) Modios $= (82^1/_2 : 3^1/_4) = 25{,}384$, das ist rund $25^1/_3$ Georgikersextare bzw.

$= (82^1/_2 : 3^3/_{10}) = 25$ Georgikersextare.

Dies ist im modernen Maß

$= 7{,}65$ bzw. $7{,}55$ l.

Täuscht nun nicht alles, so hat auch der Bischof Epiphanios † 392 n. Chr.) von diesem sogenannten *μέτρον μοδίων* Kunde gehabt. Zunächst kennt er einen Metretes von 82 Xestai[3]), und es liegt gewiß

1) Überblick nach MITTEIS S. 250.

2) Der bestbelegte Wert ist etwa $1 : 3{,}27$, das ist vielleicht $1 : 3^1/_4\ ^1/_{48}$ (3,2708). Ist dies das eigentliche Verhältnis, so stellt sich der Modios zu $24{,}92 : 3{,}27(08) = 7{,}6189$, das ist rund 7,62 l. Dies sind 25,228, rund $25^1/_4$ oder $25^1/_5$ Georgikersextare von 0,302 l oder 16,816, rund $16^4/_5$ oder auch 17 Hinsextare.

3) Vgl. die syrische Übersetzung (DE LAGARDE, Symmikta II S. 186, 22ff.): '*περὶ ἀρτάβης. τοῦτο τὸ μέτρον παρ' Αἰγυπτίοις ἐκλήθη. ἔστι δὲ οβ ξεστῶν* .... *τὸ αὐτὸ καὶ ὁ μετρητὴς τὸ μέτρον ἔχει κατὰ τὸ μέτρον τὸ ἅγιον. εἰσὶ γὰρ καὶ ἄλλοι μετρηταί, ἐν ἄλλαις χώραις ἄλλως μετρούμενοι.* In Kypros zwar, indem *ἀπὸ ληνοῦ* 104 Xesten *καταγγιζομένων, τῶν δ ξεστῶν εἰς τρυγίαν λογιζομένων, ϱ δὲ λογιζομένων καθαρῶν* . . . durch alexandrinische Xesten aber füllt dieses Maß 88 Xesten, aber nach dem heiligen Maße 82 Xesten; mitunter rechnen sie auch 84, mitunter aber auch 88, mitunter aber auch 96 Xesten das Maß des Metretes. *κατὰ δὲ τὸ μέτρον τὸ ἅγιον οβ ἐστὶ ξεστῶν καὶ ὁ ὑγρὸς μετρητὴς καὶ ἡ ἀρτάβη τοῦ γεννήματος. ἐκλήθη δὲ ἀρτάβη ἐκ τῆς τῶν Αἰγυπτίων διαλέκτου τὸ ερτοβ λεγόμενον, ὃ ἑρμηνεύεται καλῶς συγκείμενον. ἀρτάβη δὲ διὰ τὴν τῶν Ἑλλήνων τρανότητα.* Es braucht aber auch der Hebräer eben dieses Maß reichlich wegen

nahe, daß dieses Maß der *ἀρτάβη μοδίων* unseres Papyros adäquat gewesen ist[1]). Ob allerdings die Zahl 82 korrupt bzw. aus $82^1/_2$ abgerundet ist oder ob das Maß an der syrisch-phönizischen Küste um ½ Sextar niedriger gewertet worden ist, weiß ich nicht. Die Differenz ist ja ohnehin gering; denn $82^1/_2$ Sextare von 0,302 l ergeben 24,92 l, 82 Sextare nicht viel weniger: 24,76 l. Auch den zugehörigen Modios scheint Epiphanios zu kennen. Denn er erzählt, auf seiner Heimatinsel Cypern habe es einen Modios gegeben, der 17 *ξέσται* gehalten habe[2]). Der *ξέστης*, den er dabei im Sinne hat, ist — die Lage der Insel Cypern läßt dies nicht wohl zweifelhaft — das vulgäre Hin von 0,453 l[3]). Rechnen wir darum 17 *ξέσται* (nach der ratio 2 : 3) auf Georgikersextare um, so erhalten wir deren $25^1/_5$, und gehen wir umgekehrt von den erschlossenen 25 bzw. $25^1/_3$ Georgikersextaren aus, so kommen wir auf $16^2/_3$ bzw. 16,888 Hinsextare. Auch hier ist also ein Zusammenhang kaum bestreitbar, und wir errechnen somit für den *μόδιος* noch einen möglichen Höchstwert von 17 . 0,453 = 7,70 l[4]).

Was ist nun eigentlich *μέτρον μοδίων*? Daß zwei Maße, ein *μόδιος* und eine *ἀρτάβη*, die zueinander etwa wie 1 : $3^1/_4$ oder 1 : $3^3/_{10}$ gestanden haben, nicht von Haus aus einem und demselben System angehört

---

des Aufenthalts, welchen die Israeliten in Ägypten genommen, von dem aus die Gewöhnung an eben dieses Maß ihnen zuteil wurde' usw. Der griechische Text wird zum Teil wieder gewonnen durch das von mir Quaest. Epiphan. publizierte Fragment *γ* (p. 53, 1 ss.).

1) Obwohl allerdings der metrologische Gallimathias bei Epiphanios gerade an dieser Stelle allen möglichen Irrtümern Raum gibt.

2) Frg. *γ* (a. a. O. S. 52, 17): *χοῖνιξ καὶ ὑφὶ . . . ἔστι δὲ η' τοῦ (μοδίου) τοῦ παρὰ Κυπρίοις· ὁ δὲ πὰρ' αὐτοῖς (μόδιος) ιζ̅ (ξεστῶν) ὑπάρχει, ὥστε εἶναι τὴν παρ' αὐτοῖς λεγομένην χοίνικα β̅ (ξεστῶν) καὶ μικρόν τι πρός.* Vgl. den Syrer bei DE LAGARDE, Sym. II S. 186, 8ff.

3) Aber es gab allerdings auch einen *ἐπιχώριος ξέστης* auf der Insel. Vgl. Quaest. Epiphan. p. 53, 8.

4) War dieser Modios seinerseits das Glied eines Systems, und hatte er, wie es zumeist der Fall ist, nach eben diesem System 16 Sextare, so hatte dieser Sextar 7,55 bis 7,65 (7,7) : 16 = 0,472 bis 0,478 (0,48) l. Stellen wir diesen Wert unter Voraussetzung von Ölfüllung auf römisches Unzengewicht, indem wir von der Gleichung 1 Hin oder 0,453 l Öl = 15 Unzen ausgehen, so erhalten wir $\left(\frac{0{,}472 \text{ bis } 0{,}478\ [0{,}48] \cdot 15}{0{,}453} =\right)$ 15,3 bis 15,8 (15,88) Unzen. Es wäre möglich, daß dies der sogenannte alexandrinische Sextar ist, dessen Kotyle in der metrologischen Literatur gelegentlich begegnet und in der Kaiserzeit zu 8 Unzen (Ölgewicht) tarifiert wird (Metrol. script. I p. 208, 16. In ungedruckten Texten begegnet auch der Sextar als Duplum der Kotyle).

haben können, bedarf keines Wortes. Mithin sind hier zwei heterogene Maßgrößen miteinander in Beziehung gesetzt worden. Unsere Urkunde stellt ja eine Generalabrechnung dar, in der offenbar die Einzelrechnungen verschiedener Verwaltungsstellen zusammengearbeitet worden sind. Unter diesen nun war, wie es scheint, eine Stelle, die mit einer Artabe von 24,92 l rechnete. Aber die Afterkontrahenten dieser Stelle wieder benutzten nicht diese Artabe, sondern einen Modios von 7,55—7,65 (7,7) l. Die Folge mußte also sein, daß die Stelle auf ihre Artabe umzurechnen hatte. Nächstdem mußte sie dann an die Generalverwaltung berichten, und hierbei befolgte sie offenbar die Praxis, die einzelnen Umsatzposten nicht nur in Artaben, sondern auch in Modien anzugeben; z. B. Col. XXII 14: *μόδιοι ι οἷ $\overline{o}$ γκδ''*. Hierdurch wird es zu erklären sein, daß man die *ἀρτάβη* als *μέτρον μοδίων* bezeichnet hat. Das Kind mußte eben für die Bücher der mit vielerlei Maß rechnenden Hauptverwaltung einen Namen haben.

Zum Schluß. Der mathematische Papyros von Achmîm[1]) (7. bis 8. Jahrhundert n. Chr.) läßt die Gleichung 1 Kubikelle = $^{27}/_{8}$ Artabe und mithin 1 ebene Elle = $\sqrt[3]{^{27}/_{8}\text{ Artabe}}$ gewinnen. Diese Notiz ist sowohl von Hultsch (bei Wilcken, Griech. Ostr. I S. 753 Anm. 1) wie auch von mir (Herm. XLVII S. 569) falsch ausgelegt worden. Setzt man die Artabe zu 43,50 l, so erhält man für die Elle $\sqrt[3]{43{,}5 \cdot {}^{27}/_{8}}$, das ist 527,5 mm. Das ist annähernd (525) der Meßwert der alten ägyptischen Königselle. Freilich hat diese in der Römerzeit von amtswegen eine Steigerung auf 532,8 mm erfahren[2]). Indes wissen wir einerseits keineswegs, ob die Gleichung des Papyros von Achmîm absolute Genauigkeit verbürgt und nicht vielmehr mäßig abgerundet ist, so haben anderseits Nachmessungen an den Nilmessern ergeben, daß die Elle in der Zeit der Kaiser und Byzantiner oft genug hinter jenem Wert nicht unerheblich zurückgeblieben ist[3]). An der Richtigkeit unserer Rechnung ist darum nicht zu zweifeln.

1) Ed. BAILLET in den Mémoires de la Mission archéologique française au Caire IX, Paris 1892.

2) Vgl. Klio XIV 1914 S. 246.

3) Bei L. BORCHARDT, Nilmesser und Nilstandsmarken (Abh. Akademie Berlin 1906) finde ich die Werte 535 mm S. 7; 523,5 (?) S. 15; 528,2 S. 28; 520,8 (?) S. 31; 529 S. 34.

XII. Studien zur altägyptischen Metrologie.

Nach F. Hultsch[1]) war das ägyptische Hohlmaßsystem in seinen 'Grundzügen' auf dem Hin als Einheit 'in der Stufenfolge von 10, 20, 40, 80, 160 Hin' aufgebaut[2]). — Nach H. Brugsch[3]) ist die Grundeinheit der ägyptischen Hohlmaße in dem Kubus der königlichen Elle von 525 mm zu erblicken (5,25 dm³ = 144,703 l)[4]). 'Als die kleinste Einheit erscheint das $\frac{1}{320}$ derselben', das Hin von 0,452(18) l. 'Nach dieser kleinsten Grundeinheit pflegten alle übrigen Teilstücke der Kubikelle in ab- und aufsteigender Linie ihrem räumlichen Inhalte nach abgeschätzt zu werden, wobei die folgenden Zahlen in den Vordergrund traten'[5]):

(a)			(b)			
320	Hin	oder	1	Kubikelle	=	144,703 l
160	„	„	1/2	„	=	72,350 „
80	„	„	1/4	„	=	36,175 „
40	„	„	1/8	„	=	18,087 „
20	„	„	1/16	„	=	9,044 „
10	„	„	1/32	„	=	4,522 „
5	„	„	1/64	„	=	2,260 „
1	„	„	1/320	„	=	0,452 „

H. Nissen[6]) äußert sich so über die Entstehung des altägyptischen Systems: 'daß ein organischer Aufbau beabsichtigt, daß nicht bloß das Gewicht nach dem Hohlmaß, sondern zugleich beide nach dem Längenmaß normiert waren, unterliegt keinem Zweifel. Der Kubus der königlichen Elle von 144,7 L kommt 320 Hin = 1600 Ten[7]) (145,5 L) ziemlich nahe. Der Kubus der kleinen Elle zu 450 mm gibt dagegen 91,125 L, d. h. unter Berücksichtigung der höheren Temperatur des Nilwassers fast genau 1000 Ten oder 200 Hin.' — L. Borchardt[8]) endlich statuiert das metrische System der Ägypter, ebenfalls wie Brugsch (und Nissen) von der Königselle ausgehend, folgendermaßen:

1) Metrologie² 1882 S. 369 und PAULY-WISSOWA, RE s. ἀρτάβη (II).

2) Die Werte von 20 und 80 Hin sind nach Hultschs eigenem Hinweis nicht als selbständige Maßeinheiten bezeugt. 3) Aegyptologie S. 374f.

4) Brugsch selbst hat etwas höhere Zahlen: königl. Elle = 526,86 (rund 527) mm, kleine Elle 452 mm; Kubus der ersteren 146,196 (146) l; Hin = 0,45683 l. — Ich setze die königliche Elle als Grundeinheit mit Borchardt zu 525 mm.

5) Die Tabelle nach Brugsch (S. 375) unter mäßiger Abrundung der Beträge.

6) Bei J. MÜLLER, Handb. d. klass. Altertumsw. I² 1892 S. 854f.

7) Die Ägyptologen lesen jetzt *dbn*. 8) Brief an mich (d. Kairo 31. 5. 14).

'1 Elle (E) = 5,2507 dm,

$E^3 = 144{,}76$ l,

$\frac{E^3}{5} = 28{,}953$ l (Inhalt der als Wasseruhren bekannten Gefäße).

$\frac{E^3}{5 \cdot 64} = 0{,}4524$ l = 1 Hin (H).

$\frac{H}{5} = 90{,}5$ g = 1 Dbn (D).'

Nach dieser Tabelle hat das Wasseruhrengefäß, was hervorgehoben sei, 64 Hin. — An Unterteilen des Hin begegnen u. a. das (Hiben [Nissen] als) $^1/_2$, das $^1/_4$ (Brugsch) und das Ro als $^1/_{32}$[1]).

An Hand dieses Materials machen wir folgende Beobachtungen: In Reihe a der Brugschschen Übersicht bilden inmitten der Zahlen 320, 160, 80, 40, 20, 10, 5 (Hin) die binare Zahl 64 [2^6] (Hin) des Wasseruhrengefäßes und die ebenfalls binaren Teilwerte des Hin $^1/_2$, $^1/_4$ [$^1/_{2^2}$], $^1/_{32}$ [$^1/_{2^5}$] fremdartige Momente; doch stehen eben diese binaren Zahlen ihrerseits in Einklang und Parallele mit den Werten $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$, $^1/_{32}$, $^1/_{64}$ (Kubikelle) der Reihe b, in der hinwiederum das Hin als $^1/_{320}$ (Kubikelle) störend wirkt. Daraus ist zu folgern: in der Brugschschen Übersicht ist die untere Einheit, das Hin, gegenüber den übrigen, in fortschreitender Halbierung aus der oberen Einheit, der Kubikelle, abfolgenden Gliedern offenbar ein heterogenes Element. Doch harmoniert mit eben diesem Element nach der gleichen binaren ratio das Wasseruhrengefäß (64 Hin) sowie die Hinteile $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_{32}$.

Daraus folgere ich so. Das ägyptische System ist nicht einheitlich, sondern ein Konglomerat zweier heterogener Einzelsysteme, zusammengeschweißt aus folgenden beiden (in ihrer Gesamtausführung theoretischen) Urreihen:

α) 1 königliche Kubikelle [$5{,}25^3$]	=	144,703 l	β)	1 Hin	=	0,452 l
$^1/_2$ „ „	=	72,350 „		2 „	=	0,904 „
$^1/_4$ „ „	=	36,175 „		4 „	=	1,809 „
$^1/_8$ „ „	=	18,087 „		8 „	=	3,617 „
$^1/_{16}$ „ „	=	9,044 „		16 „	=	7,235 „
$^1/_{32}$ „ „	=	4,522 „		32 „	=	14,469 „
$^1/_{64}$ „ „	=	2,260 „		64 „	=	28,939 „
$^1/_{128}$ „ „	=	1,130 „		128 „	=	57,879 „
$^1/_{256}$ „ „	=	0,565 „		256 „	=	115,758 „
$^1/_{512}$ „ „	=	0,283 „				

1) Vgl. meinen Artikel 'Ro' in der Realencyklopädie.

Weiter. Es kann nicht reiner Zufall sein, daß, worauf Nissen hinweist, der Kubus der kleinen Elle von 4,50 dm annähernd 200 Hin, bzw. daß der Kubus von $^1/_{10}$ Elle [0,45 dm^3] annähernd den dem *dbn* von ca. 90,4 g entsprechenden Maßbetrag ergibt. Indes man muß sich auch darüber klar sein, daß diese Zahlen keineswegs präzise zueinander stimmen; denn $4{,}50^3$ ergibt 91,125 l, während $200 \cdot 0{,}452$ auf 90,4 führt. Stehen aber die beiden linearen Ellen, was allgemein anerkannt wird, zueinander klar wie 6 : 7 (450 : 525), so ergibt sich für das Hin, daß es entweder nicht genau $^1/_{320}$ des Kubus der Elle von 525 oder nicht genau $^1/_{200}$ des Kubus der Elle von 450 darstellt. An erstere Möglichkeit ist nicht zu denken, wie sich aus der Tatsache ergibt, daß die kleine Elle in Ägypten gegenüber der königlichen in praxi, soweit bisher bekannt, in historischer Zeit so gut wie gar keine Bedeutung gehabt hat (Borchardt). Somit muß das Maß in geschichtlicher Zeit genau $^1/_{320}$ Königselle (0,4525 l) gehabt haben. Allein daß es zu dieser Norm in allem Anfange gebildet worden wäre, dem widerspricht doch allzu sehr die binare Grundtendenz des Systems. Somit ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit, daß das Hin ursprünglich als integrierender Bestandteil der Reihe β gebildet und aus der kleinen Kubikelle abgeleitet ist, in seiner Norm also etwas höher (auf 0,4556 l) gestanden und sich dann bei seinem Übertritt in die Reihe α (als $^1/_{320}$ königlicher Kubikelle) deren Norm angepaßt hat.

Das gegenseitige Verhältnis der beiden Skalen bzw. ihrer einzelnen Glieder veranschaulicht in theoretischer Durchführung sämtlicher Möglichkeiten die Übersicht auf S. 154/55, in der die das System der Königselle observierenden Zahlen in gewöhnlichem, die der kleinen Elle eignenden in Kursiv-Druck gegeben sind.

Aus diesem Überblick erhellt, daß das System der königlichen Elle (α) sich mit dem der kleinen Elle (β), auch nachdem dessen Norm entsprechend reguliert worden war, keineswegs unbedingt und unter allen Umständen zusammenfügte. Denn während sich allerdings die Einheiten des ersteren den abfolgenden Größen des letzteren gut anpassen, ergeben sich, wo die Einheiten des kleinen Systems zu den abfolgenden des Königsellen-Systems in Beziehung treten, lauter für die Praxis recht unbrauchbare Bruchquoten. Anders gesprochen: jede Einheit des β-Systems steht zu der nächst kleineren des α-Systems in dem Verhältnis $1 : 1^3/_5$, jede Einheit des α-Systems zu der abfolgenden der β-Reihe wie $1 : 1^1/_4$; erstere ratio kommt auch in der weiteren

	Liter									
Kubus der königl. Elle	144,708	1								
	115,758	1 1/4	1							
	72,358	2	1 3/5	1						
	57,879	2 1/2	2	1 1/4	1					
	36,174	4	3 1/5	2	1 3/5	1				
Wasseruhrengefäße	28,939	5	4	2 1/2	2	1 1/4	1			
	18,087	8	6 2/5	4	3 1/5	2	1 3/5	1		
	14,470	10	8	5	4	3 1/2	2	1 1/4	1	
	9,044	16	12 4/5	8	6 2/5	4	3 1/5	2	1 3/5	1
	7,235	20	16	10	8	5	4	2 1/2	2	1 1/4
	4,522	32	25 3/5	16	12 4/5	8	6 2/5	4	3 1/5	2
	3,617	40	32	20	16	10	8	5	4	2 1/2
	2,261	64	51 1/5	32	25 3/5	16	12 4/5	8	6 2/5	4
	1,809	80	64	40	32	20	16	10	8	5
	1,130	128	102 2/5	64	51 1/5	32	25 3/5	16	12 4/5	8
	0,905	160	128	80	64	40	32	20	16	10
	0,565	256	204 4/5	128	102 2/5	64	51 1/5	32	25 3/5	16
Hin	0,452	320	256	160	128	80	64	40	32	20
	0,283	512	409 3/5	256	204 4/5	128	102 2/5	64	51 1/5	32
	0,226	640	512	320	256	160	128	80	64	40
	0,141	1024	919 1/5	512	409 3/5	256	204 4/5	128	102 2/5	64
	0,113	1280	1024	640	512	320	256	160	128	80
	0,071	2048	1838 2/5	1024	919 1/5	512	409 3/5	256	204 4/5	128
	0,056	2560	2048	1280	1024	640	512	320	256	160
	0,035	4096	3676 4/5	2048	1838 2/5	1024	919 1/5	512	409 3/5	256
	0,028	5120	4096	2560	2048	1280	1024	640	512	320
	0,018	9192	7353 3/5	4096	3676 4/5	2048	1838 2/5	1024	919 1/5	512
Ro	0,014	10240	8192	5120	4096	2560	2048	1280	1024	640

1															
$1\frac{3}{5}$	1														
2	$1\frac{1}{4}$	1													
$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1												
4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$	1											
$6\frac{2}{5}$	4	$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1										
8	5	4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$	1									
$12\frac{4}{5}$	8	$6\frac{2}{5}$	4	$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1								
16	10	8	5	4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$	1							
$25\frac{3}{5}$	16	$12\frac{4}{5}$	8	$6\frac{2}{5}$	4	$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1						
32	20	16	10	8	5	4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$	1					
$51\frac{1}{5}$	32	$25\frac{3}{5}$	16	$12\frac{4}{5}$	8	$6\frac{2}{5}$	4	$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1				
64	40	32	20	16	10	8	5	4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$	1			
$102\frac{2}{5}$	64	$51\frac{1}{5}$	32	$25\frac{3}{5}$	16	$12\frac{4}{5}$	8	$6\frac{2}{5}$	4	$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1		
128	80	64	40	32	20	16	10	8	5	4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$	1	
$204\frac{4}{5}$	128	$102\frac{2}{5}$	64	$51\frac{1}{5}$	32	$25\frac{3}{5}$	16	$12\frac{4}{5}$	8	$6\frac{2}{5}$	4	$3\frac{1}{5}$	2	$1\frac{3}{5}$	1
256	160	128	80	64	40	32	20	16	10	8	5	4	$2\frac{1}{2}$	2	$1\frac{1}{4}$

Abfolge aus den Brüchen nicht heraus, letztere dagegen führt sogleich auf die runden Zahlen 5, 10, 20, 40 usw. Angesichts dessen wird es plausibel, daß der Kampf der beiden Systeme schließlich damit endigte, daß die β-Reihe bzw. das 'kleine System' sich mit den kleineren, teilenden Nominalen, vor allem der Hauptteilungseinheit, dem Hin, siegreich durchsetzte, während die α-Reihe bzw. das 'königliche System' die höheren Nominale oder Vielfachen belegte, unter denen das 64 Hin fassende Wasseruhrengefäß natürlich — zwar als solches ein gemessenes aber — kein eigentliches praktisch verwendetes Meßgefäß darstellte.

XIII. Fragen zur babylonischen Metrologie.

1.

Für das babylonische Längenmaß sind wir zurzeit, was die direkte monumentale Überlieferung anbetrifft, immer noch lediglich auf die beiden an zwei Statuen des Gudea von Lagaš (um 2600—2560) angebrachten Maßstäbe angewiesen, die der Louvre aufbewahrt[1]). Der besser erhaltene dieser Maßstäbe mißt nach Feststellung Thureau-Dangins (a. a. O.) 264,5 mm[2]); er ist in 16 gleiche Teile geteilt, die nur als Fingerbreiten oder Zoll aufgefaßt werden können, so daß 1 Zoll zu $\left(\frac{264,5}{16}=\right)$ 16,53 mm anzusetzen ist. Da nun die babylonische Elle (*U*) nach keilinschriftlichen Texten, die bis in die Zeit Urukaginas von Lagaš (ca. 2810) reichen, zu 30 Zoll (*Šú.Si*) angesetzt wird[3]), so berechnet sie sich an Hand des Gudea-Maßstabes zu $\left(\frac{264,5 \cdot 30}{16}=\right)$ 495,937 oder rund 496 mm[4]). — F. H. Weißbach hat jüngst (Or. Lit.-Ztg. XVII 1914 S. 194f.) mit großer Wahrscheinlichkeit dargetan, daß ein höherer (selbständiger) Teilabschnitt der sexagesimal gegliederten Elle hinter dem sechsten Zoll lag. Nach L. Borchardts Publi-

1) Vgl. u. a. DIEULAFOY, Acropole de Suse p. 258. L. BORCHARDT, S.-B. Akad. Berlin 1888 S. 136f. LEHMANN-HAUPT, Verh. anthropol. Gesellsch. Berlin 1889 S. 288f., 306f. und 1896 S. 452ff. THUREAU-DANGIN, Journ. Asiat. X série t. XIII 1909 p. 79ss. [Vgl. Nachtrag.]

2) Lehmann-Haupts Messung hatte 265,6 mm ergeben.

3) THUREAU-DANGIN a. a. O.

4) Nach dem andern (zerbrochenen) Maßstabe berechnet sich die Elle aus der Fingerbreite zu 495,75 mm (THUREAU-DANGIN p. 79 note 5).

kation sollte kein Zweifel sein, daß diese Erkenntnis durch die Gliederung des Gudea-Maßstabes bestätigt werde. Indes Weißbach schreibt (Brief vom 10. November 1914): 'Ich habe mir den Maßstab Gudeas in dem Lichtdruck bei de Sarzec wiederholt genau angesehen, habe aber nie gefunden, daß die von Lehmann-Haupt behauptete Fünftelelle als gesondertes Maß darauf zu erkennen sei. Tatsächlich kennen wir auch jetzt noch nicht den babylonischen Namen dieses Maßes, wohl aber das Maß selbst, und zwar erst durch die neugefundene Esagila-Etemenanki-Tafel.' Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls stellt sich dieses Maß zu ca. $6 \cdot 16{,}53 = 99{,}18$ oder rund 99,2 mm. — Eine andere Teileinheit der babylonischen Elle hat Thureau-Dangin (Rev. d'Assyr. IV 1898 p. 83) aufgefunden: das *Šâ.Bad* (oder die Spanne); es hat aller Wahrscheinlichkeit nach $^1/_2$ Elle bzw. 15 Zoll gemessen. Auch seine Hälfte, der also $7^1/_2$ Zoll zukommen, ist belegt. Das letztere Maß läßt der Gudea-Maßstab, soweit ich an Hand der Publikationen zu urteilen imstande bin, nicht erkennen, während er hinter dem 15. Zoll zwar natürlich einen Strich aufweist, aber keineswegs einen besonders markanten oder sonstwie unterschiedlichen, der klar und deutlich erkennen ließe, daß hier eine selbständige Teileinheit ihr Ende fände. Gerade das aber ist um so auffallender, als die 16teilige Gliederung des Maßstabes in Anbetracht der 30-Teilung der Elle überhaupt nicht wenig gekünstelt erscheinen muß. Denn zweifellos muß es als das Natürlichste und zunächst Gegebene angesehen werden, daß man durch den Maßstab eine geschlossene Einheit zur Darstellung brachte; und den 16teiligen Gudea-Maßstab denn als solchen zu betrachten, sollte man kaum umhin können. Dies scheint ja auch Thureau-Dangin selbst empfunden zu haben, da er (in Anmerkung [3, p. 79 Journ. Asiat. 1909]) darauf hinweist, daß die Skala ein *quadruple-palme* darstelle. Allerdings sehe ich bezüglich dieser Auffassung eine Schwierigkeit; denn wäre sie richtig, so müßte die Gesamtelle in $7^1/_2$ Palm oder Handbreiten zu je 4 Zoll oder Finger zerfallen sein. Gewiß wäre das an und für sich nicht ausgeschlossen. Allein bietet der Maßstab selbst eine Handhabe für das Vorhandensein des 4 Zoll-Maßes? Nach den Publikationen jedenfalls nicht.

Lehmann-Haupt hat sich früher anders geholfen als Thureau-Dangin. 'Wir haben es hier', meint er (Verh. Berlin. anthropol. Gesellsch. 1896 S. 456) 'zu tun mit einer halben Elle, bzw. viertel Doppel-

elle[1]), zu welcher noch eine Fingerbreite hinzukommt und haben darin vielleicht die älteste oder eine besondere Form des königlichen Ausnahmemaßes zu erblicken, die sich noch genau in den Grenzen und Grundsätzen des Sexagesimalsystems hielt, in der der Zuschlag $^4/_{60}$ $= ^1/_{15}$, statt wie später durchgehends $^1/_9$, betrug'. Diese Auffassung hat Lehmann-Haupt nachträglich mit Recht wieder fallen lassen. Immerhin sollte man meinen, daß der Maßstab nur als eine geschlossene Einheit, und das heißt — nicht als $^1/_2$ Elle + 1 Zoll —, sondern als eine halbe Elle zu 16 Zoll betrachtet werden kann. Mit anderen Worten: es scheint, daß er für eine (32geteilte) Elle von $2 \cdot 264{,}5 = 529$ mm (neben einer 30geteilten von 496 mm) Zeugnis ablegt. Gibt es dafür irgendeinen literarischen Anhalt? Bisher meines Wissens bzw. nach Mitteilung Weißbachs nicht.

2.

Es ist bekanntlich eine Streitfrage, ob die alten Babylonier bereits, wie wir heutzutage, ein geschlossenes metrisches System gehabt haben oder nicht. Lehmann-Haupt, Nissen und Thureau-Dangin haben die Frage, jeder in anderer Weise, bejaht[2]); Ed. Meyer (G. d. A. I 2^3 S. 581) dagegen steht ihr sehr skeptisch gegenüber und schilt 'die Annahme' jener Forscher, 'welche unbedenklich den alten Babyloniern die moderne Spekulation zuschreibt, die im metrischen System das Gewicht aus dem Längenmaß ableitet', noch heute als unberechtigt. Ich für meine Person gestehe, daß ich zwar einerseits die Existenz des metrischen Systems im alten Babylon durch die bisherigen Darstellungen noch nicht für erwiesen halte, daß ich mir aber andererseits bislang auch Ed. Meyers Skepsis noch nicht voll zu eigen machen kann, sintemalen die allgemeine Frage, ob die Kultur des Zweistromlandes überhaupt imstande gewesen ist, ein metrisches System zu schaffen, mit nichten verneint werden kann. — Ich erlaube mir in der Frage der assyriologischen Fachwissenschaft zur kritischen Prüfung hier eine neue These vorzulegen.

1) Lehmann-Haupt hat es wiederholt begründet, daß nicht die einfache, sondern die Doppelelle die originäre Längengröße sei; er will in ihr bekanntlich das physikalische Sekundenpendel erkennen.

2) Vgl. LEHMANN a. a. O. 1889 S. 305ff.; Kongr. S. 35ff.; zuletzt ZDMG. LXVI S. 646ff. NISSEN, Metrologie bei Iw. Müller, Handb. d. klass. Altertumswiss. I² S. 858. THUREAU-DANGIN, l. c. p. 90ss. Meine eigene Erörterung über die Frage (Hermes XLVII, 1912, S. 616ff.) halte ich, weil methodisch verfehlt, heute nicht mehr aufrecht.

Die Einheit des altbabylonischen Hohlmaßes war das *Ka*. Von dessen Größe können wir uns an Hand eines monumentalen Gefäßes wenigstens ein annäherndes Bild machen. Die sogenannte Silbervase des Entemena von Lagaš (um 2900 v. Chr.), die inschriftlich zu 10 *Ka* signiert ist, mißt bei Füllung bis zum äußersten Rande etwa 4,71, bei Freilassung des Halses etwa 4,15 l[1]). Daraus kann man entnehmen, daß das Maßquantum von 10 *Ka* entweder 4,71 oder (was das Wahrscheinlichere wäre) 4,15 l betragen habe. Allein diese Annahme hat um dessentwillen keine Gewähr, weil es zweifelhaft ist, ob das Gefäß wirklich ein Maßgefäß als solches mit absolut bestimmtem Maßvolumen war, oder ob es vielmehr ein bloßes Vorratsgefäß war, das im ganzen 10 *Ka* und kein volles *Ka* mehr faßte[2]). In diesem Falle hält das Gesamtvolumen von 4,71 l füglich unbedingt weniger als 11 *Ka*, und das *Ka* seinerseits mißt mehr als $^1/_{11}$, weniger als $^1/_{10}$ des Gefäßvolumens, d. h. mehr als $\left(\frac{4,71}{11}=\right)$ 0,428, weniger als 0,471 l. Diese Erkenntnis lenkt die Aufmerksamkeit auf das altägyptische Hin und hebräische Log von etwa 0,453 l und läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob etwa das *Ka* dem Hin gleichgewesen ist.

Entscheidet man sich jedoch für die andere Möglichkeit, daß das Silbergefäß wirklich bis zu einem bestimmten Abschnitt auf 10 *Ka* ausgebracht war, so ist es am wahrscheinlichsten, daß die untere Grenze des Halses (in Ersetzung des Eichstriches) das Maßvolumen abgrenze, daß also 10 *Ka* gleich 4,15, mithin 1 *Ka* gleich 0,415 l[3]) gewesen ist[4]). Letzterer Betrag im Näherungswert von 0,4067 l 300mal genommen, füllt, wie Thureau-Dangin herausgefunden hat, einen Kubus, dessen

1) Vgl. THUREAU-DANGIN, l. c. p. 91 note 2.

2) Vgl. PERNICE über die panathenäischen Preisamphoren (Zeitschr. f. Num. Berlin XX S. 230f. und meinen kurzen Beitrag über die pergamenischen πίθοι Archäol. Anzeiger 1916 S. 137ff.

3) Vgl. oben S. 132.

4) Vgl. THUREAU-DANGIN l. c. p. 79. Die Bestimmung des *Ka* basiert wohlgemerkt auf diesem einzigen Gefäß. Ein zweites, das der Zeit Nebukadnezars II. angehört, war zerschlagen und ist erst im Louvre ergänzt worden; es führte dann — ob mit oder ohne Kragenrand ist mir unbekannt —, wie THUREAU-DANGIN (Rev. d'Assyr. IX 1909 p. 91) mitteilt, auf ein *Ka* von 0,81 l. Weißbach bemerkt dazu (Brief vom 10. XI. 14): 'Zu Nebukadnezars Zeit galt das neue System: 1 *Gur* = 5 *Pi*, 1 *Pi* = 36 *Ka*. Die Bestimmung des *Ka* Nbk.s ist viel weniger sicher als die des *Ka* Entemenas. Es braucht nicht das Doppelte des letzteren zu sein; es wäre nicht unmöglich, das *Gur* und *Pi* ungeändert blieben und das alte *Ka* zum neuen sich wie 180:300 = 3:5 verhielte. So würden sich

Kante fast genau der Elle von 496 mm gleichkommt (0,4067 · 300 = 122,01; $\sqrt[3]{122,01} = 4,96$)[1]. Die Konvenienz der Zahlen ist ohne Zweifel einigermaßen auffallend, und, was hinzukommt, die 300 *Ka* stellen wirklich eine Hohlmaßeinheit, das *Gur* zu 5 *Pi* von 60 *Ka*, dar. Und doch muß man gerade hier mit Ed. Meyer skeptisch fragen; sollten nicht die Zahlen dem Rechenmeister wieder allzu geduldig stillgehalten haben? Die Zahl 300 ist nicht einmal eine primäre Größe des Sexagesimalsystems. Wie also hätten die alten Babylonier darauf verfallen sollen, bei der Urbildung des Systems die Einheit des Hohlmaßes gerade als $^1/_{300}$ des Ellenkubus zu bilden?

Dies führt mich zu der Frage, welches überhaupt die natürlichste und zwangloseste Form eines wirklich geschlossenen metrischen Systems ist. In unserem Maßsystem ist die vom Längenmaß zum Hohlmaß und Gewicht hinüberleitende Größe das Zehntel des Meters. Dessen Kubus ist das Kubikdezimeter oder Liter; dessen Gewichtsäquivalent bei Wasserfüllung (Temperatur + 4° C) das Kilogramm. Vergrößert man dieses Gewicht bzw. Volumen um das hundertfache, so erhält man den Doppelzentner bzw. das Hektoliter, und denkt man sich diese Wassermasse in einem Kubus, so hat eben dieser eine Kantenlänge von $\sqrt[3]{100} = 4,6415$ dm. Da dieser Wert eine Einheit des Längenmaßes nicht darstellt, so steht das kubische Maß zum linearen Maß, was das Hektoliter angeht, in keiner direkten Beziehung. Aber diese Beziehung kehrt wieder, wenn man das Kubikdezimeter weiter auf das Tausendfache vergrößert; denn die Tonne im Gewicht und das Kubikmeter im Hohlmaß korrespondieren, wie schon der Name des letzteren besagt, mit dem linearen Meter. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß unser dezimales Maßsystem mit nichten ein absolutes, sondern im Grunde nur ein relatives metrisches Einheitssystem darstellt.

Etwas anders im Sexagesimalsystem. Der Gudea-Zoll oder Finger von 0,1653 dm ergibt als Kante einen Kubus von 0,0452 l, das Sechs-

für das neue *Ka* als Grenzwerte 0,415 . $\frac{5}{3}$ = 0,692 und 0,471 . $\frac{5}{3}$ = 0,785 ergeben. Wir haben aber keine Gewähr, daß *Gur* und *Pi* sich gleich blieben; sie können gleichfalls etwas gewachsen sein, so daß das neue *Ka* nahezu auf das Doppelte des alten ausgekommen wäre ... Übrigens sind altbabylonisches *Ka*, neubabylonisches *Ka*, assyrisches *Ka* und altpersisches *Ka* (falls dies überhaupt existierte) vier verschiedene Größen, solange ihre Beziehungen noch nicht zweifelsfrei aufgedeckt sind'.

1) THUREAU-DANGIN p. 92 s.



fache des Zolls, die Hand (?) von 0,992 dm einen Kubus von 0,9762 l, das Dreißigfache, die Elle von 4,96 dm, einen Kubus von 122,024 l. Diese drei Kuben verhalten sich wie 1 : 216 : 27 000, die beiden letztgenannten untereinander wie 1 : 125. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß das Sexagesimalsystem ein kategorisch-einheitliches metrisches System noch viel weniger zustande bringen kann als das Dezimalsystem; denn die direkte Beziehung der Kategorien kehrt, abgesehen von der Grundeinheit, in keiner andern Größe mehr wieder. Anders gesprochen: da im babylonischen Maßsystem das Längenmaß einerseits und das Hohlmaß und Gewicht andererseits je seine eigene sexagesimale Skala hatte, so ist klar, daß, wenn eine Beziehung der linearen und der kubischen Kategorie zueinander wirklich vorhanden war, diese nur in einer Berührungsgröße gelegen haben kann. Ich gestehe, daß, nachdem ich mir diese Erkenntnis recht zu eigen gemacht hatte, es mir um ein Erhebliches unwahrscheinlicher geworden ist, daß die alten Babylonier — die ja so modern wie die Begründer des Metersystems doch nicht gedacht haben können — von dem Sexagesimalsystem aus überhaupt darauf hätten verfallen sollen, sich ein metrisches Einheitssystem zu schaffen.

Welche Zahlenreihe war nun aber zur Aufstellung eines solchen Systems vor anderen geeignet? Ohne Zweifel die binare. Hat man einen linearen Maßstab, halbiert diesen fortlaufend und bildet zu jeder neuen Hälfte einen Kubus, so steht von diesen Kuben jeder größere zum nächst kleineren im Verhältnis 8 : 1; denn in jedem liegen acht abfolgende kleinere. Hier und nur hier schreiten also die kategorischen Beziehungen in der größtmöglichen Weise permanent fort.

Nun habe ich Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 963 ff. die These aufgestellt, daß auch die Sexagesimalreihe eine Emanation einer älteren Binarreihe darstelle. Wäre dies richtig, so würde es m. E. auch um Thureau-Dangins obige Theorie nicht mehr so schlecht bestellt sein; denn daß man bei dem Übergang zum Sexagesimalsystem, die teilende Einheit, das Handhohlmaß, von $^1/_{256}$ ($^1/_{2^8}$) des Ellenkubus auf $^1/_{300}$ desselben herabgesetzt hätte, das würde durchaus glaubhaft sein. Ist solche Theorie probabel?

3.

Thureau-Dangin handelt a. a. O. p. 80ss. von dem Grundriß eines rechteckigen mit mehreren Gebäuden besetzten Platzes. Dieser mißt in seinen Seiten $11^1/_2$ *Gar* · 11 *Gar* 3 *U*, während seine Fläche zu 1 *Gar* 28 *Sar*, das ist 128 *Sar* oder □ *Gar*, angegeben wird. Nimmt man das *Gar*, wie es für altbabylonische Zeit bezeugt ist, zu 12 *U* oder Ellen von je 30 *Šú.Si* oder Zoll, und setzt man die Elle nach dem Maßstab des Gudea zu ca. 496 mm, so erhält man für das *Gar* 5,952 m. Demnach ergibt sich für die eine Seite des Rechtecks $11{,}5 \cdot 5{,}952 = 68{,}448$, für die andere $11^3/_{12}$ oder $11{,}25 \cdot 5{,}952 = 66{,}960$ m, für die Fläche also $11^1/_2 \cdot 11^1/_4$ *Gar* oder $68{,}448 \cdot 66{,}960$ m $= 129^3/_8$ □ *Gar* (*Sar*) oder 4583,278 □ m.

Die so gewonnene Zahl geht über die der Fläche zugewiesenen 128 □ *Gar* um $1^3/_8$ □ *Gar* hinaus. An dieser Differenz hat Thureau-Dangin Anstoß genommen, sehr mit Recht, da, wenn der Rechner die Quadratsumme abrunden wollte, ihm die Zahlen 129 und 130 näher hätten liegen müssen als die 128. Somit, meint Thureau-Dangin, kann hier nicht mit einer Elle von 30 Zoll gerechnet werden. Vielmehr bezeichnet *U* die 'Längeneinheit' schlechthin; und ob zwar nicht strikt erwiesen, so ist es doch immerhin glaubhaft, daß es wirklich neben der Elle von 30 noch je ein *U* zu 24 und zu 20 Zoll gegeben hat. Das erstere eruiert der Forscher aus Texten, die dem in Rede stehenden Text zeitlich nahe kommen, und gleichzeitig sieht er es bezeugt durch die babylonischen Backsteinziegel in ihrer meistgebrauchten Form und Größe. Setzt man nun dieses *U* in unsere Gleichung ein, so ergibt sich für die Fläche $11^1/_2 \cdot 11^3/_{20} = 128{,}225$, ein Wert, der die Abrundung auf 128 rechtfertigen würde.

Wer wollte bezweifeln, daß diese Argumentation durchaus plausibel klingt? Und dennoch könnte die Lösung gegebenen Falles auf einer ganz andern Seite zu suchen sein. Auffällig ist in der Rechnung zweifellos die minimale Differenzierung der beiden Tetragonalseiten. Sollte es sich da wirklich um ein so peinlich genau vermessenes Rechteck handeln, oder sollte vielleicht an ein Quadrat zu denken sein, dessen Seiten der Rechner möglicherweise, um glattere Beträge zu erhalten, etwas alteriert hätte, weil er anderes Maß verwendete als das, nach dem das Grundstück ursprünglich vermessen worden war? Unter diesem Gesichtspunkt wage ich folgendes Experiment. Als *U* setze ich den Maßstab des Gudea von ca. 264,5 mm (bzw. dessen

Duplum von ca. 529 mm); er hatte 16 (32) Zoll. In Anlehnung an diese Teilung setze ich auch das *Gar* versuchsweise zu 16 (8) *U*, mithin zu 0,2645 · 16 (bzw. 0,529 · 8) = 4,232 m. 16 solcher hypothetischen 'Gar' ergeben 67,712 m und ein Quadrat von je 16 solcher 'Gar' Seitenlänge hat 67,712 · 67,712 = 4584,915 qm. Dieser Wert deckt sich bis auf etwa $1^1/_2$ qm genau mit dem vorher gewonnenen Resultat. Und nun erwäge man zweierlei. Erstlich: das alte (hypothetische) 'Gar' verhielt sich zu dem altbabylonischen (historischen) *Gar* wie 5 : 7[,03125]. Mithin sind 16 'Gar' gleich $\frac{5 \cdot 16}{7}$ = 11,428 *Gar*, oder nach dem genaueren Verhältnis gleich $\frac{5 \cdot 16}{7{,}03125}$ = 11,377 *Gar*. Demgemäß ergibt sich ein Quadrat von 11,428 · 11,428 = 130,6 bzw. von 11,377 · 11,377 = 129,436 *Sar*. Letzterem Werte ist unser Rechner sehr nahegekommen; denn $11^1/_2 \cdot 11^1/_4$ ergibt eine Fläche von $129^3/_8$. Zweitens: wenn die linearen Maße (*Gar*) sich wie 5 : 7[,03125] verhielten, dann verhielten sich die Quadrate (*Sar*) wie 25 : 49[,4365], mithin rund wie 1 : 2. Dementsprechend sind (16 · 16 d. i.) 256 'Sar' gleich rund 128 *Sar*, welch letztere Zahl der Text bietet. Wird diese Interpretation für möglich gehalten?

4.

Weißbach hat jüngst (Or. Lit.-Ztg. 1914 S. 193ff.) über die Maße des großen babylonischen Stufenturmes gehandelt. Dieser hatte quadratischen Grundriß und maß nach einer längere Zeit verschollenen, jüngst wieder aufgefundenen Tontafel in seiner untersten Stufe nach Länge und Breite je 15 *Gar*, d. h., da das *Gar* in altbabylonischer Zeit 12 Ellen hatte, 180 Ellen. Die Basis (*kigallu*) des Turmes maß nach derselben Quelle '3 *ku* der *Suklum*elle'. 3 *ku*, d. h. 3 · 60 (Ellen) müßten nach anderen Quellen gleich 30 *Gar* sein, und so ergäbe sich, daß das *kigallu* bei verdoppelter Seite genau den vierfachen Flächenraum der untersten Turmstufe bedeckt hätte, das hieße, daß die *Suklum*elle hier als Doppelelle aufzufassen wäre. 'Aus bautechnischen Gründen' will Weißbach dies nicht gelten lassen. 'Welche Absicht', meint er, 'sollen die Erbauer des Stufenturmes mit einer solchen zwecklosen Verschwendung des Ziegelmaterials verfolgt haben? Denn wenn das *kigallu* wirklich unter der untersten Stufe des Turmes hervortrat, so müßte man es sich als eine Art gepflasterte Terrasse vorstellen. War es aber genau so lang und breit wie die aufsitzende unterste Stufe, so bedeutet es nichts weiter als die Sohle der Grundgrube, die das

Mauerwerk aufzunehmen hatte.' Ich sollte meinen, diese Frage würde durch Herodot (I 181) gelöst, der über den Turm berichtet: *ἐν τῷ ἑτέρῳ (φάρσεϊ τῆς πόλεως) Διὸς Βήλου ἱρὸν χαλκόπυλον, καὶ ἐς ἐμὲ ἔτι τοῦτο ἐόν, δύο σταδίων πάντῃ, ἐὸν τετράγωνον. ἐν μέσῳ δὲ τοῦ ἱροῦ πυργὸς στερεὸς οἰκοδόμηται, σταδίου καὶ τὸ μῆκος καὶ τὸ εὖρος κτλ.* Was ist es um diese Maßangaben? Herodot rechnet das Stadion zu 360 Ellen. Der Turm mißt aber nur 180 Ellen. Ergo stellt Herodots Angabe einen Doppelwert dar. Das ist nicht eben verwunderlich; denn es ist längst erwiesen, daß der Schriftsteller, getäuscht durch die Tatsache, daß es im Orient zwei Maßsysteme gegeben hat, deren einzelne Einheiten bei gleicher Benennung zueinander wie 2 : 1 standen, vielfach die großen Maße vorausgesetzt hat, wo die kleinen in Betracht kamen[1]). So hat er in unserm Falle offenbar die Angabe gefunden, der Turm messe 180 Ellen, und diesen Wert hat er, indem er irrig die Doppelelle voraussetzte, durch 180 (große) statt durch 360 (kleine) Ellen dividiert, um so 1 statt $^1/_2$ Stadion zu erhalten.

Der Turm lag nach Herodot in einem tetragonalen *ἱρόν* oder heiligen Bezirk, dessen Seiten (in Wirklichkeit natürlich 1, nicht 2 Stadien messend) doppelt so groß waren wie die unterste Turmstufe, und dessen Fläche die vom Turm bedeckte also viermal übertraf. Angesichts dieser Sachlage möchte ich fragen: was steht im Wege, um in diesem *ἱρόν*, das man sich sehr wohl als eine gepflasterte Terrasse bzw. als einen gepflasterten Hof vorstellen kann, das *kigallu* der Tontafel zu erkennen, wie ja auch Thureau-Dangin und nach dessen Darstellung und Zeichnung[2]) der erste Herausgeber des Textes G. Smith angenommen haben? Besteht ein solches Bedenken nicht, so sind klärlich die 180 *Suklum*ellen der *kigallu*-Seite, wie sie 30 *Gar* oder 1 Stadion gleichen, als Doppelellen aufzufassen[3]).

1) Vgl. HULTSCH, Metrologie² S. 58. LEHMANN-HAUPT, Wochenschr. f. klass. Philologie 1895 (Rezension von W. Schwarz, Der Schoinos) S.-A. S. 21 sowie meinen kleinen Beitrag Rhein. Mus. LXIX 1914 S. 562.

2) Vgl. Journ. Asiat. 1909 p. 86 und Beilage zu S. 140.

3) Weißbach führt gegen diese Auffassung auch die Angabe der Tafel ins Feld, daß der Fläche des *kigallu* 3 *Pi* Saatgut gleichgestanden haben. 3 *Pi* Saatmaß, rechnet er in großem Umweg geschickt heraus, entsprechen einer Fläche von 32 400 Quadratellen; ergo mißt die Seite solchen Quadrats $\sqrt{32\,400}$ = 180 Ellen, und ergo ist das *kigallu* gleich dem Flächenraum der untersten Stufe. Der letztere Schluß ist aber, wie mir scheint, nicht zwingend; denn wer garantiert Weißbach, daß es sich in dem Text um ein *Pi* kleiner und nicht großer Einheit (Doppel-*Pi*) handelt, um so mehr als ja auch der Text selbst gerade an den Stellen,

Weißbach hatte bereits 1904 in seinem Büchlein Das Stadtbild von Babylon darauf hingewiesen, daß eine Nachmessung an der noch jetzt vorhandenen Ruine Etemenanki die Möglichkeit biete, die in dem Texte gebotenen babylonischen Längeneinheiten in ihren effektiven Beträgen zu bestimmen. Verdrießlich und des langen Wartens müde hat er dann in der Or. Lit.-Ztg. stärkere Töne angeschlagen. Aber inzwischen war doch, wie der Forscher in einem kurzen Nachwort selbst noch mitteilen konnte, an Ort und Stelle eine 'Voruntersuchung' angestellt worden. Mitt. DOG. 53 ist bekannt gegeben, daß der babylonische Turm in der Nordfront zu 91, in der Ostfront zu etwa 92 m gemessen sei. Demgemäß würde sich das *Gar* zu $\frac{91 \text{ bis } 92}{15}$ $= 6{,}067$ bis $6{,}133$, die Elle zu $\frac{91 \text{ bis } 92}{180} = 0{,}50555$ bis $0{,}51111$ m stellen. Diese praktische Prüfung macht eines sofort zur Gewißheit: die 30 Gudea-Zoll messende Elle von 496 mm kommt für die Vermessung des Turmes nach der babylonischen Quelle (und mithin auch nach der herodoteischen Angabe) nicht in Betracht; denn auf keinen Fall können die betreffenden Maße in ihrer Größe hinter den durch die Nachmessung gewonnenen Werten zurückgeblieben sein. Wohl ist es möglich, daß sie über dieselben hinausgegangen sind, ja dies ist notwendig dann der Fall, wenn der moderne Meßwert sich etwa auf die nackten Wände erstrecken sollte, während diese im Altertum noch eine äußere Bekleidung gehabt haben, die heute fehlt[1]).

Ich selbst habe (Klio XIV 1914 S. 252ff.)[2]) nach dem Vorgange anderer (die Einheit von 30 *Gar* oder) das 'Stadion' für das offizielle

---

wo er das Verhä'tnis des Saatguts zur Fläche gibt, ausdrücklich von der 'großen Elle' spricht. Brieflich belehrt mich Weißbach: 'das Wort *kigallu* ist ein sumerisches Lehnwort: *ki* + *gal* = ‚Erde (Platz o. ä.) + groß'. Mythologisch bedeutet es ‚Unterwelt', bautechnisch die ‚Grundgrube' oder ‚Sohle der Grundgrube', wofür der Babylonier genauer sagt *irat kigalli* = ‚Brust der Grundgrube'. Ist diese Deutung richtig, so folgt eigentlich von selbst, daß *kigallu* und das darauf sitzende Mauerwerk genau die gleiche horizontale Ausdehnung haben. Um den letzten Zweifel zu beseitigen, müßte natürlich die Ruine selbst genauer untersucht werden'.

1) Dazu Weißbach im Brief: 'daß die Ruine in früherer Zeit noch eine Verkleidung von irgendwelcher Erheblichkeit gehabt hätte, ist mir unwahrscheinlich. Der Bewurf oder Anstrich, den auch ich annehme, kann höchstens einige Millimeter dick gewesen sein'. Daß man sich den Turm auch anders vorgestellt hat, lehrt das Modell Rawlinsons in Washington, das aus Winckler auch in LUCKENBACH, Kunst und Geschichte I[7] 1908 S. 10 Fig. IV übergegangen ist.

2) Vgl. Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 962f.

Persien zu 360 Ellen von 525 (bzw. — weniger wahrscheinlicher Eventualwert — 532,8) mm, das ist 189 (191,8) m angenommen. Diese Werte basieren im Grunde auf komparativ-metrologischer Spekulation, da der letztere an Hand des römischen Fußes von 296[1]), der andere an Hand der altägyptischen Königselle gebildet ist, die selber 525 mm mißt. Daß eben dieses Maß einer möglichen altbabylonischen (*Suklum-*) Elle von 529 mm in jüngerer Zeit seine Norm aufgezwungen haben könnte, ist zweifellos möglich; jedenfalls wird man für die altbabylonische Zeit besser daran tun, sich an das monumentale Zeugnis des Gudea-Maßstabes zu halten. Dieser maß 264,5 mm, er ergibt also möglicherweise eine Elle von 529, eine Doppelelle von 1,058 m, ein *Gar* von 6,348 m und ein 'Stadion' von 190,44 m. Die unterste Turmstufe aber stellt sich nach diesem Maße zu $15 \cdot 6{,}348 = 95{,}22$ m. Subtrahiert man von diesem Betrage, als auf die Bekleidung entfallend, $7^1/_2$ Ellen oder 3,9675 m, so bleiben 91,2525 m, ein Wert, der dem modernen Messungsergebnis vorzüglich Genüge tut. — Auch das prüfe, wie alle meine Aufstellungen, wohlwollend der Fachmann.

1) Sicher hat die Angleichung des orientalischen Maßes an das römische Maß in hellenistisch-römischer Zeit stattgefunden.

Anhang.

Münztabellen zur Bestimmung des Normalgewichts.

Tab. I. Lydien. Listen nach Regling, Klio XIV 1914 S. 110ff.

a) Gewogene Goldsekel (*Κροίσειοι στατῆρες*) leichten Fußes[1]).

Gewichtsskala für die Goldsekel Gramm	Zahl der Stücke nach Regling
7,97—7,98	1
7,98—7,99	2
7,99—8,00	1
8,00—8,01	3
8,01—8,02	2
8,02—8,03	1
8,03—8,04	3
8,04—8,05	7
8,05—8,06	8
8,06—8,07	5
8,07—8,08	5
8,08—8,09	1
8,09—8,10	2
8,10—8,11	3
Summa	44

1) Für die Goldsekel des schweren Fußes s. o. S. 85, Anm. 4.

b) Gewogene Silbersekel und Halbsekel.

Gewichtsskala für die Halbsekel Gramm	Gewichtsskala für die Sekel Gramm	Zahl der Stücke nach Regling	
		Halbsekel	Sekel
5,13—5,14	10,26—10,28	1	1
5,14—5,15	10,28—10,30	1	—
5,15—5,16	10,30—10,32	1	2
5,16—5,17	10,32—10,34	2	—
5,17—5,18	10,34—10,36	—	—
5,18—5,19	10,36—10,38	2	—
5,19—5,20	10,38—10,40	1	1
5,20—5,21	10,40—10,42	2	—
5,21—5,22	10,42—10,44	—	2
5,22—5,23	10,44—10,46	—	—
5,23—5,24	10,46—10,48	—	1
5,24—5,25	10,48—10,50	1	—
5,25—5,26	10,50—10,52	6	1
5,26—5,27	10,52—10,54	1	1
5,27—5,28	10,54—10,56	2	—
5,28—5,29	10,56—10,58	2	4
5,29—5,30	10,58—10,60	2	2
5,30—5,31	10,60—10,62	5	—
5,31—5,32	10,62—10,64	5	—
5,32—5,33	10,64—10,66	7	—
5,33—5,34	10,66—10,68	2	—
5,34—5,35	10,68—10,70	5	—
5,35—5,36	10,70—10,72	8	2
5,36—5,37	10,72—10,74	4[1])	—
5,37—5,38	10,74—10,76	2	—
5,38—5,39	10,76—10,78	4	—
5,39—5,40	10,78—10,80	2	—
5,40—5,41	10,80—10,82	5	—
5,41—5,42	10,82—10,84	1	—
	Summa	74	17

Außerdem: Halbsekel 5[1]), je 1 Stück: 4,45; 4,87; 5,08; 5,43; 5,45.
Sekel 5, je 1 Stück: 9,36; 9,62; 10,13; 2 Stück: 10,21.

1) Gestrichen sind aus Reglings Liste s. 5,36 zwei nach dem gemeinsamen Durchschnitt veranschlagte Stücke (vgl. oben S. 26).

Tab. II. Persien. Liste nach Regling, Klio XIV 1914 S. 104ff.

a) Gewogene Goldsekel, Dareiken und Doppeldareiken.

Gewichtsskala für die Dareiken Gramm	Gewichtsskala für die Doppeldareiken Gramm	Zahl der Stücke nach Regling		Gesamtzahl (die Doppeldareiken auf Dareiken umgerechnet)
		Dareiken[1])	Doppeldareiken	
8,19—8,20	16,38—16,40	2	1	3
8,20—8,21	16,40—16,42	1	—	1
8,21—8,22	16,42—16,44	—	—	—
8,22—8,23	16,44—16,46	1	—	1
8,23—8,24	16,46—16,48	4	—	4
8,24—8,25	16,48—16,50	1	4	5
8,25—8,26	16,50—16,52	1	4	5
8,26—8,27	16,52—16,54	2	6	8
8,27—8,28	16,54—16,56	9	2	11
8,28—8,29	16,56—16,58	3	1	4
8,29—8,30	16,58—16,60	11	2	13
8,30—8,31	16,60—16,62	11	2	13
8,31—8,32	16,62—16,64	6	5	11
8,32—8,33	16,64—16,66	13	6	19
8,33—8,34	16,66—16,68	14	2	16
8,34—8,35	16,68—16,70	21	3	24
8,35—8,36	16,70—16,72	20	3	23
8,36—8,37	16,72—16,74	21	2	23
8,37—8,38	16,74—16,76	10	1	11
8,38—8,39	16,76—16,78	5[1])	—	5
8,39—8,40	16,78—16,80	6	1	7
8,40—8,41	16,80—16,82	9	—	9
8,41—8,42	16,82—16,84	1	—	1
8,42—8,43	16,84—16,86	1	—	1
8,43—8,44	16,86—16,88	1	1	2
8,44—8,45	16,88—16,90	—	—	—
8,45—8,46	16,90—16,92	1	—	1
8,46—8,47	16,92—16,94	1	—	1
	Summa	176[1])	46	222

Außerdem: Dareiken 6, je 1 Stück: 8,00; 8,10; 8,57; 8,83; 2 Stück: 8,60.
Doppeldareiken 2, je 1 Stück: 16,08; 16,33.

1) Gestrichen sind sub 8,38 g aus Reglings Liste 125 Stücke des Athosfundes, die, nach dem gemeinsamen Durchschnitt veranschlagt, nicht verwertbar sind. Vgl. oben S. 26.

Tab. II. Persien. Liste nach Regling, Klio XIV 1914 S. 106ff.

b) Gewogene Silbersekel (*Μηδικοὶ σίγλοι*).

Gewichtsskala für die Silbersekel Gramm	Zahl der Stücke nach Regling[1])	Gewichtsskala für die Silbersekel Gramm	Zahl der Stücke nach Regling[1])	Gewichtsskala für die Silbersekel Gramm	Zahl der Stücke nach Regling[1])
			38		252
5,11—5,12	1	5,28—5,29	6	5,45—5,46	16
5,12—5,13	2	5,29—5,30	9	5,46—5,47	8
5,13—5,14	2	5,30—5,31	5	5,47—5,48	11
5,14—5,15	2	5,31—5,32	8	5,48—5,49	14
5,15—5,16	3	5,32—5,33	4	5,49—5,50	11
5,16—5,17	2	5,33—5,34	9	5,50—5,51	18
5,17—5,18	1	5,34—5,35	17	5,51—5,52	12
5,18—5,19	—	5,35—5,36	20	5,52—5,53	22
5,19—5,20	2	5,36—5,37	23	5,53—5,54	11
5,20—5,21	5	5,37—5,38	9	5,54—5,55	23
5,21—5,22	1	5,38—5,39	20[1])	5,55—5,56	15
5,22—5,23	3	5,39—5,40	10	5,56—5,57	9
5,23—5,24	4	5,40—5,41	25	5,57—5,58	12
5,24—5,25	1	5,41—5,42	6	5,58—5,59	9
5,25—5,26	4	5,42—5,43	19	5,59—5,60	6
5,26—5,27	2	5,43—5,44	9	5,60—5,61	2
5,27—5,28	3	5,44—5,45	15	5,61—5,62	4
				5,62—5,63	4
Summa	38	Summa	252	Summa	459

Außerdem 36: je 1 Stück, 2,93; 3,38; 3,57; 3,58; 3,76; 4,23; 4,40; 4,61; 4,62; 4,72; 4,74; 4,88; 4,90; 4,93; 5,02; 5,04; 5,05; 5,08; je 2 Stück: 4,28; 5,07; 3 Stück: 4,99. — Je 1 Stück: 5,64; 5,88; 2 Stück: 5,65; 3 Stück: 5,66; 4 Stück: 5,70.

Tab. III. Kyzikos. Gewogene Elektronstateren der Sammlung Warren. (Katal. Regling, Berlin 1906 S. 220.)

Gewichtsskala für die Stateren Gramm	Zahl der Stücke für das 6. bis Mitte 4. Jahrh.
15,8—15,9	11
15,9—16,0	31
16,0—16,1	52
16,1—16,2	19
Summa	113

Außerdem 1 Stück: 13,15 (subärat).

1) Gestrichen sind sub 5,38 g aus Reglings Liste zweimal 6 Stücke, weil nach dem gemeinsamen Durchschnittsgewicht berechnet. Vgl. oben S. 26.

Tab. IV. Ägina. Gewogene Didrachmen.

Archaische Münzen (ca. 700 bis 550.)

Gewichtsskala für die Didrachmen Gramm	Entsprechende Rechnungswerte für die Drachme Gramm	Berlin. Münzkab. (eigene Wägungen)	Brit Mus. (Katal. Head-Poole)	Gesamtzahl
11,5—11,6	5,75—5,8	—	2	2
11,6—11,7	5,8 —5,85	1	3	4
11,7—11,8	5,85—5,9	—	2	2
11,8—11,9	5,9 —5,95	1	1	2
11,9—12,0	5,95—6,0	2	1	3
12,0—12,1	6,0 —6,05	3	4	7
12,1—12,2	6,05—6,1	1	3	4
12,2—12,3	6,1 —6,15	2	4	6
12,3—12,4	6,15—6,2	4	7	11
12,4—12,5	6,2 —6,25	—	4	4
12,5—12,6	6,25—6,3	—	3	3
12,6—12,7	6,3 —6,35	—	0	0
	Summa	14	34	48

Außerdem 5: Berlin. Münzkab.: 1 Stück: 13,71.
Brit. Mus.: je 1 Stück: 10,33; 10,71; 11,37; 12,96.

Tab. V. Athen.

a) 'Wappenmünzen' (594 bis ca. 560 v. Chr.)[1]).

Gewichtsskala für die Tetradrachmen Gramm	Gewichtsskala für die Didrachmen Gramm	Gewichtsskala für die Drachmen Gramm	Zahl der Stücke im Berliner Münzkabinett (eigene Wägungen)			Sämtliche Stücke auf Drachmen umgerechnet
			Tetradrachmen	Didrachmen	Drachmen	
16,2—16,4	8,1—8,2	4,05—4,1	—	2	—	2
16,4—16,6	8,2—8,3	4,1 —4,15	—	3	1	4
16,6—16,8	8,3—8,4	4,15—4,2	—	2	2	4
16,8—17,0	8,4—8,5	4,2 —4,25	—	8	2	10
17,0—17,2	8,5—8,6	4,25—4,3	2	5	—	7
17,2—17,4	8,6—8,7	4,3 —4,35	1	—	2	3
17,4—17,6	8,7—8,8	4,35—4,4	—	1	—	1
17,6—17,8	8,8—8,9	4,4 —4,45	—	—	—	—
		Summa	3	21	7	31

Außerdem 6: Tetradrachmen, je 1 Stück: 15,49; 16,07.
Didrachmen, je 1 Stück: 7,25; 7,7; 9,07.
Drachmen, 1 Stück: 3,96.

1) Vgl. v. Fritze, Z. f. N. Berlin XX 1897 S. 142 ff. Regling, Sammlung Warren, Berlin 1906 S. 132.

Tab. V. Athen. Gewogene Tetradrachmen.

b) Archaische Münzen von 560 bis 480 v. Chr.

Gewichtsskala für die Tetradrachmen Gramm	Entsprechende Rechnungswerte für die Drachme Gramm	Zahl der Stücke in den Sammlungen				Gesamtzahl
		Berlin. Münzkab. (eigene Wägungen)	Brit. Mus. (Katal. Head-Poole)	Athen. Arch. Mus. (Svoronos Journ. intern. I 370)[1]	Warren (Katal. Regling)	
16,5—16,6	4,215—4,15	1	1	3	—	5
16,6—16,7	4,15 —4,175	3	2	—	—	5
16,7—16,8	4,175—4,2	5	—	3	—	8
16,8—16,9	4,2 —4,225	1	6	3	1	11
16,9—17,0	4,225—4,25	8	2	3	1	14
17,0—17,1	4,25 —4,275	8	—	9	1	18
17,1—17,2	4,275—4,3	9	4	5	1	19
17,2—17,3	4,3 —4,325	3	2	3	1	9
17,3—17,4	4,325—4,35	5	3	—	—	8
17,4—17,5	4,35 —4,375	2	1	—	1	4
17,5—17,6	4,375—4,4	—	1	1	—	2
17,6—17,7	4,4 —4,425	—	1	1	—	2
17,7—17,8	4,425—4,45	1	—	1	—	2
17,8—17,9	4,45 —4,475	1	1	—	—	2
17,9—18,0	4,475—4,5	—	—	—	—	—
	Summa	47	24	32	6	109

Außerdem 10: Berlin. Münzkab.: je 1 Stück: 15,76; 16,11; 16,14; 18,46.
Brit. Mus.: 1 Stück: 15,55.
Athen. Mus.: je 1 Stück: 15,81; 15,95; je 2 Stück: 16,35.
Warren: 1 Stück: 16,23.

1) Svoronos verzeichnet das Gewicht vor und nach der Reinigung. Im Einverständnis mit K. Regling habe ich die ersteren Beträge verwendet; sie sind durchweg ½—1 Gramm höher als die anderen.

Tab. V. Athen. Gewogene Tetradrachmen im Britischen Museum.

c) Münzen des 'neuen Stils', nach Wiederaufnahme der Prägung ca. 229 v. Chr. (Katal. Head p. 33f.)

Gewichtsskala für die Tetradrachmen Gramm	Entsprechende Rechnungswerte für die Drachmen Gramm	Zahl der Stücke		Gesamtzahl
		ca. 229—197	ca. 196—(87) [Serie 18—33]	
15,4—15,5	3,85 —3,875	—	2	2
15,5—15,6	3,875—3,9	—	—	—
15,6—15,7	3,9 —3,925	—	1	1
15,7—15,8	3,925—3,95	—	2	2
15,8—15,9	3,95 —3,975	—	—	—
15,9—16,0	3,975—4,0	—	2	2
16,0—16,1	4,0 —4,025	2	3	5
16,1—16,2	4,025—4,05	1	3	4
16,2—16,3	4,05 —4,075	1	3	4
16,3—16,4	4,075—4,1	2	8	10
16,4—16,5	4,1 —4,125	—	7	7
16,5—16,6	4,125—4,15	—	5	5
16,6—16,7	4,15 —4,175	6	11	17
16,7—16,8	4,175—4,2	4	3	7
16,8—16,9	4,2 —4,225	4	1	5
16,9—17,0	4,225—4,25	1	4	5
17,0—17,1	4,25 —4,275	1	—	1
	Summa	22	55	77

Außerdem 3: je 1 Stück: 14,3; 15,1; 17,6.

Tab. VI. Ptolemäermünzen. Gewogene Silber-Tetradrachmen im Britischen Museum (Katal. Poole).

Gewichtsskala für die Tetradrachmen Gramm	Entsprechende Rechnungswerte für die Drachme Gramm	Zahl der Stücke des Ptolemaios I. und II. 305—247 v. Chr.
13,0—13,1	22,5 —2,275	1
13,1—13,2	2,275—3,3	3
13,2—13,3	3,3 —3,325	3
13,3—13,4	3,325—3,35	1
13,4—13,5	3,35 —3,375	5
13,5—13,6	3,375—3,4	4
13,6—13,7	3,4 —3,425	6
13,7—13,8	3,425—3,45	6
13,8—13,9	3,45 —3,475	17
13,9—14,0	3,475—3,5	16
14,0—14,1	3,5 —3,525	15
14,1—14,2	3,525—3,55	26
14,2—14,3	3,55 —3,575	17
14,3—14,4	3,575—3,6	3
14,4—14,5	3,6 —3,625	—
14,5—14,6	3,625—3,65	2
14,6—14,7	3,65 —3,675	—
14,7—14,8	3,675—3,7	4
14,8—14,9	3,7 —3,725	5
14,9—15,0	3,725—3,75	1
15,0—15,1	3,75 —3,8	1
	Summa	136

Außerdem 2: je 1 Stück: 12,54; 12,84.

Tab. VII. Rom. Gewogene Silber-Denare im Britischen Museum (Katalog Grueber I p. 119 ff.)

Gewichtsskala für die Denare Gramm	Zahl der Stücke für die Zeitperioden			Gesamtzahl
	a) ca. 150—125	b) ca. 124—103	c) ca. 102—92	
3,5—3,6	3	—	1	4
3,6—3,7	3	1	1	5
3,7—3,8	11	2	8	21
3,8—3,9	22	21	20	63
3,9—4,0	23	19	30	72
4,0—4,1	1	1	1	3
4,1—4,2	3	—	—	3
Summa	66	44	61	171

Außerdem 8: a) 2 Stück: 3,02, je 1 Stück: 2,89; 3,40; 3,41.
b) 1 Stück: 3,22.
c) je 1 Stück: 3,07; 3,36.

Nachträge.

S. 68 ff. Bei der Untersuchung über das pheidonische Hohlmaß habe ich Theophrast, Char. XXX 11 übersehen: *Φειδωνείῳ* (Cobet aus *φειδωνίῳ* der Hss. AB; *φειδομένῳ* V) *μέτρῳ τὸν πύνδακα εἰσκεκρουμένῳ μετρεῖν αὐτὸς τοῖς ἔνδον τὰ ἐπιτήδεια σφόδρα ἀποψῶν* (Beweis von *αἰσχροκέρδεια*). Ich setze voraus, daß hier *Φειδωνείῳ* wirklich richtig und nicht etwa an Hand von V *φειδόμενος* (*φειδομένως*?) herzustellen ist; dann macht der Satz es zur Gewißheit, daß das pheidonische Maß, wie Theophrast es gekannt hat, größer gewesen ist als das (attische) Vulgärmaß. Das stimmt zu den Nachrichten des Dikaiarch und Plutarch (Kritias) über das spartanische Maß (oben S. 69). Dagegen beweist die Stelle nichts für das pheidonisch-attisch-vorsolonische Maß, das nach Aristoteles und Androtion kleiner gewesen ist als das attische (pheidonisches Maß kleiner Einheit, zur großen Einheit wie 1 : 2 stehend, oben S. 48. 70 f.). Auch für den pheidonisch-epeirotischen Medimnos (S. 70 f.) möchte ich aus der Stelle noch keinen letzten Schluß ziehen. Denn der Athener Theophrast hat die *Φειδώνεια μέτρα* natürlich nicht aus der Epeiros, sondern aus Ägina oder aus der Peloponnes gekannt.

S. 123 ff. Die philetärische Meile römischen Ansatzes mißt 1,598 km (Rw) bzw. $7^1/_2$ philetär. Stadien von 213,13 m, d. i. 4500 philetär. Fuß von 355,2 mm = 5400 röm. Fuß von 296 mm. — Metrol. script. I 199,25 findet sich die Meilenbestimmung: *τὸ μίλιον ἔχει στάδια ζ̄ . . . ἤγουν πόδας ͵δᾱ.* Dieselbe Bestimmung kehrt versprengt im Frg. 86 ebd. 275, 13 wieder, und zwar wird hier zu der zweiten Definition angemerkt: (*πόδας*) *Φιλεταιρείους καλουμένους παρ' ἡμῖν.* 4200 philetär. Fuß von 355,2 mm ergeben 1,4918 km. Daß dies die römische Meile (mille passus) von 1,48 km (Rw) in abgerundeter Bestimmung sein soll, ist zweifellos. Nach dem genauen Rechnungswert hat diese Meile (1480 : 213,13 =) 6,944 philetär. Stadien oder $4166^2/_3$ ebensolche Fuß. — Bei Plutarch C. Gracch. 7 steht die Bemerkung *διαμετρήσας κατὰ μίλιον ὁδὸν πᾶσαν* (*τὸ δὲ μίλιον ὀκτὼ σταδίων ὀλίγον ἀποδεῖ*) *κίονας λιθίνους σημεῖα τοῦ μέτρου κατέστησεν.* Als Maßstab für die Vermessung einer italischen Straße *κατὰ μίλιον* durch einen römischen Beamten kommen nur

die mille passus (1,48 km) in Betracht. Da nun 1480 : 8 = 185 ist, so ist es offenbar, daß Plutarch bzw. sein Gewährsmann den Meilenwert nach einem Stadion umgerechnet hat, das etwas größer gewesen ist als 185 m. Dabei dürfte es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um das (olympische) Stadion von 650 röm. Fuß oder (650 · 0,296 =) 192,4 m handeln, das sich im 2. Jahrh. v. Chr. im römischen Lager und bei Polybios (XXXIV 12 B-W. = Strab. VII 322 C. u. c. 57) nachweisen läßt, worüber sich demnächst A. Schulten verbreiten wird.

S. 130ff. Galen (KÜHN XIII 435 = Metrol. script. I p. 211, 8 ff.) hat in seinen Quellen u. a. einen ξέστης (Sextar) von 18 metrischen Unzen gefunden. Seine Gewährsmänner (bzw. ἔνιοι von ihnen) bezeichnen dieses Maß als ξέστης Ῥωμαϊκός. Das tadelt der Arzt unter dem Hinweis, daß letzteres Maß 20 metrische Unzen (0,453 l) habe. Nun hatte der stadtrömische Sextar (ξέστης Ἰταλικός) bekanntlich bei Ölfüllung 18 Gewichtsunzen (24 metr. Unz. = 0,544 l), so daß man an eine Verwechslung denken könnte, wenn nicht ausdrücklich metrische Unzen angegeben wären. Handelt es sich also um epichorisches Maß, das die staatliche Anerkennung der Römer gefunden hatte? 20 metrische Unzen stellen ein Volumen von 0,4077 l dar; dies könnte das gleiche Maß sein, das Epiphanios 22 mal auf den hebräischen Modios rechnet (oben S. 127); denn letzterer hatte, wenn wir ihn richtig bestimmt haben, 9,06 l, und die Division 9,06 : 0,4077 ergibt 22,222, d. i. rund 22. Vgl. S. 132.

S. 156ff. Über die babylonischen Längenmaße hat neuerdings ECKHARD UNGER (Zwei babylon. Antiken aus Nippur) in den Publikationen der Kais. osman. Museen I (Konstantinopel 1916) gehandelt. Auf seine erwägenswerten Ausführungen näher einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen, nicht aber der Kritik zwei Fragen vorzulegen, auf die mich Dörpfeld hingewiesen hat. Ich frage: 1. Ist es genügend gerechtfertigt, in den beiden Gudeamaßstäben (oben S. 156) wirkliche, exakte Originalmaße zu sehen, oder stellen sie vielmehr bloße Bilder, Symbole — aber nicht σύμβολα im maßtechnischen Sinne (oben S. 40) — von Meßwerkzeugen dar, die nicht genau zu sein brauchen? 2. Ist das von Unger beschriebene Bronzestück aus Nippur wirklich ein Längenmaß oder besteht die Möglichkeit, daß es ein Wagebalken wäre? Hat Unger recht, was mir wahrscheinlich vorkommt, so erhebt sich auch hier wieder die weitere Frage, ob der Maßstab genau ist, was wiederum nicht notwendig der Fall zu sein

braucht, wenn wir es mit einem bloßen Weihegeschenk zu tun haben; denn solch Weihegeschenk braucht ja keineswegs (wiewohl UNGER [S. 13. Vgl. 23] es für 'natürlich' hält) auch zum praktischen Gebrauch gedient zu haben. Jedenfalls wäre es erwünscht, daß baldigst festgestellt werde, ob sich unter der Patinaschicht irgendwelche Inschriften befinden. — Daß die dem Stück entnommenen Meßwerte — z. B. 518 mm = 30zöllige Elle, 276,5 mm = 16zölliger 'Fuß' — zum Teil anderwärts wiederkehren, sei lediglich angemerkt: ein Maß von 517,5 mm bekundet das dem 5. Jahrh. v. Chr. angehörige Oxforder Relief aus Kleinasien (A. MICHAELIS, Journal of Hell. studies 1883. H. NISSEN, Metrologie² b. J. Müller, Handb. I² S. 863); zu 275—278 mm ist der sog. oskische Fuß in Kampanien gemessen (oben S. 81), und 277,5 mm beträgt die Hälfte des binar geteilten Maßstabes, der auf dem aus der Kaiserzeit stammenden Maßtisch von Ushak (Flaviopolis) in Phrygien abgebildet ist (HULTSCH, Metrologie² S. 572). — Im übrigen sei noch kurz festgestellt, daß meine Auffassung von der Emanation des babylonischen Sexagesimalsystems aus einem binaren Muttersystem durch die Sicherstellung des 16zölligen Fußes in Babylonien (UNGER S. 8) eine gute Stütze erhält. Und wenn denn späterhin die griechischen Fuße insgemein ebenfalls 16 Zoll gemessen haben, so wissen wir jetzt, wo die Wurzeln dieser Teilung liegen. Sie hat im (babylonischen) Längenmaß auch nach Einführung des Sexagesimalsystems fortbestanden und beim Eintritt in die Griechenwelt dieses sogar aus dem Felde geschlagen.

Stellenregister.

Sachregister.

(Die in Klammer beigefügten Maß- und Gewichtsbeträge sind Rechnungwerte im oben S. 27 gekennzeichneten Sinne.)





BRIEFE VON J. J. REISKE

NACHTRAG

VON

RICHARD FOERSTER
GEH. REGIERUNGSRAT, PROFESSOR IN BRESLAU

DES XXXIV. BANDES
DER ABHANDLUNGEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
Nº IV

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER
1917



Vorgetragen für die Abhandlungen am 9. Dezember 1916.
Das Manuskript eingeliefert am 9. Dezember 1916.
Der letzte Bogen druckfertig erklärt am 22. September 1917.

BRIEFE VON J. J. REISKE

NACHTRAG

VON

RICHARD FOERSTER
GEH. REGIERUNGSRAT, PROFESSOR IN BRESLAU

Neue Briefe von Reiske.

Als ich im Jahre 1892 im Auftrage der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften an die Sammlung der Briefe Reiskes ging, verstand es sich von selbst, daß ganze Arbeit zu tun war, daß ich mich mithin nicht nur mit einer öffentlichen, im Literarischen Centralblatt 1892 Nr. 15 abgedruckten Anfrage, sondern auch brieflich oder mündlich an alle Bibliotheken zu wenden hatte, in denen etwas vermutet werden konnte. Dies ist geschehen, soweit meine Kenntnis reichte. Freilich konnte mir nicht entgehen, daß völlige Sicherheit auch so sich nicht gewinnen lasse. Aber es ist doch nur wenig, was in den seitdem verflossenen vierundzwanzig Jahren an Neuem aufgetaucht ist.

Unmittelbar nach der im sechzehnten Bande der Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse erfolgten Veröffentlichung schrieb mir Victor Chauvin in Lüttich: „Es soll sich ein Brief von Reiske an Bode in folgendem Buche finden: Halle Waisenhaus. Verdienst der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit. Von Paul Jacob Bruns. 1810 (S. Gött. Gelehr. Anz. 1810, 1561 —1567)." Die Angabe hat sich bestätigt. Auf das Fragment eines ebenfalls bereits gedruckten Briefes an Christoph Gottlieb von Murr wurde ich 1899 durch den Bibliothekar der ständischen Landesbibliothek zu Kassel, Herrn Dr. Scherer, hingewiesen. Dann vergingen Jahre, daß ich nichts von neu aufgetauchten Briefen hörte. Da schrieb mir im Jahre 1903 mein lieber um die Beaufsichtigung der Arabica in der Ausgabe hochverdienter, nun auch schon längst heimgegangener Kollege Siegmund Fraenkel: „Beim Nachschlagen eines alten Bandes der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Bd. IV. 1850) sehe ich zufällig unter

den Zugängen für die Bibliothek sub Nr. 65 verzeichnet: „Fünfzehn Originalbriefe". Darunter: D. Reiske in Leipzig 1772. Frau E. C. Reiske in Dresden 1780 . . . Es tut mir nur leid, daß ich nicht zu der Zeit, als ich die Arabica in Ihrer Briefsammlung revidierte, schon darauf aufmerksam geworden war." Es handelte sich bei diesem Hinweise (a. a. O. S. 288) um einen Brief von Reiske an HARLESS in Erlangen und um zwei Briefe seiner Frau an denselben Gelehrten, welche im Jahre 1849 der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft vom Vicepräsidenten des K. Sächs. Landeskonsistoriums, Geh. Kirchenrat und Oberhofprediger Dr. HARLESS geschenkt worden waren. Ich hatte mich seiner Zeit für Halle an den Direktor der dortigen Universitätsbibliothek Dr. HARTWIG gewendet, und dieser hatte das Fehlen von Briefen nicht bloß in der Universitäts-, sondern auch in der Waisenhaus- und Marienbibliothek festgestellt. An die Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft aber war weder von mir noch von ihm gedacht worden. Die genaue Durchsicht jenes vierten Bandes der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft ergab mir aber, daß die Bibliothek noch sieben andere Briefe von Reiske besaß. In demselben Jahre 1849 nämlich war nach S. 144 der Zeitschrift der Bibliothek auch von Dr. J. W. E. GOTTWALDT in Petersburg, nachmals Professor in Kasan, geschenkt worden: „Epistolarum Reiskianarum Heptas, transscripsit ex autographis, quae conservantur in Bibliotheca Imperiali Publica Petropolitana J. W. E. Gottwaldt, ejus Bibliothecae custos. 1848." Von der Schuld, seiner Zeit nicht in Petersburg angefragt zu haben, war ich frei. Herr Professor JERNSTEDT hatte mir auf meine Anfrage im Jahre 1893 durch meinen damaligen Kollegen MARX mitteilen lassen, daß nach der Versicherung des Vizedirektors der Öffentlichen Bibliothek Briefe von Reiske weder in dieser noch in der Bibliothek und im Archiv der Akademie vorhanden seien. Diese Versicherung hat sich als unrichtig herausgestellt, falls die Briefe nicht seit 1848 abhanden gekommen sind. Meiner an die Bibliothek der Morgenländischen Gesellschaft gerichteten Bitte um Übersendung der Briefe (Manuscr. 60A) wurde von Seiten des Bibliothekars, des Herrn Dr. SCHMIDT, in bereitwilligster Weise entsprochen. Es ergaben sich sieben für das Leben von R. und die literarischen Zustände in Leiden wichtige Briefe an Professor CLODIUS in Leipzig.

Die Abschrift Gottwaldts erwies sich als in jedem Betracht, auch in der Schreibung der Namen und in der Interpunktion, so sorgfältig, daß sie der Veröffentlichung unbedenklich zu Grunde gelegt werden konnte. Seitdem ist es ganz still geworden, wenn ich davon absehe, daß OTTO KAEMMEL in seinem Aufsatz: „Johann Jakob Reiske als Lehrer" (Neue Jahrbb. f. klass. Altert. 1908 II 206 Anm. 1) einen im Archiv der Nikolaischule in Leipzig befindlichen, undatierten Brief aus dem Jahre 1764 als bei mir fehlend bezeichnet hat. Mit Unrecht. Ich habe die Reiske-Papiere jenes Archivs dank der Zuvorkommenheit des damaligen Rektors, meines alten Freundes MAYHOFF, benützen und exzerpieren dürfen und auch jenes Schriftstück gesehen. Es ist kein Brief, sondern das Konzept zu der am 10. Mai 1764 datierten, vor der Vorrede zum ersten Bande von „Demosthenis und Aeschinis Reden verdeutschet und mit den nöthigen Anmerkungen erläutert (Lemgo 1764)" mit geringfügigen Änderungen gedruckten Widmung dieses Bandes an den Rat der Stadt Leipzig.

So darf ich annehmen, daß wenigstens nichts Wesentliches mehr von Briefen Reiskes und der von ihm unzertrennlichen Reiskin im Verborgenen steckt. Und so halte ich die Zeit für gekommen, die Nachlese vorzulegen und damit die Briefsammlung zum Abschluß zu bringen. Daß ich die zeitliche Anordnung festhalte, versteht sich von selbst. Hatte ich mich doch für diese auch im Hinblick auf etwaige Nachträge entschieden.

Je länger, je mehr bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß die Briefsammlung die wichtigste Quelle für die Darstellung des Lebens Reiskes ist, wichtiger selbst als die Selbstbiographie. Beklagt er doch selbst in dieser nicht nur, daß ihm die Chronologie des literarischen Lebens seiner ersten Leipziger Zeit „ziemlich entfallen und in seinem Gedächtnisse in Unordnung gerathen sei" (S. 14), sondern auch, daß er die Konzepte seiner Briefe und Antworten nicht aufbewahrt habe; „so würde mir selbst manches nunmehr lichter seyn, davon kaum noch eine dunkle Wiedererinnerung bey mir übrig geblieben ist" (S. 108). Und gesteht er doch selbst nicht mehr zu wissen, ob Rezensionen und kleinere Aufsätze von ihm seien oder nicht (S. 3 und 52). Aber auch das ist mir immer klarer geworden, daß R. in der Selbstbiographie manches in einem anderen Lichte geschaut hat als zur Zeit des

Begebnisses selbst, eine Gefahr, die er auch wohl gekannt hat (S. 1f.). Darin gleicht die Selbstbiographie den Gedanken und Erinnerungen Bismarcks.

Erst jetzt nach Vollendung der Briefsammlung wird es möglich sein, daß nach WINCKELMANN und LESSING auch der größte Philologe des achtzehnten Jahrhunderts eine seiner würdige Darstellung erhält.

Den jetzigen Zeitpunkt aber zur Veröffentlichung der Briefe gewählt zu haben, bedarf wohl keiner Rechtfertigung: am 25. Dezember 1916 werden es zweihundert Jahre, daß Reiske das Licht der Welt erblickt hat.

26a.

An Jo. Christian Clodius in Leipzig.[1])

(Original in der Öffentl. Bibliothek zu Petersburg, Abschrift von GOTTWALDT in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle, Manuscr. 60 A.)

Viro | Doctrinarum laude celeberrimo | Jo. Chr. CLODIO | S. P. D. | fol. 2r
Jo. Jac. Reiske.

Non potuit non accidere[2]) mihi gratissimum, VIR Clarissime, cum nuper literae Tvae mihi redderentur, e quibus TE vidi non penitus mei abjecisse memoriam. Meum fuerat TE praevenire officiis, quibus sponte mea me obstrinxi, nec permittere, ut prior initium scribendo faceres. Sed non est, cur mihi succenseas, VIR Praenobilissime. Primis statim postquam Lipsia aberam nundinis debuerant ad TE meae literae perferri. Sed perierunt, ut audio; quorum culpa non constat. Suspicor tamen idem mihi, tum temporis non satis gnaro Belgicae indolis, accidisse quod bonis meis civibus solet. Quin imo, ut dicam quod res est, si vel plane defuissem meo offiicio, potueram facile apud TE veniam impetrare. Versor scilicet in exsilio, quod ipse mihi destinato consilio imposui; peregrinus[3]) inter amicos, optimos illos quidem, sed quos in domesticis angustiis implorare non audeo: inops inter divites, et quibus piaculum et infamia est, egere; simplex tandem et omnium minime ambitiosus, inter eos qui prensari vel | collaudari vel prae- fol. 2v sentes non recusant. Vix semel aut bis scripsi meis charissimis, caeterorum amicorum nemini: adeoque innisus almae divinae manus ductui latere in obscuro[4]), quam vel vera vel ficta narrando, sinistre de me sentiendi ansam dare amicis, malui. Quod de me TIBI retulit amicus quidam Lydensis[5]), me Cl. Schultens a manu

---

1) Vgl. Lebensbeschreibung S. 116f. 2) *Hdr*: accedere.
3) *Hdr*: peregrinos. 4) *Hdr*: inobscuro.
5) Ebenso unten (S. 10, 28 und 11, 9) Lydenses und Lydae und Hyginum Lydensem Brief 28 S. 52, 4.

esse verum non est. Nollem tam magnifice de me Germani mei sentirent. Parentes certe mei, ubi id norunt, norunt autem sine dubio, quae non lauta de me et superbe somniabunt? Sed nonnisi in Belgio addiscitur, Belgicum aerem amanuensibus fatalem esse. Eruditi nostri sua ipsi expediunt. Quo factum, ut parcas hucusque Cl. Schultensii literas acceperis. Ut respirare vix queat, adeo ille est negotiis obrutus. Academiae superiore anno Rector Magnificus praefuit, et pridie, 8 febr. eleganti recitata oratione, de reginae Sabae ad Salomonem ex Arabia felice adventu[1]), purpuram modo deposuit. Accedunt caeterae curae privatae, et erudita molimina, tam varia quam sunt gravissima. Haririi consessus aliquot praeter editos[2]) alii[3]), in usum Collegii; excursiones et discussiones honertianae[4]), et Lexicon Hebraicum, ne promissi speciminis Poetarum Arabum faciam memoriam. Consopitae tandem aliquando sunt illae turbae, postquam scelus illud aut monstrum potius frisicum[5]), furiis infernalibus exagitatum, aeternum stuporis, impotentiae et impietatis monumentum edidit, quod vel ipsi eius quos sat multos habet, amici exsecrantur. Apologiam inquam, qua purum se semper et intactum Arabum sordibus, vitaeque finem citius optat quam fol. 3r eorum florem his in terris contueri. Memor voti | nunc abitum parat, ut audio: ἀγαθῇ τυχῇ. Pertaesus ego certe fui concertationum istarum, quibus nihil efficitur, quam ut aeternae et inconcussae veritates, nonnisi coecis obstrusae identidem ingeminentur. Laetior itaque nuntius ex ore Viri Clarissimi me refecit, se scilicet animum ad scribendam historiam Arabum praesertim Himjaritarum appulisse; opus anni spatio perlegendum. Lexicon hebraicum eius ante tres annos inceptum totidem plagulas hucdum pro-

1) Oratio de regina Sabbaeorum, Lugd. Bat. 1740.

2) Haririi tres priores consessus emissi ac notis illustrati ab Alberto Schultens, Franequerae 1731. Vgl. Brief 2 S. 7 A. 2.

3) Consessus IV. V. VI cum Monumentis vetustioribus Arabiae notis illustrati Lugd. Bat. 1740.

4) Vgl. Brief 26 S. 46, 5.

5) ANTHON DRIESSEN in Groningen in seiner Dissertatio de veris causis et auxiliis interpretandi linguam Hebraeam biblicam, Franequerae 1739 und Linguae Hebraicae biblicae interiora et tristitia Arabum iterum detersa sermoni biblico, Groningae 1739. S. dagegen Schultens, Vindiciae Originum Hebraearum et opusculi de defectibus hodiernis linguae Hebraeae adversus dissertationem Driessenii in Origines Hebraeae ed. alt. Lugd. Bat. 1761 p. 437sq. und vgl. Brief 141 S. 327, 30.

duxit. Quando absolvendum aeque ignoro cum ignarissimis. Vidi folia impressa in taberna Luzakii; et[1]) ut TIBI liceret mittere, sollicitavi. Sed stricta se teneri religione ille asseveravit[2]), ne extero cuiquam imperfecti operis aliquid communicet. Ipsum Virum Clarissimum adire hac de re[3]) consultum visum non fuit; cui vix singulis tribus mensibus adesse licet privatim. Perspicies tamen ex his quid librario Lipsiensi agendum sit. Non putarem ego equidem ex editione Lexici Gussetiani[4]) magnum literis lumen, editori gratiam apud eruditos, praesertim Schultensium, aut librario denique lucrum accessurum. In Belgio major copia librorum conscribillatorum manibus doctis fecit, ut vilescerent, quae alibi magni fiunt. Ego vero de Gussetianis MSS. nil affirmem. De rebus meis aliquid nunc, ut jubes, subiungam, VIR Clarissime. Studia mea satis feliciter procedunt, et favore Viri Celeb. Schultensii aditus ad Codd. MSS. liberrimus mihi patet, pro quo immortali beneficio, quamdiu vivam gratias agere et recolere non desinam. Rever. Hackmannus[5]) suasit mihi, specimen ex Moallakat[6]) edere. Accinxi me utut alia omnia cogitarem, et ante annum jam inceperunt typothetae, sed ultra duo folia, quae | hic vides, non processerunt. Spero tamen nundinis autumnalibus TIBI exemplar posse offerri. Parvum erit opusculum viginti quippe plagulis circumscribendum; levidense quoque erit, in quo non multum desudabo, cum specimen tantum sit aliquale, et commentariolum, qui in fine accedet, ad impressionis modulum concinnabo. Nollem tamen id inter plures dimanare. Parentes praesertim mei, nihil resciscant quaeso; nec sine caussa. Id in quod plus curae conferam erit opus de ritibus Paganorum Arabum posthac edendum[7]), si Deus voluerit. Sed non est moris mei magnis pollicitationibus hiantes spectatores suspendere. De caetera vitae ratione haec ac-

fol. 3v

---

1) *Hdr*: at. 2) Vgl. Brief 50d S. 23, 5.

3) re hat die *Hdr* ausgelassen.

4) Jacobi Gussetii Bloesensis Lexicon linguae hebraicae. Eine editio secunda erschien Lipsiae 1743. Vgl. Brief 50e S. 28, 10.

5) Dithmar Hackmann, Sohn des gleichnamigen reformierten Predigers in Wald, war, nachdem er die orientalischen Sprachen in Bremen unter Conrad Iken studiert hatte, mehrere Jahre vor R. nach Leiden gegangen, um seine Studien unter Schultens fortzusetzen und hatte dort seine Praecidanea Sacra veröffentlicht. Vgl. Brief 50b S. 17, 22; Brief 50c S. 18, 28; Brief 50d S. 21, 13; Brief 50e S. 26, 13.

6) Vgl. Brief 39 S. 77 A. 6 und Brief 48a S. 11 A. 5. 7) Nicht erschienen.

cipe. Valetudo non parum adfligitur terrae et ciborum habitu. Victum mihi paro duplici modo. Corrigo libros quosdam majoris momenti, et eruditos, unde et ipsi mihi emolumentum redundet; ut amicissimi mei Valckenaerii Ammonium; Petri Burmanni Lucanum, qui brevi edetur. Nunc unice me cura habet Hesychii[1]), quem Vir clarissimus et doctissimus, Jo. Alberti, Haerlemensis Ecclesiasta[2]), in immortalem et sui et literarum gloriam exquisitae et reconditioris[3]) doctrinae apparatu ornatum instruit. Primam correctionem habet in se aliquis, qui e talibus victum quaerit: secundam ego curo. Tertiam ipse editor. Hujus specimen continere me non potui, quin TIBI mitterem, quale ad manus erat, ex alius, non mea correctione, quod quaeso ne in malam partem accipias. Praeterea juvenibus quibusdam Graece et Arabice docendis me addixi: quorum quibusdam Aristophanem, aliis Coranum, uni historiam Timuri praelego. Satis quidem inde lucri redit: sed credibile vix est, quantum terra haec vorax plane satiari non possit; infausta praesertim hac hyeme, qua omnia cara fiunt fol. 4r insanum in modum. Quod quam grave accidat, ubi a nullo plane mortalium quis ulla in re adjuvetur, conjectu est facillimum. Video literas TVam fatigare patientiam VIR Clarissime, fautor optime. Sed adjiciam tamen adhuc paucula non sine TUA scio venia. Per amicum tentavi an MSS. Arab. Seewischii[4]) possem compos fieri pro 200 imperialibus. Sed, nescio an parentum instinctu, non respondit ille. Fac quaeso sciam, quid hac in re sperandum, quid[5]) desperandum sit. Ad minimum extorqueas optimo seni, si fieri possit, Saadoddinum Turcam[6]), Abulfedam Geographum[7]), et praecipue Raudalakjar[8]), quo libro non minus quam pane quotidiano indigeo. Hunc Lydenses non habent, utut textum Rabiolabrar habeant. Infinitum quantum me obstringeres, si mihi (mihi inquam, et sancte affirmo, nulli alii) integram Bibliothecam

1) Vgl. Brief 31 S. 58, 29. Brief 42 S. 84, 29.

2) Alberti wurde noch in demselben Jahre Professor in Leiden.

3) *Hdr*: reconditionis.

4) Dieselbe Namensform Tharaphae Moallakah, Prologus XXIV 10. Vgl. Brief 5 S. 16. Brief 106 S. 185 A. 4. Lebensbeschreibung S. 34f. u. 13.

5) ist gestrichen. 6) Vgl. Brief 122 S. 243, 27.

7) Heut Codex Dresdensis Or. 379. Vgl. Brief 121 S. 240, 17f. Brief 129 S. 277, 34 und 280, 3f. Brief 305 S. 652, 29f.

8) Vgl. Lebensbeschr. S. 159 n. 13 und Brief 5 S. 16, 10.

posses vindicare. De pecunia prospiciam. Deinde gratissimum mihi facies et Cl. Schultens, et omnibus orientalis literaturae amantibus Leydae quotquot Golii Lexici Arabici haberi possunt Lipsiae coëmens.[1]) Adeo hic laboramus libri inopia. Jam si possis[2]) duo exempla habere, infra 8 thl. singula, significes[3]) mihi quaeso. Tunc mittam pecuniàm. Caetera salvus semper et laetus vivas, mei memor, qui quo semper cultu et amore TE prosequetur; literisque ornare frequentibus si volueris, magnum mihi beneficium exhibebis. Vale VIR Celeberrime et mihi fave. Lydae, 1740. 11 febr.

Nova literaria Belgii haec fere sunt. Hagae Comitum imprimitur Herbelot Biblioth. Oriental. et Dio Cassius[4]), ut fama tulit, et brevi quoque Apollodori Bibliotheca.[5]) Amstelodami Lucianus Hemsterhuysii et Reitzii. Diodorus Siculus Petri Wesselingii et D'Orvillii Iter Siculum. Minora opera nil attinet enumerare. Tu melius noveris. Vix enim talium quidquam hic inaudimus, ubi studium historiae literariae plane jacet.

48a

An Johann Christian Clodius in Leipzig (wie 26a).

Viro Clarissimo Eruditissimoque | Jo. Christiano Clodio | fautori suo summopere colendo | s. p. d. | Jo. Jac. Reiske. fol. 4r

Negligentiam meam sine dubio accusabis, Vir Clarissime; nec immerito. Nollem tamen, ut et fidem. Terrae huius indoles et negotia tardum me reddunt et a scribendo paullo alienum. Opusculum[6]) vix tandem mitto, de quo potueras desperare. Judicium, si lubet feras de eo, ut TE decet, virum candidum et rerum, de quibus agitur, apprime gnarum. De Praefatione si quid non placeat, scito nec mihi. Nimis calebam illa quidem scribens. Scripsi

---

1) *Hdr*: coëmeres, und exempla fehlt. 2) *Hdr*: posses.
3) *Hdr*: singula. Significes. 4) Vgl. Brief 106 S. 186, 24.
5) Die Ausgabe von G. J. VAN SWINDEN blieb infolge des Todes des Herausgebers unvollendet. S. Brief 44 S. 87 A. 5 und Brief 46 S. 90, 1.
6) Tharaphae Moallakah. Vgl. Brief 26a S. 9, 17. Brief 50a S. 13, 6. Brief 50c S. 18 A. 1; Brief 45 S. 88, 17. Brief 46 S. 89, 13. Brief 51 S. 95, 1.

autem superiore anno furente canicula.[1]) Paulo quoque ante cerebrum et bilem emoverat mihi Hala emersa quaedam Empusa totum corpus album pallidis aut luridis potius literis picta.[2]) Nunc vero Celtica hyems ardorem restinxit. Quid Schultensius agat tam, quam ego bene nosti, puto. Edit historiam Arabiae felicis. Havercampius, vir solers, recudit Sallustium Wassii, Needhamii Censorinum, et Lucilii fragmenta, a Douza collecta, rarissimum libellum. Proxime[3]) s'Gravensande obiit. Vendita quoque fuit P. Burmanni Bibliotheca, caro licet. Opima tamen spolia inde retuli. Libri Gallici, aut qui circa politiorem doctrinam versantur pauci hic prodeunt, plures Hagae et Amstelodami. Quid apud vos literae inter arma, quid ipse moliaris, quid valetudo Tua, velim cupidum sis edoceas. Mea quidem talis, ut meliorem optem. Eadem de caetero ago, quae soleo. Valeo ab eo qui studiosior est, quam videtur. Lugduni Batav., d. 24 Martii 1742.

---

1) Vgl. Brief 30 S. 56, 24.

2) In diesen Worten kann ich nur eine allerdings äußerst drastische Bezeichnung von JOHANN DAVID MICHAELIS finden. Dieser war bald nach Ostern 1741 von Halle auf der Reise nach England in Leiden angekommen und hatte sich hier einige Tage aufgehalten, um bei Schultens zu hören. (Johann David Michaelis, Lebens-Beschreibung, von ihm selbst abgefaßt, mit Anmerkungen von Hassencamp, Rinteln und Leipzig 1793 S. 27 und 28). Er hatte auch Reisken aufgesucht, aber Brief 50d zeigt, daß sie sich hier ebenso abstießen, wie einstens in der Schule des Waisenhauses in Halle (Michaelis, Lebensbeschreibung S. 9: „Uebereinstimmung der Gemüther war eben zwischen uns nicht"). War der Schüler Michaelis für den hypochondrischen Reiske „zu jovialisch" gewesen, so stieß jetzt der buchstabengläubige und pietistische Theologe, der in seiner Dissertation De punctorum Hebraicorum antiquitate die ganze Fabel von der sogenannten Göttlichkeit und Heiligkeit der hebräischen Punktation in ihrem ganzen Umfange ausschmückte (Eichhorn, Bemerkungen über Michaelis' litterar. Charakter in der angeführten „Lebensbeschreibung" S. 178; vgl. auch S. 154 und Michaelis selbst ebenda S. 26f.), den Philologen Reiske ab. Daher: Empusa quaedam totum corpus album pallidis aut luridis potius literis picta. Auf das Bild selbst hat außer Dem. cor. p. 270, 25, wie oft in den frühen Briefen Reiskes, Aristophanes und zwar mehr Eccl. 1056 ἔμπουσά τις ἐξ αἵματος φλύκταιναν ἠμφιεσμένη als Ran. 293 Einfluß gehabt. Andrerseits ist zu vergleichen, was R. 1773 an Lessing schreibt Br. 433 S. 862, 2 „daß das Stubengespenst der Gelehrten auch bei Ihnen spucket". So war hier das Vorspiel zum späteren schweren Konflikte, in dem R. Michaelis mit einem Pfau oder Hahn verglich. Vgl. zu Brief 305 S. 654, 9.

3) Den 28. Februar 1742.

50a.

An Joh. Christian Clodius in Leipzig (wie 26a).

Viro Clarissimo Eruditissimoque | Jo. Christiano Clodio | s. p. d. | fol. 5r
Jo. Jac. Reiske.

Nudius tertius accepi literas Tuas, Vir Excellentissime, mense Aprili scriptas, quae significant Tibi meas esse exhibitas, una cum munusculo[1]), quod non ingratum Tibi esse laetor. Sed materia minus placuit, quam affectus meus. Id praevidi. Si legisses praefationem meam, (quam sane nondum legeras, quum scriberes,) claris verbis me vidisses, quantum ipse de opere sentiam exposuisse. Poenituit jamdudum consilii. Poeticae subtilitates nec multum praestant humanae vitae commodi, nec multos attrahunt, imo vero absterrent, ut et Te, hyperbolae Arabicae. Licet *μὴ τὸν ἐμὸν οἰκεῖς νοῦν.*[2]) Nihil adhuc offendi apud genuinos antiquos Arabes tam audax et *παρακεκινδυνευμένον*[3]), quod non apud Graecos quoque possim demonstrare ipsis verbis exstare. Verum quod rancidum alii bustum clamant, ego splendido nolim incrustare tectorio. Amicis volui obedire, tempori, loco, gustui communi. Sed fructus lego meae *προπετείας*. Non omnibus *πρὸς χάριν* dixi. Scapham scapham appellavi. Hinc illae lacrymae. Vel integerrimi qui olim erant amici libertate mea offensi, ferocem dicunt misanthropum, delirum, et res meas ocyus iubent tollere. Cum scriberem, non nego, totus in fermento iacebam. At produnt tamen illi se ictus sentire, quos nunquam intuli, aut ad modum saltim occultavi. Verbo, omnium odia experior, nullius laudes. | Accedit quod nuper fol. 5v in Petronio ausus fui.[4]) Tradiderant mihi eius impressionis corrigendae curam. Sed ego editoris munus sumseram, et miris modis, praesertim ex ingenio, textum sane quam corruptum reformaveram. Indignantur factum Burmanni haeredes et amici. Librarius pecuniam mihi debitam denegat. Forte et dicam scribet. Valde hoc intuitu *ἀγωνιῶ*. Infesta mihi occurrunt[5]) omnia, nil nisi convitia,

---

1) Tharaphae Moallakah. Vgl. Brief 48a.

2) Arist. Ran. 105. 3) Arist. Ran. 99.

4) Vgl. Brief 51 S. 96, 6ff.; Brief 50c S. 19, 9; Brief 50e S. 25, 15f. Lebensbeschreibung S. 24ff.

5) *Hdr*: occurunt.

limi aspectus, iniuriae *τοῦ τυχόντος*, quas aequo ferre animo quis nobilior possit? Paraveram jam discessui sarcinas, et magnam certe partem librorum meorum abjeci, ut in fuga, ceu miles levis armaturae, forem expeditior. Sed nunc sedavi mentem et composui nonnihil fluctus, forte brevi nubecula haec discutietur. Maneo nunc et mentem ad philosophiam et medicinam applico. haec verum societati humanae et ipsius mei corporis debilitati usum afferet: illa purgabit animum erroribus, quibus qui laborat non exacte vivere dicendus est. Caetera omnia studia aut animi caussa coluntur, aut merae sunt tricae, rixae, nugae, sciamachiae, anemolia. Nudis verborum corticibus inhaerere non magis vellem, quam ossa rodere. Neque tamen deseram studia Arabica, quae favente Deo nunc resumo, postquam per integrum annum iacuerunt. Graecis enim id temporis consuevi. Sed de edendis Arabicis ne per somnium quidem cogitare licet, vel maxime vellem. Si Deus circulos meos non turbet, exsequi propositum meum non inutile alio tempore licebit. De incertis autem tacere praestat.

Vir Clarissimus Schultensius salutem tibi nunciat, et proxime scribet. Miratur Te nondum accepisse Haririum suum et Monumenta[1]), quae ante annum et ultra iam Luzakio dederat in commissis, ut ad Te curaret. In amore | suo erga Te ait idem adhuc esse qui olim. Quod vero tam frequenter non scribat, id frigoris non esse indicium. Se non amare commercium fervens, praesertim circa res *ἀδιαφόρους*. Occupatum se quoque semper esse. *εἰκότως*. Alienatum Virum Clarissimum credis mea opera. Ignosco suspicioni Tuae, cuius originem non in mente magis, quam corporis prava dispositione quaero.[2]) Limpidus ille fons divinae mentis ex coelo derivatus saepius turbatur; praesertim atra bilis (expertus loquor) sepiarum instar, quando *ὀρφναίας*[3]) *ῥαθάμιγγας ἀνήμεσεν, αὐτίκα χῶρον πάντα πέριξ ἐμίηνε*[4]) *καὶ ἠμάλδυνε κέλευθα ἰχῶρ ἀχλυόεις*[5]), *ἀνὰ δ' ἔτραπε πᾶσαν ὀπωπήν*. Nimis est sapiens vir ille, quam ut calumniantem iuvenem auscultet; ut nec sycophantae aures praebet in me debacchanti, cuius mores (neque enim occultavi) per quatuor annos potuit cognoscere.[6]) Et quid ego tandem

fol. 6r

1) Vgl. Brief 26a S. 8 A. 3. 2) *Hdr*: haeret.
3) Nach Oppian Hal. III 161 sq. 4) *Hdr*: *ἐμέηνε*.
5) *Hdr*: *ἀχλιόεις*. 6) Vgl. Lebensbeschreibung S. 117.

inde lucri ferrem, si crearem invidiam Tibi qui prodesse mihi cupis, nocere non potes. Saepius dixi, quae torporis illius caussa sit non minima. Terrae huius aquas mihi videtur *Νάρκη* veneno suo infecisse, et incolarum *χεῖρ'*[1]) *ἐς δεξιτερὴν σκῆψαι*[2]) *τι φερώνυμον ἄλγος. Πολλάκις ἐκ καλάμης κάλαμος πέσεν, ἥν γε πίωσι, τοῖος γὰρ κρύσταλλος ἐνίζεται αὐτίκα χερσί.* Belgae Theam amant, ut nosti. Haec illa mihi *νάρκη* est. Mirantur ergo, si quid *ἐπείγω* et *θερμὸν* appellant *καὶ διάπυρον.*[3])

Jubes ut specimen Lexici Schultensiani Tibi mittam Vir Clarissime. Talia a me ne postules quaeso. Proditor viderer, id si facerem, qui speculatorem in castra introduceret. Et prohibitum omnino est. Quando prodeat, *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.* Vel ipse auctor nescit; tam est opus *τηλέγονον.* Habet nunc collegium de Originibus Hebraeis, quod coniiciunt intra septem | annos non posse absolvi. Haec materia est majoris operis. Solet, si quid tale parat, prius in collegio dictare, deinde demere, addere, polire, apte iungere. Jobus eius testimonio est, hoc modo conceptus, et editus. Filius eius nuper elegantem dissertationem defendit bis, de Accentibus hebraeis. haec ad tuum palatum. Mihi gustum non movent. Curavi tamen adiici fasciculo, quem accipies. Dixit certe noster bibliopola, Verbeek, se intra hos decem dies magnum volumen Lipsiam missurum ad Fritschium, et Tibi destinata curare velle promisit. Apud nos non multa accidunt, praesertim nunc in feriis. s'Gravesandii locum obtinuit aliquis Lulofs, Daventria accitus.[4]) Dorvillius, Professor Amstelodamensis, vir doctus admodum et opulentus, munus deposuit[5]), et successorem sibi denominavit Petr. Burmannum, defuncti ex fratre nepotem. Hunc Franequera[6]) discedere dicunt ob inimicitiam Professoris Valckenarii, pulli Hemsterhusiani. Sicubi terrarum, sane hic, viget studium partium, et plurimi *σολωνίζουσι*, puniunt, qui neutri parti accesserit. Secta est Burmanniana et Anti-Burmanniana. Ab illis stant Burmannus iunior, Dorvillius, Oudendorpius, et quidam alii. Ab his Schultensius, Hemsterhusius, Wetsteenius, Pau et Verburgius, nebulo ille Amstelodamensis, ut Burmannus ait[7]), qui Chrestomathiam Petronio-

fol. 6v

1) Wieder nach Oppian Hal. III 153 sq. 2) *Hdr*: *δεξιτέρην σκέψας.*
3) Vgl. aber auch Brief 40 S. 79, 26. 4) Vgl. Brief 50e S. 28, 22.
5) Vgl. Brief 50 S. 90, 30. 6) *Hdr*: Franequerae.
7) Vgl. Brief 34 S. 66, 31.

Burmannianam fecisse censetur.[1]) s'Gravesandius etiam unus fuit, minus illi faventium, qui Mathanasium[2]) seu Chef d'Oeuvre[3]) d'un inconnu, una cum Ms de St. Hyacinth concinnavit. Burmannus Junior nuper edidit Nicolai Heinsii Adversaria: proxime edet Catalecta Scaligero-Pithoeana, aucta. Valckenarius meditatur aliquid in Eratosthenem. In Aeschylum brevi edetur commentarius Francisci Ludovici Abresch, Professoris Swollensis, amici mei.[4])

fol. 7r | Quae nova scribis tristia quidem illa, novi jam ex amicis, ex Anglia hic transeuntibus, et Lipsiam nunc redeuntibus. Vellem tamen caussas tragici casus scire, si Tu velles docere. Librum de vita Baratierii[5]) iam legeram superiore Januario. Laudo nobile ingenium et magnis destinatum, sed male sedulam operam detestor, quae nimiis fatigationibus destruxit. Est sane homo φορτικὸς et fatuus, qui non contentus filium suum infatuasse etiam stultitiam suam scripto tali ebuccinat. Coecus enim est, qui non videt ipsum scripsisse. Non me exsternant elogia insana. Nec tituli, fulgur ex pelvi. Novi Germanos meos. Volunt titulis decipi. Una ovis quando cadat in puteum, caeterae omnes praecipites se-

---

1) Vgl. Brief 28 S. 51 A. 2.

2) Le Chef d'oeuvre d'un Inconnu, poeme, avec des remarques savantes par le docteur Chrysostome Mathanasius, La Haye 1714 u. oft wiederholt. Der eigentliche Verfasser war Saint-Hyacinthe, s'Gravesande gehörte zu den Helfern. Vgl. Quérard et Barbier, Les supercheries littéraires et les ouvrages anonymes t. II p. 1073.

3) *Hdr*: Cheuf d'Oevre.

4) Vgl. Lebensbeschreibung S. 108.

5) Es handelt sich nicht um das — ursprünglich französisch geschriebene — Buch: „Merkwürdige Nachricht von einem sehr frühzeitig gelehrten Kinde", Stettin und Leipzig 1728, obwol dieses das Wunderkind Johann Philipp Baratier zum Gegenstande hat und, wie sich aus dem Vorworte ergibt, vom Vater desselben, dem Pastor in Schwabach, Frantz Baratier, verfaßt ist, sondern um „La vie de Mr. Jean Philippe Baratier, Maître ès Arts, et Membre de la Societé Royale des Sciences de Berlin", welches ebenfalls, wie Reisken nicht entgehen konnte, vom Vater verfaßt und Frankfurt und Leipzig 1741 herausgegeben worden ist. 1735 war der Vater mit dem Sohne nach Halle gezogen und letzterer war dort in demselben Jahre Magister artium geworden. Vorlesungen an der Universität zu halten, gab er schon nach kurzer Zeit wieder auf, warf sich ganz auf Schriftstellerei, starb aber an völliger Entkräftung daselbst schon am 5. Oktober 1740. Über die Empfehlungen des Königs Friedrich Wilhelm I., von denen R. spricht, heißt es in der Schrift p. 38 — ich benütze die nouvelle édition von Formey 1755 —: Enfin le Roi gratifica Mr. Baratier le fils de la pension ordinaire des Candidats pour quatre ans, et le recommanda non seulement par un Rescript géneral à toute l'Université, mais encore le munit de cinq Lettres particulières et tres fortes pour cinq Conseillers, Privés et Professeurs de l'Université etc.

quuntur. Rex Porussiae[1]) voluerat absolute illum magistrum: debebant ergo Halenses ad eius fistulam saltare. Quod cito fit, cito perit. Nisi immaturum florem prodire coegisset stultus pater, sed iacto bene fundamento, per laborum gradus sensim crescere, non suffocasset, non eradicasset. Agnovit iuvenis morti propinquus errorem. Utinam ex crapula fastus alieni plane potuisset ad se redire. Sane multa et magna promittebat. Sed fata interceperunt. Flammam fuisse cogito, quae furibunda in stipulam grassatur.

Vt tam longus essem, fecit otium. Tu ignosce Vir Clarissime, et mihi fave, et si rescribas, quid mei parentes agant, doce. Lugduni Batavor. d. 20 Julij 1742.

50b.

An Johann Christian Clodius in Leipzig (wie 26a).

Viro Excellentissimo Eruditissimoque Jo. Christiano Clodio | s. p. d. | Jo. Jac. Reiske. fol. 7'

Putabam, Vir Clarissime, Te posse literis meis supersedere, siquidem in nuperis satis longus eram. Sperabam Cl. Schultensium hoc officio defuncturum. Sed aliter cecidit. Ille nunc quidem a scribendo detineri ait turbis et occupationibus domesticis. Filiam enim elocat. Aliud tempus exspectare commodius. Mittit interea quae exspectas. Filius eius adjecit dissertationes suas, et amicitiam Tuam Te rogat. Filia illa, de qua modo, olim Hackmanno[2]), quem nosti, fuit destinata, aut certe expetita. Sed, dicunt, uxoris Schultensii consiliis excidit ille amici benevolentia. Quid amplius scribam, nescio. Vnum tamen adhuc. Novi societatem vestram Germanicam instituisse Graecos quosdam auctores germanice vertere, ut Xenophontis, Platonis, Longini, Sapphus, aliorum nonnulla. An adhuc pergunt? An aliquid tentarunt in Thucydidem? Ego quidem ne Germanice dediscam hic in transferendis eius orationibus horas otiosas consumo.[3]) Vale et me ama. Lugduni Batavorum d. 26. Julij 1742.

---

1) So auch Brief 126 S. 262, 15. Brief 155 S. 368, 4. Brief 428 S. 856, 7.

2) Vgl. Brief 26a S. 9 A. 5.

3) Vgl. Brief 273 S. 601, 29. Brief 285 S. 631, 6 und das Vorwort zur deutschen Übersetzung der Reden aus dem Thukydides, Leipzig 1761.

50c.

An Johann Christian Clodius in Leipzig (wie 26a).

fol. 8r Viro Celeberrimo Eruditissimoque | Jo. Christiano Clodio | s. p. d. | Jo. Jac. Reiske.

Gaudeo non magis literas Te meas accepisse, Vir Clarissime, quam Te mei adeo studiosum esse, ut nulla interposita mora mihi responderes. Id amorem Tuum in me probat. Probat et benignum Tuum promissum in fine epistolae, de recensendo meo opusculo.[1]) Agnosco id gratus, et admitto lubens. Rogo tantum, ut praefationis habeas rationem maximam, in qua libere de poësi Arabum ex historia exposui. Illam iudico excellentem quidem esse et admirabilem, et quae facile prodat, auctores suos, si cultum ingenio adhibuissent, omnes alias omnino gentes vicisse; attamen futilis est non raro id est circa res nullius momenti versatur, et centies dicta repetit ad nauseam, et partibus veram poesin constituentibus destituitur. Historia illorum iucunda quidem est, sed ultra unum alterumve saeculum ante Muhammedem non ascendit: quae inde ad Christum, incerta: quae altius procedunt, merae fabulae, aut tenebrae potius. Qui enim aliter in gente, quae ante Muhammedem plane nihil literis consignavit, incuria[2]) posteritatis, aeque ut Germani nostri veteres. Vides Schultensium, Clarissimum Virum, aliter sentire in Monumentis suis vetustatis Arabicae, quae nuper tibi misi.[3]) Sed dico quod sentio, et quod verum est. Potuissem forte plus gratiae mereri, si mearum Moallakat antiquitatem magnifice extulissem, aut saltem occultassem originem, in quam non inquisiverant, ut videtur, viri docti, qui earum a saeculis nescio quot aetatem repetierant. Poenituit jam dudum, et adhuc poenitet, non fol. 8v | dedisse quid melioris frugis. Sed suadebat aliquis amicus. (Ha).[4]) Et poterat facile permovere famae cupidum. Si nunc id ageretur, exspectarem adhuc aliquot annos, nec tam praecipitarem. *Ἐῤῥιπται δ'*[5]) *ὁ βόλος.*[6])

---

1) Tharaphae Moallakah. Vgl. Brief 48a S. 11 A. 6; Brief 50d S. 22, 22.
2) *Hdr*: in curia. 3) Vgl. den Schluß des Briefes und Brief 50a.
4) D. i. Hackmann. Vgl. Brief 26a S. 9 A. 5.
5) *Hdr*: δὲ. 6) Orakel Her. I 62, 2. Vgl. Brief 50 S. 93, 6.

Scioppium, Robortellum, Falsterum et quos praeterea Criticos commendas, non legi, imo vero nunquam vidi. Quidquid egi, partim e Mss. fide, partim pro arbitratu egi.[1]) Bentlejum, magnum virum, aemulatus fui. Et ut verum dicam, licet enim apud Te, in illo magnam spem famae meae posueram. Huic enim si approbassem meam criticen, non poterat caetera plebs *χοροδιδάσκαλον* non sequi. Sed et illa spes *οἴχεται.* Audivisti sine dubio illum nunc[2]) *εἰς μακάρων* Scaligeri *τοῦ Θρόνου ἀντιποιεῖσθαι.*[3]) Imo vero quid de editione fiat, plane ignoro. Adeo offensus mihi est librarius meus Amstelodamensis, Waesberge, et magnus, olim amicus meus, Dorvillius, ut caute premant sua consilia. Anxius exspecto editionem, ut videam, num quae mutent in textu, et quid in praefatione de me proferant. Sentio fere jam ambitiosum imbrem convitiorum detonare. At et ego non cessabo *ἀντελασιβροντᾶν.*[4]) Hoc impune non fecerint.

Retuli, quae ad Clarissimum Schultensium referri volebas. Is ipse Tibi, ut vides, satisfacit. Cupit illam Filenii dissertationem[5]) videre. Ego puto hominem huc venturum. Nuper hic fuit Baro aliquis Danus vel Havniensis, literarum orientalium, ut ajebant, amator. Non ambii illius notitiam, bene gnarus plura iactari, quamvis haud difficulter potuissem ipsi innotescere. Brevi vendetur celebris illa in Belgio typographia, ex qua libri Arabici Schultensiani prodierunt, *λόγῳ μὲν* van der Meinii, *ἔργῳ δὲ* Havercampii. Huius enim erat, et vir ille doctus multorum ludibria passus fuit, quod typographum | exerceret et libros suos ipse imprimeret ac venderet. Filii, quorum unus pastor alicubi in Geldria est, alter advocatus Haganus, nolunt typographiam amplius continuare. Et iste van der Myn[6]) statim post mortem Havercampii urbem reliquit. Dolendum hominem artis typographicae tam peritum, quam ille erat tam perditae fuisse vitae, ut, cum floreret in hac urbe solus, nobilissima quaevis opera imprimeret et ad triginta operas occuparet, cum ignominia exciderit. Sed erat *ἀλάζων*[7]), *ὑβριστής*, *ὑπερήφανος*.

fol. 9r

1) Augenscheinlich spricht R. von seiner Arbeit am Petron von Burman. Vgl. Brief 50e S. 25, 15 sq.

2) 14. Juli 1742.

3) Arist. Ran. 777.

4) Vgl. Arist. Eq. 626 c. schol.

5) Nicht festzustellen.

6) Vgl. Brief 58 S. 105, 20 und Brief 50e S. 28, 4.

7) Ebenso Brief 28 S. 53, 30.

Apud nos nunc imprimitur praeter ea quae nosti, Vigerius de Idiotismis Linguae Graecae, cum commentario magno alicuius Hoogeveen, rectoris Culenburgiensis. Item Vellejus Paterculus P. Burmanni iterum recuditur. Prodiit et parva editio Pomponii Melae, cura Abrahami Gronovij, qui loco Burmanni nunc est Bibliothecarius. Est vir doctus, sed ad patris et avi gloriam non accedit. Imprimitur nunc in Anglia[1]) eius Aelianus de Animalibus, magnifico charactere, plane eodem, quo, si forte vidisti, Xenophon Hutchinsonii, Justinus Martyr Thyrlbij[2]), Lysias Taylori, etc. Vidi eum nuper apud ipsum usque ad octavum librum. In Anglia imprimitur, quia hic noluerunt in se suscipere librarii videntes aegre admodum ejus Aelianum de Varia historia distrahi. Et ipse praeterea non magni hic aestimatur. Sane, per mundum vagari, si nihil aliud prodest, in eo tamen delectat, ut varia hominum ingenia, ut personas in theatro obiiciat. Possem etiam quaedam de Havercampio[3]) adiicere, quem virum magis amavi, quam suspexi. Multos habebat inimicos ob morum facilitatem et candorem. Mala de ipso multa spargunt. At de mortuis nil nisi bene; praesertim de eo qui se mihi vivus nunquam non benevolum praestitit. Plura fol. 9v nunc non succurrunt. Dabo | alio tempore. Fasciculum quem nuper misi per Verbeekium ad Casp. Fritsch, si nondum[4]) acceperis, requires. Inerant Schultensii patris Haririus et Monumenta; filii Dissertatio.[5]) Uxorem Tuam, matronam optimam, eiusque filium, et Menkenium meo nomine quaeso saluta, valeque ex voto, et mihi fave, Tui studiosissimo. Lugduni Batavorum d. 8. Augusti 1742.

50d.

An Johann Christian Clodius in Leipzig (wie 26a).

fol. 10r Vir Celeberrime.

Scriptis[6]) quas modo legisti et jam fere obsignandis accepi Tuas alteras, quibus respondere una eademque opera volui. Nolui tamen propterea priores refingere, aut describere de novo. Vides

---

1) Vgl. Brief 33 S. 65, 22. Brief 42 S. 84, 25.
2) Gemeint ist die Ausgabe von St. Thirlby, London 1722.
3) † 23. April 1742. Vgl. Lebensbeschreibung S. 121 ff.
4) *Hdr*: non dum.
5) Vgl. Brief 50a S. 15, 18.
6) Brief 50c.

in illis promissum de literis Cl. Schultensii adiiciendis, sed ipsas non vides, mea non est culpa. Attamen in posterum eam Tibi spem non faciam. Quod antea credidi occupationum copiae tribuendum, fere nunc voluntatis esse suspicor. Saltim qui toties occasionem habuit ad Te scribendi, et a peregrinis ad Te tendentibus, et a me oblatam, utrosque tamen saepius elusit, quid velit, Tu vide. Ego indignor certe, toties me advocari statutis diebus et horis ad petendas literas, at frustra venire. Mallem imposterum, si quid agendum cum eo habeas, ad eum recta scribas. Literis[1]) quibus me dignaberis, non opus est ad eius domum dirigas. Sciunt satis ἐπιστολιοφόροι ubi habitem. Superiore septimana filiam suam elocavit et iunxit cuidam Advocato Groningano, van Citter, filiam illam Hackmanno olim promissam. Jam Hackmannus, ut dudum non admodum inter se consenserunt, aperte Schultensii amicitiae renunciavit, adeo ut non tantum libros, quos filio eius donaverat in perpetuum, importune repetierit, sed etiam pecuniam, filio olim commodatam, magno cum foenore. Flagitavit enim plus quam dederat. Id filius hodie mihi narravit. Nugas agunt, qui nudam volunt homines virtutem colere, et amicitiam nolunt lucro ali.

Linguae Graecae professorem novum, Wincklerum[2]), non novi. Puto aliquem Lipsiensem esse. Sunt apud vos oligarchici, ut videtur. Honores in familiis manere debent. Eius programma[3]) gratum mihi erit, si | mittes. Nollem tamen hoc anno. Agamus fol. 10v imposterum hoc modo. Colligam ego, quae Tibi destinabo, in fasciculum, quem Verbeekio dabo post nundinas paschales mittendum. Idem mihi poterit afferre a Te iisdem paschalibus nundinis, quae habebis. Alias sumtus forent nimii, si parva schediasmata qualia multa apud vos, hic pauca, prodeunt, veredo publico tradere vellemus. Pariter et ignotus mihi est alter Wincklerus, amicus Tuus, quem mortuum scribis. Catalogum eius, quod mittere velis, agnosco gratus: sed ut verum fatear, nullum usum inde habebo. Nihil enim inde emam. Jam credo venditos esse. Et pro

1) So statt Literas.

2) JOHANN HEINRICH WINKLER, nachmals Professor der Physik. Vgl. Brief 163 S. 387, 8.

3) De Ciceronis in Graecis studio. Lipsiae 1742.

cognoscendis bonis libris, hic sane optima est occasio, ubi ditissimae inveniuntur Bibliothecae, et Catalogi splendidissimi eduntur. Vellem sane pecuniam mihi sufficere ad emenda ea, quorum hic habetur copia. Omnium enim adest praeterquam[1]) codd. Msstorum. Forte unus eorum vel alter in ista Winckleriana adfuit. Quid Cl. Simonis in Graecis meditetur vellem equidem scire. Puto eodem modo esse, ut in Hebraeis. Audivi enim illum observasse quaedam de Lingua Hebraea. Sed qualia illa sint, aut quodnam eius systema, ignoro. Nunquam enim, ut nosti, cupidus fui Grammaticalium speculationum, praesertim hebraearum; quodsi tamen erudire de his me velles, possem indicare an idem forte sentiat et eandem instituat viam cum Hemsterhusio nostro, qui in Etymologia Graeca excellit, *καὶ ἐπὶ τούτῳ κομᾷ*. Casum Cl. Michaelis[2]) sane doleo. Filium eius quum hic esset, vidi.[3]) Familiaritatem repetiit, quam olim Halae in schola institueramus. Sed miratus fui et satis mirari non potui, quare in Angliam transiret. Nihil enim quaerebat eorum, quantum ex eo quidem intellexi, quae literati alii planetae quaerunt, notitiam virorum doctorum et usum fol. 11r Bibliothecarum. Politicam regni | cognoscere volebat. Sed alia omnia in ipso deprehendissem equidem, quam hominem *πραγματικόν*. Illud tamen est vera politices insigne caput, verum suum finem occultare. Pro recensione opusculi mei[4]) gratias ago maximas. Spero illam gratam fore. Aequa enim erit. Vereor tamen ut ex iis gloriam mihi pares e quibus omnium minime vellem; ea contra transeas, quae plurima aestimo, et quae eminere prae aliis cuperem. Clarius loquar: Gratius fuisse multis scribis, si plures observationes attulissem, ubi Hebraeus codex ab Arabismo lucem accipit. Ego non ita. Scis quantum in Hebraeo valeam. *Δελφῖνος ἐν χέρσῳ*[5]) *βία*. Plus gloriae ex praefatione exspecto, quam ex toto opusculo. Ibi enim plus utilis et dulcis.

Catalogum Burmanni mittere nunc non potui. Non enim amplius prostat venum. Si occurrat in quadam auctione, comparabo et mittam Tibi prima, quae se offeret, occasione. Addam et

---

1) *Hdr*: praeter quam.
2) Christian Benedikt Michaelis in Halle.
3) Vgl. zu Brief 48a S. 12 A. 2. 4) Vgl. Brief 50c S. 18 A. 1.
5) *Hdr*: *χερσῷ*. Ebenso Erasmus, Adagiorum Chiliades, Hanoviae 1617 p. 151. Vgl. Jon trag. fr. 57 Nauck[2] bei Plut. Dem. 3.

Havercampianum. Vix ille Vir putaverat, cum interesset Burmannianae auctioni, eodem ipso anno suos quoque libros sub hastam esse migraturos. Et in hoc fides accessit proverbio: Diuturnos inimicos interiecto brevi spatio in alterum orbem simul abire. Alio tempore plura hac de re. Mittere etiam non possum specimen Lexici Schultensiani. Tentavi aliquando extorquere librario, Luzakio. Sed non concessit.[1]) Multo minus nunc concederet, quando quidem interdictum ipsi est, et nos non sane *θαυμασίαν* sonamus *ξυναυλίαν*.[2]) Feci quod potui, ut Tibi gratificarer. Vale et me ama, ut facis. Lugduni Batav. d. 14 Augusti 1742.

Sed amabo, quid factum nobis est. Literas, quas Lipsiae scripseras, priores d. 4 Augusti, et posteriores d. 12. ejusdem, accepi hic illas quidem 5to, has vero 13^{tio} eiusdem mensis. An vos aliud calendarium introduxistis? Sane non Anglicanum. Illi enim serius undecim diebus numerant. Aut sane Fausti pallio Tuae[3]) literae huc advolarunt.

50e.

An Johann Christian Clodius in Leipzig (wie 26a).

Viro Celeberrimo Eruditissimoque | Jo. Christiano Clodio | s. p. d. | Jo. Jac. Reiske. fol. 11^v

En Tibi, Vir Celeberrime, integrum literarum fascem. Et proximas Tuas accepi et superiores omnes. Utrisque respondi, ut vides. Sed quod ad[4]) priores responsum jam dudum scriptum tamdiu apud me continuerim, caussa fuit, quod Catalogum Burmanni a Te desideratum addere, simul et Havercampianum vellem. Sed iste quidem rarus et charus est, prior inquam. Exemplar meum ut fere omnia talia soleo, laceravi. Nolui meas literas mutare, et transcribere. Id boni et aequi consulas velim. Golii Lexicon olim requisivi. Sed tum Arabicae literae magis fervebant. Nunc frigent, et jacent, ut nullibi magis. Schultensius mihi, ut sat bene intelligo, indignatur, nec usum codicum amplius habeo, nec aditum

1) Vgl. Brief 26a S. 9, 3; 50a S. 15, 9f. 2) Vgl. Brief 51 S. 95, 23.
3) *Hdr*: Tua. 4) Fehlt in *Hdr*.

tam gratum, quam olim. Varie de caussis odii coniicio. Totus nunc haereo in Anatomia. Forte de altero anno, ubi fuero in his literis profectior, Galeni libros XI—XV περὶ ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων Graece deperditos Arabice adhuc apud nos superstites describam et editioni parabo.[1]) Quod de Nuweirio mones jam dudum optavi

---

1) Hier liegt eine Aporie vor. Weder GREENHILL in der London Medical Gazette, 1844, December 6 p. 329ff. noch WETZSTEIN, Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Ges. I 203ff. noch WENRICH, De auctorum graecorum versionibus et commentariis syriacis arabicis 245 noch MAX SIMON, Sieben Bücher Anatomie des Galen, Leipzig 1906 Bd. I S. X wissen etwas von einer in der Leidener Bibliothek befindlichen Handschrift der arabischen Übersetzung der verlorenen Bücher XI—XV ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων des Galen, noch ist eine solche daselbst vorhanden nach den „Libri MSS. Arabici et alii quos pro Academia ex Oriente advexit Jacobus Golius" und nach dem Catalogus Codicum Arabicorum Bibliothecae Academiae Lugduno-Batavae von Dozy, de Goeje und Houtsma. Anzunehmen, daß eine der beiden Handschriften, welche die Übersetzung des ganzen Werkes enthalten, damals in Leiden gewesen sei, ist ausgeschlossen. Die eine, heut in der Bodlejana DLXVII (Uri Catal. codd. mss. orient. p. 135), befand sich längst, wenn auch noch nicht 1697, dem Jahre des Erscheinens von Bernards Catalogi librorum mss. Angliae et Hiberniae (vol. II pars altera p. 52—56, 60—64), in der Sammlung des Erzbischofs von Dublin und Armagh, Narcissus Marsh († 1713) unter Nr. 158. Die andere aber, heut im British Museum (RIEU, Catalogus codd. oriental. qui in Museo Britannico asservantur pars secunda p. 629 cod. MCCCLV = Addit. 23406), ist erst im vorigen Jahrhundert von Robert Taylor (1788—1852) in Mesopotamien erworben worden. Es kann sich nur handeln um eine Abschrift der im Griechischen verlorenen letzten Bücher des Werkes. Eine solche aus dem cod. Bodl. DLXVII gemachte (vgl. SIMON a. a. O. I Einl. S. X) Abschrift hatte allerdings Jac. Golius († 1667) in Leiden besessen, aber sie war schon 1696 mit seinen anderen Handschriften versteigert worden nach dem Catalogus insignium in omni facultate linguisque Arabica, Persica, Turcica, Chinensi etc. Librorum MSS. Quos doctissimus clarissimusque vir D. Jacobus Golius, dum viveret: Mathesios et Arabicae Linguae in Acad. Lugd. Batav. Professor Ordinarius, ex variis Regionibus magno studio, labore et sumptu, collegit. Quorum auctio habebitur in Aedibus Joannis du Vivie, Bibliopolae. Ad diem XVI. Octobris St. Novo, hora nona. Lugduni Batavorum Apud Joannem du Vivie, 1696 in 16⁰ p. 18: *Libri MS. incompacti. In Folio. 3. Galeni de administratione Anatomica libri sex postremi, hactenus desiderati, cum annot. J. Golii.* Und zwar hatte sie mit dem größten Teile der anderen Handschriften derselbe Narcissus Marsh ersteigert, so daß sie in Bernards Oxford 1697 erschienenen Catalogi librorum mss. Angliae et Hiberniae t. II zwar noch nicht im Catalogus der Handschriften von Marsh selbst, wohl aber in dem nobile auctarium desselben im Anhange t. II p. 63 unter Nr. 1787. 112 mit derselben Aufschrift wie im obigen Auktionskatalog erscheint. (Nur aus dieser Stelle von Bernards Catalogi schöpft Fabricius-Harles, Bibl. Gr. V 407, wie aus diesem Ackermann in der Historia literaria Claudii Galeni in der Kühnschen Ausgabe des Galen t. I p. LXXXIV). Eine Abschrift aus dieser Handschrift des Golius besaß Thomas Bartholinus, der Ältere, Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Kopenhagen, wie er in seinem 1672 verfaßten und 1676 von seinem Sohne heraus-



et meditatus fui. Sed opus cogita. Non tam facile est opus plus quam 15 voluminum crassorum in folio (et nec sic tamen integrum) describere, excerpere, etc. Non depono tamen plane.[1]) Si hic sedem possim aliquando figere, talium ero memor. Id de me velim existimes, Vir Celeberrime, nisi fortuna obstaret, non nisi alta spirare, et utilia conari. Verborum difficiles nugas tantum rimari, inimicis meis voveo et relinquo. Spes meliorum tempo- fol. 12r rum me erigit. Alias desperandum foret. *Jactantur quacumque ratione possunt*, ait Petronius[2]), *literarum amatores, et videntur infra pecuniam positi.* Res meae male nunc procedunt, si unquam alias. Debitis totus sum obrutus. Qui inter Belgas fuerit, norit quam chari sint et aestimati homines fortunae bonis minus instructi. Id solum crimen est, ea sola caussa despectus et exsecrationis. *Qui solas exstruere divitias curant, nihil volunt inter homines melius credi quam quod ipsi tenent,* ait iterum Petronius.[3]) Oportune nunc succurrit Petronius. Is, quod puto, proxime edetur. Sed diu iacuit. Ante tres vel quatuor jam menses omnia absoluta fuerunt, praeter praefationem. Hanc vero addet Caspar Burmannus, defuncti filius. Amstelodamum cum nuper excurrerem, die 10. Sept. ad audiendam Petri Burmanni orationem inauguralem: (successor enim ille Dorvillio sponte abdicanti datus pereleganter, elegiaco carmine, quo excellit, de furore poetico tum perorabat) eundem Caspar Burmannum accedebam. Homo, magnae quidem dignationis in Ultrajectina republica (idem ille, qui Hadriani VI. vitam et

---

gegebenen Werkchen De libris legendis Dissertationes p. 75 bezeugt: *Magnum Arabum in Medicina excolenda studium eluxit, quorum beneficio multa Graecorum Medicorum opera servata. Nam quae de administrandis Anatomicis in Galeno desiderabantur vel injuria temporum bellorumque perierant, postremi scilicet, conservati sunt apud Arabes in versionibus diligentes, quorum Manuscriptum exemplar benevolentia laudati Golii possideo publico destinatum.* Daß diese Abschrift bei dem Brande der Bibliothek des Bartholinus zu Grunde gegangen sei, ist nicht anzunehmen. Denn dieser Brand fällt schon ins Jahr 1670 (vgl. Diss. mantiss. p. 259), also vor das Jahr der Abfassung der Dissertationes. Möglich ist, daß die Abschrift nach dem Tode von Bartholinus (1. 12. 1680) nach Leiden in Privatbesitz gelangt und so später Reisken zu Gesicht gekommen ist; möglich aber auch, daß Golius noch eine andere Abschrift hatte machen lassen, die in Leiden verblieben war. Reiske sagt nur: *adhuc apud nos superstites.* Zur Abschrift selbst ist er, wie es scheint, nicht gekommen. Wenigstens kenne ich keine Spur einer solchen.

1) Vgl. Lebensbeschreibung S. 163, 1—3.

2) Sat. 84. 3) l. l.

Ultrajectum eruditum edidit, sed moribus patri simillimus) gravissimis et durissimis verbis magnum mihi crassumque malum minabatur; praefationem laude mea scilicet insigni oppleturum, et nescio quot ingentes et terribiles indices confecturum errorum a me admissorum, promittebat.[1]) Vereor, ut lis quaedam publica inde oriatur, Burmanni manibus non admodum fautrix. De Critice mea non valde metuo.[2]) Mea quidem sententia ita administravi, ut benigne iubeat eruditos de me sentire. Id patebit ubi prodierit liber. Nunc quidem nullas possum ipsi libro adjungere observationes fol. 12v quibus et loca | obscura illustrem, et emendationes meas adstruam. Sed id certe aliquando fiet: quando vero, nescio. Motus, sine omni dubio liber excitabit, ubi fuerit editus. Facillime me irritent, et apum examen irritabunt. Hackmanni praecidanea[3]) jam quidem non continuantur. Sed concinnat nunc auctor sequentia. Et jam dudum plura dedisset, nisi et cum maxime Copticis multa vellet adferre et illustrare. Linguam istam Copticam didicit, ante duos ferme annos ab eruditissimo quodam Helveto, magno meo amico, Kochero[4]), apprimis Coptice docto, cuius rei specimen in penultimo volumine Observationum Miscellanearum[5]) (in anno 1741. tom. II. p. 129/qq.) dedit, ubi de etymo vocis *Cnuphis* disputat, et porro disputabit; Est vir ille, Kocherus, insigniter doctus, a quo nunquam nisi doctus recessi. In Plutarchi libro de Iside et Osiride dixit mihi se omnia fere ad unguem[6]) posse demonstrare Aegyptiaca. Plutarchum egregie fuisse harum rerum peritum. Inter octoginta circiter voces Aegyptiacas illo libro contentas dicebat sexaginta fere esse adhuc hodie superstites. Se velle aliquando istum librum cum commentario edere. Monstravit mihi quoque Lexicon Copticum La Crozii, auctoris manu scriptum, a se insigniter auctum. Nuper per amicum me salutavit, et promisit se reditu-

---

1) Vgl. Brief 50a S. 13 A. 4. 2) Vgl. Brief 57 S. 103, 14f.

3) Dithmari Hackmanni Praecidanea Sacra sive animadversionum philologico-criticarum ad textum originalem veteris Testamenti tomus primus exhibens Genesin, Exodum et Leviticum, Lugduni Batavorum 1735. In der Praefatio hatte er einen Alterum Tomum in baldige Aussicht gestellt und weiteres Fortschreiten auf dieser Bahn versprochen *donec integrum corpus Bibliorum, haud absimili methodo, emensus fuero.*

4) Lebensbeschreibung S. 125f. 5) *Hdr*: Miscellaneorum.

6) *Hdr*: adunguem.

rum Leidam sub initium sequentis anni. Cum eo Te conciliabo, Vir celeberrime, si velis, postquam huc venerit. Sed redeo ad Hackmannum. Ille eodem tempore, quo Schultensius filiam suam elocavit, aliam uxorem duxit. Spem habebat antea, ope Schultensii, professionem Hebraeam Groninganam nanciscendi. Illa jam per quatuor et ultra annos vacat. Nunc non fiet. Dicunt juniori Schultensio illam destinari.

| Caspar Ludovicus Valckenaer est, qui Eratosthenem vult fol. 13r edere. Sed in hac Bibliotheca nihil exstat, ad eam rem pertinens. Ille enim per duos fere annos, Leidensen Bibliothecam pervolutavit, et ut Burmannus ipsi palam obiecit, spoliavit. Hemsterhusii et Schultensii amicus erat, et propterea Burmanno infestus. Cum offerret iste Valckenaer, (jam successor Hemsterhusii in Academia Franequerana) suum Ammonium Burmanno, hic Burm. cum illo expostulabat, quare se non ita laudasset, ut mereretur; contra suos doctores, immodice. Et statim, vide hominis impotentiam, omnes Codices Mss. Bibliothecae ipsi subtraxit[1]), eumque[2]) plane Bibliotheca exturbavit. Hoc a Bentleyo didicerat.[3]) Idem ille Valckenar mihi olim familiare sermone affirmabat Erotiani Lexicon Hippocraticum velle edere. Egregium institutum, sed ego tamen nisi essem medicus, non tentarem. Idem ipse pariter parare se luci publicae asserebat Holoboli Comment. Graecum Mss. ad Dosiadae Aram, Ovum, Syringem etc. parva poemata aenigmatica Theocrito subiici solita[4]), quem totum expilasse et transscripsisse non indicato fonte Salmasium, ad Pomponium Melam criminatur Is. Vossius.[5])

Sed vide quo me garrulitas abripiat. Cum Schultensio si quid agendum habeas, directe id ipsi indica quaeso. Intelligo enim relationes meas non esse valde gratas. Filius nihil aliud, quam quod habes, vult edere, quantum equidem novi. Orationem in Boerhavium[6]) Te jam dudum habere credidimus. Librarii culpa

1) *Hdr*: substraxit. 2) *Hdr*: cumque.

3) Vgl. JEBB, Bentley S. 49 ff.

4) In der Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias, Lugd. Bat. 1767 p. 128—136 von Valckenaer veröffentlicht.

5) Observationes ad Pomp. Mel. II cap. 7 (p. 513 ed. Abr. Gronov).

6) Die Oratio funebris in obitum Boerhavii von Albert Schultens Lugd. Bat. 1738, vom Sohne ins Holländische übersetzt.

est sine omni dubio, quod non acceperis. Illi homines lucrum quaerunt, nil aliud. Et meum quoque Luzakium graviter offendi, qua in re coniicio quidem, at certo tamen non queam indicare. Emit illius avunculus (hoc est fratris filius) typographiam van der fol. 13v Mynij[1]), | et continuabit opera ibi coepta. Forte hoc si fausta annuat fortuna, Arabicis literis boni quid annunciat.

Cl. Schultensius siquid Tibi mittere velit, roga, ut mihi tradat. Securius ego curabo, quam Luzakius. Poteris enim cogitare facillime, exemplar quod venditur, quam quod dono datur, esse *λυσιτελέστερον*. Desiderata Tua in caussa Gussetiani Lexici[2]) ad Schultensium non referam, cum venia Tua. Toties tuli repulsam. Tu ipse experire, quanta sit tanti viri amicitia. De Turretino et Creniano fasciculo curabo. Vellem tamen, ut quos desideras Crenij[3]) tomos, scirem. Saepius occurrunt separata volumina, ut modo nudius tertius quatuor fuerunt sic vendita. Tu mihi contra, Vir Celeberrime, significa si placet num graeca exemplaria Galeni, Aetij, Aeginetae, et aliorum Graecorum medicorum apud vos venum exstent, quo pretio, quae editiones. Quis ille Greave[4]) sit, de quo scribis, ignoro. Quam primum licebit inspiciam Bibliothecam Britannicam. Possunt hic terrarum omnia in Anglia edita haberi. Sciscitabor ergo quanti Pocockii opera constent, et perscribam. Nuper apud nos die 19 Sept. novus Astronomiae Professor, Jo. L u l o f f s, orationem inauguralem habuit. Est, ut dicunt vir doctus, viginti octo annos natus. Cuperi epistolas imprimi novi, sed jamdum impressas ignorabam. Saepius apud vos libri in Belgio editi citius aut eodem sane tempore comparent, quam hic. Venit huc modo iuvenis aliquis doctus Leowardia, Schraderus, qui Musaeum recens cum commentario suo et P. Francij ineditis notis edidit. Proxime hic prodibunt summi Anatomici Eustachij tabulae Anat. cum[5]) Anatomicorum principis B. S. Albini, viri incomparabilis, fol. 14r quem nunc audio, correctae et ab erroribus | Lancisij purgatae. Sed omnia eius opera, ut mire pulchra sunt, ita insano pretio

1) Vgl. Brief 50c S. 19, 23f.

2) Vgl. Brief 26a S. 9 A. 4.

3) Animadversiones 1695—1713.

4) Vermutlich Thomas Grave oder Greaves, über den R. in Brief 129 S. 279, 7 f. spricht.

5) Es fehlt explicatione. Denn der Titel lautet: Explicatio tabularum anatomicarum Bartholomaei Eustachii (Leiden 1744).

redimuntur. Idem ille Albinus edit nunc tabulas Anatomicas suas, quarum singulae uno et dimidio thalero vestro veneunt, totum opus, ubi integrum erit editum 150 thl. constabit. Est superbe elegans.

Pro recensione Tua opusculi mei[1]) obstrictum me Tibi habeto. Nondum equidem vidi. sed requiram proxime in tabernis librariis. Vale et porro mihi fave, Vir Celeberrime. Lugd. Batav. 1742 d. 7. Octbr.

Nuper Amstelodami[2]) mihi Ravij opuscula Harmoniam orientalium linguarum concernentia, Anglice scripta[3]), uno volumine comparavi.[4])

217a.

An Christoph August Bode in Helmstädt.

(Nach dem Abdruck in BRUNS, Verdienste der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit, Halle und Berlin 1810 S. 87. Vgl. S. 38.)

Viro | Clarissimo atque Doctissimo | M. Christiano[5]) Augusto Bode | S. P. D. | Jo. Jac. Reiske.

Recte facis iucundeque mihi, Vir Clarissime atque Doctissime, quod occasionem praebes, qua quanti et praeclaram Tuam doctrinam egregiis speciminibus demonstratam, et amicitiam atque consuetudinem Tuam faciam, et quanta alacritate Tuis studiis inservire cupiam, testatum dem. Lubens suscepi, quam mihi mandasti provinciam. Adii, quum mea bibliotheca nihil praestaret, quod in rem Tuam faceret, huius urbis bibliothecam publicam, senatoriam vulgo dictam, in qua solam illam Evangeliorum Arabicam interpretationem reperi[6]), quae Romae Anno 1619 edita fuit, in folio hoc titulo:

اربعة اناجيل يسوع المسيح المقدسة

| *Sacrosancta quatuor Jesu Christi D. N. Evangelia Arabice scripta* S. 88 *Latine reddita figurisque ornata Romae ex typographia Medicea MDCXIX.*

1) Vgl. Brief 50c S. 18 A. 1. 2) *Hdr*: Amstoledami.

3) Christ. Rau, A Discourse of the Oriental tongues, London 1648. 1649.

4) Unten steht S. P. $\frac{8}{20}$ Mart. $\bar{4}8$.

5) „Ein Versehen Reiskes statt Christophoro" BRUNS. 6) BRUNS: reperii.

Superiorum permissu. Brevissimae dedicationis prima periodus hoc est paene dimidia pars haec est: *Illustrissimo reverendissimo principi Carolo Madrutio S. R. E. Cardinali Amplissimo Joan. Anton. Rodolus F. Cum Evangelia Arabico sermone conscripta denuo excudi curarem ut quae obrepserant typis errata corrigerem, reliquum erat ut ea principi alicui viro de more inscriberem.* Deinde tribus verbis caussas exsequitur dedicans, quare opus Madrutio inscripserit. Videtur ille *Rodolus* typographus fuisse. Dedicationem excipit imago Madrutii aere expressa, et eam praefatio, iisdem ipsis totidemque verbis in libri calce repetita, quae mendas typographicas quum excusat, tum indicat unam atque alteram. Auctor interpretationis nusquam nominatur. Videtur ille Jesuita quidam fuisse. Versus Arabici et Latini toto opere alternant. Matthaei Evangelium in capita 101 concisum est, Marci 54, Lucae 86, Joannis 46.

Canonis Erpeniani[1]) haec est ratio. Constat ille undecim laterculis et exhibet concordantiam, ut appellant, Evangelistarum. Primus laterculus indicat classem, ad quam unaquaeque uniuscuiusque evangelistae sectio pertineat. Reliquarum decem haec sunt argumenta. I classis indicat illas historias, quae ab omnibus S. 89 quatuor evangelistis narrantur et uno conspectu exhibet | locum cuiusque, quo quisque traditur. II classis indicat illas historias aut sententias sacras, quas tantum tres hi Evangelistae Matthaeus, Marcus, Lucas habent. III. illas, quas soli Matthaeus, Lucas et Joannes dant. IV. illas, quae apud solos Matthaeum, Marcum et Joannem exstant. V. illas, quae in solis Matthaeo et Luca, VI. quae in solis Matthaeo et Marco, VII. quae in solis Matthaeo et Joanne, VIII. quae in solis Marco et Luca, IX. quae in solis Luca et Joanne leguntur, X. tandem et ultima classis illos sacros locos dat, quos unus Evangelista solus praebet. Hi decem posteriores laterculi cum primo sic sunt comparandi, ut in exemplo proposito demonstrabo. Exemplum esto initium primi laterculi

ج	ا
ي	ب
ه	ج
ي	ن

1) „N. T. Erpen. Leidae 1619". BRUNS.

ز	ة
ي	و
ج	ز
ا	ح
و	ط

Significat haec tabella primam Matthaei sectionem pertinere ad classem III. hoc est, legi apud Matthaeum, Lucam et Joannem non item apud Marcum; secundam | sectionem pertinere ad S. 90 classem decimam, hoc est, apud solum Matthaeum legi; tertiam sectionem pertinere ad classem quintam, hoc est, in solis Matthaeo et Luca reperiri; quartam sectionem ad classem X rursus pertinere, hoc est, in solo Matthaeo haberi; quintam sectionem ad classem septimam pertinere, hoc est, in solis Joanne et Matthaeo legi; sextam in X classe; septimam in tertia classe esse, hoc est, a solis Matthaeo, Luca et Joanne tradi; octavam sectionem ad primam classem spectare seu ab omnibus evangelistis recitari; nonam sectionem ad classem VI pertinere, ubi sunt loci a Matthaeo et Marco solis servati. Et sic porro.

Haec sunt quae Tuis votis, vir Clarissime atque Doctissime satisfactura esse existimavi. Tu porro me amare et opera mea uti, si usui Tibi esse potest, perge atque bene vale. Scribeb. Lipsiae d. 11. Febr. 1754.

388 a.

An Christoph Gottlieb von Murr in Nürnberg.

(Nach dem Drucke von Christoph Gottlieb von Murr, Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz. Nebst einigen Briefen, Frankfurt und Leipzig 1772 S. 51: „Ich hatte Herrn Klotz sehr gebetten, seine Empfindlichkeiten gegen Herrn Doctor Reiske, dessen große Verdienste er ja so lebhaft fühlen mußte, zu mäßigen, und mit ihm Freundschaft zu halten. Ein Jahr hernach schrieb mir der rechtschaffene Herr Reiske unter andern:)

...... Ueber die plötzliche Aenderung des Sinnes der Hallischen Zeitung gegen mich, habe ich mich freylich gewundert. Nunmehr weis ich, wem ich sie zu verdanken habe, und segne dafür den Stifter des Friedens. ......[1])

---

1) Wahrscheinlich hatte Murr an Klotz geschrieben nach der hohnvollen Anzeige der Reiskeschen Übersetzung des Demosthenes (Deutsche Bibliothek der schö-

424a.

An Gottlieb Christoph Harles in Erlangen.

(Original in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle, Manuscr. 65, vom Vizepräsidenten des K. Sächs. Landes-Konsistoriums, Geh. Kirchenrat und Oberhofprediger Dr. Harles geschenkt. Von der Hand von Frau Reiske, von ihm nur unterschrieben, ohne Adresse.)[1])

Wohlgebohrner Hochgelahrter Herr | Hochgeehrtester Herr Hofrath.

Auf Dero Befehl überschicke ich hiermit eine kurzgefaste Nachricht[2]) von meinen und meiner Amtsgehülfen Lebensbegebenheiten. Die Lehrer an der Thomasschule hatte ich auch ersuchen laßen mir mit einer ähnlichen Nachricht von ihren merkwürdigsten Vorfällen an die Hand zu gehen. Allein sie ließen mir wißen, daß sie dem H. Camerer sel. nur noch im vorigen Jahre durch H. M. Franz einen solchen Aufsatz zugefertiget hätten, der noch vorhanden seyn muste. Zudem hätten sie anders nichts hinzuzufügen, als dieses, daß seit 14 Tagen die unterste Collaboratorstelle, durch des alten Mayers Absterben, erledigt, und noch nicht wieder besetzt sey. H. Schwickert hat kein Geld in Ihrem Nahmen an mich bezahlt. Auf geschehene Erinnerung ließ er mir sagen, daß es itzo noch nicht fällig wäre, sondern erst das nächste mahl. Eine für

nen Wissenschaften II, Halle 1768 Stück 82 S. 626—638), also Ende 1768: welche Ansetzung allein stimmt zu der zeitlichen Reihenfolge, in der Murr seinen Briefwechsel mit Klotz vorlegt. Wenn Reiske „ein Jahr hernach" schrieb, so ist sein Brief ans Ende des Jahres 1769 zu setzen, jedenfalls nach dem Briefe vom 8. Februar 1769 an Lessing (Nr. 377 S. 782), der noch voll Zornes gegen Klotz ist. Die Stelle, auf welche R. sich bezieht, findet sich im 89. Stück der Hallischen Neuen Gelehrten Anzeigen S. 712: „Montags den 6. November 1769. Leipzig. Herr Doctor Reiske hat mit dem Drucke des Demosthenes nunmehr den Anfang machen lassen, nachdem er besonders aus Engelland einige wichtige Beyträge erhalten hat. Der Weg zur Pränumeration ist noch offen, und es ist sehr zu wünschen, daß dieses Werk durch den Eifer auch unserer Landesleute unterstützt werde." Zwar ist das im 35. Stück Montags den 30. April 1770 S. 274—275 gespendete Lob noch viel stärker. Aber da R. von einer „plötzlichen" Änderung des Sinnes spricht, kann nur erstere Stelle in Frage kommen. Daß Klotz in seinem letzten Lebensjahre Reisken unterwürfig um Verzeihung gebeten hat, schreibt dieser am 22. Mai 1772 an Ruhnken Brief 428 S. 856, 20f.

1) Vgl. Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Ges. IV S. 288.

2) Wohl bestimmt für die Vitae philologorum, aber zu scheiden von der Selbstbiographie, die Reiske für das Archiv der Nikolaischule verfaßt hat, die gedruckt ist bei Frotscher, Eloquentium virorum narrationes de vitis hominum 215.



mich vollkommen räthselhafte Antwort. Ich erwarte was geschehen wird. Über die Nachricht daß Ew. Wohlgeb. den Terenz ediren wollen, bin ich sehr erfreut, und wünsche daß sie bald erscheinen möge. Nur kan ich dazu nichts beytragen. Über lateinische Auctores habe ich bey= fol. 1v nahe gar nichts von Anmerkungen in meinen Scripturen vorräthig. Indeßen danke ich Ihnen auf das erkentlichste für die mir zugedachte Ehre. Aber wißen Sie wohl, daß unser Herr M. (und nunmehr auch Prof.) Reitz[1]) gleichfalls mit einer Ausgabe vom Terenz schwanger geht. Wer wird dem anderen zuvorkommen? Wenn Sie eilen, so können Sie das. Es soll mich auch verlangen, wer an die bewuste erledigte Stelle zu Halle kommen wird.[2]) Allemal wird es kein Kloz seyn, neutram in partem. Wer hätte es gedacht, daß der seinen Lauf so bald endigen würde. Vielleicht zur rechten abgemeßenen Zeit für seinen Ruhm. Wer weiß ob er ihn nicht überlebt hätte, wenn er länger gelebt hätte. Für seine wenigen Jahre hat er gewiß viel gethan, und ein erstaunliches Glück genoßen, wenn er auch nur gewust hätte es recht für sich und andere zu benutzen. Daß der H. M. Köhler Adjunct zu Jena den Bionem und Moschum ediren wolle[3]), wird Ew. Wohlgeb. wohlschon bekant seyn. Er hat dieses sein Vorhaben in einer an den[4]) nunmehr an seinen Ort gegangnen vorhin gedachten Freund gerichteten kleinen gedruckten Abhandlung kund gethan. Ohnfehlbar hat er auch Ihnen, wie er mir gethan hat, ein Exemplar davon zugeschickt. Ich habe ihn darauf unter andern benachrichtiget, daß H. Valkenar zu Leyden auch vorhabe, nebst dem warthonischen ganz umgearbeiteten Theocrito auch obbesagte beyde Bucolicos zu bearbeiten. Was nun diese Nach= richt bey H. M. Köhler ausrichten werde, wird sich weisen. Itzt geht fol. 2r hier stark die Rede, daß H. D. Ernesti eine neue Ausgabe vom Cicerone veranstalte, nicht einen bloßen Nachdruck seiner älteren Ausgabe[5]), sondern einen ganz neuen, nach Msten und den ältesten Ausgaben ver= beßerten Text.[6]) Mir will das nicht ein. Wo krigte der Mann die

1) Vielmehr Reiz, 1772 zum außerordentl. Professor ernannt. Er erwies sich auch hier als der philologische Fabius Cunctator.

2) Klotz war am 31. Dezember 1771 gestorben.

3) Vgl. Brief 429 S. 858, 3. 4) *Hdr*: dem.

5) Lipsiae 1737—1739.

6) Die Ausgabe erschien Hal. Sax. 1774—1777. Mit Reiskes Urteil vergl. das von ZUMPT und von ORELLI im Index editionum scriptorum Ciceronis (Onomasticon Tullianum p. I) p. 211.

Zeit her. Zudem scheint er mir wenigstens kein Criticus zu seyn. Ich wills glauben, wenn mir der Glaube in die Hände kommen wird. Schreiben denn[1]) Ew. Wohlgeb. noch iezuweilen an den H. Prof. Brigleb zu Coburg? Im Falle daß dem so wäre, so wolte ich wohl bitten, daß Sie (wenn es ohne Dero Beschwerlichkeit geschehen könte) ihn in meinem Nahmen ersuchten, mir doch den Praenumerationsschein auf den vierten Band[2]) (welchen Band er vor einiger Zeit, ohne den Schein, abholen ließ,) wieder zurück zu schicken. Es ist wegen Ordnung und Richtigkeit in meinen Rechnungen. Fodert man mit Rechte Scheine über die Bezahlung des Vorschußes von mir, so bin auch ich gleichmäßig berechtiget, solche Scheine als Beweise der geschehenen Ablieferung der gedruckten Theile zurückzufodern. Eine wunderliche Neuigkeit hätte ich bald übergangen. Sie fällt mir soeben, noch zu rechter Zeit ein. Ehegestern erhielt ich einen Brief. Rathen Sie einmal von wem, und woher, und was dadrinne stund. Das errathen Sie gewiß nicht. Der Brief fängt sich also an. Athanasius Auger Eloquentiae Professor Rothomagensis, nec non in eadem urbe in regia Scientiarum literarum et artium academia, et in pia immaculatae B. M. V. Conceptionis academia judex et Socius. — Das klingt seltsam. Der Mann macht sehr viel Wesens aus meinem Demosthene. Sie solten fol. 2ᵛ es nur lesen können, was er ihm | alles gutes nachsagt. Er will mir seine Anmerkungen zum Dem. schicken[3]), und wartet mit Verlangen, daß ich mit meinen hervortrete, denn er hat, wie er mir schreibt, den ganzen Demosth. französisch übersetzt, und will diese Übersetzung aufs längste binnen zwey Jahren herausgeben. Hätten Sie wohl, Mein Werthester Herr Hofrath, ein solches Phaenomenon von Rouen aus erwartet? einen Franzosen heutzutage, der den Dem. liest, ja gar übersetzt. Den hätte ich gewiß da nicht gesucht. Doch ist es allemal gut für mein Werk, und macht mir Hofnung zu deßen guten Abgange, wenn auch auswerts viele Gelehrte sind, die es kennen, und anrühmen. Allemal kan die zuerwartende franz. Übersetzung von Dem. eine interessante Anecdota für Ihre dortige gelehrte Zeitung seyn.

1) *Hdr*: den.
2) Der Oratores Graeci.
3) Vgl. Lebensbeschreibung S. 142.

Ein groß Compliment von meiner Frau (mich mit eingeschloßen) an Sie beyde. Ich verharre unter Anwünschung alles Wohlergehens in gebührender Hochachtung

Ew. Wohlgebornen
ergebenster Diener
D. Reiske

Leipzig den 2. Feb. 1772.

Anhang.

Briefe von Frau Reiske.

18a.

An Gottlieb Christoph Harles in Erlangen.

(Original in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle, Manuscr. 65.)[1])

Wohlgebohrner Herr | Hochzuehrender Herr Hofrath

Ich glaube ich habe es Ihnen geschrieben, daß ich mich nach Dresden begeben wolte, und auch warum ich es thäte.

Mein Freund, oder Pflegesohn[2]), (wie man es nennen will) wolte Aßeßor bey der hiesigen Landesregierung werden, wählt aber nun auf Anrathen des Artztes, die Oeconomie auf dem Lande.

Das geht so zu: Er ist auf dem Lande bey Beschäftigungen erzogen worden, die Bewegung erfodern, drauf aber 6 Jahre auf der Fürstenschule, ohne alle Bewegung, eingesperrt gewesen; wodurch seine Gesundheit so geschwächt worden, daß ihn nun eine sitzende Lebensart vollends zu Grunde richten würde; da ihn der 4 jährige Auffenthalt zu Leipzig, wo er doch ohne allen Zwang war, nicht wieder ganz gesund machen konte.

Ein Aßeßor bey der hiesigen Regierung, muß alle Tage von 8 bis 1 Uhr in der Reg. sitzen, und erhält auch noch Arbeiten, die zu

---

1) Vgl. Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Ges. IV S. 288.

2) Christoph Moritz v. Egidy. S. Brief 21 von Frau Reiske S. 904, 9ff.; 18b S. 38 und Neue Jahrbücher f. klass. Alt. u. Pädag. 1916 II S. 462.

Hause müßen gethan werden. Dafür bekömt er nicht einen Pfennig Gehalt, bis er wirklicher Hofrath wird. Nun sind auf der adelichen Bank nur 6 solche Hofräthe, und gegenwärtig sind schon vor meinem Freunde, 12 Aßeßores da, die alle noch vor ihm einrücken müßen; und es ist gar nicht zu vermuthen, daß das unter 12 bis 15 Jahren geschehen kan. Einer solchen weitaussehenden Versorgung nun seine Gesundheit aufzuopfern, verlohnt es sich nicht der Mühe. Zumal | da wir hier unter 1000 Thl. des Jahrs nicht leben können.

fol. 1v

Nun habe ich bisher jährlich immer mit meinen Pensionen aus Hannover, und Koppenhagen, und dem, was ich aus den Rednern gelöst, so viel eingenommen; der Verkauf der letztern ist aber doch etwas ungewißes, und ich wünschte etwas miteinander absetzen zu können, um ein Stück Geld in die Hände zu bekommen womit ich mir ein Güthgen kaufen könte. Die Rittergüther gehen hier oft um den halben Preiß weg, und wenn ich nur einige 1000 Thl. vorräthig hätte, so könte ich schon etwas anfangen; weil man auf die meisten Güther oft nur den 4ten Theil gleich baar bezahlt, und das übrige nur nach und nach in Terminen, da mir die Pensionen sehr gut zustatten komen würden. Mein Freund ist ein sehr guter Hauswirth, und ich werde die Landwirthschaft so treu und fleißig besorgen, als sonst das collationiren der grich. Manuscripte. Sie, mein bester Herr Hofrath, werden denken, beydes schicke sich nicht für eine Person. Allein wenn Sie wusten, wie vielerley ich schon gelernt habe, so würden Sie mir auch zutrauen, daß ich die Landwirthschaft leicht werde führen können. Meiner stärksten Leidenschaft, dem Mitleiden Genüge thun zu können, lernte ich, ohne Lehrmeister, als ein Mädgen, Blumen, Kopfzeuger, und alle Arten von Frauenzimmer Putzwerg; ja endlich Kleider und dergleichen machen, um das dadurch ersparte Armen geben zu können. Alle Arten von Näthereyen lernte ich ohne Anweisung, — ich ward, aus Liebe zu dem Sohne meiner liebsten Schwester, eine so sorgfältige Kindermagd, als man sich kaum denken kan — und endlich bey meinem sel. Manne in einem Jahre grichisch, Lateinisch, französisch und Englisch auf einmal. Wenn gleich von allen nur ein wenig. Vielleicht denken viele, ich habe mich nie um die Küche bekümmert, allein so wenig sie auch mein steter Auffenthalt ist, so habe ich sie doch in sehr genauer Aufsicht, und arbeite drinne, wenns nöthig ist, mit kochen und backen, bis ich meine Köchin vollkommen abgerichtet habe.

fol. 2r

| Also ist nicht zu besorgen, daß ich eine schlechte Landwirthin



werden möchte. Dieser Brief ist schon sehr lang gerathen, ohne daß ich Ihnen, mein Bester Herr Hofrath gesagt habe, warum ich Ihnen itzt schreibe.

Weil ich gerne etwas von meinen grich. Rednern auf einmal los seyn möchte, so hat mir ein guter Freund den Vorschlag gethan, durch einige auswärtige Freunde, kleine freundschaftliche Lotterien anstellen zu laßen, wo meine Redner die Gewinste wären.

Wäre es nicht möglich, mein Bester Herr Hofrath, daß Sie mir hierinne beystehen könten? Könten Sie nicht, mit dem Beystande einiger Ihrer Freunde, in Erlangen, Altdorf, und Nürnberg, unter Profeßoren, Geistlichen, Studenten, und andern Gelehrten, 100 Lose unterbringen? und hernach diese kleine Lotterie in Gegenwart einiger Freunde bey sich ziehen laßen? Wolten Sie wohl folgenden Plan, zum Vertheilen, etliche male abschreiben laßen?

Plan einer kleinen freundschaftl. Lotterie | Einlage. |

100 Lose jedes einen Louisdor, macht 500 Thl.

hiervon ziehen die Collecteurs den zehnten Theil ab; bleibt 450 Thl.

Gewinste

25.	Oratores Graeci	à	30	Thl.
10.	Lysiae Orationes	à	5	Thl.
35	Gewinste	a	800	Thl.

Man macht oft hier und in Leipzig Lotterien, da nur 1 Gewinst ist und 99 leer ausgehen, und schlägt etwas 100 Thl. an, daß nicht 30 Thl. werth ist. Ich will aber auf diese Weise meine Redner fast um den halben Preiß hingeben; denn selbst die Buchhändler müßen sie mir mit 24 Thl. bezahlen.

Unendlich würde ich Ihnen verpflichtet seyn, wenn Sie mir hierinne beystehen könten. Wenn Sie die Lose untergebracht hätten, schickte [fol. 2v] ich Ihnen die Sachen, und erhielte hernach von Ihnen das Geld; auf welche Weise Sie garnichts riskiren könten. Ist es möglich, so haben Sie die Güte meine Bitte zu erfüllen. Ich wünschte, meiner Angelegenheiten wegen, noch vor Weihnachten zu wißen, ob Sie meinen Antrag für thuelich hielten. Bis Ostern werde ich nur noch hierbleiben, und ich weiß noch nicht, wohin ich mich, nach der Ostermeße, die ich in Leipzig zubringen will, wenden werde.

Sie thun ein wahres gutes Werk, wenn Sie mir beystehen, mein theuerster Herr Hofrath.

Nebst ergebensten Empfehle an Ihr ganzes Haus bin ich mit innigster Hochachtung

Ew. Wohlgebohrnen
ganz gehorsamste Dienerin
E. C. Reiske.

Dresden den 14 Nov. 1780. Auf der Königsstraße, in der Neustadt, in D. Hauschilds Hause.

18b.

An Gottlieb Christoph Harles in Erlangen.

(Wie 18a.)

Mein Bester Herr Hofrath

Meinen letzten Brief[1]) an Sie, schrieb ich, in einer ziemlichen Verlegenheit; den itzigen dagegen schreibe ich voll Zufriedenheit, und Hofnungen!

Mein neulicher Antrag war, wie ich nachher selbst einsahe, nicht thulich — und itzt wünsche ich auch nicht mehr, daß er sich hätte ausführen laßen. Kurz, die Umstände haben sich geändert. In wenig Tagen gehe ich von hier ab, nach Bornum, nahe bei Königslutter, 3 Stunden von Braunschweig, und 3 kleine Meilen von Helmstädt; wo ich in Zukunft, auf einem herzoglichen Gute, in einer sehr angenehmen Gegend, wohnen werde. Durch Vermittlung der beyden vortreflichen Männer, des H. Kammerh. v. Kuntzsch und des H. Hof. Eberts, die ich um Beystand gebeten hatte, habe ich, nebst meinem Freunde, dem H. v. Egidy, dieses Gut, um ein sehr geringes Pachtgeld erhalten. Der Anschlag war jährlich 1200 Thl. und unter 1000 Thl. hätte es sonst niemand erhalten. Ich gebe aber, aus besonderer Gnade des Herzogs, nur jährlich 650 Thl. Welches Geld mir von den Viehpachtern, und aus den trokenen Zinsen einkömmt, so daß ich allen Ertrag des Ackers, der ansehnlich ist, und der von lauter Hofeleuten bestellt und geerndtet[2]) wird, ganz umsonst, für mich, und meinen Freund habe.

fol. 1v | Das Wohnhaus, vor dem die Poststraße vorbeygeht, ist nur vor 15 Jahren nach dem neuesten Geschmacke gebauet worden. Es hat 11 Stuben, einen großen Speisesaal, und einige Kammern, die alle aufs

1) Brief 18a. 2) *Hdr*: geerndnet.



beste tapezirt sind. Von 3 Seiten umgiebt es ein, nach englischer Weise angelegter, Garten, wozu 17 Morgen Landes genommen worden. Er hat eine große Menge der schönsten Obstbäume, und alles, was den Geschmack, das Auge, und fast alle Sinne ergötzen kan. Man hat meinen Freund in Braunschweig, als ich ihn vor kurzen hinschickte, die Sache in Richtigkeit zu bringen, ganz mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft, und mich überzeugt, daß ich dort wahre redliche Freunde habe.

Der Gedanke, daß ich nun meinem Freunde eine gewiße Lebensart ausgemacht, ihm nun einen gewißen Unterhalt, der ihm auch nach meinem Tode bleiben muß, verschaft habe, giebt meinem Herzen eine Ruhe wieder, die ich lange nicht gekant habe. Ja die Gnade, meines nunmehrigen verehrungswürdigsten Landesvaters, geht so weit, daß, mein Freund, zugleich den Titel eines Drosts erhält, der ihm die Anwartschaft auf die einträgliche Stelle eines Landdrosts giebt.

Daß ich itzt ziemlich zerstreuet bin, werden Sie, mein bester Herr Hofrath, leicht denken können. Ich habe itzt tausend Geschäfte, mich reisefertig zu machen. In Leipzig werde ich nur ein par Tage seyn, und ein par 1000 Thl. in Empfang nehmen, und alsdann nach meinem irdischen Paradise eilen. Daß | Sie, theuerster Freund, an meiner fol. 2r Zufriedenheit Antheil nehmen, bin ich überzeugt.

Auch noch eine große Bürde hat Gott, vor 6 Monaten, von meinem Herzen genommen. Meine Mutter, die mir so theuer, als meine Sele war, näherte sich, seit ein par Jahren ihrem Ende immer mehr und mehr und mein Herz ward von Wehmut ganz zerrißen, weil mich der Gedanke unabläßig nagte, daß sie nun bald vielleicht mit vielen Schmerzen mit großer Angst — Mein Herz schwamm immer in Thränen, kein froher Gedanke fand mehr drinne Plaz — Endlich kam der gefürchtete Tag[1]) — sie war nur nach und nach immer mehr ermattet — hatte keine Schmerzen — ihre Sele war heiter — ich genoß die Seligkeit die Freude ihres Alters zu seyn — sie sprach mit allen, die sie vor dem Bette besuchten, freundlich, betete[2]) des Abends, nach 9 Uhr wie sie vor dem Einschlafen gewohnt[3]) war, und wandte ihr heiteres Gesicht, mit den Worten: Ach mein Erlöser! ein wenig auf die Seite, schloß die Augen fest zu, und schlief fest ein — und erwachte nicht

1) 30. November 1780. S. Lebensbeschreibung S. 92.

2) *Hdr*: bettete.

3) Die 5 Buchstaben: wohnt sind beim Aufbrechen des Siegels weggerissen worden.

wieder — und lag noch am 5[ten] Tage, nach ihrem Tode, mit der lächelnden Miene, die ihre große Seligkeit verkündigte, im Sarge. Sie starb in ihrem 84 Jahre, für meine Wünsche noch zu früh — es war mir etwas so sanftes, eine solche Mutter zu besitzen, so tröstend, daß sie für mich betete — von einem so frommen, so ganz vortreflichen Herzen, so innigst geliebt zu werden — Und doch ihr sanftes Einschlafen, erlaubte mir kaum die Thränen, welche die schwache Natur nicht ersticken konte — und wenn sie auch noch itzt zuweilen fließen, so sind sie doch kein Tadel, des Gottes, der alles wohl macht. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin bestens. Mit herzlicher Hochachtung bin ich

Ew. Wohlgebohrnen
ganz gehorsamste Dienerin
E. C. Reiske.

Dresden den 29 Apr. 1781.

Von dem Libanius[1]) sind nur 16. Bogen, und seit der Ostermeße 1780 nur 2 Bogen abgedruckt worden.

Adr: Sr. Wohlgebohrnen Herrn Hofrat Harles in Erlangen.

1) Von der nur aus dem volumen primum bestehenden Quartausgabe, deren Vorwort aus Bornum vom 12. April 1782 datiert ist, die aber erst 1784 erschien. Vgl. die Briefe der Frau R. 24 S. 907, 3f. und 30 S. 910, 7.

DREI SCHLACHTEN
AUS DEM
GRIECHISCH-RÖMISCHEN ALTERTUM

VON

JOHANNES KROMAYER

DES XXXIV. BANDES
DER ABHANDLUNGEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER SÄCHSISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Nº V

MIT 6 KARTEN AUF 2 TAFELN

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER
1921

Vorgetragen für die Abhandlungen am 5. Juli 1919.
Das Manuskript eingeliefert am 18. Februar 1921.
Der letzte Bogen druckfertig erklärt am 27. März 1921.

DREI SCHLACHTEN
AUS DEM
GRIECHISCH-RÖMISCHEN ALTERTUM

VON

JOHANNES KROMAYER

Inhalt.

I. Marathon.

Wohl selten ist eine Frage der alten Kriegsgeschichte so oft und so eingehend behandelt worden wie das Problem der Schlacht von Marathon. Seit LEAKE, FINLAY und GROTE haben zahlreiche Einzeluntersuchungen sich mit ihm beschäftigt, von denen nur diejenigen, welche wirklich neue Auffassungen geben, hier genannt werden sollen, nämlich die Arbeiten von CURTIUS, von DUNCKER, von MACAN, von DELBRÜCK und ED. MEYER.[1]) Die meisten dieser Arbeiten haben eine Anzahl von anderen nach sich gezogen, die in ihrem Kielwasser schwimmen.[2])

Das Problem von Marathon liegt in der Erzählung Herodots, der einzigen zusammenhängenden und einigermaßen ausführlichen Darstellung aus dem Altertum, die aber so, wie sie ist, militärisch nicht verständlich erschien. Er erzählt (VI 108 ff.), daß die Athener, nachdem sie von der Landung der Perser bei Marathon erfahren hatten, mit dem gesamten Aufgebot dorthin marschiert seien und sich bei einem Tempel des Herakles gelagert hätten, daß sich daselbst aber zwischen den Feldherren Meinungsverschiedenheiten ergeben hätten, ob man schlagen solle oder nicht. Die Ansicht zu schlagen habe schließlich gesiegt, und nach einigen Tagen habe Miltiades die Athener in Schlachtreihe ebenso lang wie die 8 Stadien entfernt aufmarschierten Perser aufgestellt und im Laufschritt gegen sie vorgeführt. In hartem Kampfe sei das dünner aufgestellte Zentrum der Griechen zwar von den Persern durchbrochen worden, aber die Flügel seien siegreich gewesen, hätten gegen das Zentrum eingeschwenkt, es gleichfalls geschlagen, die ganze feindliche Armee

1) CURTIUS, Gött. gel. Anzeigen 1859, 2013 ff. DUNCKER, zuletzt in Abhandl. d. Berl. Akad. 1886, 393. Dadurch sind seine früheren Darstellungen in Sybels Hist. Zeitschr. 1881, 231 u. Gesch. d. Altert. VII[5] 108 überholt. MACAN, Herodot (1895) Vol. II 148 ff. DELBRÜCK, Perser- u. Burgunderkriege (1887) 52 ff.; Gesch. d. Kriegskunst I[3] (1920) 52 f. MEYER, Gesch. d. Altert. III (1901) 324 ff.

2) Aufzählung der älteren Literatur bei MILCHHÖFER, Karten von Attika, Heft III—VI S. 40 (1889) und MACAN a. a. O.; DELBRÜCK, Gesch. d. Kriegsk. a. a. O. 65 f. Zu der hier genannten Literatur kommt neuerdings noch hinzu: MONRO, the campagne of Marathon in Journal of Hellenic studies XIX (1899) 185—197 und CASPARI, ebendort XXXI (1911) 100—109.

nach den Schiffen zurückgetrieben und im Kampfe um dieselben noch sieben erbeutet, während die anderen entkommen wären. Die Verluste der Perser hätten 6400, die der Athener 192 Mann betragen.

Diese Erzählung ist ohne alle örtliche Bestimmtheit. Es bleibt dem Leser völlig überlassen, wo er sich die Stellungen der Athener und Perser vor der Schlacht, wo er sich die Schlacht selber vorstellen will. Die einzige von Herodot gemachte Angabe ist für uns nicht verwertbar, weil wir nicht wissen, wo der von ihm erwähnte Tempel des Herakles gelegen hat. Der Bericht enthält außerdem verschiedene militärische Schwierigkeiten.

Von den ersten modernen Bearbeitern LEAKE, FINLAY, GROTE wurden diese Schwierigkeiten nicht bemerkt oder nicht hoch gewertet; sie erzählten im wesentlichen Herodot nach und versuchten nur, nach ihrer damaligen Kenntnis des Geländes die Vorgänge topographisch festzulegen. Das gelang nur unvollkommen, denn es fehlte damals noch gänzlich an einer guten Karte. Erst die Landesaufnahme von Attika durch Offiziere des deutschen Generalstabes schuf hier die Unterlage, indem sie eine Karte von genügender Größe 1 : 25000 und wunderbarer Genauigkeit und Plastik herstellte.[1]) Schon vorher aber hatte LOLLING geglaubt, im Tal von Avlona den Tempel des Herakles festgestellt zu haben[2]); und so schien jetzt die Möglichkeit genauerer Bestimmung vorzuliegen, die sich denn auch DUNCKER nicht entgehen ließ. Er setzte das Lager der Griechen in das Tal von Avlona, die Schlacht mit Front nach Nordosten in die Ebene von Marathon, unmittelbar südlich der Charadra, des einzigen größeren Flusses der Ebene, der sie in der Mitte durchströmt, ließ die Perser z. T. nach dem großen Sumpfe im Norden der Ebene, z. T. nach dem Schiffslager der Perser fliehen, das er mit Recht an dem Strande beim großen Sumpfe ansetzte. Diese ganze Wiederherstellung kann, soweit das Topographische reicht, heute als abgetan betrachtet werden, seitdem nachgewiesen ist, daß LOLLINGS angeblicher Fund des Heraklestempels irrtümlich war, und daß das Massengrab der Athener, der sogenannte Soros, weit südlicher in der Ebene liegt als DUNCKERS

1) Unsere Schlachtkarte ist eine Reduktion davon auf 1 : 50000, die Übersichtskarte ist nach der kleineren Ausgabe dieser Karte in 1 : 100000 gemacht.

2) Mitt. d. deutschen arch. Instit. aus Athen Bd. I (1876) S. 67—94.



Schlachtfeld.[1]) Ferner war aber auch DUNCKER an den militärischen Anstößen, die Herodots Darstellung bietet, z. T. vorbeigegangen. Sie bestehen, abgesehen von der von DELBRÜCK mit Recht hervorgehobenen Unmöglichkeit eines Laufschrittes von 1½ Kilometer, über den kein Wort weiter zu verlieren ist, besonders in drei Beobachtungen, die gleichfalls schon von mehreren der bisherigen Bearbeiter richtig formuliert worden sind:

1. Das Bestreben der Athener mußte in erster Linie darauf gehen, ein Vordringen der Perser ins Innere des Landes und auf Athen zu hindern, die Perser dagegen mußten es zu erzwingen suchen. Die Athener erwarteten ferner jeden Augenblick die sehr wesentliche Verstärkung ihrer Kräfte durch Zuzug aus Sparta, während die Perser auf ähnliche Verstärkungen nicht mehr zu rechnen hatten. Man fragt sich also: Wie kamen die Athener dazu, anzugreifen? Das einzig Richtige in ihrer Lage war doch zu warten. Wer angreifen mußte, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, das wären die Perser gewesen.

2. Die Perser waren besonders gefürchtet durch ihre Reiterei. Um diese Waffe zur vollen Geltung kommen zu lassen, waren sie, wie Herodot (VI 102) ausdrücklich sagt, gerade in der weiten Ebene von Marathon gelandet. In dem Schlachtbericht selber wird aber die Reiterei bei Herodot gar nicht erwähnt. Wenn die Schlacht in der Ebene stattgefunden hätte, müßte sie doch eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben, den Athenern in Flanke und Rücken gekommen sein. Davon weiß aber Herodots Bericht nichts. Wie ist das zu erklären?

3. Wenn die Athener die Perser so vollständig geschlagen haben, wie Herodot sagt, wie konnten sich dann die Perser so schnell einschiffen, daß sie nur sieben Schiffe verloren? Wie konnte vor allem das ganze Gepäck und besonders die Reiterei so schnell eingeschifft werden? Unsere so ruhmredige Überlieferung sagt ja kein Wort von erbeuteten Pferden, die doch äußerst wertvoll für die Athener gewesen wären, überhaupt kein Wort von Beute bei den Schiffen.

Diese drei Schwierigkeiten hat nun ERNST CURTIUS schon beträchtliche Zeit vor der DUNCKERschen Darstellung durch eine

1) MILCHHOEFER, Karten von Attika, Heft III—VI S. 43. STAÏS, Mitteil. d. deutschen arch. Instit. Athen Bd. 18, (1893) S. 46 ff.

Hypothese zu lösen gesucht, die sich den Verlauf der Schlacht ganz anders vorstellt.

Die Perser, meint CURTIUS, wagten es nicht, die Athener in ihrer festen Stellung am Rande der Ebene anzugreifen und sich so mit Gewalt den Weg durchs Innere zu erzwingen, sondern sie versuchten, gestützt auf verräterische Verbindungen, die sie in der Stadt Athen hatten, ihr Heer wieder einzuschiffen und Athen durch einen Handstreich zu nehmen. Diesen Augenblick, als die Reiterei schon wieder in den Schiffen und auch nur noch ein Teil der Fußtruppen an Land war, benutzte Miltiades zu seinem Angriffe. So erklärt sich die Offensive der Athener, die Abwesenheit der Reiterei, die schnelle Einschiffung der Perser. Alle drei Schwierigkeiten sind mit einem Schlage beseitigt.

Aber diese Hypothese hat es nicht vermocht, sich durchzusetzen. Es ist besonders DELBRÜCK in seinen Perser- und Burgunderkriegen gewesen, der sich gegen sie erklärt hat. Ein- und Ausschiffung eines großen Heeres — so meint er — sei etwas so Umständliches, daß die Perser schwerlich ohne absolute Notwendigkeit die einmal glücklich vollzogene Landung rückgängig gemacht hätten, um sie an anderer Stelle noch einmal zu versuchen; die Ausschiffung eines einige 60000 Mann starken Heeres der Alliierten im Krimkriege mit nur etwas über 1000 Reitern und 128 Geschützen habe bei meist gutem Wetter fünf Tage gedauert; zur Einschiffung hätten die Engländer vorher — allerdings einige Tage durch den Wind behindert — volle 14 Tage gebraucht. „Nach diesen Leistungen moderner Heere — fährt er fort — bitte ich die supponierte Ein- und Ausschiffung des persischen Heeres im Jahre 490 zu bemessen“ (S. 65).

Dazu komme als weiterer Gegengrund, daß die Perser bisher in jedem Zusammentreffen die Griechen besiegt gehabt hätten und mit Übermut auf sie herabsahen. Wie hätten sie dazu kommen sollen, hier „die angebotene Schlacht“ zu vermeiden und sich noch dazu der Gefahr auszusetzen, mitten in der Einschiffung angegriffen zu werden? (S. 59.)

Die angeblichen verräterischen Verbindungen endlich mit Athenern in der Stadt seien zu wenig sicher bezeugt, um darauf zu bauen (S. 60f).

Ich glaube nicht, daß diese Gründe irgendwie durchschlagend genannt werden können.



Die Schwierigkeiten der Operation bei Einschiffung moderner Heere, wie die im Krimkriege es war, lassen sich mit denen im Altertum überhaupt nicht vergleichen. Die großen Schiffe der Neuzeit müssen eine beträchtliche Strecke vom Ufer im tiefen Wasser ankern, die Truppen ausgebootet und ans Land gerudert werden. Das ist für Kavallerie eine sehr zeitraubende Operation, von den Geschützen gar nicht zu reden. Die kleinen Boote in der Zeit der Perserkriege gehen dagegen bis unmittelbar an den Strand ins flache Wasser hinein, Mannschaften und Pferde können direkt vom Boot ins Wasser oder an den Strand gelangen. Ein solches Boot kann in einer Stunde oder etwas mehr von Truppen und Pferden entleert sein. DELBRÜCK wirft sein Argument selber um, wenn er, wie wir gleich sehen werden (S. 9), die Schlacht und die Einschiffung danach sich an demselben Tage vollziehen und die Perser fast ohne Verluste davonkommen läßt.

Wenn ferner die Athener in einer sehr festen Verteidigungsstellung, wie es deren reichlich gibt, irgendwo am Rande der Ebene auf den Hügeln standen und den Persern so den Vormarsch sperrten, so kann von einer „angebotenen Schlacht" keine Rede sein. Dann mußten die Perser einfach stürmen, und was bei der Bewaffnungsart der Perser gegen die griechischen Hopliten der Nahkampf und noch dazu unter solch ungünstigen Bedingungen bedeutete, bedarf keiner weiteren Ausführung. Das war dann eben die von DELBRÜCK geforderte „absolute Notwendigkeit", das Operationsfeld zu verlegen, der sich die Perser fügen mußten, wie übermütig sie auch sonst auf die Griechen herabsehen mochten.

Endlich die Möglichkeit oder auch nur Wahrscheinlichkeit von Verbindungen der Perser in Athen wegstreiten zu wollen, ist ein schwieriges Unternehmen. Die ganze griechische Geschichte ist voll von solchen verräterischen Verbindungen der Minderheiten in den Städten mit dem auswärtigen Feind, Eretria war noch eben durch den Verrat einiger seiner Bürger den Persern in die Hand gefallen, und Hippias, der immer noch seine Partei in Athen hatte, befand sich im feindlichen Lager.

Wenn somit DELBRÜCKS Gründe in nichts zerfließen, so möchte ich darum doch nicht für die CURTIUSsche Hypothese eintreten. Aber aus anderen Erwägungen.

Daß der einzige Bericht über die Schlacht, den wir besitzen,

dadurch vollkommen aufgehoben wird und wir damit zur tabula rasa gelangen, auf die jeder hinaufmalen kann, was er will, würde noch nicht das schwerwiegendste Moment dagegen sein, obgleich natürlich eine so völlige Verwerfung der Überlieferung nur dann gerechtfertigt ist, wenn wirklich zwingende äußere oder innere Gründe dazu nötigen. Auch die Tatsache, daß der Ausgang eines unbedeutenden Rückzugsgefechtes, welches die Schlacht von Marathon dann in Wirklichkeit wäre, in keinem verständlichen Verhältnis mehr stände zu der Bedeutung, die der Schlacht doch in der Überlieferung fast durchgehend beigelegt wird, würde noch nicht entscheidend sein. Aber der durchschlagende Grund dagegen besteht auch hier wieder in der Lage des athenischen Massengrabes im südlichen Teile der Ebene, das etwa eine halbe Meile von dem im nördlichen Teile aufgeschlagenen Schiffslager der Perser entfernt war (S. 23). Denn ein Deckungskorps für die Einbootung des Heeres, die übrigens ohne alle Schwierigkeit in der Nacht hätte erfolgen können, so weit vorzuschieben, hatte gar keinen Sinn. Man hätte es dadurch ganz unnötigerweise dem Zugriff der Athener ausgesetzt, da der Rand der Ebene nur etwa 1½ Kilometer davon entfernt ist. Die angemessene Stellung für ein solches Deckungskorps wäre der Rand des großen Sumpfes oder höchstens das nördliche Steilufer des Charadrabaches gewesen (vgl. S. 23). So bleibt also DELBRÜCKS negatives Resultat doch bestehen.

Aber er hat sich nicht mit der negativen Kritik der CURTIUSschen Hypothese begnügt. Er ersetzt dieselbe vielmehr durch eine eigene.

Da die Griechen — so führt er aus — aus den dargelegten militärischen Gründen keinen Anlaß zum Angriff hatten, so müssen es die Perser gewesen sein, die angegriffen haben. Die Griechen standen in der Ebene, am Ausgange des Tales von Vrana[1]), und hatten somit eine gute Flügeldeckung gegen die persische Reiterei, da das Tal hier nur etwa 1 Kilometer breit ist und durch Baumverhaue noch weiter verengert und an den Seiten ungangbar gemacht sein werde. Als die Perser nun hier auf Schußweite — etwa 100 Meter — herangekommen waren und anfingen, die Griechen zu beschießen, machte Miltiades einen Ausfall, ging im Laufschritt auf die Perser los und warf sie über den Haufen. Die

1) So Kriegskunst a. a. O. S. 54 f. Früher hatte er die Stellung im Tale von Avlona angenommen.



Reiterei konnte von der Flanke her nicht eingreifen, denn „vermutlich erstreckten sich die schützenden Terrainhindernisse rechts und links von den Athenern so weit, daß nur ein ganz kurzer Raum in der freien Ebene zu durchschreiten blieb“. Als dann der Strom der allgemeinen Flucht sich in die Ebene ergossen habe, da hätte auch im freien Felde die Reiterei nicht mehr die Möglichkeit gehabt, die Schlacht herzustellen. So sei es acht Stadien weit „im Durchkämpfen der Schlacht und in der Verfolgung“ bis zum Soros hin gegangen. Das sei die richtige Interpretation von Herodots Acht-Stadien-Lauf beim Angriff, denn der Soros liege eben gerade acht Stadien von der Stellung im Vranatal entfernt. Dann aber habe die Verfolgung plötzlich gestockt. Die Perser seien zwar nach den Schiffen weiter geflohen, und da ihr Lager im Nordwinkel der Bucht eine kleine halbe Meile vom Schlachtfelde entfernt gelegen habe, so sei es ihnen gelungen, ohne namhafte Verluste zu entkommen. Denn die Athener hätten am Soros haltgemacht, sich wieder gesammelt und dann erst gegen das Lager vorgestoßen, wo dann noch ein zweiter, auch von Herodot erwähnter Kampf stattgefunden habe. „Zwischen den beiden Kampfakten muß — so folgert er — eine ziemliche Pause gelegen haben, in der die Perser ihre Schiffe flott machten und bestiegen.“ „Mehrere Stunden mögen vergangen sein, bis sie (die Athener) sich wieder geordnet hatten und zum Angriff auf die Schiffe anrückten“ (Kriegskunst S. 62 und 65).

Diese Hypothese hat trotz mancher Wunderlichkeiten bis heute das Feld behauptet, insonderheit ist Ed. Meyer ihr in den wesentlichen Punkten beigetreten. Er sagt geradezu, es sei den Neueren sehr schwer geworden, sich in die Situation hineinzudenken und den richtigen Standpunkt zur Beurteilung zu finden; erst Delbrück habe die Probleme richtig formuliert und den Hirngespinsten ein Ende gemacht (Gesch. d. Altert. III 334). Vor allem nimmt er ebenso wie Delbrück einen Angriff der Perser auf die athenische Stellung an, nur verlegt er dieselbe nicht in den Eingang des Vranatales, sondern auf den Höhenzug Argieliki, der die marathonische Ebene im Süden begrenzt.

Er hat sich aber ob dieser Eigenmächtigkeit einen scharfen Verweis von seiten Delbrücks zugezogen, der sich also äußert: Meyer läßt sie (die Athener) auf dem Abhang des südlichen Berges

(Argieliki) lagern und von da zum Gegenstoß gegen die anrückenden Perser in die freie Ebene vorgehen. Weshalb die Perser die athenische Phalanx dabei nicht aus einer der beiden Flanken mit ihrer Kavallerie attackierten, wird nicht untersucht. Es heißt nur, ... die Reiterei habe „überrascht und unsicher nicht in den Kampf eingreifen können". Weshalb sie überrascht, weshalb sie unsicher war, weshalb sie in den Kampf nicht eingreifen konnte, wird nicht gesagt. Diese Darstellung ... erweckt den Schein eines vernünftigen Zusammenhanges, wo keiner vorhanden ist. Wenn eine Phalanx mit blanken Waffen in einer Ebene gegen ein Heer von Bognern und Reitern kämpft, so hängt die Entscheidung davon ab, ob die Reiter der Phalanx in die Flanke kommen. Die Frage, ob oder weshalb das nicht geschehe, muß notwendig den Kernpunkt jeder historisch und militärisch richtig gedachten Schilderung dieser Schlacht bilden. Aber ... MEYER ... wirft die Frage, weshalb die persischen Reiter nichts ausgerichtet haben, gar nicht auf, erklärt sogar, die Schlacht biete gar keine Schwierigkeiten, sei bei der persischen Kampfweise völlig verständlich, das heißt, das Problem, das die Schlacht bietet, ist also nicht nur nicht gelöst ..., sondern es ist gar nicht erkannt und gar nicht gestellt."

Diese Kritik ist, soweit sie die Stellung der Athener auf den Höhen von Argieliki betrifft, unzutreffend. Der Höhenzug von Argieliki erhebt sich an seinem südlichen Ende bis 200, in der Mitte bis 550 Meter über die Ebene von Marathon.[1]) Lagerten die Athener auch nur auf halber Höhe der östlichen Kuppe, also etwa 100 Meter hoch, so waren sie vom Rande der Ebene selber immer noch über 200 Meter in Luftlinie entfernt. Denn so viel beträgt nach der Karte von Attika die Entfernung der 100 Meter Höhenlinie von der 20-Meter-Linie, die etwa den Anfang der stärkeren Steigung bezeichnet. So weit reichten die persischen Pfeile aber nicht, da deren Tragweite mit Durchschlagswirkung nicht über höchstens 100 Meter angesetzt werden kann.[2]) Wollten die Perser

---

1) 209 und 557 über dem Meere.

2) DELBRÜCK zählt Kriegskunst I[3] 60, 1 einzelne Leistungen über Bogenschußweiten auf, wonach die besten afrikanischen Bögen jetzt bis etwa 120 Meter tragen, während Mithridat etwas weiter als ein Stadium, also über 200 Meter geschossen haben soll. Andere Angaben geben noch höhere Zahlen für Einzelleistungen. Für eine wirksame Beschießung durch eine Truppe kommen aber nicht Elite-, sondern

also eine Beschießung dieser Stellung durchführen, so mußten sie mindestens 100 Meter weit recht steiles Hügelgelände hinaufgehen[1]) und ihre Reiterei unten lassen. Machten nun die Athener ihren Vorstoß, so wurde das persische Fußvolk den Berg herab auf die Reiterei zurückgeworfen und alles in die Flucht hineingerissen. Aber selbst wenn wir annehmen, daß die Perser nur auf Schußweite an die Hügel herangerückt sind und Miltiades die Athener am Fuße, mit dem Rücken an den Hügel gelehnt, aufgestellt hat, liegt die Sache nicht viel anders. Auch hier konnte die Reiterei erst eingreifen, nachdem die Athener ihren Sturmlauf begonnen hatten, und 100 Meter sind in weniger als einer Minute durcheilt. Mochte die Reiterei von 500—800 Mann Stärke, wie Delbrück sie sich vorstellt[2]), auch sofort beim Beginn des Angriffs sich in Bewegung setzen und den Flügeln der auf mindestens 1 Kilometer Länge zu schätzenden Front[3]) einige Verluste beibringen: es ist sehr fraglich, ob sie imstande war, die Vorbewegung der im Schwunge befindlichen Massen überhaupt ernstlich zu beeinflussen.

Daß Meyer sich die Durchführung des Kampfes im einzelnen so gedacht hat, wie er hier angenommen ist, soll nicht behauptet werden. Er spricht zwar einerseits davon, daß den Persern nichts übrig blieb, als „auf jede Bedingung" zu schlagen (S. 330), und das kann doch nur so aufgefaßt werden, daß sie bis an das für sie so ungünstige Hügelgelände vorgingen, und ebenso führt er (S. 328) aus, daß sich „eine günstigere Gelegenheit, die feindliche Übermacht zu schlagen, als sie die eingenommene Stellung bot, nicht finden ließ; „man mußte nur warten, bis die Perser zum Angriff vorgingen, und dann mutig den entscheidenden Stoß führen". Aber anderseits sagt er doch, daß der Soros, der 1½ Kilometer

Durchschnittsbögen in Betracht und auch nicht die Entfernung, in der der Pfeil kraftlos zu Boden sinkt, sondern die viel geringere, in der er noch Durchschlagskraft besitzt. Man wird dafür nicht über 100 Meter gehen können.

1) Die durchschnittliche Steigung auf 100 Meter Entfernung ist hier 50 Meter. Also auf 1 Meter Entfernung ½ Meter Steigung.

2) Kriegskunst I² S. 52.

3) Die Zahl des athenischen Heeres wird in den Quellen auf 10 oder 11000 Mann angegeben. Meyer, Gesch. d. Altert. III 329. Delbrück rechnet (Kriegsk. I² 44) 5—8000 Hopliten und ebenso viele Unbewaffnete, das wären also im ganzen 10—16000 Mann. Bei Annahme von 8 Mann tiefer Aufstellung, was bei griechischen Heeren das Gewöhnliche ist, kämen danach mindestens 12—1300 Mann in die Front. Nehmen wir den Frontraum für einen Hopliten auf rund 1 Meter, so erhalten wir 1¼ Kilometer.

vom Fuße des Hügels entfernt ist, „vermutlich den Mittelpunkt des Schlachtfeldes“ (S. 329) oder den „Brennpunkt des Kampfes“ (S. 333) bezeichne. Es ist ihm offenbar, und zwar mit Recht, doch bedenklich vorgekommen, daß die Lage des Soros so gar nicht zu dem angenommenen Schlachtfelde paßt, und so hat er durch diese nachträglichen Bemerkungen seiner Schlachtschilderung selber widersprochen. Man wird es aber trotzdem nicht für richtig ansehen können, sich mit DELBRÜCK nur an diese nachträglichen Bemerkungen zu halten und seine Darstellung der Schlacht selber ganz zu übersehen.[1])

Indessen kommt auf diese Einzelheiten nicht allzuviel an, sondern ich wollte nur zeigen, daß die Annahme einer Stellung der Athener auf dem Argieliki mit den DELBRÜCKschen Forderungen für die Lösung des Problems wohl vereinbar ist.

Wenn wir nun von diesem Standpunkte aus die beiden Hypothesen gegeneinander abwägen, so zeigt sich, daß die Annahme einer Stellung auf Argieliki eine wesentliche Verbesserung gegenüber der im Vranatale enthält (vgl. die Karte).

Der Anmarsch der Athener konnte auf zwei Wegen erfolgen, entweder durch den Südeingang in die Ebene zwischen dem Sumpf Vrexisa und dem Argieliki oder am Südwesteingang zwischen dem Argieliki und dem Aphorismos. Wählten die Athener den letzteren Weg, so kamen sie über die Höhen, die die Marathonische Ebene begrenzten, und es ist kein Grund ersichtlich, weshalb sie sie verlassen sollten. Sie boten ihnen eine so sichere Verteidigungsstellung, wie sie sie nur wünschen konnten, und besseren Schutz als eine Stellung im Vranatale. Denn diese war in der Front gegen Angriffe der persischen Reiterei ungedeckt, und es ist von der Taktik der persischen Reiter bei Platää her bekannt, wie unangenehm gerade die Frontangriffe der persischen Reiterei für ein biwakierendes Heer waren. Der Angriff des Masistios in der ersten Stellung der Griechen daselbst war ein Frontangriff, und die späteren Angriffe in der zweiten am Asopos auch zum größten Teil. Die persischen Reiter ritten in Schwadronen heran, schossen ihre

---

1) Auch hat MEYER bei einer späteren Gelegenheit in seiner Hellenica Theopomps, S. 40, die Auffassung vertreten, daß die Reiterei nur einen ganz kurzen Moment die Möglichkeit gehabt habe, den Griechen in den Rücken zu kommen, worin doch eben liegt, daß er sich das Gefecht dicht bei den Hügeln Argieliki gedacht hat.



Pfeile, warfen ihre Lanzen, hieben auch wohl im schnellen Vorbeireiten mit dem Schwerte dem Hopliten eins über den Kopf und waren fort, ehe der Gegner sich recht besinnen konnte. Um vor diesen ewigen Angriffen Ruhe zu haben, wählten die Griechen ihre dritte Stellung bei Platää so, daß sie in der Front geschützt waren.[1]) Weshalb sollten sich also die Athener bei Marathon solchen Angriffen ohne Nötigung aussetzen? Eine Stellung im Vranatale ist also zwar nicht „undenkbar", wie Delbrück mit Recht betont, aber sehr wenig zweckmäßig.

Noch weniger ist eine Stellung im Vranatale wahrscheinlich, wenn die Athener durch den Südeingang einrückten. Wozu sich denn in einem Talwinkel verkriechen und die Hauptstraße nach Athen den Persern freigeben, anstatt sich auf die links anschließenden Höhen zu ziehen und die Straße direkt zu decken? Denn ein Freigeben der Straße wäre die Stellung im Vranatale tatsächlich gewesen. Delbrück behauptet zwar, sie sei eine „Flankenstellung" gewesen, und mit einer solchen könne man ebensogut einen Ausgang indirekt decken wie mit Besetzung.

Die Richtigkeit dieses theoretischen Satzes soll nicht bestritten werden. Aber auf die Verhältnisse von Marathon paßt er nicht. Wenn man einen Durchgang durch Flankenstellung indirekt decken will, so muß man den Willen haben, den Gegner, der auf den Durchgang losgeht, in der Flanke anzugreifen. Sonst ist die Deckung wirkungslos. Nun hatten die Athener nach Delbrück die Stellung im Vranatale gewählt, weil sie ihnen selbst rechts und links gegen die Reiterei Flankendeckung gewährte. Sobald sie sie verließen, um 2 Kilometer weit über die blanke Ebene zu marschieren und die Perser bei einem Versuche gegen den Südausgang anzugreifen, waren sie den Angriffen der persischen Reiterei ausgesetzt und zu einer Schlacht in der Ebene ohne Flankendeckung gezwungen, die sie ja nach Delbrück durchaus vermeiden mußten. Es genügte also eine ernsthaft aussehende Bewegung der Perser gegen den Südausgang, um die ganze Vranastellung gegenstandslos zu machen.

Diese Schwierigkeit versucht Delbrück dadurch zu heben, daß er meint, die Athener hätten ja mit ihrem Flankenstoß warten

1) Herodot IX 49.

können, bis das Gros der Perser im Paß stecke. Dann hätten sie sich auf das letzte Drittel der Marschkolonne werfen, dieses überwältigen können, worauf ihnen dann auch der Rest des Heeres eine leichte Beute geworden wäre. Darin steckt wieder ein richtiger theoretischer Satz mit falscher Anwendung. Daß man bei Gebirgs- oder Flußübergängen den Gegner dann angreifen solle, wenn so viel Mannschaften von ihm herübergekommen oder zurückgeblieben sind, als man sicher glaubt schlagen zu können, ist vollkommen richtig. Aber um einen Gebirgsübergang oder auch nur irgendwelche Marschschwierigkeiten beim Ausgange aus der Ebene handelt es sich hier gar nicht. Denn die engste Stelle des Ausgangs zwischen der Straße und der 20-Meter-Höhenlinie ist immer noch über 150 Meter breit, wozu noch ein Streifen gangbaren Geländes zwischen Straße und Sumpf hinzukommt. Die Perser konnten hier also in mehreren Kolonnen nebeneinander marschieren, auch noch das Gepäck daneben gehen lassen und dadurch die Marschtiefe so sehr verringern, daß sie, wenn die Athener ihre Spitze nur bis zum Passe kommen ließen, längst durch waren, ehe jene ihre 2 Kilometer vom Vranatal aus zurückgelegt haben konnten.

Ganz anders war dagegen die Lage, wenn die Athener auf dem Abhange des Argieliki standen, etwa südöstlich an Hagios Dimitrios anschließend, und so den schmalen Ausgang, den sie natürlich auch selber besetzt haben werden, durch die Höhen westlich von ihm direkt beherrschend.

In dieser Stellung hatten sie außerdem die umfassendste Überschau — denn der Blick von H. Dimitrios aus „beherrscht die gesamte Ebene bis zum Vorgebirge wie von keinem anderen durch antike Anlagen ausgezeichneten Punkte“ —, was ebenfalls, wenn auch nicht gerade nötig, so doch immerhin ein großer Vorteil ist. Auch bot die Stellung eine gute Wasserversorgung — bei H. Dimitrios ist ein antiker Brunnen[1]), und an dem Westrande des kleinen Sumpfes steigen mehrere Quellen auf[2]) —, während

1) MILCHHOEFER a. a. O. S. 43: „Auch ein antiker, jetzt versiegter Brunnen ist im Hintergrund vorhanden.“

2) Die Karte von LEAKE zu s. Demen von Attika [transactions of the R. society of Litt. vol. I (1829)] verzeichnet an der Westseite des Sumpfes „spring“; danach unsere Karte. MILCHHOEFER a. a. O. 41 spricht auch „von den Gewässern des Sumpfes, welche, durch die westlichen Quellen desselben genährt, im Osten ihren Abfluß zum Meere finden“. Ob nicht außerdem in den jetzt trockenen Rissen des



das für die Stellung am Ausgange des Vranatales mindestens zweifelhaft ist, da der Vranabach, wie das so oft in Griechenland vorkommt, in der Ebene ganz versiegt.[1])

Kurz, es ist kein Grund zu entdecken, weshalb man nicht das Einfachste, Natürlichste und Vorteilhafteste getan haben sollte, was in dieser Lage zu tun war, und wenn die Neueren bis auf MEYER sich an die Stellung im Vranatale angeklammert haben, so ist darin nur ein Nachwirken der LOLLINGschen Annahme zu erkennen, daß der Heraklestempel Herodots im Tale von Avlona gelegen habe. Man hatte sich in diesen Gedanken so hineingedacht, daß man nicht wieder davon loskommen konnte und es schon als eine Kühnheit erscheinen mußte, die Stellung der Athener aus dem Avlona- in das Vranatal vorzurücken. In Wahrheit dürfte H. Dimitrios mit seinen zahlreichen Resten aus dem Altertum (MILCHHOEFER S. 43) die Nachfolgerin des Heraklestempels sein, an den die Stellung auf dem Argieliki sich anschließt. Das Massengrab der Athener liegt gerade in der Mitte davor, acht Stadien entfernt.[2])

Indessen ist alles Bisherige nur eine nicht allzu beträchtliche örtliche Verbesserung der DELBRÜCKschen Schlachtrekonstruktion, die mit der Verwerfung der Schlacht in der freien Ebene und mit ihrer Auffassung als eines Ausfalles der Griechen gegen die Beschießung in ihrer festen Stellung sehr wohl vereinbar wäre. Es fragt sich aber sehr, ob diese ganze Auffassung einer Defensiv-Offensivschlacht, wie DELBRÜCK seine Konstruktion mit Recht nennt, bei dem Stande der damaligen persischen Reitertaktik überhaupt haltbar erscheint, d. h. ob die persische Reiterei für die Rolle, die ihr DELBRÜCK ohne weiteres zuteilt, die Gegner zu überflügeln

---

ganz unbewaldeten, 557 Meter hohen Argieliki oder an seinem Fuße im Altertum noch Quellen gewesen sind, läßt sich natürlich nicht sagen. — Keine Quelle, aber mehrere Brunnen in der Nähe des Sumpfes fand LOLLING, S. 77, s. oben S. 4 A. 2.

1) MILCHHOEFER a. a. O. S. 42: Der weitere Verlauf des in der Ebene durchaus trockenen Rheuma wendet sich zunächst dem Kotroni zu, um sodann in südöstlicher, auf den kleinen Sumpf gerichteter Biegung im Erdreich zu verschwinden.

2) Mit der Ansetzung auf den Argieliki erledigt sich zugleich die Hypothese von MACAN, nach der die Perser den unbesetzten Ausgang der Ebene zum Vormarsch auf Athen hätten benutzen wollen und dabei in der Gegend des Massengrabes durch einen Flankenangriff aus dem Tale von Vrana daran gehindert und geschlagen worden seien. Mit ihm stimmen im wesentlichen MONRO und CASPARI überein (s. S. 3, 2).

und aus der Flanke und von hinten zu packen, überhaupt geeignet und vorbereitet war. Uns zwar erscheint das ganz selbstverständlich, und man begreift, wie DELBRÜCK das einfach wie ein Axiom ohne nähere Prüfung hat annehmen können. Besonders da uns ja diese Taktik aus den Schlachten der Alten sonst ganz bekannt ist und, um nur das berühmteste Beispiel zu nennen, bei Cannä zu dem glänzendsten Erfolge geführt hat.

Aber unsere Nachrichten über die Reiterei der Perser stehen doch damit nicht in Einklang. Denn bei ihnen wird die Reiterei keineswegs ausschließlich auf die Flügel gestellt, sondern die einzelnen Völkerschaften der asiatischen Heere stehen in den großen Feldschlachten für sich geschlossen in der Schlachtreihe, Reiter und Fußvolk jedes Volkes zusammen. So war es bei Kunaxa[1]) und so bei Gaugamela, wo es sogar von dem nationalpersischen Kontingente ausdrücklich heißt, daß Reiter und Fußtruppen in ihm gemischt gestanden hätten.[2]) Natürlich stand in diesen Schlachten auch Reiterei auf den Flügeln, und zwar in ziemlich starken Massen. Aber man muß im Auge behalten, daß das schon eine Angleichung an die griechisch-makedonische Weise sein wird, welche die Reiter ausschließlich auf die Flügel stellte. Es ist nach alledem persische Nationaltaktik gewesen, Fußtruppen und Reiter in gemischten Abteilungen durch die ganze Schlachtreihe hindurchzuführen. Und gerade in der Mitte steht bei ihnen mit der auserlesenen Reiterei bekanntlich immer der König, bei Kunaxa Artaxerxes mit angeblich 6000, Kyros mit 600 der erprobtesten Reiter, bei Gaugamela und Issos Dareios.[3]) Dementsprechend sehen wir auch z. B. bei Kunaxa, daß die persischen Reiter durchaus nicht so, wie man von unserer Anschauung aus erwarten sollte, zur Überflügelung ausgenutzt werden. Als Tissaphernes am Anfange der Schlacht durch die ge-

---

1) Xen. Anab. I 8, 9: vom linken persischen Flügel her folgen sich hier Reiter des Tissaphernes, Gerrhophoren, ägyptische Hopliten, dann *ἄλλοι δ' ἱππεῖς, ἄλλοι τοξόται. πάντες δ' οὗτοι κατὰ ἔθνη ἐν πλαισίῳ πλήρει ἀνθρώπων· ἕκαστον τὸ ἔθνος ἐπορεύετο.*

2) Arrian Anab. III 11, 3. Hier stehen auf dem linken Flügel zuerst baktrische Reiter, dann Daher und Arachoten, dann: *ἐπὶ δὲ τούτοις Πέρσαι ἐτετάχατο ἱππεῖς τε ὁμοῦ καὶ πεζοὶ ἀναμεμιγμένοι*, dann folgen Susier und Kadusier. Ebenso sind auf dem rechten Flügel die Kontingente nach Völkerschaften und nicht nach Waffengattungen geordnet. ib. 4 f.

3) Xen. I 8, 21 ff. Arrian III 11, 5.

schlossenen Peltasten durchgebrochen ist und somit in Flanke und Rücken der hellenischen Söldner steht, macht er keinen Versuch, einzuschwenken und seinen taktischen Vorteil auszunutzen, und als nach gewonnenem Siege über die Perser des Kyros der König Artaxerxes mit dem Hauptheere das feindliche Lager genommen hat und auf dem Rückmarsche an den Griechen vorbeikommt, da fürchten letztere zwar, der König würde sie aus der Flanke angreifen, mit der sie ungedeckt in die blanke Ebene hinausstehen, und wollen eine Schwenkung machen, um den Euphrat in den Rücken zu bekommen. Aber auch der König nützt den Vorteil seiner Stellung nicht aus, sondern geht an den Griechen vorbei in seine alte Stellung zurück.[1]) Wie unbegreiflich für unsere Anschauung, daß er die Griechen in dieser hilflosen Lage nicht durch seine Reiterei in Flanke und Rücken packt und einfach aufrollt.

Durch diese Stellung der Reiterei in der Schlacht erklären sich auch allein die Vorgänge von Platää in der letzten Phase des Kampfes zwischen den Spartanern und Persern. Hier heißt es, daß die Reiterei sich zwischen die flüchtigen Perser und die verfolgenden Spartiaten geschoben und erstere soviel wie möglich gedeckt habe. Eine Notiz, die nur dann recht verständlich ist, wenn die Reiterei von Anfang an mit den Fußtruppen gemischt, nicht wenn sie ausschließlich auf den Flügeln gestanden hatte. Auch ist ja Mardonios in dem Kampfe um den persischen Schildwall an der Spitze seiner 1000 Reiter selber gefallen. Er hat also wie die persischen Könige in der Mitte der Schlachtreihe gestanden und gekämpft.[2])

Natürlich kommt es mir nicht in den Sinn zu leugnen, daß die persische Reiterei, wo es sich um Operationen außerhalb der großen Feldschlachten handelte, auch selbständig verwandt werden konnte. Die Vorgänge bei den Operationen von Platää sind genügend, um das zu zeigen[3]), und daß sie dabei, wenn die Umstände das nahelegten, auch von Flanke und Rücken her angegriffen haben, versteht sich von selber; ebenso daß sie in den Feldschlachten, wenn ein Teil ihrer Schlachtlinie infolge ihrer Übermacht den Gegner überragte und vor der Leere stand, die Trup-

1) Xen. I 10, 6 ff.

2) Herod. IX 63: τοὺς ἀρίστους χιλίους. Vgl. VIII 113: τὴν ἵππον τὴν χιλίην.

3) Herodot IX 14, 6. 17. 18. 20, 3. 40, 4. 51 u. a.

pen nicht tatenlos haben stehen, sondern zur Umfassung haben einschwenken lassen, wie das z. B. bei Kunaxa auf dem rechten persischen Flügel geschehen ist.

Aber das ist ganz etwas anderes als die bewußte Anhäufung der Kavalleriemassen auf den Flügeln mit der grundsätzlich gestellten Aufgabe, den Gegner in Flanke und Rücken zu packen und dadurch den Frontkampf des Fußvolkes zu entlasten, wie wir sie für Cannä und ähnlich angelegte Schlachten kennen.

Die Beobachtung, daß die Perser in Übereinstimmung mit ihrer Aufstellungsart in der Schlachtordnung der Überflügelungstaktik durch die Reiterei noch ferngestanden haben, findet nun eine willkommene Bestätigung durch einzelne weitere Schlachtberichte, die uns über das Verfahren der Perser Aufklärung geben.

In der Schlacht von Sardes, die nicht nach dem neuen Historiker von Oxyrhynchos, sondern ausschließlich nach Xenophon erzählt werden darf[1]), läßt Agesilaos gegen die persische Reiterei, die sich in vielen Abteilungen (*παμπληθέσι τῶν ἱππέων τάξεσι*) gesammelt hat, zuerst seine Reiterei vorgehen, und als diese nicht anzugreifen wagt, die Peltasten und ihnen folgend die zehn ersten Jahrgänge der Hopliten im Laufschritt der Reiterei zur Unterstützung antreten, dann folgt er mit dem übrigen Heere im Schritt nach. Während dieses ganzen gefährlichen Manövers des abteilungsweisen Aufmarsches, der sich in der offenen Ebene von Sardes vollzieht, macht die persische Reiterei keinen Versuch eines Flankenangriffes, sondern erwartet ruhig den Frontalstoß des griechischen Heeres, der sie denn auch über den Haufen wirft.

Noch deutlicher wird die Taktik der persischen Reiterei nach der positiven Seite hin durch das erste Gefecht bei Daskylion (Xen. Hell. III 4, 13f.). Hier treffen die beiderseits gleich starken Reiterabteilungen der Perser und Griechen (*παρόμοιοι τὸν ἀριθμόν*) unvermutet aufeinander. Sie ordnen sich in einer Entfernung von etwa 100 Meter voneinander (*οὐδὲ τέτταρα πλέθρα ἀπέχοντες*), und zwar die Griechen so, daß sie eine lange Linie von vier Pfer-

1) Das hat Herr General KAUPERT in meinem demnächst erscheinenden Schlachtenatlas zur antiken Kriegsgeschichte aus dem ganzen Gange der Operationen dieses Feldzuges unzweifelhaft nachgewiesen. Schon BUSOLT ist aus anderen Gründen zu demselben Resultat gekommen. Hermes Bd. 43, 255 f. und 45, 220 f. Der Bericht steht bei Xenophon Hell. III 4, 21—24.



den Tiefe bilden (ὥσπερ φάλαγξ ἐπὶ τεττάρων παρατεταγμένοι), die Perser dagegen so, daß sie nur zwölf Pferde in die Front, die übrigen in vielen Gliedern in der Tiefe dahinter aufstellen (τοὺς πρώτους οὐ πλέον ἢ εἰς δώδεκα ποιήσαντες, τὸ βάθος δ' ἐπὶ πολλῶν). Beim Zusammenprall durchstoßen sie die griechische Mitte, worauf die ganze Abteilung von Panik ergriffen flieht. Als dann Agesilaos mit den Hopliten zu Hilfe kommt, zieht sich die persische Reiterei zurück.

Hier wenden also die Perser gegen eine gleich starke griechische Abteilung die Taktik des Stoßes mit auf einen Punkt zusammengefaßter Kraft an, nicht die der Überflügelung, die sie bei noch weiterer Verdünnung als die Griechen, auch hätten verwenden können, wenn das in ihrer Gewohnheit gelegen hätte, und wie Hannibal es ja sogar mit numerisch viel geringeren Kräften, als der Gegner sie besaß, getan hat.

Machen wir nun von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Marathon, so werden wir uns auch hier die Blüte der persischen Reiterei mit Datis und Artaphernes an der Spitze in der Mitte der persischen Front vorstellen müssen, und zwar um so mehr, als Herodot ausdrücklich sagt, daß hier die Kerntruppen, die Perser und Saker, gestanden hätten[1]), die anderen waren dann auf die Front verteilt, und von den 5—800 Reitern, wie Delbrück sich etwa die Stärke dieser Truppengattung wohl etwas niedrig gegriffen, aber nicht gerade unrichtig denkt, bleibt für die Flügel nicht viel übrig. So ergibt sich also, daß das ganze Problem der Flügelwirkung der Reiterei von Delbrück für diese Zeit nicht richtig gestellt und damit seiner Schlachtwiederherstellung überhaupt die Grundlage entzogen ist.

Es wird sich aber empfehlen, die Folgen aus dieser Tatsache erst zu ziehen, nachdem wir uns vorher noch eine andere Unwahrscheinlichkeit der Delbrückschen Schlachtwiederherstellung etwas näher betrachtet haben.

Delbrück läßt die Athener „im Durchkämpfen der Schlacht und in der Verfolgung" die acht Stadien zurücklegen, die den Angriffspunkt der Perser im Vranatale vom Grabhügel der Athener in der Ebene trennen, und meint, man habe nach der Schlacht

1) VI 113: καὶ τὸ μὲν μέσον τοῦ στρατοπέδου ἐνίκεον οἱ βάρβαροι τῇ Πέρσαι τε αὐτοὶ καὶ Σάκαι ἐτετάχατο.

nicht die Gefallenen zurückgetragen bis zu der Stelle, wo der erste Zusammenstoß stattfand, sondern vorwärts bis dahin, wo der letzte der Gefallenen lag.

Wie gekünstelt und unwahrscheinlich diese Hypothese ist, liegt auf der Hand.

DELBRÜCK selber nimmt mit Herodot an, daß der Zusammenstoß ein harter gewesen, daß das griechische Zentrum durchbrochen, daß die Schlacht schließlich nur durch Einschwenken der Flügel gewonnen sei. Das alles kann sich also nur am Orte des ersten Zusammenpralls zugetragen haben. Hier müssen fast ausschließlich die Verluste der Athener stattgefunden haben, besonders wenn man sie mit DELBRÜCK in erster Linie auf den Pfeilregen zurückführt, mit dem die Griechen bei ihrem Anlauf überschüttet wurden. Bei der Verfolgung erleidet der antike Sieger fast nie mehr irgendwie namhafte Verluste. Wie soll man also dazu gekommen sein, alle die Leichen 1½ Kilometer weit an den Ort zu schleppen, „wo der letzte der Gefallenen lag".

Dazu kommt, daß die Annahme, die Verfolgung der Athener sei gerade bis zum Soros gegangen, vollständig in der Luft steht. Diese Annahme wird nämlich von DELBRÜCK nur deshalb gemacht, um zu erklären, daß die Perser sich ohne größere Verluste hätten einschiffen können, und hat weder in den Quellen noch in der militärischen Lage die geringste Stütze.

Warum die Verfolgung der Athener am Soros plötzlich gestockt haben soll, ist unbegreiflich. Das Objekt der Verfolgung und der Beute, das persische Schiffslager, lag ja in Sehweite vor dem athenischen Heere, die Perser eilen ihm aufgelöst zu, kein örtliches Hindernis ist in der weiten Ebene in der Umgegend des Soros vorhanden. Wie sollen die Athener dazu gekommen sein, hier plötzlich stehen zu bleiben? Den Persern ohne alle Veranlassung „mehrere Stunden" Zeit[1]) zu geben, damit sie sich und die Schiffe in Sicherheit bringen können?

DELBRÜCK meint, Truppen zu solch unmittelbarer Verfolgung nach dem Siege wieder zusammenzubringen und fortzureißen, sei überaus schwer, und führt als Beispiel dafür das Verhalten der preußischen Kavallerie bei Soor an, die Friedrich der Große,

1) So DELBRÜCK, Perserkriege S. 69. Kriegsk. I² S. 65.



nachdem sie einmal haltgemacht, nicht wieder habe zum Vorgehen bewegen können.[1])

Aber das ist wieder eine falsche Analogie aus der modernen Kriegsgeschichte. Bei Soor hat Friedrich der Große genau so weit verfolgt, wie er verfolgen wollte, nämlich bis auf die Höhen östlich von Soor an der Grenze des sog. Königreich Wald, in den er einzudringen nicht beabsichtigte, und von einem stundenlangen Stocken der Verfolgung ist auch nirgends die Rede.[2]) Die Schilderung, welche Friedrich gesprächsweise 32 Jahre nach der Schlacht machte, bezieht sich, wie die Worte selbst zeigen, auf eine kleine Episode in der Verfolgung und auf einen kurzen Moment, in welchem es dem Könige nicht gelang, einige Kavallerieabteilungen, bei denen er sich zufällig persönlich befand, zu unmittelbarer Verfolgung fortzureißen.[3]) Das ist ein sehr begreiflicher Vorgang. Ein einzelner Mensch ist eben nur ein einzelner Mensch, und seine

---

1) Gesch. d. Kriegskunst I³ 63.

2) Hist. de mon temps chap. XIII (Leipz. Ausg. 1876) S. 130: le roi arrêta la poursuite au village de Soor ... derrière ce village est cette forêt de Silva ... il ne fallait pas s'y engager à la suite de l'ennemi; on aurait risqué ... de perdre tous les avantages qu'on venait d'obtenir. Unmittelbar vorher heißt es, daß die Armee poursuivait à grands pas und daß die Kavallerie des linken Flügels 1700 Gefangene gemacht habe.

Man vergleiche die Darstellung der Schlacht von Soor in den Kriegen Friedrichs des Großen vom Großen Generalstab, der zweite Schles. Krieg Bd. III S. 83, wo auch die oben zitierten Worte des Königs abgedruckt sind. Erst um 11 Uhr wurde der Rückzug der Österreicher allgemein (a. a. O. S. 81), und schon um 1 Uhr hatten die Preußen die Stellung inne, in der sie blieben (ib. 83). Auch in dem Briefe Friedrichs an Podewils vom Tage nach der Schlacht mit seinem ausführlichen Schlachtbericht ist von einem Stocken der Verfolgung mit keinem Worte die Rede. Polit. Corresp. IV no. 2002.

3) Die Worte Friedrichs sind zu charakteristisch, um nicht wiedergegeben zu werden: „Meine Kavallerie — sagte er — machte nicht weit von der feindlichen Nachhut halt; ich eilte hin und rief: 'Marsch, vorwärts drauf!' Ich wurde mit Vivat Victoria und unaufhörlichem Rufen empfangen. Aber ich rief immer Marsch! und niemand wollte marschieren. Ich ärgerte mich, ich prügelte, ich schlug, ich schalt und ich denke, ich verstehe zu schelten, wenn ich ärgerlich bin; aber ich konnte diese Kavallerie keinen Schritt vorwärts bringen, sie waren trunken vor Freude und hörten mich nicht." Da ich die Denkwürdigkeiten des Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Friedrich seine Schilderung gemacht hat, nicht erhalten konnte, war es mir nicht möglich zu bestimmen, auf welchen Truppenteil sich die Episode bezieht, vermutlich auf die Buddenbrock-Kürassiere des rechten Flügels, welche nach der Erstürmung der Graner Koppe dem abziehenden Gegner in zweiter Linie folgten (Generalstabswerk S. 82. hist. de m. temps S. 130).

unmittelbare Einwirkung reicht nicht weit. Aber ein Feldherr hat in seinen Offizieren und Adjutanten ganz andere Mittel zur Verfügung, um ein „mehrere Stunden“ langes Stocken zu verhindern.

Indessen auch abgesehen davon ist die Analogie nicht zutreffend. Denn es handelt sich ja bei Marathon gerade darum, zu erklären, wie am Soros ein Stocken der Verfolgung eintreten konnte, während bei Soor davon die Rede ist, eine ins Stocken geratene Verfolgung wieder in Gang zu bringen.

Bei Platää, wo die Lage ganz ähnlich war wie bei Marathon, ging die Verfolgung in einem Zuge bis zu dem noch beträchtlich entfernteren persischen Lager, als dem natürlichen Ziele der Verfolgung[1]), und ein solches Streben ist auch für Marathon das Gegebene. Wer ein Stocken der Verfolgung und zwar eines von mehreren Stunden annehmen will, ohne daß im Gelände oder im Widerstande des flüchtenden Gegners Hindernisse entgegengestanden hätten, unternimmt es, den Lesern eine Hypothese vorzulegen, die die meisten von ihnen wahrscheinlich wenig glaubhaft finden werden.

Die Annahme, daß zwischen der Schlacht und der Einschiffung der Perser eine längere Zeit verstrichen sein muß — DUNCKER dachte sogar daran, beide Ereignisse auf verschiedene Tage zu legen —, wird davon natürlich nicht berührt, und sie ist zum Verständnisse der fast vollständigen Rettung der persischen Flotte allerdings geradezu eine Notwendigkeit. Aber diese Verzögerung muß in anderer Weise begründet werden.

Die Perser waren bei Marathon gelandet, um von da aus auf das etwa 40 Kilometer entfernte Athen zu marschieren und es zu belagern, wofür mit der Möglichkeit einer längeren Abwesenheit des Landheeres von der Flotte gerechnet werden mußte, wenn man auch natürlich nach erfolgter Durchführung des Marsches auf Athen die Flotte im gegebenen Augenblicke nachzuziehen beabsichtigt haben wird. Es mußten also genügende Maßregeln getroffen werden, die Schiffe während dieser Zeit zu sichern. Man

1) Die Entscheidung in dem Kampfe zwischen Spartanern und Persern ist nach Phrynichos erst am frühen Nachmittag gefallen: *ἐς δὲ πρωΐην δειέλην πλείονες δισμυρίων ἄνδρες ἐκτείνοντο*, die Erstürmung des Lagers am späten Nachmittag: *καὶ τρὶς ὀψίην ἐς δειέλην*. Die Ergänzungen nach DIELS rh. Mus. 56 (1901) S. 33 f.; dazu dessen Bemerkungen. Die Entfernung des Perserlagers vom Schlachtorte beträgt etwa 10 Kilometer; vgl. die unten S. 27 angeführte Abhandlung.



wird voraussetzen dürfen, daß sie sie der Sitte der Zeit entsprechend auf das Land zogen und deshalb für ihr Schiffslager eine Stelle aussuchten, die die Schiffe vor Angriffen vom Lande her möglichst schützte. Kein besserer Platz war dafür zu finden als der schmale Sandstrand zwischen dem großen Sumpfe im Norden der Ebene und dem Meere, die sog. Schinia, die sich etwa drei Kilometer lang hinzieht. Hier konnten die Schiffe in langer Reihe auf dem Ufer liegen, ohne daß sie von der Landseite her in breiter Front angegriffen werden konnten. Am rechten Flügel deckt der dortige See von Drakonera und dessen Abfluß. Am anderen Ende der Nehrung, da, wo heutzutage der Kanal Sutzo mündet, geht heute das sumpfige Land bis zum Meere hin und läßt nur einzelne Durchgänge frei. Das Ganze ist eine wunderbare natürliche Feste[1]), deren Unangreifbarkeit nur durch kurze Verschanzungen an den Ausgängen nachgeholfen zu werden braucht. Wasser ist in der Charadra und im See von Drakonera und dessen Ausfluß auch reichlich zu finden.[2])

Waren die Perser in der Gegend des Soros geschlagen und ging ihre Flucht dem Lager zu, so mußte man ferner, ehe man dasselbe erreichte, über die Charadra, den einzigen größeren Wasserlauf der Marathonischen Ebene, dessen Ufer auf der Generalstabskarte von Attika bis auf 1 Kilometer von der Mündung an aufwärts als Steilufer gezeichnet sind. Wenn die Perser nicht ganz den Kopf verloren hatten, so mußten sie dies natürliche Hindernis für die Verfolgung benutzen und hier am nördlichen Steilrande des Flusses Abteilungen aufstellen, die dem Gegner einen zeitraubenden Widerstand entgegensetzen konnten. An diesem natürlichen Hindernis mögen also die Athener haltgemacht und sich zum Angriff neu gesammelt haben, und es mag schon einige Zeit vergangen sein, ehe sie es nahmen. An den schmalen Eingangsstellen des Schiffslagers konnten sich dann natürlich die Perser erst recht neu setzen und unter ihrem Schutze so schnell

1) Die Karte von Attika verzeichnet nur einen Weg durch das Sumpfgebiet. Aber gangbar muß es, besonders in trockener Jahreszeit, auch noch an anderen Stellen sein (Vischer, Erinn. aus Griechenland S. 77: Pausanias nennt I 32, 7 mehrere Wege: *ἀπειρίᾳ τῶν ὁδῶν φεύγοντες ἐσπίπτουσιν* (in den Sumpf)).

2) Paus. I 32, 7: *ῥεῖ ποταμὸς ἐκ τῆς λίμνης ... βοσκήμασιν ὕδωρ ἐπιτήδειον παρεχόμενος*. Auch die Lokaltradition hat hierher das persische Schiffslager gelegt. Milchhöfer a. a. O. S. 50. Pausan. I 32, 7: die Krippen des Artaphernes.

wie möglich die Einschiffung besorgen. Wenn Herodot von einem harten Kampf bei den Schiffen weiß, in dem noch viele Athener gefallen seien[1]), so wird damit eben dieser Kampf um den Eingang zum Schiffslager gemeint sein, der stundenlang gedauert haben kann und erst die ganze Lage verständlich macht.

Nachdem sich uns somit die letzte Phase der Schlacht in Übereinstimmung mit der Natur des Geländes und der Erzählung Herodots als ein militärisch durchaus verständlicher Vorgang herausgestellt hat, so müssen wir jetzt unsere Blicke auf die Vorgänge vor und in der Schlacht selber zurücklenken und uns die Frage vorlegen, ob die Herodoteische Erzählung davon im Lichte unserer Ergebnisse der Kritik nicht vielleicht doch besser standhält, als man bisher angenommen hat.

Herodot stellt an die Spitze seiner Darstellung die im Lager bei Marathon stattfindende Beratung der athenischen Feldherren über die Frage, ob man eine Schlacht liefern solle oder nicht.[2]) Man hat diese Erzählung nicht recht verständlich gefunden und sie durch allerlei Berichtigungen besser machen wollen, teils indem man die Beratung vor den Auszug aus Athen verlegte, teils indem man meinte, die Frage sei gewesen, ob man nach Athen zurückkehren oder bei Marathon bleiben solle, teils indem man glaubte, die Differenz habe darin bestanden, ob man auf die Spartaner warten solle oder nicht. Auch darauf kann sich natürlich die Beratung nicht bezogen haben, ob man sich in der Hügelstellung verteidigen solle, wenn die Perser wirklich einen Sturm wagten. Denn das verstand sich von selber. Alle diese Versuche erscheinen unbegründet und unnötig, wenn man unsere Anschauungen über die persische Taktik und die beiderseitigen Stellungen der Heere, wie sie sich uns ergeben haben, in Rechnung stellt. Man erkennt dann sofort: Die Frage ist genau so gestellt worden, wie Herodot angibt, und was damit gemeint war, wird klar, sobald wir uns die militärische Lage deutlich vor Augen halten.

Die beiden Heere stehen sich in ihren um etwa 6 Kilometer voneinander entfernten Lagern tagelang gegenüber. Was tut man in solcher Lage, wenn man wie die Perser die Schlacht wünscht?

1) Hier fallen nach VI 114 der Polemarch Kallimachos und der Strateg Stesileos und ἄλλοι Ἀθηναίων πολλοί τε καὶ οὐνομαστοί.

2) VI 109: τῶν μὲν οὐκ ἐώντων συμβαλεῖν, τῶν δὲ καὶ Μιλτιάδεω κελευόντων.



Man rückt aus dem Lager vor und bietet die Schlacht an. Das haben die Perser getan. Denn als auch die Athener sich endlich zum Ausrücken entschließen, kennen sie bereits die Länge der persischen Front: Miltiades — sagt Herodot — machte die athenische Schlachtreihe ebenso lang, wie die persische war.[1]) Die Perser haben aber ohne Zweifel nicht bloß am Schlachttage selber einen solchen Aufmarsch gemacht, sondern schon wiederholt vorher, vielleicht alle Tage. Sonst hätte die Frage, ob man eine Schlacht schlagen wolle oder nicht, bei den Athenern gar nicht aufgeworfen werden können. Denn an einen Sturm auf das Perserlager war natürlich nicht zu denken. Die Perser sind also so und so oft von ihrem Lager $4\frac{1}{2}$ Kilometer weit bis in die Gegend des Soros vorgegangen und haben hier ihre Reihen entfaltet, nur $1\frac{1}{2}$ Kilometer vor der griechischen Stellung. Kommt heraus, wenn ihr Mut habt!

Diese Herausforderung also ergab die Frage, über welche die griechische Heeresleitung sich schlüssig werden mußte. Sie bedeutete, sollen wir in der Hügelstellung bleiben, oder sollen wir den Persern in die Ebene entgegengehen? Es ist klar, daß der moralische Halt des athenischen Heeres mehr und mehr sinken mußte, wenn man nicht den Mut aufbrachte, auf diese Frage in bejahendem Sinne zu antworten.

Allerdings mochten rein militärische Erwägungen gebieten zu zögern, besonders die Erwartung auf den spartanischen Zuzug. Aber solche Erwägungen werden eben oft genug gekreuzt durch politische, und so war es hier. In Eretria war die Erfahrung gemacht, daß Verräter die Stadt übergeben hatten, in Athen fürchtete man ähnliches. Hippias war im persischen Heere. Die nationale Stimmung hatte bisher das Oberwasser gehabt, wie lange würde sie halten? Das waren die Befürchtungen des Miltiades. Herodot sagt es mit klaren Worten[2]): Man entschloß sich nach längerem Zögern, das zu den bekannten anekdotenhaften Ausschmückungen bei Herodot den Anlaß gegeben hat, auf die immer wiederholten Herausforderungen hin endlich die schützende Verteidigungsstellung zu verlassen und das Schlachtangebot anzunehmen.

---

1) VI 111: *τὸ στρατόπεδον ἐξισούμενον τῷ Μηδικῷ στρατοπέδῳ.*

2) VI 109: *ἢν μέν νυν μὴ συμβάλωμεν, ἔλπομαί τινα στάσιν μεγάλην ἐμπεσοῦσαν διασείσειν τὰ Ἀθηναίων φρονήματα ὥστε μηδίσαι.*

So ordnet man sich denn, als die Perser wiederum aufmarschieren, am Fuße der Hügel gleichfalls in einer Phalanx von derselben Länge, wie die Perser sie an den vorigen Tagen gehabt hatten. Denn daß man jetzt, wo man zum Kampfe entschlossen war, gewartet haben sollte, bis jene ihren Aufmarsch vollendet hatten, ist wenig wahrscheinlich; und geht dann dem Feinde bis zu dessen Aufmarschstelle entgegen, zuletzt ohne Zweifel im Laufschritt und mit Schlachtgeschrei wie bei Kunaxa, dessen Beschreibung durch Xenophon uns überhaupt die beste Vorstellung davon gibt, wie wir uns solche Massenzusammenstöße zwischen Griechen und Persern in der offenen Ebene zu denken haben. Dort fielen die Griechen durch die ungleichmäßige Vorwärtsbewegung der langgestreckten Phalanx, indem die Zurückgebliebenen anfingen zu laufen und dann die anderen mitfortrissen, sogar ehe sie in die Pfeilschußweite der Perser kamen, ganz unwillkürlich in den Laufschritt, ein Übergang, den die Erregung des Momentes sehr natürlich erscheinen läßt und dessen fast zwingende Gewalt wohl jeder empfunden hat, der auch nur auf dem Manöverfelde einen preußischen Sturmangriff mit Hurra und Tambourschlag mitgemacht hat.

Und wie bei Kunaxa ein Teil des Perserheeres standhielt und sogar die Reiterei z. T. durch die Griechen durchbrach, so erzählt es auch Herodot von dem Zentrum bei Marathon, wo eben die Kerntruppen der Perser standen und die Griechen am dünnsten aufgestellt waren. Von besonderer Tätigkeit der Reiterei ist dabei mit Recht so wenig die Rede wie von besonderer Tätigkeit des Fußvolkes. Denn sie hatte ebensowenig eine besondere Aufgabe in der Schlacht wie jenes; die Arbeitsteilung war zwischen den beiden Truppengattungen noch nicht so durchgeführt wie in der späteren Entwickelung der antiken Taktik.

Aber die Flügel der Griechen siegen und schwenken dann gegen das Zentrum ein oder kehren vielmehr um und packen das siegreiche persische Zentrum im Rücken. Sie können also nicht weit verfolgt, sondern müssen ihren bisherigen Gegnern den Rückzug freigegeben haben. Das zu betonen ist von Wichtigkeit für das Verständnis des weiteren Ganges der Ereignisse. Denn die größten Verluste treten in den antiken Schlachten nicht im Entscheidungskampfe selbst, sondern erst bei der Verfolgung ein, und

so konnten einerseits bedeutende Teile der persischen Armee ohne große Verluste fortkommen und sich beim Übergang über die Charadra und am Schiffslager selbst zu neuer Verteidigung setzen, und andererseits ging den Griechen durch diese Rückbewegung und Vernichtung des Zentrums viel kostbare Zeit verloren, ein Umstand, durch den es, abgesehen von den früher erwähnten örtlichen Schwierigkeiten, noch verständlicher wird, daß zwischen dem Kampfe am Soros und dem an den Schiffen eine so lange Pause eingetreten ist, daß die geschlagenen Flügel der Feinde und die Flotte sich fast unversehrt retten konnten.

So gibt uns also die Erzählung des Herodot außer der patriotischen und ebendeshalb nicht allzu tragisch zu nehmenden Verwandlung des athenischen Anmarsches mit schließlichem Sturmlauf in einen Dauersturmlauf von unmöglicher Länge ein militärisch durchaus brauchbares und verständliches Bild: Dessen wichtigste örtliche Bestimmung von einem acht Stadien weiten Vorrücken der Griechen aus ihrem Lager bis zum Zusammenstoß wird, durch das gerade acht Stadien vor den Hügeln von Argieliki liegende Massengrab aufs willkommenste gestützt. Und auch die drei scheinbaren Schwierigkeiten in Herodots Erzählung, die wir im Eingange erwähnten, haben sich vollständig gehoben, einerseits durch die Erkenntnis von den politischen und nicht militärischen Gründen des Angriffes, anderseits durch die richtigere Bewertung der persischen Reitertaktik und drittens durch die sorgfältigere Berücksichtigung des Geländes. Sie liegen eben gar nicht in der Erzählung, sondern sind nur hineingetragen, und wir erkennen ohne Weiteres, daß wir es bei Herodot mit einer zwar von einzelnen anekdotenhaften und novellistischen Zügen durchsetzten, aber doch im Kerne zuverlässigen Darstellung des gesamten Herganges zu tun haben.

Diese Beobachtung über die Natur seiner Schilderung entspricht dem, was auch eine Analyse der anderen von ihm erzählten Perserschlachten bestätigt, besonders die Beobachtung über den Bericht von Platää.[1]) Man hat hier wie dort keinen Grund, seine Darstellung im ganzen zu verwerfen und sich auf das Gebiet mehr oder minder willkürlicher Hypothesen zu begeben.

1) Die ausführliche Darstellung dieser Schlacht von E. Ufer, die dies nachweist, liegt bereits fertig vor und harrt nur noch des Druckes.

II. Allia.

Inhalt.

Literatur.

L vor dem Werke bedeutet, daß der Verf. die Schlacht auf das linke,
R daß er es auf das rechte Ufer des Flusses setzt.

L. 1 LEWIS, Untersuch. über die Glaubwürdigkeit der altröm. Geschichte, 1863, Bd. II 275. Übersetzung von LIEBRECHT.
R. 2. BELOCH, J., bullet. dell' Istituto 1877, p. 55.
R. 3. MOMMSEN, TH., Die gallische Katastrophe, Hermes XIII (1878) 515 ff. = römische Forschungen II 297—381 (1879).
L. 4. THOURET, G., Über den gallischen Brand, Jahrbuch von FLECKEISEN. Suppl.-Band XI 1880, S. 93 ff.
L. 5. KLIMKE, Diodorus Siculus und die röm. Annalistik. Progr. Königshütte 1881.
R. 6. HÜLSEN und LINDNER, Die Alliaschlacht. Rom, Loescher 1890.
R. 7. BURGER, C. P., Sechzig Jahre aus der älteren Geschichte Roms. Verhandl. d. Akademie von Amsterdam 1891, S. 1 ff.
L. 8. RICHTER, OTTO, Beiträge zur röm. Topographie I: Alliaschlacht und Serviusmauer. Progr. Prinz-Heinr.-Gymnas. Berlin 1903. III: Die Alliaschlacht, ib. 1907.
R. 9. MEYER, ED., Die Alliaschlacht. Apophoreton zur 47. Versammlung deutscher Philol. 1903. S. 137—161.
L. 10. SIGWART, G., Römische Fasten und Annalen bei Diodor. Klio VI (1906). S. 341—379.
L. 11. KORNEMANN, E., Die Alliaschlacht und die ältesten Pontifikalannalen. Klio XI (1911) 335—342.
L. 12. NISSEN, H., Ital. Landeskunde II 606.

Karten.

Italienische Generalstabskarte in 1:100000 und 1:25000.

1. Stand der Frage.

Die modernen Erörterungen über die Lage des Schlachtfeldes der Alliaschlacht gehen, soweit sie heute noch von Bedeutung sind, aus von dem Aufsatze MOMMSENS über die gallische Katastrophe, in welchem dieser Forscher das Schlachtfeld vom linken auf das rechte Tiberufer verlegte. Er tat dies einzig und allein



deshalb, weil nach seiner Ansicht Diodor es so ansetzte, indem er die Römer nach ihrem Auszuge aus Rom den Tiber überschreiten ließ[1]), und weil ihm Diodor schwerer zu wiegen schien als die ganze übrige, sonst einstimmige Überlieferung des Altertums. MOMMSEN fand allerdings bei den Forschern, die sich unmittelbar nach ihm mit dieser Frage beschäftigten, nämlich bei THOURET in seinem Aufsatze über den gallischen Brand (1880) und bei KLIMKE in dessen Untersuchung über Diodor und die römische Annalistik (1881) keine Zustimmung. Aber die von einem Historiker, C. HÜLSEN, und einem Militär, dem Hauptmann P. LINDNER, auf Grund genauer topographischer Untersuchungen an Ort und Stelle gemeinsam verfaßte Darstellung, welche unter dem Titel die Alliaschlacht 1890 herauskam, entschied sich für MOMMSEN, indem sie nachzuweisen suchte, daß nur auf dem rechten Ufer des Flusses ein zu den Bedingungen des Kampfes gut passendes Gelände zu finden sei. Dieser Ansicht schloß sich ferner EDUARD MEYER sowohl in seiner Geschichte des Altertums[2]) als in einer besonderen Abhandlung über die Alliaschlacht (1903) an, in welcher er die MOMMSENsche Ansicht durch weitere aus der Quellenbetrachtung und den militärischen Vorgängen entnommene Gründe zu vertiefen und zu festigen suchte, während OTTO RICHTER in zwei Programmabhandlungen, Beiträge zur römischen Topographie (1903 und 1907), auf die alte Ansicht zurückkam, daß die Schlacht auf dem linken Ufer des Flusses geschlagen sei. Endlich hat E. KORNEMANN in einer Abhandlung über die Alliaschlacht und die ältesten Pontifikalannalen (1911) das Wort zu der Frage ergriffen und sich gleichfalls für das linke Ufer ausgesprochen.

Aber neben dieser Streitfrage über die Lage des Schlachtfeldes geht eine andere einher über den Gang der Schlacht selber, die zwar mit der ersten zusammenhängt, aber daneben noch eine selbständige Seite hat. Bei ihr kommt es vor allem darauf an, ob man die von allen einigermaßen ausführlichen antiken Quellen, auch von Diodor berichtete Erzählung, daß die Flucht des römischen Heeres sich nach der Stadt Veji hin gerichtet habe, als hi-

---

1) XIV 114, 2: *ἐξελθόντες δὲ πανδημεὶ καὶ διαβάντες τὸν Τίβεριν, παρὰ τὸν ποταμὸν ἤγαγον τὴν δύναμιν σταδίους ὀγδοήκοντα, καὶ τῶν Γαλατῶν ἀπαγγελλομένων προσιέναι διέταττον τὸ στρατόπεδον.*

2) V 155.

storisch anerkennen will oder nicht. BURGER hat in seiner Abhandlung „Sechzig Jahre aus der älteren Geschichte Roms" (1891) nämlich die Behauptung aufgestellt, daß die Erwähnung dieser Flucht nach Veji in der von ihm konstruierten ältesten Überlieferung gar nicht berichtet gewesen, sondern durch eine Fälschung in die spätere Überlieferung hineingekommen sei; und der Ansicht, daß die Erwähnung Vejis tatsächlich unhistorisch sei, haben sich, wenn auch aus anderen Gründen, RICHTER und KORNEMANN angeschlossen. Die Entscheidung über diese Frage ist nicht minder bedeutsam für die Auffassung der Schlacht als die Frage nach dem Orte selber. Wir werden beide einzeln zu prüfen haben.

2. Die antike Überlieferung.

Daß die gesamte antike Überlieferung, sowohl die historische als die antiquarische, abgesehen von Diodor, über den sofort zu sprechen sein wird, die Schlacht auf das linke Ufer des Tiber setzt, darüber herrscht unter allen Forschern Einigkeit. Livius läßt die römische Aufstellung am elften Meilenstein der Straße mit dem linken Flügel an den Tiber gelehnt, mit dem rechten auf den Höhen an dem von Osten her in den Tiber mündenden Alliabache stattfinden, und Plutarch folgt ihm darin.[1]) Verrius Flaccus läßt den befehlführenden Tribun ad Aliam adversus Gallos pugnaturum opfern[2]), Festus die Römer sich auf der Flucht in einem Haine zwischen der Via Salaria und dem Tiber verbergen[3]), und Vibius Sequester verlegt die Allia und die Schlacht an den 14. Meilenstein derselben Straße[4]).

1) Liv. V 37, 7: ad undecimum lapidem occursum est, qua flumen Alia, Crustuminis montibus praealto defluens alveo, haud multum infra viam Tiberino amni miscetur. 38, 8: circa ripam Tiberis, quo armis abiectis totum sinistrum cornu defugit. 10: ab dextro cornu, quod procul a flumine et magis sub monte steterat. ib. 2: paulum erat ab dextera editi loci, quem subsidiariis repleri placuit. Plut. Cam. 18. Darüber, daß die Allia von Osten her in den Tiber fließt, s. unten S. 44.

2) bei GELLIUS V 17, 2: Q. Sulpicium tribunum militum ad Aliam adversus Gallos pugnaturum rem divinam dimicandi gratia postridie Idus fecisse.

3) s. v. lucaria. LINDSAY p. 106 = THEWREK p. 85 = MÜLLER p. 119 lucaria festa in luco colebant Romani, qui permagnus inter viam Salariam et Tiberim fuit, pro eo quod victi a Gallis fugientes e proelio ibi se occultaverint.

4) ed. RIESE, Geogr. lat. minores cap. 1: Allia Salaria via ad mil. XIV a Roma, ubi Galli victoria sunt potiti de Romanis.

Nur Diodor scheint eine Ausnahme zu machen, da nach ihm die Römer, wie erwähnt, beim Auszug aus der Stadt den Tiber überschreiten. Aber seine darauf folgende ausführliche Schilderung der Schlacht selber gestattet trotzdem keinen Zweifel darüber, daß sie von der Voraussetzung ausgeht, das Schlachtfeld befinde sich auf dem linken Ufer. Denn er läßt den römischen Flügel, der auf den Höhen steht, von diesen hinunter auf den Flügel am Flusse geworfen und das ganze Heer an den Tiber gedrängt werden, durch den hindurch sich der größte Teil der aus dem Blutbade Entkommenen nach Veji auf dem rechten Ufer des Flusses rettet.[1]) Daß dies die einzig mögliche Auffassung seiner Darstellung ist, hat denn auch Mommsen selber, obgleich es seiner Ansicht einen schweren Stoß versetzt, mit der ihm eigenen philologischen Unbestechlichkeit anerkannt, indem er offen von Diodor sagt, „in der Tat erzählt er so, daß die erste Hälfte seines Berichtes auf das rechte, die zweite auf das linke Tiberufer führt und derselbe also sich selber aufhebt.“[2]) Um so sonderbarer ist es, daß Mommsen trotzdem an der Rechtsufertheorie festhält.

Anders als Mommsen hat indessen Ed. Meyer den Schlachtbericht Diodors interpretieren zu können geglaubt. Er meint, daß diejenigen Römer, welche bei Diodor nach Veji geflohen seien, nicht dieselben wären wie die, welche durch den Tiber geschwommen seien. Sondern die, welche durch den Tiber geschwommen seien, wären nach Rom gekommen, die dagegen, welche nach Veji geflohen seien, wären der Umklammerung durch die Gallier entgangen oder hätten sich durchgehauen und gehörten größtenteils zu dem Flügel, der auf den Höhen gestanden hätte. Sie wären meist überhaupt nicht ins Flußtal gelangt, sondern von den Höhen direkt nach Veji geflüchtet.[3]) Diodor — so meint er zum Schluß seiner Ausführungen — sei also mit sich selbst durchweg in Harmonie und vollständig klar.

Es ist, wie schon O. Richter mit Recht hervorgehoben hat[4]), nicht wohl möglich, Diodor so zu interpretieren. Nach ihm ist ja gerade der auf den Höhen stehende Flügel in seiner Gesamt-

1) Diodor XIV 114, 3 bis 115, 2.
2) Röm. Forsch. a. a. O. S. 313.
3) a. a. O. S. 148f.
4) a. a. O. III S. 10. — Ebenso schon I S. 5.

heit auf die Truppen der Ebene hinuntergeworfen worden und hat ihn in Verwirrung gebracht, so daß das ganze Heer gegen den Fluß gedrängt wurde.[1]) Dann wird die Katastrophe am Flusse, aus der sich ein Teil der Römer durch Schwimmen über den Strom rettet, ausführlich geschildert und fortgefahren: *τοιαύτης δὲ συμφορᾶς γενομένης περὶ τοὺς Ῥωμαίους, οἱ μὲν πλεῖστοι τῶν διασωθέντων πόλιν Οὐηΐους κατελάβοντο.*[2]) Hier die *διασωθέντες* nicht auf die aus der Katastrophe am Flusse Geretteten zu beziehen, sondern auf ganz andere Leute auf den Höhen, von deren Rettung bei Diodor überhaupt vorher gar nicht die Rede gewesen ist, sondern die vielmehr nach seinem eigenen Zeugnisse gerade auf die Truppen in der Ebene hinabgeworfen und also an der Katastrophe am Fluß mitbeteiligt gewesen sind, das heißt doch in die Worte Diodors etwas hineinlegen, das kein unbefangener Leser darin finden kann. Es kommen noch zwei weitere Umstände hinzu, die MEYERS Interpretation widerraten. Erstens eine sprachliche Beobachtung: Der Gebrauch des Kompositums *διασωθέντες*, während Diodor hier sonst bei Rettung aus der Schlacht das Simplex *σώζειν* braucht[3]), scheint in Parallele zu stehen zu denen, welche *διενήχοντο* (114, 6: 2mal), den *διανηχόμενοι* (115, 1), *διανηξάμενοι* (115, 2) usw. des Berichtes und bezeichnet offenbar dieselben Leute. Zweitens eine quellenkritische: MEYER hat selber mit Recht betont, daß der Bericht des Diodor und des Livius wegen der vielen, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein herrschenden Übereinstimmungen auf denselben Urbericht über die Schlacht zurückgehen müßten.[4]) Ist das der Fall, so wird man auch den klaren Wortlaut des Livius für die Interpretation einer an sich weniger klaren Ausdrucksweise Diodors heranziehen dürfen. Das trifft gerade unsere Schilderung, die bei beiden Schriftstellern starke wörtliche Anklänge hat:

---

1) Diod. XIV 114, 4: *οἱ δ' ἐπίλεκτοι τῶν Κελτῶν ἀντιτεταγμένοι τοῖς ἀσθενεστάτοις τῶν Ῥωμαίων ῥαδίως αὐτοὺς ἀπὸ τῶν λόφων ἐτρέψαντο. διόπερ τούτων ἀθρόως φευγόντων πρὸς τοὺς ἐν τῷ πεδίῳ Ῥωμαίους, αἵ τε τάξεις ἐπεταράττοντο κα τῶν Κελτῶν ἐπικειμένων καταπλαγέντες ἔφευγον. τῶν δὲ πλείστων παρὰ τὸν ποταμὸν ὁρμησάντων* . . .

2) 115, 2.

3) XIV 115, 2: *τοὺς ἐκ τῆς φυγῆς σωζομένους.*

4) a. a. O. S. 147.

Livius.	Diodor.
circa ripam Tiberis, quo armis abiectis totum sinistrum cornu perfugit, magna strages facta est; multosque imperitos nandi aut invalidos graves loricis aliisque tegminibus hausere gurgites.	τῶν πολεμίων παρὰ τὸν ποταμὸν πολλοὺς ἀναιρούντων, οἱ πλεῖστοι τῶν ὑπολειπομένων ῥιπτοῦντες τὰ ὅπλα διενήχοντο τὸν Τίβεριν. οἱ δὲ Κελτοὶ ... ἐπὶ τοὺς διανηχομένους ἠκόντιζον, dann weitere Ausmalung des Gemetzels; endlich:
maxima tamen pars incolumis Veios perfugit.	οἱ μὲν πλεῖστοι τῶν διασωθέντων πόλιν Οὐηΐους κατελάβοντο.

Auch der Zug der Schilderung bei Livius, daß viele wegen ihrer schweren Rüstung von den reißenden Fluten verschlungen seien, fehlt bei Diodor nicht, er steht nur etwas vorher: σφοδροῦ δὲ τοῦ ῥεύματος ὄντος τινὲς μὲν ὑπὸ τοῦ βάρους τῶν ὅπλων καταδυόμενοι διεφθείροντο. Da nun bei Livius, der ja die Schlacht unzweideutig auf das linke Ufer legt, die durch den Tiber geschwommenen Römer ebenso unzweideutig dieselben sind, die Veji besetzen, so muß man auch Diodors entsprechende Worte ebenso auffassen wie die des Livius.

Unser Ergebnis ist also, daß der Urbericht über den Verlauf der Schlacht, welcher der Schilderung sowohl des Diodor als des Livius zugrunde liegt, den Schauplatz des Kampfes auf das linke Ufer des Flusses verlegt hat, womit auch die ganze Überlieferung stimmt. Die dem entgegenstehende Notiz Diodors, daß die Römer vor der Schlacht den Tiber überschritten hätten, ist also ein Irrtum und stammt ohne Zweifel aus einer anderen Quelle als sein Urbericht. Das hat man schon früher aus der Namensform Γαλάται geschlossen, welche in dem ganzen Diodorischen Berichte über die Alliaschlacht nur hier erscheint, während sonst überall Κέλτοι steht.[1])

1) Hierauf hat zuerst aufmerksam gemacht SIGWART a. a. O. S. 343. Die Worte Diodors s. S. 29 Anm. 1. Diese Beobachtung wird dadurch bestätigt, daß bei dem gleichfalls aus späterer Quelle stammenden, erdichteten Siege des Camillus über die Gallier auch die Form Γαλάται noch einmal wiederkehrt, s. den Text Diodors S. 36 Anm. 1. — Diese Quellenscheidung setzt allerdings voraus, daß der übrige Be-

Der Irrtum dieser späteren annalistischen Quelle erklärt sich ungezwungen daraus, daß es nach dem Bau der Via Flaminia für die Römer eine naheliegende Anschauung war, daß man einem von Etrurien anrückenden Gegner über den Ponte Molle entgegenging. Denn über diese Brücke gingen in späterer Zeit alle von Rom nach Norden zu auslaufenden Straßen. Nach bekannter Annalistenart wurde daher die Annahme, daß die Römer wohl auch damals so ausgerückt sein würden, kurzerhand als Tatsache behauptet.

Die zweite Frage, die uns beschäftigen sollte, war die über den Gang der Schlacht in der antiken Überlieferung.

Er ist in den großen Zügen bei unseren beiden Hauptberichten ziemlich übereinstimmend geschildert.[1]) Die Römer stellen sich mit der Hauptmasse des Heeres in der Tiberebene auf, mit dem einen Flügel an den Fluß gelehnt. Der andere steht z. T. schon auf den Höhen und besteht aus weniger guten Truppen.[2]) Die Gallier richten mit ihren besten Truppen einen Hauptstoß gegen diese Truppen auf den Bergen, werfen sie — wie Diodor berichtet — in die Ebene hinunter auf den anderen Flügel, der an den Tiber gedrängt wird[3]) — wie Livius vermuten läßt —, mit dem noch in der Ebene stehenden Teile des rechten Flügels zu-

---

richt über die Schlacht einheitlich ist, daß insonderheit die Schilderung der Katastrophe an und im Tiber nicht, wie man das vielfach bisher angenommen hat, aus zwei Quellen zusammengearbeitet ist So besonders RICHTER a. a. O. III S. 11 und ihm folgend KORNEMANN, Klio XI 339, 3, der sich ebendadurch das Ergebnis von seines Schülers SIGWART Beobachtung verkümmert. Zu einer solchen Annahme ist aber auch in der Tat kein Grund vorhanden. Es liegt keine Dublette vor, sondern die Darstellung geht ihren ganz logischen Gang: Nachdem der Flügel von den Höhen herabgedrängt ist, wird zuerst die Verwirrung und das Gemetzel in der Ebene selbst geschildert (*τὸ πεδίον ἅπαν νεκρῶν κατεστρώθη*); dann der Beginn der Flucht in den Fluß hinein, indem die Beherztesten mit den Waffen in den Fluß springen (*οἱ μὲν ἀνδρειότατοι μετὰ τῶν ὅπλων διενήχοντο*), während die anderen zögern und erst, als die Feinde bis zum Fluße gekommen sind, die Waffen fortwerfen und nachspringen (*ἐπικειμένων δὲ τῶν πολεμίων καὶ παρὰ τὸν ποταμὸν πολλοὺς ἀναιρούντων, οἱ πλεῖστοι τῶν ὑπολειπομένων ῥιπτοῦντες τὰ ὅπλα διενήχοντο τὸν Τίβεριν*), worauf dann deren Beschießung durch die Gallier vom Ufer her erfolgt.

1) Diodor XIV 114f. Liv. V 38.

2) Diodor: *τοὺς μὲν ἀνδρειοτάτους δισμυρίους καὶ τετρακισχιλίους ἀπὸ τοῦ ποταμοῦ μέχρι τῶν λόφων διέταξαν, ἐπὶ δὲ τῶν ὑψηλοτάτων λόφων τοὺς ἀσθενεστάτους ἔστησαν*. Liv. 37, 7: ad undecimum lapidem occursum est. 38, 7: paulum erat ab dextera editi loci, quem subsidiariis repleri placuit.

3) s. den Text oben S. 32, Anm. 1.



sammen in der Richtung auf Rom zurück, während der linke Flügel auch bei ihm ganz an und in den Tiber gedrängt wird.[1]) Bei beiden Autoren nehmen dann die Reste der in den Tiber gedrängten Truppen ihre Flucht nach Veji.[2]) Derjenige Punkt, welcher in diesem Berichte von der modernen Kritik besonders beanstandet worden ist, ist wie erwähnt die Richtung der Flucht nach Veji und was damit zusammenhängt. Es ist klar, daß mit der Verwerfung dieser Nachricht das, was das Charakteristische der Schlachtbeschreibung ausmacht, überhaupt fortfällt und wir, wenn die moderne Kritik recht haben sollte, uns bescheiden müssen zu sagen, daß wir von dem Gange der Schlacht überhaupt nichts wissen.

Prüfen wir deshalb die Gründe, auf welche diese radikale Kritik sich stützt.

Ihr erster und hauptsächlichster Vertreter ist, wie erwähnt, C. P. Burger, auf dessen Ansichten etwas ausführlicher einzugehen ist, da sie in der Kritik vielfach mit Unrecht Anerkennung gefunden haben. Burger hat die zutreffende Beobachtung gemacht, daß sich in der Erzählung des gallischen Krieges bei Diodor zum Jahre der Schlacht, nach der vulgären Zeitrechnung 390 v. Chr., zwei Notizen befinden, welche durch ein *λέγουσί τινες* und *ἔνιοι δὲ φάσιν* als aus einer anderen Quelle als der Hauptbericht stammend gekennzeichnet werden.[3]) Es sind das die Berichte über einen Triumph des Camillus in diesem Jahre und über die Ablieferung des Goldschmuckes durch die Frauen Roms zur Rettung des Vaterlandes, weshalb ihnen das Fahrrecht in der Stadt verliehen worden sei. Burger ist nun der Ansicht, daß diese Notizen ursprünglich ins Jahr 396 und zur Einnahme von Veji gehört hätten und nur durch einen Irrtum ins Jahr 390 verschlagen seien.

---

1) Liv. 38, 5: Brennus . . . ad subsidiarios signa convertit, si eos loco depulisset haud dubius facilem in aequo campi . . . victoriam fore. Der weitere Verlauf der Schlacht ist bei ihm wenig klar geschildert. Der linke Flügel wird bei ihm an den Tiber gedrängt. Text oben S. 33. Vom rechten in der Ebene sagt er 38, 9: ab dextro cornu, quod procul a flumine et magis sub monte steterat Romam omnes petiere. Was mit den Truppen auf den Hügeln geschieht, wird nicht berichtet, es heißt von ihnen nur einmal (38, 2): ea res (die Hügelstellung) ut initium pavoris ac fugae sic una salus fugientibus fuit, und das andere Mal (38, 6): parumper subsidiarios tutatus est locus.

2) Text S. 33. 3) Diod. XIV 116, 9 und 117, 6.

Aus dieser Vermutung heraus schließt er dann weiter auf einen Annalisten, der gegenüber Diodors Hauptquelle, die er A nennt, eine um sechs Jahre verschobene Chronologie befolgt habe und also überhaupt alle Ereignisse des Jahres 396 zum Jahre 390 erzähle. Diesen Annalisten nennt er B und glaubt ferner, daß ein dritter Annalist, den er C nennt, die Berichte des B mit A verschmolzen und dabei die des B an falscher, eben um sechs Jahre verschobener Stelle eingereiht habe (S. 21 f.). Er nimmt sich daher alle Ereignisse dieser Jahre vor und forscht mit Eifer und Scharfsinn nach, ob im Jahre 390 und Umgebung außer den erwähnten zwei Notizen nicht noch einige andere Ereignisse zu finden seien, die auf ähnliche Weise als Dubletten zu sechs Jahre früher liegenden aufgefaßt werden können. Als solche betrachtet er den Sieg des Camillus über die Gallier bei *Οὐεάσκιον* und die in Rede stehende Besetzung von Veji durch die Römer nach der Alliaschlacht. Jenen Sieg bringt er als Dublette mit der Eroberung von Falerii, die nach seiner Ansicht von Diodor 395 erzählt wird, zusammen (S. 42 f.), und die Besetzung Vejis durch die flüchtigen Römer erklärt er aus einer Dublette der Eroberung der Stadt im Jahre 396 (S. 23 f.).

Sind diese Vermutungen, bei denen Hypothese auf Hypothese gebaut wird, schon an sich wenig vertrauenerweckend, so fragt man sich bei den beiden letzten Ereignissen mit Erstaunen, wo denn da eigentlich die Ähnlichkeiten und damit die Berechtigung zu solchen Gleichsetzungen liegen. Die Ähnlichkeit bei dem Siege des Camillus mit der Eroberung von Falerii wird dadurch herbeigeführt, daß für *Οὐεάσκιον* durch Konjektur *Φάλισκον* eingesetzt und zum Jahre 395 für das dort stehende *Φίλισκον* gleichfalls *Φάλισκον* geschrieben, daß ferner hier das überlieferte *ἐξεπόρθησαν* in *ἐξεπολιόρκησαν* geändert wird (S. 94), da Falerii ja nicht von den Römern zerstört, sondern nur erobert sein könne.[1]) Aber trotz aller dieser Gewaltmaßregeln bleibt zwischen einer Erobe-

1) Die beiden Stellen bei Diodor lauten XIV 96, 5 zum Jahre 395 vulg.: *κατὰ δὲ τὴν Ἰταλίαν Ῥωμαῖοι Φίλισκον πόλιν ἐκ τοῦ Φαλίσκων ἔθνους ἐξεπόρθησαν.* Diodor XIV 117, 5 zum Jahre 390 vulg.: *τῶν δ' ἀπεληλυθότων Γαλατῶν ἀπὸ Ῥώμης Οὐεάσκιον τὴν πόλιν σύμμαχον οὖσαν Ῥωμαίων πορθούντων, ἐπιθέμενος αὐτοῖς ὁ αὐτοκράτωρ* (Camillus) *καὶ τοὺς πλείστους ἀποκτείνας τῆς ἀποσκευῆς πάσης ἐκυρίευσεν, ἐν ᾗ καὶ τὸ χρυσίον ἦν ὃ εἰλήφεσαν εἰς Ῥώμην καὶ σχεδὸν ἅπαντα τὰ διηρπασμένα κατὰ τὴν τῆς πόλεως ἅλωσιν.*



rung von Falerii durch Camillus und einem Siege des Camillus bei Falerii über die Gallier doch noch ein so weiter Unterschied, daß wir uns auf keine Weise entschließen können, hier die Wahrscheinlichkeit einer Dublette zu erblicken. Auch das sechsjährige Intervall stimmt hier nicht und wird nur durch eine weitere Abänderung hereingebracht, indem der bei Diodor zum Jahre 390 vulg. erzählte Galliersieg des Camillus ins Jahr 389 vulg. hinabgeschoben wird (S. 20 u. 36).

Ich habe diese Vermutungen Burgers, obgleich sie mit unserer Frage nur mittelbar in Beziehung stehen, etwas genauer verfolgt, weil sie für die ganze Arbeitsweise dieses Forschers bezeichnend sind, und weil sie eine gute Illustration bilden zu seiner ebenso willkürlichen Gleichsetzung der Eroberung Vejis im Jahre 396 mit der Besetzung durch die flüchtigen Römer im Jahre 390.

„Der Annalist C" — sagt Burger hier S. 25, um seine merkwürdige Gleichung schmackhafter zu machen — „fand in einer zweiten Quelle (B) die Einnahme Vejis erwähnt; er sah nicht ein, daß diese Erwähnung in ein anderes Jahr gehörte, und versuchte deshalb, sie der Erzählung (der gallischen Katastrophe) anzupassen, indem er statt der Einnahme eine Besetzung der verlassenen Stadt durch den Rest des geschlagenen Heeres einschaltete." Also dieser Annalist C war einerseits so stumpfsinnig, daß er nicht einsah, daß seine zwei Quellen lauter gleiche Ereignisse im Abstande von sechs Jahren voneinander erzählten, und daß eine Eroberung der Stadt Veji, bei der auch in seiner zweiten Quelle B von einer Einnahme durch eine Mine die Rede war[1]), eine Eroberung und keine bloße Besetzung der leeren Stadt gewesen sein mußte, und andererseits war er so phantasiebegabt, daß er alles das hinzudichtete, was Burger in seiner Analyse der Diodorischen Erzählung der Quelle C zuschreibt, nämlich: die Römer hätten die Stadt schon vor der Niederlage an der Allia in Verteidigungszustand gesetzt, nachher noch besser befestigt und dann bei ihr einen großen Sieg über die Etrusker erfochten, der mit allerlei Einzelheiten erzählt wird[2]); denn „die aus der zweiten Quelle (B)

1) Das nimmt Burger ausdrücklich an S. 27, wobei er diese Mine noch dazu in die angeblich von den Galliern zur Eroberung des Kapitols gelegte verwandelt.

2) Die Worte Diodors XIV 115, 2: *τοιαύτης δὲ συμφορᾶς γενομένης περὶ τοὺς Ῥωμαίους οἱ μὲν πλεῖστοι τῶν διασωθέντων πόλιν Οὐηίους κατελάβοντο, προσφάτως*

übernommene Notiz — sagt er (S. 26) — wäre doch zu sehr geschwächt gewesen, wenn aus der Eroberung der etruskischen Stadt eine bloße Besetzung durch eine waffenlose Bande Flüchtlinge gemacht worden wäre. Auch ein Sieg über die Etrusker mußte dazukommen".

„Die Manipulation — fügt BÜRGER selbst hinzu — ist eigentümlich". In der Tat sehr eigentümlich: Der ganze Annalist B mit seinem sechsjährigen Intervall ist eine Schöpfung von BURGERS Phantasie. Hätte es einen solchen Annalisten wirklich gegeben und hätte es dazu noch einen dritten gegeben, der seine chronologische Abweichung zur Erzählung von Dubletten mißbraucht hätte, so müßte man erwarten, daß sich solche Dubletten im Abstande von sechs Jahren nicht bloß in der Zeit des letzten Vejenterkrieges und der gallischen Katastrophe fänden, sondern daß sie über viel weitere Strecken unserer Überlieferung ausgebreitet wären.[1])

Damit kommen wir also zu dem Ergebnisse, daß BURGERS Vermutungen weder zwingend noch auch nur wahrscheinlich sind

---

ὑφ' ἑαυτῶν κατεσκευασμένην καὶ τόν τε τόπον ὠχύρουν κατὰ τὸ δυνατὸν καὶ τοὺς ἐκ τῆς φυγῆς σωζομένους ἀνελάμβανον stammen nach BURGER S. 239 aus C und ebenso der Anfang von Kap. 116.

1) Selbst bei den beiden Notizen, auf denen sich bei BURGER alles aufbaut, dem Triumph des Camillus und dem Gold der Matronen, ist das sechsjährige Intervall keineswegs gesichert. Der Triumph des Camillus ist bei Diodor zu der Eroberung von Sutri in Beziehung gesetzt, die, wie BURGER selber annimmt (S. 20 u. 46), nicht in das Jahr 390, sondern in das Jahr 389 gehört und nur infolge von Zusammenziehung der beiden Jahre durch einen vierten von BURGER angenommenen Annalisten (D) bei Diodor zum Jahre 390 gestellt ist. Es handelt sich hier also eigentlich um ein siebenjähriges Intervall. Ähnlich steht es mit dem Intervall in der Frage der Matronen. Von Livius wird die Nachricht nicht zum Jahre 396, sondern zum Jahre 395 gestellt (S. 19 u. 82f.), so daß hier ein fünfjähriges Intervall vorläge, und bei Diodor selber ist die Nachricht von dem Goldschmucke der Matronen im Jahre 396 überhaupt nicht erwähnt, sondern BURGER vermutet nur, daß sie in Diodors Quelle bei seinem Annalisten A gestanden habe, aber ausgefallen sei. Also auch hier wieder eine sehr unsichere Grundlage.

Es will uns daher scheinen, als wenn das Vorhandensein der beiden Dubletten auch ohne BURGERS gewagte chronologische Vermutungen so erklärt werden könnte, daß die eine annalistische Überlieferung die Gabe der Matronen an das Weihgeschenk nach der Eroberung Vejis, der andere sie an die Loskaufung von den Galliern angeknüpft hat, wie das Diodors Text XIV 116, 9 nahelegt, und daß der Triumph des Camillus im Jahre 390 oder 389 hinzuerfunden ist, nachdem man diesem Feldherrn seine Siege über die Gallier angedichtet hatte, so daß sich in beiden Fällen ein sachlicher Grund für diese Einreihung der Notizen erkennnen läßt.

und seine Ausscheidung von Veji aus der Erzählung der gallischen Katastrophe in keiner Weise begründet erscheint.

Die weiteren Bedenken Burgers gegen Veji decken sich im wesentlichen mit denen von O. Richter. Es sei erstens — so meinen diese Forscher — auffällig, daß bei Veji von einer großen Zahl Geretteter die Rede sei, während die anderen Teile der Schlachtberichte nur die Rettung ganz weniger voraussetzten. Zweitens sei die Nachricht von der schon vor der Schlacht erfolgten Instandsetzung Vejis bei Diodor XIV 115, 2 unverständlich und die von der weiteren Befestigung nachher „mitten in der Schilderung des Kampfes" sehr seltsam. Endlich sei die Annahme der Rettung eines so großen Heeresteiles, wie er zur Verteidigung Vejis nötig gewesen sei, eine „Widersinnigkeit", da in der folgenden Erzählung des Feldzuges auf ihn keinerlei Rücksicht genommen werde: weder werde von Veji aus ein Versuch gemacht, sich gleich nach der Schlacht mit Rom in Verbindung zu setzen, noch von Rom aus, nach Veji zu fliehen statt nach Caere, noch übe die in Veji versammelte Mannschaft irgendeinen Einfluß aus auf den späteren, sieben Monate dauernden Kampf gegen die Gallier, da ja die angeblichen Siege des Camillus spätere Erfindungen seien, die im übrigen, da sie gerade an Veji anknüpften, dessen Erwähnung überhaupt verdächtig machten.[1])

Alle diese Ausstellungen treffen nicht den Kern der Frage. Weder die Schlachtberichte noch die späteren Ereignisse stehen im Widerspruch dazu, daß sich eine gewisse Anzahl von Flüchtigen in Veji gesammelt hat, das ja von Natur fest ist und dessen Stadtmauer und Burg gewiß nicht ganz zerstört waren. Ob und welchen Einfluß diese Scharen auf den späteren Gang der Ereignisse in Wirklichkeit gehabt haben, können wir nicht mehr wissen, da die ganze folgende Überlieferung bekanntlich aufs äußerste gefälscht ist. In ihr selbst spielen ja die Reste in Veji eine hinlänglich bedeutende Rolle. Die frühere „Instandsetzung" von Veji ist nichts weiter als ein verunglückter Erklärungsversuch für die Besetzung, der die Tatsache selber nicht berührt, die „weitere Befestigung", die nicht mitten in, sondern nach dem Schlachtbericht steht, ist ganz an ihrem Platze. Und was schließlich die

1) Burger S. 25. Richter III S. 11 ff.

Camilluslegende und ihre teilweise Lokalisierung in Veji angeht, seit wann ist es denn erhört, daß sagenhafte Ausschmückungen, die sich ja gewöhnlich an irgendwelche historische Tatsachen anzusetzen pflegen, diese selbst diskreditieren?

In Wahrheit liegt die Sache so, daß die Sammlung größerer Teile des Heeres an irgendeinem Orte außerhalb Roms geradezu ein Postulat für das Verständnis der folgenden Geschichte Roms ist. Denn Rom steht nach der gallischen Katastrophe seinen Nachbarn noch immer in achtunggebietender Stellung gegenüber, und auf dem winzigen Kapitol können die Reste allein nicht gewesen sein. Als solchen Sammelpunkt gibt uns die Überlieferung Veji an. Gründe, daran zu zweifeln, liegen um so weniger vor, als eine Anzahl sachlicher Erwägungen gerade diesen Ort als besonders geeignet dafür erscheinen läßt. Er lag auf der entgegengesetzten Stromseite wie das Gallierheer, war also dessen unmittelbarer Einwirkung nicht ausgesetzt, er war von Natur fest und so wenig weit von Rom entfernt, daß er für diesen Zweck durchaus angemessen erscheinen mußte. Seine Wahl wird noch einleuchtender, wenn er zugleich der erste Zufluchtsort der Heerestrümmer nach der Schlacht gewesen ist.

Als dritter Forscher, der sich für die Ausscheidung von Veji ausgesprochen hat, ist KORNEMANN zu nennen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß in dem „Urbericht" in den Pontifikalannalen, der weit vor unserer annalistischen Überlieferung liege, wohl nur folgende Ereignisse ganz kurz mit Datum angeführt gewesen seien:

16. Juli: Auszug aus Rom; Opfer des Q. Sulpicius.

18. Juli: Niederlage an der Allia.

19.—21. Juli: Flucht der Römer in einen Hain an der via Salaria; Zögern der Gallier aus Furcht vor Hinterhalt.

22. Juli: Einnahme von Rom.[1])

Eine so kurze Fassung, die sich auf das Notwendigste beschränkte, mag man bei dem bekannten Charakter der Pontifikalannalen mit ihren kurzen, tabellenartigen Aufzeichnungen als sehr wohl möglich gern zugeben. Aber es ist gerade bei einer so kurzen, tabellenmäßigen Aufzählung die Auslassung von Einzelheiten wie die Flucht der über den Tiber gedrängten Teile des Heeres nach

1) a. a. O. S. 340.

Veji ebensowenig ein Beweis gegen deren Tatsächlichkeit als bei der kurzen Notiz des Polybios, die in einem Sätzchen Schlacht, Niederlage und Einnahme Roms abmacht.[1])

3. Sachliche Würdigung der antiken Berichte.

Mit der Feststellung, daß nach den antiken Berichten die Schlacht am linken Ufer des Flusses geschlagen ist und die Flucht sich nach Veji gerichtet hat, ist noch nicht bewiesen, daß dies dem tatsächlichen Hergange entspricht. Es könnten so bedeutende sachliche Gründe für das rechte und gegen das linke Ufer sprechen, daß wir trotzdem die Schlacht auf jenes legen und auch ihren Verlauf anders anzunehmen gezwungen wären, als er uns erzählt wird.

Die Verfechter der Rechtsufertheorie haben denn natürlich auch nicht gezögert, solche Gründe ins Feld zu führen. Es sind im wesentlichen die folgenden:

Bei einer Schlacht auf dem linken Ufer sei nicht zu begreifen,

1. daß die Römer keinen Versuch machen, sich auf demselben Ufer entlang fliehend nach dem auf ebendiesem Ufer gelegenen Rom zu retten, sondern daß sie sämtlich in entgegengesetzter Richtung den Fluß zu passieren suchen;
2. daß die Römer, welche den Fluß überschwommen haben, auf dem jenseitigen Ufer nach Veji fliehen statt nach Rom, wohin ihnen doch der Weg offen stand und das sie über den pons sublicius noch vor den Galliern hätten erreichen können.
3. Es sei auf dem linken Tiberufer kein geeignetes Gelände für die von unseren Quellen beschriebene Schlacht vorhanden.

Die ersten beiden Gründe sind besonders von MOMMSEN und MEYER, der dritte ist von LINDNER geltend gemacht.[2]) Diese Gründe wiegen alle leicht.

Erstens: Daß die Römer keinen Versuch gemacht haben sollen, auf demselben Ufer nach Rom zu entkommen, wird niemand

1) II 18, 2: (οἱ Κέλτοι) *μάχῃ νικήσαντες Ῥωμαίους καὶ τοὺς μετὰ τούτων παραταξαμένους, ἑπόμενοι τοῖς φεύγουσι τρισὶ τῆς μάχης ἡμέραις ὕστερον κατέσχον αὐτὴν τὴν Ῥώμην πλὴν τοῦ Καπετωλίου.* KORNEMANN will aus dieser Fassung schließen, daß die Flucht der Römer nach Rom gegangen sei. So darf man m. E. die Worte nicht pressen.

2) MOMMSEN, Röm. Forsch. II S. 311. MEYER S. 150. LINDNER, S. 7 ff.



behaupten wollen. Der Versuch ist aber nicht gelungen. Das Heer ist eingeklammert, an den Tiber gedrängt und gezwungen worden, ihn zu passieren. Dieser Hergang ist nicht nur sachlich möglich, sondern wird von unserer besten Quelle Diodor geradezu so erzählt[1]), während Livius einen Teil des Heeres ja tatsächlich nach Rom entkommen läßt[2]), also der Forderung der Gegner seinerseits Rechnung trägt.

Zweitens: Daß die Römer, welche den Fluß durchschwommen hatten, nach Rom kommen konnten, sogar früher als die Gallier, wenn sie recht liefen, soll nicht bezweifelt werden. Warum sie es aber nicht taten, ist leicht verständlich. Rom galt ihnen nach der Vernichtung des größten Teiles des Heeres als eine nicht mehr verteidigungsfähige Stadt, die das nächste Ziel der Gallier bildete und von ihnen noch im Laufe des Tages erreicht werden konnte. Kann man von den aufs äußerste erschöpften, vielfach waffenlosen, zusammengeschmolzenen und moralisch gebrochenen Trümmern eines Heeres verlangen, daß sie dem Löwen in den Rachen laufen? Ist es nicht ganz natürlich, daß sie soweit wie möglich vom Schuß zu kommen suchen und eine nahe Feste, wie die Burg von Veji, aufsuchen, die ihnen wenigstens vorläufige Sicherheit bot?[3])

Drittens: Ein geeignetes Gelände auf dem linken Ufer hat LINDNER nicht gefunden. VEITH und ich haben es gefunden, als wir im Winter 1907/8 von Rom aus die Gegend besichtigten, und ich werde weiter unten darüber Auskunft geben S. 54 f.

Sind also sachliche Gründe gegen das linke Ufer nicht vorhanden[4]), so gibt es dagegen außer den quellenmäßigen auch noch recht erwägenswerte solche gegen das rechte.

---

1) s. S. 32, A. 1.

2) s. S. 35, A. 1.

3) Wenn MEYER a. a. O. dazu sagt: „Um ein solches Verhalten zu begreifen, muß man wirklich annehmen, daß sie in der Hitze des Julitages so völlig hirnverbrannt geworden sind, wie Livius sie schildert," so trägt er damit weder der militärischen noch der psychologischen Verfassung eines geschlagenen und flüchtigen Heeres genügend Rechnung. — Man vergleiche auch noch die Ausführungen unten S. 57.

4) BELOCH verwirft die Überlieferung von der Rettung eines Teiles der Armee über den Tiber, weil latinische Bauern bei dem Mangel größerer Flüsse in Latium überhaupt nicht hätten schwimmen können. Das ist gewiß ein Grund mit, warum die Verluste so groß waren. Daß man sich von der Strömung auch ohne zu schwimmen ein Stück tragen lassen und so ans andere Ufer gelangen kann, ist nicht zu bezweifeln.

Zunächst möchte ich hier einen zwischen quellenmäßigen und sachlichen gewissermaßen in der Mitte stehenden anführen. Wie ist es möglich — so fragt man sich —, daß bei einer auf dem rechten Ufer geschlagenen Schlacht der Name nach einem von links her[1]) in den Tiber fließenden, und zwar recht unbedeutenden Bache, wie das die Allia doch nur ist[2]), genommen werde? Natürlich hat sich Mommsen diese Frage auch gestellt und beantwortet sie folgendermaßen: Das Bedenken — sagt er a. a. O. S. 312 —, wie in diesem Falle die Schlacht von dem links in den Tiber einfallenden Alliabach hat benannt werden können, hebt sich leicht. Augenscheinlich erfolgte die Katastrophe wesentlich bei dem Versuch, den Fluß zu passieren; geschah dies da, wo die Allia in ihn fiel, und suchten die Geschlagenen vor allem diese Stelle zu erreichen, so war es sehr erklärlich, daß die Benennung der Schlacht sich an diesen Namen heftete, wenn auch das Lager am anderen Ufer geschlagen gewesen war."

Diese Erklärung eignet sich auch Meyer a. a. O. S. 152 an mit dem Zusatze, es habe auf dem Schlachtfelde selbst offenbar keinen Lokalnamen gegeben, der zur Bezeichnung geeignet gewesen wäre, wie denn ja auch in der Tat unsere Karten des alten Italien in dieser Gegend keinen einzigen Namen aufwiesen.

Ich glaube, daß diese Erklärung kaum irgend jemand befriedigen wird, der die Sachlage unbefangen prüft. Man dürfte in der ganzen Kriegsgeschichte wohl vergeblich nach einem Beispiel dafür suchen, daß der Name einer Schlacht nach einem Punkte benannt wäre, den die Geschlagenen auf der Flucht zu erreichen strebten, statt nach dem Schlachtfelde selber; denn darum handelt es sich und nicht darum, wo das Lager der Römer gelegen hat. Dazu kommt, daß die Vermutung, die Römer hätten beim Überschwimmen des Tiber vor allem die Mündung der Allia erreichen wollen, vollkommen in der Luft steht. Die Mündung eines solchen Bächleins auf dem gegenüberliegenden Ufer ist ja an sich eine völlig gleichgültige Stelle, die vor anderen erreichen zu wollen, kein Grund ersichtlich ist. Ja, diese Vermutung ist geradezu ausgeschlossen. Denn die einzige Stelle gegenüber der Allia, die überhaupt für die Ansetzung der Schlacht möglich wäre, ist die von

1) s. darüber unten S. 44, A. 1 u. S. 53. 2) s. unten S. 53.

LINDNER gewählte, da weiter nördlich die Ebene ganz schmal wird und keinen Platz für die Aufstellung bietet. Eine Zurückdrängung des römischen Heeres aus ihr an den Tiber führt aber an das Ufer unterhalb der Alliamündung in die heutige Riserva Mandraccio, von wo aus die Allia von schwimmenden und im Strome treibenden Menschen überhaupt nicht mehr zu erreichen war [s. hierzu und zu dem Folgenden die Schlachtkarte].

Auch MEYERS Vermutung, es habe auf dem Schlachtfelde selber keine geeignete Ortsbezeichnung gegeben, ist gegenstandslos. Unmittelbar gegenüber der Allia mündet ein ebenso großer oder vielmehr ebenso kleiner Bach, der Fosso di Valle Lunga, an dessen Ufern die Schlacht stattgefunden haben müßte, wenn sie auf dem rechten Ufer geschlagen wäre. Weil wir seinen antiken Namen nicht kennen, will man deshalb im Ernste behaupten. daß er keinen gehabt habe? Wir kennen ja doch auch, um nur in der allernächsten Nähe zu bleiben, den antiken Namen des Baches von Prima Porta und der Valchetta nicht, und doch können sie auch im Altertum nicht namenlos gewesen sein. Hier hat vielmehr BELOCH das durchaus richtige Gefühl gehabt, daß es unmöglich ist, Schlacht und Alliabach auf entgegengesetzte Ufer zu verlegen, und da er von der Richtigkeit der MOMMSENschen Ansicht überzeugt war, hat er, radikal wie er ist, den Versuch gemacht, den Alliabach auf die rechte Seite des Tiber zu setzen. Aber diese Lösung ist deshalb unmöglich, weil die Zeugnisse für das Gegenteil unerschütterlich sind.[1]) Der Versuch ist aber deshalb lehrreich, weil er gerade durch einen Anhänger von MOMMSENS Theorie die Unzulänglichkeit von dessen Erklärungsversuch so recht deutlich zum Bewußtsein bringt.

Ferner aber macht die auch von MOMMSEN, MEYER und LINDNER als historisch angenommene Flucht in der Richtung auf Veji gerade bei der Ansetzung der Schlacht auf dem rechten Ufer erhebliche sachliche Schwierigkeiten.

1) Nach Livius V 37, 7 — s. den Text S. 30 A. 1 — kommt die Allia von den Bergen von Crustumerium herunter, und nach Livius VI 28 lagern die Pränestiner in einem späteren Kriege gegen Rom an der Allia. Daß Crustumerium, wenn wir auch seine genaue Lage nicht kennen, auf der linken Tiberseite gelegen hat, ist nie bezweifelt worden, ebensowenig wie es zu bezweifeln ist, daß die Kriege zwischen Rom und Praeneste nur auf diesem Ufer geführt worden sind. — Dazu Vibius Sequester s. S. 30 A. 4.



MOMMSEN sagt hierüber: „Die römische Armee ward an den Fluß gedrückt; der Rückzug nach Rom war ihr damit abgeschnitten; ein großer Teil ging bei dem Versuche, den Strom zu überschreiten, zugrunde, und nur wenige gelangten auf das linke Ufer und somit nach Rom. Die große Masse der Geretteten dagegen zog sich auf dem rechten Ufer seitwärts nach dem nahen Veji."

Wie man sich das denken soll, daß ein an den Tiber gedrängtes Heer zwar von Rom abgeschnitten ist, sich aber doch seitwärts hinausziehen und nach Veji kommen kann, sagt MOMMSEN nicht näher, und es bleibt gänzlich unverständlich. Wenn es sich seitwärts hinausziehen kann, so kann es ebenso gut und leichter nach Rom kommen als nach Veji, und in diesem Falle wäre die Flucht nach Rom das natürliche, nicht die nach Veji, das im Rücken der nach dem Tiber eingeschwenkten Gallier lag.

Deutlicher drückt sich über dieses Problem LINDNER aus, der überhaupt der einzige ist, welcher eine klare topographische Vorstellung von den Vorgängen zu geben versucht. Er nimmt an (S. 27), die Römer hätten in einer Linie gestanden, die gegenüber der Alliamündung begann und über Casetta 63 bis auf die Höhe 82 hinaufreichte; der linke Flügel der Römer sei durch einen umfassenden Angriff von den Höhen auf die Hauptstellung am Tiber hinabgeworfen, es sei aber trotzdem einem Teile dieser Truppen gelungen, sich der Umfassung durch rasche Flucht auf Prima Porta zu zu entziehen, während die große Masse an den Tiber gedrängt sei. Nachdem die Flüchtigen hinter den Höhen von Prima Porta und La Celsa den Blicken der Gallier entschwunden seien, hätten sie hier unbemerkt den Weg nach Veji eingeschlagen.

Sachlich ist ein solcher Gang des Gefechtes natürlich möglich, wenn auch bei Diodor, auf den ja LINDNER aufbaut, nichts davon steht; wie aber die Flüchtlinge, nachdem sie der Umfassung glücklich entgangen waren, plötzlich auf den Gedanken gekommen sein sollen, in fast entgegengesetzter Richtung nach Nordwesten auf Veji abzubiegen, das bleibt um so mehr ein Rätsel, als bei solch regelloser Flucht der Massen, wie sie hier doch angenommen werden muß, eine Richtungsänderung ohne sehr starken zwingenden Grund kaum angenommen werden kann und das von der Tiberseite her fast uneinnehmbare Rom bei der Stellung der Gallier auf dem rechten Ufer weit mehr Sicherheit bieten mußte

als das zerstörte, auf demselben Ufer und dem Schlachtfelde näher liegende Veji.

Eine dritte Erklärung hat ED. MEYER versucht. Nach ihm sind die Gallier nach der Entscheidung der Schlacht Herren des Flußtals; nach Rom können daher nur die wenigen Flüchtlinge gelangen, denen es geglückt ist, den Fluß zu durchschwimmen; denen, welche auf den Höhen des rechten Ufers aufgestellt gewesen waren, ist der Weg nach Rom dagegen verlegt, und so bleibt ihnen nichts übrig, als sich über die Höhen nach Veji zu retten. „Ja, die Truppen – meint er —, die sich hier sammelten, werden meist überhaupt nicht ins Flußtal gelangt sein, sondern von den Höhen, auf denen sie aufgestellt waren, direkt nach Veji geflüchtet sein."

MEYER stellt sich also die Schlacht nicht als Umfassungsschlacht, sondern als Durchbruchsschlacht vor: der rechte römische Flügel wird an den Tiber nach Osten, der linke nach Veji nach Westen gedrängt. Die Gallier stehen zwischen beiden und versperren damit dem römischen linken Flügel den Weg nach Rom, während der nach Veji offen ist. Daß ein solcher Hergang an und für sich möglich ist, versteht sich von selber. Aber auf unsere Quellen, besonders auf Diodor, kann man sich dafür nicht mehr berufen, denen das direkt widerspricht.[1]) MEYER geht mit einer solchen Hypothese die Wege DELBRÜCKscher Schlachtrekonstruktionen, indem er, unbekümmert um die Quellen, militärisch an sich Mögliches, aber frei Erfundenes oder willkürlich Abgeändertes an Stelle der Überlieferung setzt.

Zu diesen Schwierigkeiten, die die taktischen Verhältnisse der Schlacht betreffen, wenn man sie auf dem rechten Ufer ansetzt, kommen nun weitere Bedenken, die sich aus der ganzen strategischen Lage vor und nach der Schlacht ergeben.

Für ein von Chiusi, dem alten Clusium, aus auf Rom rückendes Heer, das auf dem rechten Tiberufer bleiben will, ist die kürzeste und bei weitem leichteste Verbindung die Linie, welche etwa der späteren römischen via Cassia entspricht. Die gangbarste Straße in dieser Richtung geht heute von Chiusi über Citta della Pieve und Ficulle nach Orvieto, dann über Poggio Biacio nach Monte

---

1) s. oben S. 32, A. 1.

Fiascone und Viterbo, von da über Sutri und nahe am alten Veji vorbei nach Ponte Molle. Über leichtes Hügelland hin wellig auf- und absteigend, ohne große Höhen zu nehmen — die fünf bedeutendsten Höhenpunkte der Straße gehen nur bis 519, 449, 590, 480, 300 Meter hinauf, die tiefsten dazwischenliegenden nur bis 239, 514, 275, 193 hinab, und am Ende sinkt die Straße auf 18 Meter —, ohne hindernde Flußläufe oder sumpfige Strecken zu durchqueren, geht sie bequem und hindernislos dahin.[1]) Daß wenn nicht genau dieselbe, so doch eine entsprechende Verbindung schon in den Zeiten der Gallierschlacht das relativ hochkultivierte südliche etruskische Hügelland mit seinen zahlreichen städtischen Niederlassungen durchzogen haben muß, wird man nicht wohl bezweifeln können [s. die Übersichtskarte].

Wenn die Gallier am rechten Tiberufer bleiben wollten, so mußten sie unbedingt diese Straße einschlagen. Denn der Weg im Tibertal ist fast eine militärische Unmöglichkeit. Der Laie, der nur die Karte betrachtet und hier ein breites Flußtal ohne Hin-

---

1) Nach Blatt 130 (Orvieto), 137 (Viterbo), 143 (Braccino), 149 (Cerveteri) der italienischen Generalstabskarte 1 : 100000 sind die wichtigsten Höhenpunkte der Straße folgende:

Ort	Höhe
Chiusi	251
citta della Pieve	508
Po del vento	**519**
Potermini	509
Monteleone	495
S. Lorenzo	409
Colle	352
S. Maria	251
stazione di Ficulle	*239*
Ficulle	437
bei Fornace	**449**
Casalluccio	411
Bagni	311
bei il Vantaggio	147
Orvieto (Stazione)	*124*
S. Lorenzo	260
osteria Nova	484
Poggio di Biacio	**590**
osteria di Biacio	534
Podere Faina	541
La Capraccia	528
Straßengabelung bei Fontanile	542
bei podere Tisbo	*514*
Montefiascone	**597**
Zapponami	441
stazione Zapp.	404
Ponte S. Maria	313
Cto dei Carabinieri	318
Colle di Maria	313
Viterbo	327
le Farine	316
bei Quartuccio	294
bei casa Doganella	300
fosso dei molini	*275*
Vetralla .... etwa	**311**
bei casa rurale (Stazione)	396
Capannaccie	465
Quercie d'Orlando	**480**
Casa Porta	450
Capranica	370
Sutri	291
Gabelung nach Nepi	271
Ponte Sottartino	240
Monterosi	253
Monte Terzo	263
Sette Vene wohl (Karte 115)	215
Pavone	*193*
Meilenstein 20 . . ca.	225
Osteria dell'Ellera	216
bei Monte Pineto	**300**
Meilenstein 16	266
Meilenstein 14	166
Gabelung nach Veji	*91*
monte della Storta	175
Gabelung der via Trionfale	156
Meilenstein 5	104
Ponte Molle	18

dernisse zu sehen glaubt, stellt sich freilich die Sache leicht vor. Wer Italien kennt, weiß, daß hier die Straßen, wo es nur möglich ist, ebenso wie die Ortschaften die Flußtäler meiden und die Höhen suchen. Denn in jenen droht Sumpf und Überschwemmung, hier ist Trockenheit, Übersicht, reine Luft. So ist auch im Tibertal hin auf unserer Strecke weder in alter noch in neuer Zeit jemals eine große, durchgehende Straße angelegt worden[1]), und selbst heutzutage ist das Tal auf weite Strecken hin ohne jede Verbindung in sich oder nur von Maultierpfaden, Feldwegen und Fußpfaden begleitet, die kaum die notdürftigste Lokalverbindung herstellen.[2]) Nur im südlichsten Teile des Tales, etwa von Nazzano an, wird es besser; hier läuft eine Straße im Tale neben dem Tiber hin. Daß es im Altertum, besonders in den Zeiten, von denen hier die Rede ist, besser gewesen sei, wird man nicht im Ernste behaupten wollen. Aber selbst wenn die Gallier sich darauf versteift haben sollten, einen solchen Weg einzuschlagen und das ewige, ermüdende Auf und Ab über die Uferhöhen, wo die Talsohle ungangbar war, und die damit verbundenen großen Umwege nicht zu scheuen: in der Gegend von Borghetto gelangten sie dann doch an einen Punkt, wo sich ihnen nach den überstandenen Mühen die Möglichkeit geboten hätte, leichten Kaufes nach Rom zu kommen. Es ist dies nämlich der Punkt, wo die spätere Via Flaminia den Tiber kreuzt, und wo sich eine ähnliche leichte natürliche Verbindung über das Hügelland findet, wie die

---

1) Über die sog. via Tiberina, die MEYER a. a. O. S. 156 heranzieht, siehe unten S. 58.

2) Die Generalstabskarte verzeichnet auf der Strecke von der Mündung der Paglia bis Borghetto:

Paglia bis rio Torbido: 10½ Kilometer Luftlinie, keine Verbindung; über die Hügel zwischen einzelnen Ortschaften Maultierpfad (mulattiera); noch weiter ausgreifend ins Hügelland über Tordimonte (243 Meter), Co. Orsini (316 Meter), Castiglione (228 Meter) Straße.

Rio Torbido bis Fosso Castello: etwa 19 Kilometer, strada non sempre praticabile; dazwischen ein Stück ohne Verbindung oder Saumpfad (sentiero) über Hügel.

Fosso di Castello bis Orte: 10 Kilometer Maultierpfad, z. T. über Hügel oder viel weiter ins Hügelland ausgreifend, in etwa doppelter Länge Straße über Bomarzo (263), Colonetta (293), Bassano (305).

Orte bis Borghetto: Etwa 15 Kilometer: bis zur stazione di Orte Straße, dann abwechselnd strada non sempre praticabile, mulattiera und von stazione di Gallese bis stazione di Civita Castellana wieder ein Stück Straße.

via Cassia sie darstellt.[1]) Zu gleicher Zeit wird hier das Tibertal ganz besonders schwierig, weil der Sorakte mit seinen Ausläufern bis unmittelber an den Fluß herantritt und die Verbindung im Flußtale selber sehr erschwert.[2]) So kommt es, daß, wenn man selbst das untere Tibertal, in welchem die Schlacht geschlagen sein muß, als relativ gangbar bezeichnen kann, doch eben der Zugang dahin von Norden her versperrt ist und es so einen toten Winkel bildet. Denn die Via Flaminia stößt ja erst bei Prima Porta wieder an den Fluß, und südlich von diesem Punkte kann die Schlacht nicht geschlagen sein.

Wenn also die Gallier die guten Verbindungen auf dem rechten Ufer nicht benutzt haben können, weil sie überhaupt nicht auf das Schlachtfeld führten, und der Weg im Tibertale selbst so schlecht war, daß eine Benutzung ausgeschlossen ist, so bleibt nichts weiter übrig als anzunehmen, sie seien auf dem linken Ufer des Flusses hinabmarschiert. Und das ist nach der ganzen militärischen Lage auch das Gegebene.

Es ist ein elementarer Satz des gesunden Menschenverstandes in der Kriegführung, daß man Hindernisse, die unserem Angriff auf den Gegner im Wege stehen, nicht nimmt im Angesicht des Feindes, sondern so früh wie möglich, ehe man von ihm dabei gestört werden kann. Der Tiber war bei einem Angriffe auf Rom ein solches Hindernis. Es mußte möglichst früh genommen wer-

1) Die jetzige Straße, welche der Richtung der via Flaminia entspricht, zeigt folgende Höhen:

Tibertal	46	osteria die Stabia	227	Romitorio	293
Borghetto (Stazione)	76	S. Martiri	287	Castel nuovo	282
Caserma dei gendarmi	126	M. Viatonica	270	Casa Malborghetto	115
Civita Castellana	145	casa Morolo	253	Prima Porta	19
M. Osteriola	176				

2) Von Orte bis südlich von Nazzano im Tibertal gemessen etwa 30 Kilometer finden sich folgende Verbindungen:

Borghetto bis Eisenbahnbrücke — die Bahn weicht hier den Schwierigkeiten aus und geht aufs andere Ufer — strada non sempre praticabile (4 Kilometer).

Eisenbahnbrücke bis Torrita Tiberina: Mulattiera, strada non sempre praticabile, mulattiera, strada campestre, 1 Kilometer Straße, strada campestre, mulattiera (etwa 20 Kilometer).

Torrita Tiberina bis südlich Nazzano: Keine Verbindung, sentiero, strada non sempre praticabile (etwa 6 Kilometer). Über die Höhen stark gewundene Straße.

den, und zwar um so mehr, als Rom selber von der Tiberseite her sehr schwer anzugreifen war, da sich hier der Strom wie ein riesiger Wallgraben unmittelbar vor dem aufgemauerten Ufer hinzieht, während der Angriff von der anderen Seite weit leichter ist.[1]) Dazu kommt, daß der Übergang über einen Fluß wie der Tiber in seinem unteren Laufe für die Gallier, die natürlich kein Material zum Brückenschlag mit sich führten und auch keine Kähne hatten, fast unmöglich sein mußte.[2]) Sie konnten nur hoffen, dies Hindernis zu nehmen an einem Punkte, wo man den Fluß noch durchwaten konnte. Nun ist das an dem Punkte, wo die Gallier von Clusium aus den Tiber am ehesten erreichen konnten, nämlich in der Gegend von Orvieto, noch der Fall. Aber gleich unterhalb dieser Gegend erhält der Tiber starke Zuflüsse, die die Hauptwassermasse dieses Stromes, besonders im Sommer ausmachen. Es sind das, von einer großen Anzahl kleinerer Bäche abgesehen, vor allem die Nera mit sehr beträchtlichen, aus dem hohen Apennin kommenden Gewässern, vor allem dem Velino. Sie führt bedeutend mehr Wasser als der Tiber selber, besonders wie gesagt auch im Sommer.[3]) Dagegen bringt der Anio verhältnismäßig wenig Wassermasse hinzu[4]), so daß die tat-

---

1) s. darüber die eingehenden Nachweise bei RICHTER a. a. O. I S. 7 f. und in desselben Verfassers Aufsatz, Die Befestigung des Janiculum, Programm des Askanischen Gymnasiums Berlin 1882.

2) ED. MEYER meint (a. a. O. S. 155) ein Übergang bei Fidenae könne von den Galliern sehr wohl in Aussicht genommen sein, da auch die Vejenter in ihren Kriegen gegen Rom hier regelmäßig den Tiber überschritten hätten (S. 155). Das ist aber doch ganz etwas anderes. Fidenae und Veji werden eben beizeiten für Transportmaterial gesorgt haben und konnten im Besitze des Brückenkopfes den Übergang in aller Ruhe und Langsamkeit bewerkstelligen

3) Das ältere Beobachtungsmaterial ist verarbeitet bei NISSEN, Landeskunde. Dazu kommt jetzt in der Carta idrografica d'Italia (herausgegeben vom Ministerium di agricoltura Rom 1899) il Tevere vom Ingenieur PERRONE. Danach ist der geringste Abfluß der Nera 100 m^3, der mittlere 169 m^3 in der Sekunde reichlich $^3/_5$ des Tiber bei Rom (NISSEN I 313, 317). Nach PERRONE (a. a. O. Carta idrografica a. p. 101) ist der Unterschied noch viel größer: der geringste beobachtete Abfluß der Nera beträgt 68 m^3, der geringste des Tiber oberhalb der Neramündung nur 5,49 m^3 (sic!); andere beobachtete Abflüsse ergaben für die Nera 72,249 m^3, für den Tiber 7,493 u. 9,044 m^3. So erklärt sich das Verschen der Römer:

il Tevere non sarebbe il Tevere
se la Nera non gli desse da bevere.

4) Sein geringster Abfluß wird auf nur 20 m^3 (NISSEN S. 314), 19 (PERRONE,

sächlich bestehende Unüberschreitbarkeit des Tiber bei Rom nicht von dem Zuströmen dieses Nebenflusses abgeleitet werden kann, wie man wohl gemeint hat[1]), sondern im wesentlichen schon von dem Zuflusse der Nera herrühren muß.

Es ist unter diesen Umständen die wahrscheinlichste Annahme, daß die Gallier, da das Tibertal am linken Ufer nicht wegsamer ist als am rechten, durch das Sabinerland auf die Via Salaria zumarschiert sind. Diese konnten sie auf dem Wege über Ameria (jetzt Amelia), Narnia (jetzt Narni), Interamna Nahars (jetzt Terni) oder mit einem unbedeutenden Umwege über Tuder (jetzt Todi) am bequemsten bei Reate (jetzt Rieti) erreichen. Alle die genannten Städte sind uralte Siedelungen, deren Gründung von den Römern z. T. höher hinaufgesetzt wurde als Rom selber.[2]) Sie müssen schon damals durch gangbare Straßen verbunden gewesen sein, die natürlich auch wieder auf den Höhen entlanggingen und von deren Vorhandensein im Altertum Spuren und und Nachrichten zeugen.[3]) Es bestehen hier im wesentlichen drei Möglichkeiten, die auf der Karte durch eine rote Linie und zwei Strichelungen bezeichnet sind: vom Tiber bei Orvieto der Höhenweg mit 606 Metern Höchstpunkt nach Todi, von da aus unter Benutzung der später wiederholt genannten Via Amerina mit Höhenpunkt von 580 Metern etwa über Izzalini, Camerata und Castel dell'Aquila nach Amelia und von da über Narni nach Terni, oder zweitens von Todi über Castel Todino in der Nähe des alten Carsulae mit Höhenpunkt von 437 Meter direkt nach Terni unter teilweiser Benutzung der später ausgebauten Via Flaminia oder endlich drittens von Orvieto am Westhange der Berge entlang

---

Karte) angegeben; andere Messungen ergaben 21,237 u. 25,136 m^3 (Perrone p. 112). Ein Maximum war 480 m^3 (Nissen). Eine Zahl für mittleren Abfluß geben die genannten Quellen nicht.

1) So Nissen I 317 mit Berufung auf Dionys v. Halik. IX 68, wo aber vom Anio nichts steht, sondern nur, daß der Tiber bei Rom unüberschreitbar ist.

2) Narnia wurde von den Römern schon 299 v. Chr. erobert, Interamna Nahars sollte 672, Ameria gar 1134 v. Chr. gegründet sein. S. Nissen, Landesk. II 399, 405, 406. Über Tuder ib. 398.

3) Zwischen Tuder und Ameria ging die direkte Fortsetzung der von Rom nach Ameria laufenden Via Amerina, zwischen Mevania und Narnia lief etwa 9 Kilometer östlich von Tuder die spätere Via Flaminia vorbei. Nissen a. a. O. 399, 400, 397.

etwa über Corbara, Tenaglie und Guardea mit Höhenpunkt von 406 Metern nach Amelia selber.[1])

Wie man sieht, sind alle diese Wege nicht schwierig; die unbequemsten Teile werden wieder die gewesen sein, welche auf der Karte am glattesten aussehen, nämlich die Strecken durch die Talebenen von Narni bis Rieti. Von Reate führte dann die Via Salaria über Trebula Mutuesca und Eretum direkt auf das Schlachtfeld an der Allia hinab[2]), wo ihnen die Römer, die von ihrem Anmarsche durch das Sabinerland rechtzeitig Kunde erhalten haben werden, bei der Landesgrenze an der Spitze ihres ganzen Aufgebotes entgegentraten. Wie ein Blick auf die Karte lehrt, macht dieser Weg gegenüber der ungangbaren Linie des Tibertales nur einen verhältnismäßig kleinen Umweg.

Ebenso wie diese Anmarschlinie zur Schlacht weisen die Vorgänge nach der Schlacht unzweifelhaft auf das linke Ufer: schon am Tage nach dem Siege sind die Gallier nach unserer besten Quelle vor Rom erschienen.[3]) Wenn sie dazu einen Übergang über

---

1) Die hauptsächlichsten Höhenzahlen sind nach der italienischen Generalstabskarte Blatt 130 (Orvieto), 131 (Foligno), 137 (Viterbo), 138 (Terni) die folgenden:

1. Orvieto—Todi.	
Orvieto	124
Paglia	120
bei S. Giogio	251
M. Colonneta	**575**
Prodo	404
Cerreto	559
M. Castelluccio	**606**
Stalle	495
Canonica	340
Tiber bei Todi	150

2. Todi—Amelia—Narni.	
Tiber bei Todi	150
Porchiano	272
Izzalini	525
Camerata	**580**
il Poggio	504
la Casette	522
Parcareccia	444
Peroccolo	351
Castel dell'Aquila	384
S. Maria in Canale	323
Cappucini	**408**
Amelia	406
Fornola	**449**
Narni (Tal)	97

3. Todi—Terni.	
Tiber bei Todi	150
Torre Squadrata	**314**
Soprano	303
Ponte Nuovo	183
bei Collesecco	350
Castel Todino	**437**
Quadrelli (in d. Nähe Ruinen v. Carsulae)	392
Cesi	**437**
Terni	130

4. Orvieto—Amelia.	
Orvieto	124
Tiber bei Corbara	105
Case vecchie	318
Montecchio	**377**
Tenaglie	348
Guardea	387
Ponte della Stretta	**395**
bei Alviano	381
Amelia	**406**

5. Terni—Rieti.	
Terni	130
Papigno	295
Velinobrücke oberhalb des Falles	402

2) NISSEN, Landesk. II 477

3) Diod. XIV 115, 5: *οἱ γὰρ Κελτοὶ τὴν μὲν πρώτην ἡμέραν διετέλεσαν ἀποκόπτοντες τὰς κεφαλὰς τῶν τετελευτηκότων ... τὰς δὲ δύο παρὰ τὴν πόλιν στρατοπεδεύοντες ... ὑπελάμβανον ἐνεδρεύειν ἑαυτοῖς τοὺς Ῥωμαίους. τῇ τετάρτῃ δ' ἡμέρᾳ ... τὰς πύλας ἐξέκοψαν.*



den Tiber machen mußten, so ist das eine Unmöglichkeit, da, wie gesagt, einem solchen Barbarenheere keinerlei Mittel zur Überschreitung zur Hand sein konnten. Nach Livius sind sie sogar schon am Abend des Schlachttages selbst vor den Toren Roms eingetroffen.[1])

4. Bestimmung des Schlachtfeldes und Gang der Schlacht.

Nachdem wir uns klar darüber geworden sind, daß sowohl nach den antiken Berichten wie nach der ganzen taktischen und strategischen Lage das Schlachtfeld auf dem linken Ufer des Tiber zu suchen ist, macht dessen genauere Bestimmung keine großen Schwierigkeiten mehr. Denn die Quellen sagen uns, daß es am 11. Meilensteine der Via Salaria von Rom aus zu suchen sei. Darin stimmen Livius[2]), Plutarch[3]) und ohne Zweifel auch Diodors Quelle überein[4]), und die abweichende Angabe von Vibius Sequester, der es an den 14. Meilenstein setzt (s. S. 30, A. 4), ist wohl nur als ein Schreibfehler zu betrachten.

Dadurch ist die Allia, wie schon HÜLSEN und LINDNER gesehen haben (a. a. O. S. 20), gleichgesetzt mit dem jetzigen fosso Bettina oder fosso Maestro, dem einzigen Rinnsale in diesem Geländeabschnitt, der überhaupt den Namen eines Baches verdient, aber trotzdem nicht so bedeutend ist, daß er für den Gang der

---

1) Liv. V 39, 2. 3.

2) V 37, 7; s. oben S. 30 A. 1 den Text.

3) Camillus 18: *προελθόντες οὖν ἀπὸ τῆς πόλεως σταδίους ἐνενήκοντα παρὰ τὸν Ἀλίαν ποταμὸν ηὐλίσθησαν, οὐ πόρρω τοῦ στρατοπέδου τῷ Θύμβρ δι συμφερόμενον.* 90 Stadien sind bei Rechnung von $8^1/_3$ Stadien auf eine römische Millie 10,8, also fast genau 11 Millien.

4) Diod. XIV 114, 2 nennt 80 Stadien: *παρὰ τὸν ποταμὸν ἤγαγον τὴν δύναμιν σταδίους ὀγδοήκοντα.* Bei dem ganzen Charakter unserer Überlieferung, speziell bei der durchgehenden Übereinstimmung der Berichte des Livius und Diodor, die auf eine gemeinsame Quelle hinweisen (s. S. 33), ist es nicht wahrscheinlich, daß hier eine selbständige Berechnung vorliegt. Die 80 Stadien werden ebenso wie die 90 des Plutarch eine Übersetzung von ad undecimum miliarium sein, nur hat der Autor anders gerechnet. Vielleicht glaubt er den 11. Meilenstein nur 10 Millien vom Tore entfernt, indem er sich am Tore, wo ja die Zählung beginnt, auch den ersten Stein dachte, wie ja tatsächlich das später auf dem Forum von Rom aufgestellte miliarum aureum ein solcher Stein war, der aber natürlich den Nullpunkt bezeichnete. — Diesem Irrtum scheint auch ED. MEYER verfallen zu sein. Denn er bezeichnet (a. a. O. S. 148) die Angabe Plutarchs als irrtümlich und erklärt die des Diodor, die er richtig auf 10 Millien berechnet, mit der des Livius für identisch.

Schlacht von Wichtigkeit wäre. VEITH und ich fanden ihn im Winter 1907/8 etwa 2 Meter breit und mit wenig Wasser.[1])

Der 11. Meilenstein der modernen Straße liegt fast eine Miglie nördlich von dem Kreuzungspunkt der Allia mit der Straße, der 10. etwas südlich von ihm. Aber diese moderne Straße zählt von dem Tore der Aurelianischen Mauer an — der Porta Salaria —, während unsere Gewährsmänner von der Porta Collina der Serviusmauer an gezählt haben müssen. Das ergibt einen Unterschied von 400 Metern, und es ist sehr wohl möglich, daß dieser Unterschied durch eine etwas andere Führung der antiken Straße sich noch um einige weitere hundert Meter vergrößert[2]), so daß wir mit den Quellen nicht in Zwiespalt geraten, wenn wir die römische Aufstellung an ebendiesen Kreuzungspunkt von Straße und Bach ansetzen.

Denn gerade hier findet sich diejenige Geländeformation, welche zu einem Aufmarsch des römischen Heeres, wie die Quellen ihn uns schildern, vollkommen paßt und zugleich geeignet ist, uns den Gang der Schlacht im Anschluß an sie mit großer Anschaulichkeit vor Augen zu führen. (Man vergleiche zu dem Folgenden die Schlachtkarte.)

Die Tiberebene ist hier etwa 2½ Kilometer breit, wenn man vom Fuße der Höhen über die Eisenbahn und die Via Salaria hin bis nach dem Tiber in nordwestlicher Richtung mißt. Diese Aufstellung rittlings der gallischen Anmarschstraße und senkrecht zu ihr ist die natürlichste für eine Armee, die dem Feinde den Anmarsch auf Rom verwehren will. Bei einer Phalanxaufstellung von 8—10 Mann Tiefe hatten hier etwa 20—25000 Mann Platz. Der größere Teil der römischen Armee konnte also bequem Aufstellung finden.[3])

---

1) LINDNERS Meinung (a. a. O. S. 23), daß man die Allia als ein „bedenkliches Bewegungshindernis" nicht habe im Rücken der römischen Aufstellung lassen dürfen, ist daher unbegründet.

2) Fidenae lag 5 Millien von der Porta Collina (NISSEN a. a. O. II 60). Das stimmt mit der heutigen Zählung, ist aber keine Angabe, die man verwerten kann, wenn es sich um Teile einer Millie handelt.

3) Über die Stärke des römischen Heeres wissen wir nichts. Die Angaben unserer Quellen haben keinen Wert. Nach Diodor XIV 114, 3 standen in der Ebene 24000 Mann; nach Plutarch Cam. 18 hatten die Römer im ganzen 40000 Mann; nach Dionys XIII 12 waren es 4 Legionen. Das sind Taxierungen, wie wir sie

An den rechten Flügel dieser Linie schließt sich nun ein Höhenzug an, die Riserva Campo Grande, welcher in nordsüdlicher Richtung streicht und also mit der Linie in der Ebene einen stumpfen Winkel bildet, so daß eine hier aufgestellte Abteilung eine gute Defensivflankenstellung einnimmt. Diese Stellung ist dabei durch ein kleines Tälchen in der Front gedeckt und hängt im Süden durch eine Einsattelung südlich von der geschlossenen Höhenlinie 100 mit dem Hügellande zusammen. Im Rücken von ihr liegen zwei ziemlich steil abfallende Tälchen, zwischen denen sich der Hügel mit der Torreta Marcigliana vecchia erhebt, der auch seinerseits im Westen steil zur Tiberebene abfällt.

Hier würden also die *ἀσθενέστατοι* des Diodor, die subsidiarii des Livius gestanden haben (s. oben S. 34). Man sieht leicht ein, daß eine solche Stellung gerade für diese Truppen durchaus angemessen war, und daß auch der Ausdruck subsidiarii für diese etwas zurückgezogene Linie gut paßt.

Den Aufmarsch der Gallier würde man sich diesem ganzen römischen Aufmarsche entsprechend auch mit dem Hauptteil ihrer Truppen in der Tiberebene gegenüber den Römern zu denken haben, mit dem linken Flügel auf den Höhen von Riserva Cisterna Grande und den rechten der Römer von Südosten her umfassend.

LINDNER hat geglaubt (S. 24), daß die Höhen auf dem linken Ufer für einen Angriff zu steil seien, und daß man „der Strategie der Barbaren" die hier notwendig anzunehmende „weit ausgeholte Umgehung" nicht zutrauen könne, weshalb er seine Stellung am

---

ebenso gut und ebenso schlecht selbst machen können. MEYER S. 143 und HÜLSEN-LINDNER S. 13 sind geneigt, etwa 40000 Mann anzunehmen. Ich glaube, daß das zu hoch gegriffen ist. Die Zahl der Gallier wird bei Diodor zuerst auf 30000 angegeben (Diodor XIV 113, 3); dann sollen, als sie auf Rom losgingen, noch 40000 aus der Heimat zu ihnen gestoßen sein (ib. 114, 1); so auch App. Gall. 3. Nach Plutarch waren sie so stark wie die Römer, also 40000. Man wird sie sich wohl keinesfalls stärker als höchstens 30000 vorstellen dürfen. — LINDNER meint (S. 23), daß die angenommene Stellung nicht die der Römer gewesen sein könne, weil das nicht der Angabe des Livius entspreche, wonach die römische Front weit ausgedehnt und daher schwach und kaum zusammenhängend gewesen sei. Diese ausschmückenden Detailschilderungen unserer Quellen haben aber keinen historischen Wert, und die Behauptung ist in LINDNERS Munde um so wunderbarer, als die Stelle der Ebene, die er selber am rechten Ufer annimmt, noch viel schmaler ist, nämlich nur etwa halb so breit. Das hat schon MEYER mit Recht hervorgehoben (a. a. O. S. 153 A. 1).

rechten Ufer mit ihren viel sanfteren Abhängen für geeigneter hält. Aber seine Bedenken sind nicht begründet. Die Steigung, welche die Gallier bei einem Angriffe auf die Frontseite zu überwinden hatten, beträgt an den steilsten Punkten nur 25 Meter auf 80 horizontale Entfernung, hat also einen Steigungswinkel von $17^1/_2{}^0$. Das ist allerdings ein schweres Hindernis, aber nicht so schwer, daß es den Sturm unmöglich macht, da für geschlossene Infanterie die Grenze erst bei 20°, für lose Ketten erst bei 30° Steigung liegt.[1]) Auch handelt es sich hier nur um eine ganz kurze Steigung und nur um einzelne so steile Stellen, die daher leicht umgangen werden konnten. Dazu kommt, daß der Boden hier nicht felsig, sondern erdig ist und dem Fuße guten Halt gewährt, und daß ja der Angriff in der Front zugleich durch einen in der Flanke unterstützt wurde. Dieses von der Karte abzulesende Ergebnis bestätigt der Augenschein durchaus. Wir haben die Höhen selber erstiegen und sie gerade auf diesen Punkt hin genau untersucht. Anderseits soll ja eben die Stellung der Römer auf den Hügeln besonders fest gewesen sein, so daß sie auch von schwachen Truppen gehalten werden konnte, und steilere Höhen passen dafür besser als LINDNERS ganz sanft ansteigende des anderen Ufers.[2])

Von einer weit ausgeholten strategischen Umgehung ist, wie man sieht, hier auch keine Rede. Es handelt sich nur um eine taktische Umfassung des rechten römischen Flügels, wie LINDNER sie bei seiner Schlachtrekonstruktion auf dem anderen Ufer ebenso annimmt (a. a. O. S. 28), ein einfaches Manöver, für welches man die Gallier für unfähig zu erklären nicht berechtigt ist.

Der Gang der Schlacht ist nach dem Gesagten also folgendermaßen zu denken:

Der Angriff der Gallier erfolgt, wie unsere Berichte angeben, zuerst auf die Hügelstellung der Römer.[3]) Sie wird durch um-

---

1) Man vergleiche über diese ganze Frage meine Untersuchungen zur Schlacht von Sellasia im Bulletin de correspondance hellénique Bd. 34 p. 520 ff.

2) Diodor redet sogar von ὑψηλότατοι λόφοι (XIV 114, 3). Auch sagt übrigens LINDNER (S. 24) selbst nur, daß man einen Angriff auf die steilen Abhänge (R. Campo Grande, Grotte Scornabecco) hinauf „für sehr gewagt" halten müsse. Das soll nicht bestritten werden.

3) Diod. XIV 114, 4; Text s. S. 32 A. 1. Liv. V 38, 5; Text S. 35 A. 1.

fassenden Angriff genommen[1]) und die hier stehende Truppe über die erwähnten steilen Hügel in ihrem Rücken in die Tiberebene hinabgeworfen, dadurch gerät der gleichzeitig von den Galliern in der Front angegriffene Hauptteil des Römerheeres in Verwirrung, und die Flucht ergießt sich über die Piana di Marcigliana zum Tiber hin. Ein Durchbruch nach Rom verbietet sich, da die Ebene bei Casale Marcigliana ganz enge wird und ihr südlicher schmaler Ausgang beim sog. Malpasso größeren Massen bedeutende Schwierigkeiten machen mußte; er wird ferner dadurch unmöglich gemacht, daß die Römer schon bei ihrem Aufmarsch den Tiber im Rücken gehabt haben und durch die Umfassung der Gallier nun ganz von der Straße nach Rom abgedrängt sind. So wird das ganze Heer mit Einschluß des rechten Flügels an den Tiber gedrückt, und was nicht schwimmend das Gegenufer erreicht, erliegt dem Schwerte der Gallier.

Dieser aus der Gestaltung des Geländes heraus sich der Anschauung geradezu aufdrängende Gang der Schlacht erklärt nun auch aufs bündigste, warum die römische Niederlage so vernichtend ausfallen mußte, daß man nicht einmal mehr den Versuch einer Verteidigung Roms gemacht hat. Zugleich gibt er dem Schlachtberichte Diodors recht gegenüber Livius, der den ganzen rechten Flügel der Römer nach der Stadt flüchten läßt, eine Darstellung, die mit der verteidigungslosen Räumung kaum vereinbar erscheint. Endlich macht die Stellung der beiden Heere im letzten Stadium der Schlacht eine Flucht der Römer gerade nach Veji noch begreiflicher, als sie uns vorher schon (S. 40) aus allgemeinen Gründen erschienen ist. Denn wenn das römische Heer schon von Anfang an mit der Front nach Nordosten gestanden hatte und durch die Überflügelung ganz nach Westen abgedrückt war, so lag Veji in der natürlichen Rückzugsrichtung und standen die Gallier Rom näher als die Reste des geschlagenen Heeres.

Und nicht nur das, sondern sie standen auch auf einer Straße, die direkt nach Rom führte, während aller Wahrscheinlich-

---

1) So auch Liv. V 38, 6: clamor proximis a latere, ultimis ab tergo auditus. Für Diodor folgt die Umfassung daraus, daß der Flügel auf der Höhe auf die Truppen in der Ebene geworfen wird; s. oben S. 32 A. 1 den Text. Wenn MEYER daher a. a. O. S. 153 sagt, „von einer von den Neueren oft angenommenen Umgehung berichten die Quellen nichts," so ist das nicht zutreffend.

keit nach auf dem anderen Ufer gar keine Wege nach Rom, sondern nur solche nach Veji gingen. Die sogenannte Via Tiberina von Rom nach Falerii, wie ED. MEYER sie angenommen hat[1]), hat es nicht gegeben und selbst für den untersten, wegsameren Teil des Tibertales dürfen wir für die Zeit, die uns hier beschäftigt, einen solchen Weg kaum voraussetzen. Denn dies Gebiet gehörte bis dahin Veji und nicht Rom, und es ist daher selbstverständlich, daß für das Wegenetz auch Veji der Mittelpunkt sein mußte, aus dessen Toren die Verbindungsstraßen mit den Nachbarstädten ausliefen, wie denn ja auch noch die Reste einer solchen nach Fidenae vorhanden sind. Eine Straße am Tiber entlang konnte wohl für Rom, aber nicht für Veji Bedeutung haben, widersprach sogar dessen Interessen, soweit sie zwei andere Städte verbinden sollte, ohne die Hauptstadt des eigenen Territoriums zu berühren. Wohl aber mochte von Veji aus eine ähnliche Verbindungsstraße wie nach Fidenae etwa nach Crustumerium führen und nahe am Schlachtfelde vorbeigehen. Das wäre dann der gegebene Rückzugsweg der Römer nach Veji gewesen.

Wir haben, wie man sieht, unsere Rekonstruktion der Schlacht in erster Linie aufgebaut auf der Gestaltung des Geländes, auf dem das Ereignis sich abgespielt hat, indem wir dabei dem berühmten Worte unseres großen Moltke folgten, daß die Örtlichkeit das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit und sehr oft der fossile Knochenrest sei, aus dem sich wenigstens das Gerippe der Begebenheit wiederherstellen lasse. Nur in geringem Maße brauchten wir zu dieser Arbeit den Bericht der Quellen heranzuziehen und nur in seinen allgemeinsten Zügen. Bei diesen aber ergab sich, besonders bei Diodor, eine vollkommene Übereinstimmung mit dem Gelände.

Aus dieser Übereinstimmung darf man nun, wie ich glaube, mit großer Wahrscheinlichkeit, das Richtige zu treffen, zwei Schlüsse ziehen, in denen man den Wert und das Ergebnis unserer Untersuchung zusammenfassen kann. Erstens, daß der Gang der Schlacht tatsächlich ungefähr so gewesen sein wird, wie wir

1) s. oben S. 48. — Eine Via Tiberina wird im Altertume nie erwähnt. Der liber regionum, den ED. MEYER (a. a. O. S. 156) wohl mit den von ihm herangezogenen „Regionen" meinen wird, ist eine Fälschung der Renaissancezeit. Siehe O. RICHTER, Topographie von Rom S. 9



annehmen, und zweitens, daß unsere schriftliche Überlieferung in den Hauptzügen auf einer echten Tradition beruht und nicht annalistische Mache ist. Als Hauptzüge der Überlieferung betrachte ich dabei nur die drei Punkte der Aufstellung des Heeres, teils in der Ebene, teils auf Hügeln, die Vernichtung am Ufer des Tiber selber und die Flucht nach Veji. Alles andere ist als spätere Ausschmückung der Annalistik ohne historischen Wert. Die Frage, ob sich diese drei Züge in mündlicher Weitergabe bis zum Einsetzen schriftlicher Aufzeichnungen etwa durch Fabius Pictor im Gedächtnisse halten konnten, wird man bejahen dürfen. Denn diese Tatsachen sind einerseits so einfach und bei Ortskenntnis, die ja für ein nur zwei Meilen von Rom liegendes Schlachtfeld nicht fehlen konnte, so selbstverständlich und anderseits besonders auch als Begleiterscheinungen der alles erschütternden Katastrophe so eindrucksvoll, daß sie von Vater auf Sohn weitergegeben werden konnten, ohne sich wesentlich zu verändern oder zu verblassen.

III. Caudium.

321 v. Chr.

Literatur.

(A.) bedeutet, der Verfasser verlegt die Kapitulation nach Arpaja,
(S.) „ „ „ „ „ „ „ Monte Sarchio,
(M.) „ „ „ „ „ „ „ Mojano.

1. BIONDO DA FORLI, Italia illustrata p. 220 (trad. da Lucio Fauno Venetia 1542). (Wohl A.)
2. CLÜVER, Italia antiqua p. 1196, 1624. (M.)
3. HOLSTENIUS, L., adnotationes ad Italiam antiquam Cluverii p. 267f. (S.)
4. DANIELE, le forche Caudine. Napoli 1811. (A.)
5. GANDY, P. bei RICHARD CRAVEN KEPPEL, a tour through the southern provinces of Naples. London 1821. (M.) Mir nicht zugänglich.
6. NIEBUHR, Röm. Gesch. III 244. Vorträge über röm. Gesch. I 489. (A.)
7. CORCIA, storia delle due Sicilie I 364. II 85, 1845. (M.) Mir nicht zugänglich.
8. GARUCCI, dissertazioni archeologiche p. 77f. Rom 1864.
9. NISSEN, H., Der Caudinische Friede. Rhein. Museum 25 (1870) S. 1—65. (S.)
10. KLIMKE, Der zweite Samniterkrieg. Progr. Königshütte 1882. (A.)
11. COCCHIA, ENRICO, I Romani alle forche Caudine. Napoli 1888 = atti della R. Accademia di archeol. etc. di Napoli vol. XIV 2, 39—73 (1889/90). (A.)
12. STÜRENBURG, H., Zu den Schlachtfeldern am Trasimenischen See und in den caudinischen Pässen. Programm Thomasschule Leipzig 1889. (S.)
13. DE SANCTIS, G., storia dei Romani vol. II 307f. 1907. (S.)

Außer der Schlacht an der Allia läßt sich in der älteren römischen Geschichte nur noch die Einschließung und Übergabe der Römer in den caudinischen Engpässen örtlich genau festlegen und damit die Möglichkeit gewinnen, zu einem anschaulichen Bilde des Ereignisses zu kommen. Alle anderen Schlachten bis zum ersten Punischen Kriege hin, vor allem also die Entscheidungsschlacht des dritten Samniterkrieges bei Sentinum und die Schlachten gegen Pyrrhus sind so ungenügend überliefert, daß es vergebliche Mühe wäre, bei ihnen eine militärische Wiederherstellung zu versuchen.

Der Hergang bei Caudium war nach Livius (IX 2ff.) der folgende: Das römische Heer, eine doppelte konsularische Armee, stand bei Calatia[1]), westlich von Maddaloni, als es die Nachricht emp-

1) Dem heutigen le Galazze zwischen Caserta und Maddaloni, BELOCH, Campanien. Liv. IX 2, 2: ad Calatiam, ubi consules esse audiebat.

fing, die latinische Kolonie Luceria, das jetzige Lucera, sei von den Samniten hart bedrängt und von ihrem ganzen Aufgebot belagert. Den Römern standen dorthin zwei Wege offen. Entweder konnten sie direkt durch Feindesland in der Richtung der späteren Appischen Straße nach Benevent und von da nach Luceria vorgehen, oder sie konnten in weitem Bogen nördlich das samnitische Gebiet umgehend, durch die Abruzzenlandschaften an die Ostseite der Halbinsel gelangen.[1]) Sie wählten, da sie die samnitischen Landschaften bei dem Abmarsch der Waffenfähigen nach Luceria für ungedeckt hielten, den ersteren Weg und rückten in das Gebiet des ersten samnitischen Stammes der Caudiner ein. Die Nachricht von der Belagerung Lucerias war eine Falle gewesen. In den Bergen von Caudium war der ganze Landsturm der Samniten versammelt, und in einem Tale, das die Römer hier durchzogen, wurden sie eingeschlossen und zur Ergebung genötigt. [s. die Karte Caudium 1 : 200000.]

Die Wohnsitze des caudinischen Stammes stehen fest. Er saß in der schönen, weiten Ebene von Caudium, das in der Nähe des heutigen Montesarchio gelegen hat.[2]) Diese Ebene dehnt sich in nordsüdlicher Richtung etwa 6, in ostwestlicher etwa 10 Kilometer ohne irgendwelche nennenswerte Erhebungen im Inneren aus und ist im Norden von dem 1393 Meter hohen Gebirgsstocke des Monte Taburno, im Süden von der in diesem Teile bis zu 1250 Meter ansteigenden geschlossenen Bergkette der Monti d'Avella und im Westen von der bedeutend niedrigeren Gebirgsgruppe, deren höchsten Punkt der Monte Burrano mit 776 Meter bildet, eingeschlossen, während sie im Osten offen ist und, ohne vorher anzusteigen, zum Flußgebiete des Corvo hin abfällt.

---

1) Liv. IX 2, 6: duae ad Luceriam ferebant viae, altera praeter oram superi maris, patens apertaque, sed quanto tutior tanto fere longior; altera per furculas Caudinas brevior.

2) Die Lage von Caudium in der Ebene von Montesarchio und an der Via Appia ist im allgemeinen gesichert, da es nach den Itinerarien (It. Ant. 111 Wess. It. Hieros. 610 Wess.) und der Peutingerschen Tafel 21 Millien von Capua und 11 oder 12 Millien von Benevent entfernt war. Das genügt für uns. Über die genaue Lage, die nach NISSEN 1—2 Millien westlich von Montesarchio, nach anderen in Montesarchio selber, nach dritten bei Arpaja zu suchen ist, vergleiche man NISSEN a. a. O. S. 8 f.

Diese Ebene mit den anliegenden Berghängen und ihren bis zum Kamm der Gebirge hinaufreichenden Weiden und Wäldern bildete das an den meisten Seiten von starken Naturgrenzen eingehegte natürliche Gebiet dieses Bergklans, dessen Name noch heutzutage an verschiedenen Punkten der Landschaften erhalten geblieben ist. So liegen im westlichen Teile desselben die forche Caudine bei dem Dorfe Forchia, etwas nördlich davon beim Dorfe Arpaja die costa Cauda, im nördlichen Teile unter dem Gipfel des Monte Taburno die casa del Caudio und Tocco Caudio, im östlichen ein val Caudiano und eine valle Caudina, und endlich trägt das im Südosten gelegene Dorf S. Martino im Unterschiede zu anderen gleichen Namens den Zusatz in valle Caudina.[1])

Während so der Schauplatz der römischen Niederlage im allgemeinen feststeht, gehen über seine Ortsbestimmung im einzelnen die Ansichten weit auseinander. CLÜVER und im Anschluß an ihn GANDY und CORCIA setzen den Ort der Einschließung in das Tal von Mojano, welches von dem Bache Isclero durchflossen, zwischen den eben genannten Berggruppen des Monte Taburno und des Monte Burrano hinziehend die Verbindung der caudinischen Ebene mit dem nordwestlich vorbeifließenden Volturnus und seinem breiten Tale herstellt. DANIELE und im Anschluß an ihn NIEBUHR suchen den Schauplatz der Katastrophe in dem westlichen Ausgange der caudinischen Ebene zwischen den Dörfern Arienzo und Arpaja und endlich BIONDO DA FORLI, HOLSTEIN[2]) und, mit besonders eingehender Begründung, H. NISSEN glauben, daß die Römer in der Ebene von Caudium selber umstellt und zur Kapitulation gezwungen worden seien. Diese letztere Ansicht ist dank dem zuversichtlichen Tone, den NISSEN angeschlagen und mit dem er die entgegenstehenden Ansichten als gänzlich unerörterbar zurückgewiesen hat, in neuerer Zeit zur herrschenden geworden, STÜRENBURG und DE SANCTIS haben sich ihr wie einer Selbstverständlichkeit angeschlossen. — Um hier zu einer einwand-

1) s. die Karte, deren hier erwähnte Namen wie das ganze Blatt auf der italienischen Generalstabskarte beruhen.

2) a. a. O. p. 269: campus ille herbidus et aquosus non in valle St. Agatae ponendus, sed in planitie illa quae est inter Arpaiam et montem Sarchiarre, in quam aditus patet per Furcas Caudinas sive Arpadienses, exitus autem per saltum difficilem et silvosum, qui Sferracavallo dicitur.

freien Entscheidung zu kommen, wird es nötig sein, sich zuerst den Bericht des Livius, dann aber vor allem die verschiedenen Schauplätze, die für das Ereignis vorgeschlagen sind, etwas eingehender zu betrachten.

Livius beschreibt den Ort der Niederlage als einen Talkessel, der auf beiden Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen ist und nur zwei Zugänge hat. Diese beiden Zugänge liegen höher als die Talsohle, so daß man, um in das Tal hineinzukommen, herab, und um hinauszukommen, wieder hinaufsteigen muß; sie sind außerdem enger als das Tal selber, welches ziemlich geräumig, wiesen- und wasserreich ist.[1]) Auf dem einen dieser Zugänge steigen die Römer in das Tal hinab. Nachdem sie es durchzogen haben, finden sie den Ausgang, der noch enger und schwieriger ist als der Eingang, verrammelt, und als sie wieder umkehren, um rückwärts aus der Enge herauszukommen, ist auch diese inzwischen besetzt und ungangbar gemacht.[2])

Diese Schilderung des Livius hat nun NISSEN auf die weite Ebene von Montesarchio bezogen und findet, daß „die Angaben des Livius mit den Terrainverhältnissen aufs beste übereinstimmen" (S. 15). Ich muß gestehen, daß mir bei seiner Ortsbestimmung kaum ein einziger Zug zu stimmen scheint: Das Tal des Livius

---

1) Liv. IX 2, 6 in Fortsetzung der Worte S. 61 Anm. 1: sed ita natus locus est: saltus duo alti angusti silvosique sunt, montibus circa perpetuis inter se iuncti. iacet inter eos satis patens clausus in medio campus herbidus aquosusque, per quem medium iter est. sed antequam venias ad eum, intrandae primae angustiae sunt, et aut eadem, qua te insinuaveris, retro via repetenda, aut si ire porro pergas, per alium saltum artiorem impeditoremque evadendum.

2) Liv. IX 2, 9 in Fortsetzung der Worte der vor. Anm.: in eum campum via alia per cavam rupem Romani demisso agmine cum ad alias angustias protinus pergerent, saeptas deiectu arborum saxorumque ingentium obiacentem molem invenere.

Daß die hier genannte via alia per cavam rupem mit den kurz vorher genannten primae angustiae, durch die man in das Tal hereinkommt, identisch ist, folgt mit vollkommener Sicherheit daraus, daß das Tal ja nach Livius eben nur einen Eingang und einen Ausgang besitzt. Wie NISSEN es fertig gebracht hat, hier einen dritten Weg, der in das Tal hineinführen soll, in den Livius hinein zu interpretieren (S. 12), ist völlig unverständlich. Mit Recht hat dagegen schon STÜRENBURG (S. 14) energisch protestiert, obgleich er ja sonst in der Frage der Ortsbestimmung NISSEN folgt. Aus dem reichen Material, das er vorlegt, um zu zeigen, daß Livius alius öfters gleich alter braucht, genügt es, hier die eine Stelle XXVI 5, 6 anzuführen: alia parte ipse adortus est, alia Campani. Ebenso hat COCCHIA (S. 67) die NISSENsche Interpretation als gänzlich unmöglich abgelehnt.

soll nur zwei Ausgänge haben, und zwischen ihnen sollen hohe Bergketten liegen, die Ebene von Montesarchio hat nach NISSEN selber vier oder mindestens drei Ausgänge[1]); in Wirklichkeit sind jetzt sogar neun vorhanden, nämlich:

1. Die große Straße von Montesarchio (295 Meter ü. M.) nach Benevent, welche die Ebene in einer Höhe von nur 292 Meter, also ohne Steigung, verläßt und ins Tal des Seretello oder Corvo hinabführt.[2])

2. Die noch etwas kürzere, aber beschwerlichere Straße, welche von Montesarchio in nordöstlicher Richtung über Apollosa und Monte Pino gleichfalls ins Corvotal hinabführt. Sie steigt zuerst, indem sie das vallone Caudiano umgeht, etwa 300 Meter bis zu einer Höhe von 590 Meter allmählich an und fällt dann über die genannten Orte mit 461 und 321 Meter bis auf 190 Meter im Corvotale hinab. Sie ist es, die HOLSTEIN und GARUCCI beschreiben und für die via Appia halten.[3]) Von ihr zweigt sich in nördlicher Richtung noch eine zweite Straße über Campoli (400 Meter) und Vitulano (500 Meter) ab, die in ihrem höchsten Punkte bis an 590 Meter ansteigt und dann ins Sabatotal hinabführt. Ich rechne sie nicht als besonderen Weg, weil sie im Anfange mit der Straße über Apollosa zusammenfällt.

3. Die Straße südsüdöstlich von Montesarchio nach S. Martino valle Caudiana. Sie verläßt die Ebene bei diesem Orte in einer

---

1) Diesen Widerspruch zu Livius hebt mit Recht auch schon COCCHIA S. 59 hervor.

2) Erwähnt bei HOLSTEIN als nova via. S. die folgende Anmerkung.

3) In Fortsetzung der S. 62 Anm. 2 angeführten Worte: nam altera illa via brevior per Pinum ab Augusto vel potius a Traiano Imperatore aperta et constrata fuit; quae propter acclivioris ascensus difficultatem plane neglecta in desuetudinem abiit, und ferner p. 268: veteri Appiae ductu, qui recta sub Monte Sarchio ad vicum, qui Pino dicitur et inde ad pontem Leprosum Sabati fluminis (in der Nähe von Benevent) ferebat, qua via nunc omissa, nova per alias angustias vulgo Sferracavallo dictas iuxta Serratellam flumen per longiores ambages ducitur. — GARUCCI p. 82: Dopo ... passato per Caudium ... girava in costa il monte Mauro scendendo sotto Apellosa, ove scorre il fiume Corvo ancor povero di acqua e quasi presso la sua sorgente: ivi gettarono il ponte i duumviri di Benevento, di che ci è garante la epigrafe recata di sopra. Diese Brücke ist der ponte Pataffio, sie geht nicht über den Corvo selber, sondern einen Nebenfluß von ihm. GARUCCI fährt fort: quindi procedendo l'Appia s'incontrava un altro ponte che ho riconosciuto di epoca romana. Esso è construito sul medesimo fiume Corvo gia piu copioso di acqua ... e si appella ponte Corvo. Diese Brücke geht über den Corvo selber. Die Straße führte von da direkt nach Benevent, s. die Karte.



Höhe von nur 300 Meter, also ebenso wie die Hauptstraße nach Benevent ohne Steigung, und geht dann am Gebirge entlang, langsam steigend und sinkend, ziemlich bequem nach Altavilla (394 Meter), von wo man über Avellino nach Nola gelangen kann.

Das sind die drei östlichen Ausgänge der Ebene zwischen den Berggruppen des Taburno und den Monti d'Avella.

Ebenso gibt es im Westen zwischen den Berggruppen des Taburno und dem Monte Burrano eine Anzahl von Durch- und Übergängen. Von Norden angefangen ist hier zu nennen:

4. Der Weg von Bucciano (280 Meter) über Marco (310 Meter) und von da an sinkend über Faggiano (190 Meter) nach dem Volturnus. Auch dieser Weg steigt nur 30 Meter ganz allmählich an und geht durch die ziemlich breite Senke hindurch, welche zwischen den Abhängen des Taburno und dem eigentlichen Isclero-Durchbruchstal liegt.[1]) Denn in der Schlucht, die der Isclero selber gerissen hat, geht überhaupt kein Weg. Dagegen führt südlich von ihm

5. die moderne Straße, welche von Mojano (264 Meter) nach S. Agata (155 Meter) dei Goti leitet. Sie geht sich langsam senkend an dem Nordabhange des Gebirges entlang, dessen Falten sie folgt.[2]) Über dieses selber gehen dann

6—8. noch drei Bergwege, der erste von Mojano nach S. Agata nördlich am Monte Maineto (565 Meter) vorbei, mit einem Höchstpunkte von 440 Meter, also nur 176 Meter Steigung von Mojano aus; der zweite südlich vom Monte Maineto vorbei mit einem Höchstpunkte von 500 Meter, also auch nur 236 Meter Steigung, der dritte über Luzzano südlich am Monte Iasanti (565 Meter) vorbei mit einem Höchstpunkte von 450 Meter, also gleichfalls nur 186 Meter Steigung. Andere Nebenpfade durch die südlicher gelegene Gruppe des Monte Sauccoli und Monte Burrano selber lasse ich als weit beschwerlicher außer acht. Endlich erfolgt

9. der Ausgang durch die furculae Caudinae bei Arpaja und

---

1) Ihn nennt auch STÜRENBURG S. 12, wo er sagt, es gäbe „am rechten Ufer (des Isclero) hinter dem genannten Hochkopf bei Porreta einen anderen Weg über den unteren flachen Abhang des Taburno aus dem Tale".

2) Nach STÜRENBURG S. 12 führte „an Stelle der jetzigen Kunststraße früher ein anderer Weg weniger hoch über dem Fluß", dessen Anfang er noch deutlich erkannt hat.



Arienzo, der gleichfalls fast ohne Steigung, aber schmal ist und durch den einst die via Appia in die Ebene von Caudium eintrat.[1])

Soweit die Zahl der Ausgänge, von denen NISSEN nur vier, nämlich Nr. 1, 3, ferner 4—8, die er als einen rechnet, und 9 nennt. Nr. 3 wird dann noch mit der Bemerkung beseitigt, daß das damals wahrscheinlich nur „ein Waldpfad" gewesen sei (S. 13). Das versteht sich von selber und gilt natürlich für alle Ausgänge mehr oder weniger. Aber dabei bleibt doch die Unmöglichkeit bestehen, daß man eine weite Ebene, deren Bergkranz außer dem Eingange der furculae Caudinae selber im Osten und Westen noch zwei mehrere Kilometer breite Lücken hat, durch die heutzutage eine große Zahl von Straßen und Wegen gehen, als ein Tal mit nur einem Eingang und einem Ausgang bezeichnet haben soll.

Nach Livius ist ferner der Ausgang des Tales, durch welchen die Römer weiter nach Samnium hineinmarschieren wollen, enger und schwieriger (artior und impeditior) als der Eingang, und gegenüber dem Tale selber altus, also ansteigend. Die Ebene von Montesarchio aber ist, wie vorher erwähnt wurde und wie ein Blick auf die Karte zeigt, im Osten offen. Montesarchio ist auf der italienischen Generalstabskarte mit 295 Meter Höhe bezeichnet, die Straße, welche von hier nach Benvent geht, hat an dem Punkte, wo sie die Ebene verläßt, um in das Tal des Corvobaches hinunterzusteigen, nur 292 Meter Höhe. Es ist also hier überhaupt keine Steigung vorhanden. NISSEN meint (S. 12): „Es gilt hier die Wasserscheide zu passieren, welche das Gebiet des Isclero von demjenigen des Sabato trennt. Der Paß bietet insofern größere Schwierigkeiten als der erste, weil, wie auch der moderne Name Sferracavallo andeutet, das Terrain ansteigt; HOLSTEIN bezeichnet ihn als saltum difficilem ac silvosum". NISSEN kann sich das Gelände hier gar nicht angesehen haben. Der Name Sferracavallo bezieht sich darauf, daß das Terrain hier stark zu sinken beginnt und deshalb der Weg so schwierig wird, daß dem Pferde dabei die Hufeisen verloren gehen können, und aus demselben Grunde nennt HOLSTEIN den Abstieg in das enge und bewaldete Serretellotal difficilis und silvosus.[2])

---

1) Die Belege zusammengestellt bei NISSEN S 7 f.

2) s. die Stelle S. 62 Anm. 2 und 64 Anm. 3, wo gerade der Anstieg der Straße über Apollosa und Pino dem Wege über Sferracavallo entgegengesetzt wird.

Was die Enge dieses sogenannten Passes betrifft, so sagt NISSEN selber: „Allerdings ist der Einschnitt weniger schroff und scharf markiert, als dies durch die ragenden Höhen der caudinischen Enge (von Arpaja) geschieht." Er gibt also zu, daß in Wirklichkeit das Umgekehrte stattfindet wie bei Livius, bei dem der Ausgang artior und difficilior als der Eingang sein soll. „Aber — so meint er — die bedeutende Veränderung der Terrainverhältnisse im einzelnen gestattet nicht zu entscheiden, ob der Ausdruck des Livius auf Übertreibung beruht". Die Möglichkeit einer solchen im allgemeinen zugegeben, versteht man doch nicht, wie Livius gerade zu einer Umkehrung der wirklichen Verhältnisse gekommen sein soll, und noch viel weniger, wie die geschilderten örtlichen Verhältnisse sich so vollkommen verändert haben könnten. Indessen ist in Wahrheit das, was NISSEN zugesteht, noch viel zu wenig. Denn in Wirklichkeit besteht an der Ostseite der Ebene zwischen den Berggruppen des Monte Taburno und der Monti d'Avella überhaupt gar kein Paß, sondern eine 4 Kilometer von San Martino im Süden bis östlich von Montesarchio im Norden reichende, breite Lücke, in deren ganzer Ausdehnung sich der Rand der Ebene zum Teil gar nicht, zum Teil (mit ganz unmerklicher Schwellung) nur wenige Meter über die sonstige Ebene erhebt.[1]) Wie die Samniter dazu gekommen sein sollen, sich gerade diese Lücke, die breit genug ist für eine rangierte Feldschlacht, auszusuchen, um sie zu verrammeln und unangreifbar zu machen, ist schwer zu verstehen.

Auch die Erwähnung des campus satis patens herbosus et aquosus bei Livius wäre auf die Ebene von Montesarchio bezogen eine eigentümliche Bezeichnung, wenn man bedenkt, daß darin die Samniterstadt Caudium gelegen hat, die dann gar nicht erwähnt wäre und doch als Angriffsobjekt für die Römer recht ernstlich hätte in Betracht kommen müssen[2]), und wenn man sich ferner

---

1) So sagt denn auch STÜRENBURG S. 12 ganz richtig, die Ebene sei „im Osten nur durch eine Hügelwelle von ganz geringer Erhebung von dem Gelände getrennt, das zum tief einschneidenden Tale des Serretello steil abfällt". Ebenso COCCHIA S. 61.

2) Das hat auch schon STÜRENBURG (S. 17) als auffallend bemerkt, und COCCHIA macht S. 61 mit Recht darauf aufmerksam, daß man nach Appian a. a. O. den alten Vater des samnitischen Feldherrn Pontius ἐκ τοῦ Καυδίου mit Wagen herbeigeholt habe, während nach NISSEN selber das Hauptquartier des Pontius in Caudium (Montesarchio) gewesen sei.

vergegenwärtigt, daß die Ebene von Montesarchio die größte ist, die es im ganzen Samnitergebiete überhaupt gibt. Sollten sich die Samniter wirklich dieses für eine Einschließung ungünstigste Gelände, das sie in ihrem Lande überhaupt finden konnten, für ihre Operation ausgesucht haben?

Kurz, auch das Gesamtbild, welches wir uns nach der ganzen Lage, abgesehen von allen Einzelzügen, von dem Gelände zu machen haben, paßt nicht zu der großen offenen Ebene von Montesarchio.

Um endlich die Bemerkung des Livius zu retten, daß die Römer durch eine cava rupes in das Tal hinabmarschiert seien, nimmt NISSEN (S. 13) an, sie seien nicht durch die furculae Caudinae bei Arpaia, sondern über die Berge bei S. Agata dei Goti in die Ebene von Montesarchio hinabgestiegen. Einen einleuchtenden Grund, weshalb die Römer von dem geraden Weg abgewichen seien und diesen nicht nur bedeutend längeren, sondern auch viel unbequemeren Weg gewählt haben sollen, weiß er allerdings nicht anzugeben. Er sagt (S. 14): „Warum die Römer nicht den letzteren (Paß von Arpaia) und damit die große Heerstraße einschlugen, läßt sich schwer sagen. Vielleicht fürchtete man hier Aufenthalt und Widerstand und wollte den Feind überraschen. Oder da die Ortsbestimmung ad Calatiam eine ziemliche Latitude läßt, mochte die römische Armee auch weiter nördlich nach dem Volturnus zu stehen und damit der erstere Weg der kürzere sein." Das wird kaum jemand überzeugen, da ja der samnitische Landsturm angeblich außer Landes war und eine Stellung weiter nördlich nicht ad Calatiam, sondern ad Saticulam oder ad Capuam oder Casilinum hätte heißen müssen. Außerdem war diese Einmarschlinie durch Saticula versperrt, das damals noch samnitisch war und erst 313 in die Hand der Römer gefallen ist.[1]) So werden wir also gut tun, auch diese Hypothese auf sich beruhen zu lassen.

Wenn es somit klar sein dürfte, daß NISSENS Ansetzung der Beschreibung des Livius nicht entspricht[2]), so möchte ich doch

1) Festus, M. p. 340. Liv. IX 22, 11. — Das betont mit Recht schon STÜRENBURG S. 15.

2) Auch den Beschreibungen unserer anderen Quellen entspricht die Ortsbestimmung in der weiten Ebene von Montesarchio nicht. Appian Samnit. 4, 2 nennt die Örtlichkeit στενότατον χωρίον, Plut. τόπος στενότατος — Zonaras VII 26: χώρα κοιλοτέρα καὶ στενή.



auf diesen Umstand allein nicht allzuviel Gewicht legen. Es wäre ja immerhin möglich, daß Livius eine Schilderung gegeben hätte, die in der Gegend von Caudium überhaupt kein Gegenbild hat. So gut er uns rein rhetorische und phantastische Kampfschilderungen bei dieser so wie anderen Gelegenheiten gemacht hat, auf die wir deshalb natürlich für die Wiederherstellung der Ereignisse keinerlei Rücksicht nehmen, ebenso gut könnte er uns vielleicht auch eine phantastische Geländeschilderung gemacht haben, die im Gelände wiederzufinden überhaupt unmöglich wäre.

Es ist deshalb nötig, den Nissenschen Vorschlag ohne Rücksicht auf Livius, rein aus den Bedingungen des Geländes selber heraus zu prüfen und die Frage zu stellen, ob eine Einschließung der Römer in der Ebene von Montesarchio irgendwelche Wahrscheinlichkeit für sich hat oder überhaupt möglich gewesen ist. Und da muß man mit der bestimmten Antwort erwidern, daß das nicht der Fall ist.

Der Umkreis der Ebene an den Höhen entlang, die besetzt werden mußten, wenn hier eine Einschließung erfolgen sollte, beträgt nicht weniger als 36 Kilometer. Dazu war eine Armee nötig, wie die Samniten sie ohne Zweifel damals gar nicht aufbringen konnten. Allerdings brauchten nicht alle Teile dieser Linie in gleicher Weise besetzt zu sein. Die Abhänge des Monte Taburno im Norden und die die ganze Südseite abschließenden Erhebungen der Monti d'Avella sind so steil, daß ein Angriff hier von vornherein aussichtslos erscheinen mußte. Aber ganz unbesetzt konnten darum auch diese Teile doch nicht bleiben. Die erste Kette der Monti d'Avella z. B. ist z. T. nur etwa 600 Meter hoch, also nur 300 Meter über der Ebene und auf mehreren Bergpfaden zu übersteigen. Von ihr kommt man in ein Hochtal, von dem aus der Aufstieg zu der zweiten höheren Kette beginnt, die an ihren niedrigsten Punkten 8—900 Meter hoch ist. Von da geht es zur Campanischen Ebene hinab. Wenn man bedenkt, wie viel schwierigere Aufstiege Hannibal bei seinem Alpenübergang oder Marcius Philippus bei der Übersteigung des Olymp genommen haben, so würde die vollständige Vernachlässigung dieser Berge von seiten der Samniten den Römern die leichte Möglichkeit gewährt haben, hier durchzukommen. Und ebenso steht es bei der Berggruppe des Monte Burrano. Man mußte auch

diese Teile mindestens mit Beobachtungsposten besetzen. Ja, es ist fraglich, ob selbst das genügte. Eine Abteilung von einigen hundert Mann entschlossener Leute in der Nacht von den Römern abgeschickt, konnte in einem Marsche von wenigen Stunden einen beherrschenden Punkt dieser Gebirgsgruppen erreichen, fest besetzen und so der ganzen Armee gesicherten Aufstieg verschaffen. Wenn man dieses verhindern wollte, mußten auch im Gebirge wenigstens an den gefährdeten Punkten stärkere Abteilungen aufgestellt werden.

Noch weit ungünstiger aber war die Lage in den meisten anderen Teilen der Einschließungslinie, wie sich ja schon aus der Menge der Wege ergibt, die wie erwähnt hier heutzutage auslaufen. Die große Lücke im Osten mußte nicht nur in ihrer 4 Kilometer betragenden Breite stark besetzt werden, sondern auch die nördlich und südlich an sie anstoßenden Vorhöhen des Monte Taburno und der Monti d'Avella bedurften eines ausgiebigen Schutzes, um hier Durchbruchsversuche unmöglich zu machen. Dadurch verlängert sich die Linie auf etwa 11 Kilometer, die man von den Felsen von Cornice im Süden bis zu dem östlichen Steilabfall des Monte Taburno im Norden von Montesarchio rechnen mag.

In ähnlicher Weise war die große Lücke im Nordwesten der Ebene zwischen dem Monte Taburno und der Gebirgsgruppe des Monte Burrano zu schützen. Die Breite dieser Lücke beträgt vom Monte Sauccoli an gerechnet bis zu den Westabhängen des Taburno etwa 5 Kilometer und ist, wie wir sahen, heutzutage auf fünf Wegen passierbar. Auch auf dieser ganzen Linie mußten starke Abteilungen stehen.

Endlich war der schmale Ausgang der Ebene im Westen bei Arpaja zu decken, für den eine Linie von 2 Kilometer reichlich bemessen ist. So ergeben sich im ganzen 17 Kilometer Zernierungslinie außer den durch kleinere Abteilungen zu deckenden eigentlichen Gebirgsteilen, eine Ausdehnung, die die Kräfte der Samniter bedeutend überschreiten mußte und bei der noch als wesentlich erschwerender Umstand hinzukommt, daß die einzelnen Strecken, auf denen Durchbruchsversuche der Römer in erster Linie erwartet werden mußten, nicht miteinander zusammenhingen, sondern durch breite Gebirgsteile voneinander getrennt waren, so daß, wenn eine Strecke von den Römern mit der ge-



samten Macht angegriffen wurde, ihr die anderen nicht unmittelbar zu Hilfe eilen konnten. Die Römer hatten hier alle Vorteile der inneren Linien. Rückten sie mit Benutzung der Nacht aus ihrer Zentralstellung, etwa bei Montesarchio, unbemerkt gegen eine der drei genannten Gebirgslücken vor und eröffneten den Angriff bei Tagesanbruch, so mußte es mehrere Stunden dauern, ehe die anderen Heeresteile der Samniter aus ihren entfernten Stellungen heran sein konnten, und der Angriff konnte leicht glücken, ehe Hilfe da war. Um Durchbruchsversuche eines in der Ebene von Montesarchio eingeschlossenen Heeres unmöglich zu machen, hätten die Samniter wenigstens viermal so stark sein müssen wie die eingeschlossene Armee.

Die Verhältnisse lagen also für einen Einschließungsversuch hier so ungünstig wie nur möglich, ja man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß bei den Kräften, die man für die damalige Zeit voraussetzen muß, geradezu eine militärische Unmöglichkeit bestanden hat.

Auch bei dem Ablauf der Kämpfe, wie NISSEN ihn sich bis zur Übergabe hin vorstellt und bei seiner Ortsbestimmung vorstellen muß, zeigt sich ein schweres militärisches Bedenken.

NISSEN nimmt (S. 19f.) an, daß die Übergabe nicht schon am Tage nach der Einschließung erfolgt sei, wie Livius es darstelle, sondern daß „eine ansehnliche Frist von mehreren Tagen“ vergangen sein müsse. „Gewiß — sagt er — mußten tagelange Kämpfe, eine ganze Anzahl abgeschlagener Angriffe und partieller Niederlagen vorhergegangen sein, bevor die Konsuln sich entschlossen, den stolzen Nacken unter das Joch zu beugen.“ Und er begründet diese Auffassung ganz richtig damit, daß die Samniter in guten Verteidigungsstellungen die Angriffe der Römer abwarten und dem Hunger sein Werk überlassen konnten, während die römische Armee in einem geräumigen Bergkessel von etwa 20 Millien Umfang und mit mindestens drei Ausgängen gestanden habe. „Zahlreiche Chancen — so führt er aus — boten sich dar, hier und dort den Durchbruch durch das ausgespannte Netz zu versuchen. Es wäre elende Feigheit und Kopflosigkeit gewesen, augenblicklich zu verzagen. Die römische Armee war keineswegs genötigt, sofort die Waffen zu strecken.“

Wenn das zutrifft, und es kommt uns nicht in den Sinn, die Richtigkeit zu bestreiten, wie kommt es dann aber, daß die Rö-

mer keine Kunde von ihrer Lage nach Rom gelangen und Entsatz kommen ließen. Bei einer so weiten Zernierungslinie, wie NISSEN sie sich denkt, ist ein vollkommener Abschluß einfach undenkbar, irgendwo mußte es kleinen Abteilungen oder mindestens Einzelnen möglich sein, sich durchzuschleichen. Das Gelände war viel zu waldreich und unübersichtlich, der Pfade und Tälchen, der Kuppen und Durchschlupfe zu viele, um von den Gegnern restlos und dauernd beobachtet zu werden. Von Caudium bis Rom sind 200 Kilometer Luftlinie, nicht viel mehr auf der via Latina. In 2—3 Tagen konnte Kunde in Rom[1]) und in spätestens 10 ein Entsatzaufgebot zur Stelle sein. Warum mußte man sich also ergeben, wenn man im Tale von Montesarchio eingeschlossen war? Lebensmittel für diese kurze Spanne Zeit mußte man, wie übrigens NISSEN selber mit Recht ausführt, bei einem auf mehrere Tage berechneten Durchmarsch durch Feindesland doch bei sich haben.

Wir fragen uns also mit Erstaunen, wie NISSEN eigentlich zu dieser seiner Hypothese gekommen ist, da doch das Gelände andere Örtlichkeiten an die Hand gibt, bei denen diese Schwierigkeiten nicht bestehen. Das ist vor allem, da das Tal von Mojano wegen seiner oben besprochenen Geländegestalt nicht in Betracht kommen kann[2]), die Enge von Arpaja, der ja von jeher der Name furculae Caudinae zugekommen ist[3]) und deren Natur diesem Namen aufs beste entspricht, da der Paß wie das gabelförmige Marterwerkzeug der Römer, die furca, von Westen nach Osten sich trichterförmig verengend zuläuft.

Der Hauptgrund, den NISSEN gegen die Lokalisierung in dieser Enge anführt, ist, daß das ganze Gelände hier viel zu klein sei, um den Schauplatz für die Katastrophe zu bilden.

Eine doppelte konsularische Armee — so führt er S. 10 f. aus — betrug, wenigstens in den Zeiten des Polybius 36—40000 Mann mit 2—3000 Reitern. Beim Durchzuge durch den Paß von Arpaia hätte die Kolonne, um nicht an beiden Enden weit

---

1) Livius rechnet sogar für Gesandte der Samniter nach Rom nur 3 Tage: tridui iter expeditis erat (IX 9, 13).

2) s. oben S. 65. Eingehend widerlegt ist diese Ansicht von COCCHIA S. 51 bis 56, der neben anderen Gründen mit Recht hervorhebt, daß das Tal des Isclero erst beim vado delle fratte eine Miglie unterhalb Mojano anfängt, eng zu werden.

3) NISSEN S. 11 mit Beziehung auf HOLSTEIN S. 267.

darüber hinauszuragen, in einer sehr großen Breite marschieren müssen; selbst 50 Mann hätten dazu nicht genügt. Denn als die Spitze der Kolonne den Ausgang erreicht hatte und ihn verrammelt fand, kehrte die Armee nach Livius eilends um, um den Eingang wieder zu erreichen, füllte also nicht einmal die ganze Paßlänge aus, die doch nur 3 Millien, d. h. 4½ Kilometer, beträgt.

Außerdem — so meint NISSEN weiter — passe auch sonst die Örtlichkeit nicht zur Beschreibung des Livius. Als campus satis patens könne man die kleine Ebene von Arpaja nicht bezeichnen, in der kaum ein Lager für zwei Legionen, das nach Polybios ½ Millie im Quadrat einnehme, bequem Platz finde, und auch der Ausdruck „wasserreich" (aquosus) treffe nicht zu, da kein dauernd fließender Bach, sondern nur Trockenrinnsale (torrenti) hier von den Bergen herabkämen.

Die letzten Einwände wiegen leicht, ein campus satis patens ist ein relativer Begriff: in den samnitischen Bergen mag schon eine schmale Ebene wie die von Arpaja dafür gelten, die für ein römisches Heer von der in Wirklichkeit anzunehmenden Größe (s. S. 75) völlig genügende Lagerbreite hatte; und wie es mit dem Wasser ausgesehen hat, als noch die Berge ringsherum hier alle bewaldet waren, können wir zwar nicht mehr wissen, aber mit Wahrscheinlichkeit vermuten, daß ein viel reichlicherer und regelmäßigerer Wasserabfluß vorhanden war.[1])

Der Haupteinwand bleibt die geringe Länge des Passes, und über sie muß eingehend gesprochen werden.

NISSEN rechnet die einrückende römische Armee auf 36 bis 40000 Mann mit 2—3000 Reitern, weil zu Hannibals Zeiten ein doppeltes konsularisches Heer so stark war. Das ist doch ein arger Rechenfehler. Zu den Zeiten Hannibals war das gewöhnliche Aufgebot allerdings so stark, aber damals waren die Römer Herren von ganz Italien von der Macra und dem Rubico bis zur Meerenge von Messina. Das Gebiet, über welches sie verfügten,

---

1) Übrigens fehlt es auch heutzutage nicht ganz an fließendem Wasser, wie denn DANIELE auf seiner Karte bei Nr. 4 eine „fonte perenne" östlich vom Kapuzinerkloster verzeichnet, die auch COCCHIA erwähnt (vgl. unsere Karte). Und STÜRENBURG, obwohl er NISSENS Ansicht sonst teilt, sagt doch S. 12, das Tal werde von einem Wildflutbett durchzogen, das allerdings in der Regel kaum von einem dünnen Rinnsal durchflossen werde.



betrug etwa 130000 Quadratkilometer[1]), die gesamte waffenfähige Mannschaft, die ihnen zu Gebote stand, etwa $^{3}/_{4}$ Millionen.[2]) Davon kamen auf den ager Romanus etwa 27000 Quadratkilometer mit 273000 Waffenfähigen.[3]) Das heißt, es saßen im römischen Gebiet auf je einem Quadratkilometer rund 10 Waffenfähige, von denen bei einer Aushebung für ein doppeltes konsularisches Heer rund 18000 Mann, also $6^{1}/_{2}$% ausgehoben wurden. Zur Zeit der caudinischen Katastrophe dagegen umfaßte der ager Romanus nur 6—7000 Quadratkilometer, also ein knappes Viertel des Gebietes[4]), wir können daher bei gleich dichter Bevölkerung und gleicher Anspannung die Zahl der römischen Bürger in einem doppelten konsularischen Heere auch nicht höher ansetzen als ein knappes Viertel von der Zahl zu Zeiten Hannibals, d. h. auf 4 bis 5000 Mann.

Noch ungünstiger steht es mit der Bundesgenossenschaft.

Das Gebiet der Latiner und der anderen Bundesgenossen betrug im zweiten punischen Kriege rund 103000 Quadratkilometer[5]), ihre Aushebung zu einem doppelten konsularischen Heere mit Reiterei rund 20000 Mann.

Zur Zeit der caudinischen Katastrophe dagegen betrug das Gebiet der Latiner und Herniker nach BELOCH[6]) rund 4000 Quadrat-

1) BELOCH, Bevölk., rechnet die Halbinsel südlich des 44°, der etwa der damaligen Nordgrenze des römischen Gebietes entspricht, auf 129207 Quadratkilometer.

2) Polyb. II 24. 3) BELOCH, Der italische Bund S. 77. 80. 100.

4) BELOCH a. a. O. S. 71.

5) Nämlich das ganze Rom untertänige Gebiet von rund 130000 Quadratkilometern minus dem ager Romanus von 27000 Quadratkilometern.

6) a. a. O. S. 71. Danach beträgt das Gebiet der Latiner vor dem Latinerkrieg zusammen mit dem der Herniker 3397 Quadratkilometer. Davon sind abzuziehen die Gebiete, welche Rom im Latinerkriege annektiert hat, mit 210 Quadratkilometer, hinzuzuzählen die, welche durch Gründung latinischer Kolonien bis 321 v. Chr. hinzugekommen sind, nämlich

Cales	334 v. Chr. mit	120 Quadratkilometer	(S. 138)
Fregellae	328 „ „ „	150 „	(ib.)
Luceria	323 „ „ „	464 „	(S. 139)
		734 Quadratkilometer	
Es ergibt sich also		3397	
		— 210	
		3187	
		+ 734	
		3921	

kilometer, während das der anderen damaligen Bundesgenossen schätzungsweise etwa 6—700 Quadratkilometer betragen mochte[1]), so daß wir auf etwa 4500—5000 Quadratkilometer kommen. Das würde also kaum $^1/_{20}$ der späteren Ausdehnung sein und also bei einer Anspannung wie später nur rund 1000 Mann für ein doppeltes konsularisches Heer ergeben.

Wenn wir nun auch annehmen wollen, daß im Jahre 321 besonders große Anstrengungen gemacht worden sind, wozu aber eigentlich kein Grund vorliegt, so werden wir doch über eine Armee von 12—15000 Mann kaum hinausgehen dürfen.[2])

Und damit tritt das Problem der Ortsbestimmung der Niederlage in eine ganz andere Beleuchtung.

12—15000 Mann in einer Kolonne zu Vieren haben eine Tiefe von rund 3500 Mann, brauchen also reichlich gemessen 4 Kilometer Marschlänge. Wer sagt uns aber, daß die Römer in einer Kolonne zu Vieren marschieren mußten? Wir tun das heutzutage auf unseren Chausseen, weil wir nur den Straßenkörper zur Verfügung haben, der von hochkultiviertem, dem Marsche hinderlichem Land eingefaßt zu sein pflegt, und weil wir die Hälfte der Straße selber für den Verkehr aller Art freihalten wollen.

Wer die Straßen- und Anbauverhältnisse in niedrig kultivierten Ländern kennen gelernt hat, wird sich an dieses Marschbild nicht zu binden geneigt sein. Die Wege noch im heutigen östlichen Europa, in Galizien, der Bukowina, Rumänien und Rußland zeigen ein ganz anderes Aussehen. Von Chaussierung ist meist keine Rede. Es gibt gewöhnlich gar keinen abgegrenzten Fahrdamm und meist auch kein durch Kulturhindernisse besetztes Feld daneben, sondern Straße und Feld gehen ineinander über. Ist der Weg in der Mitte ausgefahren, so fährt man beliebig rechts und

1) Es standen damals nur folgende Staaten mit Rom im foedus: von Etrurien Falerii seit 351 (Beloch S. 161), in Apulien Arpi seit 326 (ib. S. 175). Die Marser, Vestiner und Lucaner sind erst später eingetreten (Beloch S. 165, 172). Wenn wir schätzungsweise das Gebiet von Falerii gleich dem von Sutrium oder Nepete (Beloch, S. 71) mit etwa 150 Quadratkilometer, das von Arpi gleich dem benachbarten Luceria mit etwa 464 Quadratkilometer (Beloch a. a. O. S. 139) ansetzen, so ergibt das zusammen noch rund 6—700 Quadratkilometer.

2) de Sanctis S. 314 rechnet denn auch nur 18000 Mann. Aber auch das ist noch zu hoch. Die Schätzungen von Dionysios von Halikarnaß XVI 3 und von Appian Samn. 4, 3 auf 40 bzw. 50000 Mann sind natürlich ohne Wert.

links über das Feld, so daß die sogenannte Straße oft 40 und mehr Meter breit ist. Auf solchen Wegen liegt gar keine Veranlassung vor, in Kolonnen zu Vieren zu marschieren. Man kann in mehreren Kolonnen in fast beliebiger Breite nebeneinander ziehen und das nötige Gepäck in die Mitte nehmen. Xenophon ist auf seinem Rückzuge meist so marschiert, und auch für die Römer beschreibt Polybios (IV 40, 10) dieselbe Marschordnung besonders in der Nähe des Feindes.

Dazu kommt ein dritter Umstand. Wenn ein marschierendes Heer mit der Spitze der Kolonne auf ein Hindernis stößt, wie die Römer es nach Livius' Erzählung am Ausgange aus dem caudinischen Passe antrafen (s. oben S. 63 Anm. 2), so läßt man, um es zu nehmen, aus der Tiefe aufmarschieren. Nur die vordersten Abteilungen halten, die nächsten marschieren seitlich auf, während die noch weiter rückwärtigen im Marsch bleiben und so die lange Kolonne mit jeder Minute mehr verkürzen. Erst wenn es nicht gelungen war, das Hindernis zu nehmen, war der Augenblick gekommen, das ganz oder teilweise aufmarschierte Heer geschlossen zurückzuführen und den Versuch zu machen, den rückwärtigen Ausgang zu gewinnen. Darauf müßte man natürlich die von NISSEN angeführten Worte des Livius IX 2, 10: citati inde retro, qua venerant, pergunt repetere viam; eam quoque clausam sua obice armisque inveniunt beziehen, wenn wir ihm überhaupt die Ehre antun wollen, in ihnen mehr zu sehen als eine rhetorische Ausmalung.

Alle diese Umstände wirken zusammen, um uns die Katastrophe der Römer in einem Tale von nur 4½ Kilometer Länge, wie NISSEN rechnet, als durchaus möglich erscheinen zu lassen, und es fragt sich jetzt also nur noch, ob das Tal von Arpaja auch sonst den Anforderungen entspricht, die wir an eine solche Örtlichkeit zu stellen haben. [Vgl. die Karte Caudium 1 : 50000.]

Die Enge von Arpaja ist in ihrer ganzen Länge im Norden und Süden von zwei zusammenhängenden hohen Bergwänden eingeschlossen, die sich auf der einen Seite bis zu 768, auf der anderen bis zu 927 Metern erheben, also 600 bis 800 Meter über die Talsohle ansteigen und recht steil sind. Denn die horizontale Entfernung vom Fuße dieser Berge bis zu den Spitzen beträgt durchschnittlich nur etwa 1½ Kilometer, die Steigung

also etwa 1 Meter auf $2^1/_2$. Dies sind die montes perpetui von Livius' Schilderung.

Das zwischen ihnen liegende Tal hat eine Talsohle von durchschnittlich 1 Kilometer Breite. Es ist der campus satis patens des Livius. Am Eingange wie am Ausgange steigt das Tal an.

Am Eingange liegt da, wo die eigentliche Enge beginnt, ein kleiner Hügel, auf dem heutzutage ein Kapuzinerkloster steht. Er ist allerdings nur 160 Meter hoch und ragt also nur 36 Meter über die Talsohle auf, aber er verengt doch den Eingang sehr beträchtlich und läßt besonders an seiner Nordseite, an der die Straße von Calatia (Maddaloni) vorbeiführt, nur einen schmalen Durchgang, der einen Sattel zwischen dem Hügel selber und der nördlichen Bergwand übersteigt. Dies sind die primae angustiae des Livius.

Nachdem die Talsohle von hier an zuerst allmählich angestiegen ist, hebt sich am östlichen Ende das Gelände schneller um 90 Meter bis zu dem Dorfe Arpaja, und hier treten die beiden Bergwände von Norden und Süden her westlich von S. Fortunato und der Costa Clauda mit besonders schroffen Abfällen nahe aneinander heran. Das Tal bildet hier eine scharf eingeschnittene Schlucht.[1]) Dies ist der alius saltus artior et impeditior des Livius. Das Bild, welches sich von hier aus dem Auge bietet, wird von dem Besucher COCCHIA folgendermaßen geschildert:

„Der Weg erlaubt bei der Brücke von Arpaja, die sich mehr als 100 Meter über den Eingang des Tales erhebt, es ganz mit dem Blicke zu beherrschen. Hier zeigt sich dem Auge das anmutige Talbecken, ganz von Bergen umkränzt, in seiner ovalen Form in einer mittleren Breite von einer Miglie ($1^1/_2$ Kilometer) und in einer Länge von nicht mehr als drei Miglien. Hier zeich-

1) s. die Karte. STÜRENBURG beschreibt die Stelle so (S. 16): Gerade unterhalb dieses Ortes (Forchia) verengert sich das im übrigen muldenförmig von Arienzo nach Arpaja aufsteigende Tal zu einer scharf eingeschnittenen Schlucht, die jetzt die am nördlichen Talrande zur Paßhöhe geführte Straße tief unter sich läßt, in der aber vielleicht der ältere Weg hinzog.“ Ebenso sagt COCCHIA S. 63: La via sale con un pendio piu ripido e scosceso e le due cateni di monti, che allargandosi fin pui avedano dato adito alla valle di esplicarsi, si avicinano cosi strettamente l'una dall'altra che la fanno finire in un passo assai angusto sul quale è collocata Arpaia. Man vergleiche die Niveaulinien der Karte.

net sich auch der Eingang des Tales von Kampanien her deutlich ab zwischen dem Hügel Puntarella auf der linken und dem Kapuzinerkloster auf der rechten Seite, die voneinander nur 200 Meter entfernt sind.[1])"

Von beiden Engpässen wird gesagt, daß sie „alti" gewesen seien. Das ist der einzige Punkt, der heute insofern nicht mehr ganz stimmt, als die Erhebung der Stellen über das Tal nur gering ist. Aber vorhanden ist sie auch heute noch und mag vor mehr als zwei Jahrtausenden, während deren von den entwaldeten Bergen sehr bedeutende Erdmassen zur Auffüllung des Tales herabgespült sein müssen, beträchtlich höher gewesen sein.[2]) Immerhin bleibt der Ausdruck des Livius, daß die Römer eine cava rupes hinabgezogen seien (S. 63 A. 2), um in das Tal zu gelangen, übertrieben.

Ich habe vorher die Ansicht geäußert, daß, wenn das gesuchte Gelände auch nicht mit der Beschreibung des Livius übereinstimmen sollte, doch daraus allein keine Verwerfung der Örtlichkeit zu rechtfertigen sein würde, da Livius sehr wohl aus der Phantasie geschöpft haben könne. Bei dem Zug um Zug übereinstimmenden Bilde der Wirklichkeit mit Livius wird man aber doch wohl sagen müssen, daß hier bei diesem Autor oder vielmehr seiner Quelle unzweifelhaft Selbstschau zugrunde liegt und die Überlieferung mithin die Enge von Arpaja als Ort der Niederlage angesehen hat.

NISSENS erstaunliche Behauptung, daß jedem, der mit offenen Augen den Weg zwischen Arienzo und Arpaja zurückgelegt habe, sich die Unterscheidung zwischen einem ersten und zweiten Paß geradezu als widersinnig herausstelle, müssen wir also als gänz-

1) S. 63: La via permette in vicinanza del ponte di Arpaia che si eleva di piu di cento metri sul ingresso della valle, di dominarla tutta intera collo sguardo. è qui che all' occhio si dispiega l'ameno bacino, tutto intorno coronato da monti colla sua forma ovale e con l'ampiezza media di un miglio per una lunghezza che non supera le tre miglia. ed è qui pure che si disegna nettamente l'ingresso della valle dalla parte della Campania tra la collina di Puntarella a sinistra e l'eremo dei Cappucini a destra, distante da loro non più che lo spazio di duecento metri.

2) COCCHIA sah hier im Oktober 1888 nach einem Gewitter die Straße ein Meter hoch mit Geröll und Schutt bedeckt, der aus den Bergen herabgeschwemmt war, und die Brunnengrabungen, die hier gemacht sind, bestätigen, daß hier eine gewaltige Schicht von Alluvialmassen im Laufe der Jahrtausende angehäuft ist. COCCHIA S. 65.



lich unberechtigt zurückweisen und ebenso seine weitere Ausführung, eine geringe Naturerkenntnis und weniges Nachdenken genüge, um einzusehen, daß es überhaupt kein Gebirgstal mit einem ein- und einem ausmündenden Paß geben könne, wenn die Gesamtlänge des Tals nebst beiden Pässen nicht mehr als 3 Millien betragen solle.

Daß die Örtlichkeit außer zu der Überlieferung auch zu dem ganzen militärischen Bilde, das wir uns machen müssen, aufs beste paßt, bedarf kaum noch der Ausführung.

Die gesamte Zernierungslinie der Samniten betrug bei dieser Stellung nur 10½ Kilometer, die sie auch mit mäßigen Kräften ausreichend besetzen konnten, und zwar um so leichter, als sie ja nur etwa ein Fünftel dieser Linie am Ein- und Ausgange des Tales wirklich mit starken Abteilungen zu decken brauchten, während die übrigen vier Fünftel auch bei schwacher Besetzung hinreichend gesichert waren. Infolgedessen konnten die Samniter an den beiden Ausgängen so starke Truppen aufstellen, daß ein Durchbruchsversuch aussichtslos war.

Auch die Vorteile der inneren Linien, die sich bei der Stellung in der Montesarchio-Ebene so stark für die Römer geltend machten, gingen ihnen hier wegen der geringen Ausdehnung der Stellung völlig verloren. Bei einem plötzlichen Angriff auf einen der beiden Ausgänge konnten nicht nur die anliegenden Abteilungen von den benachbarten Bergen unmittelbar zur Stelle sein, sondern auch die Heereshälfte am anderen Paßende konnte im Verlaufe einer halben Stunde so weit sein, die Römer im Rücken zu bedrohen und damit ihren Angriff zu lähmen. Endlich war in diesem Gelände und bei der geringen Ausdehnung der feindlichen Ausdehnungslinie ein Durchschleichen einzelner und damit die Möglichkeit, Entsatz herbeizurufen, so gut wie ausgeschlossen.

Man sieht also, in diesem Gelände stand die Sache der Römer, nachdem sie einmal eingeschlossen waren, wirklich verzweifelt. Hier hatte man sie tatsächlich in der Zange, da man sie in unmittelbarer Nähe umstellt hatte und ihnen überhaupt keine freie Bewegungsmöglichkeit mehr übrig blieb. Es war ein Hinterhalt, der in seiner örtlichen Geschlossenheit und Einheitlichkeit auch dem antiken Kriegswesen in seinen Anfängen viel angemessener ist als der großartige, entschieden über den Gesichtskreis

dieses Hirtenlandsturms hinausgehende Entwurf einer Umstellung in weitem Umkreise von 36 Kilometern mit drei voneinander getrennten und auf selbständiges Handeln angewiesenen Heeresteilen, deren Zusammenwirken doch eine ganz andere Schulung verlangt, als man für diese Menschen vorauszusetzen berechtigt ist.

Ob und was für Versuche die Römer gemacht haben, sich aus dieser Umklammerung zu befreien, das läßt sich natürlich nicht mehr feststellen, da es Augenzeugen nicht mehr gab, als man in Rom anfing, ausführliche Geschichte zu schreiben, und alle Vermutungen darüber, ob die Übergabe, wie NIEBUHR meinte, nach Verlust einer großen Schlacht, ob sie, wie NISSEN es sich vorgestellt hat, nach dem Scheitern mehrerer Durchbruchsversuche oder ob sie schließlich durch den Hunger erzwungen worden ist, wie mehrere unserer Quellen andeuten, sind bei dem Stande unserer Überlieferung gegenstandslos. Daß aber auch bei den Ausschmückungen des Livius und der Schilderung der Verzweiflung der Römer, die es für unmöglich erklären, die hohen, unmittelbar das Heer einschließenden Bergwände heraufzustürmen, an ein Gelände gedacht ist wie das von Arienzo—Arpaja und nicht wie das von Montesarchio, lassen die Worte und Äußerungen des Livius ohne Schwierigkeit erkennen.



Autographie v. H. Wagner & E. Debes, Leipzig.

Entworfen von J. Kromayer